Friedrich Schiller; Geschichte seines Lebens und Characteristik seiner ...

Richard Weltrich

Friedrich Schiller

Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen

Von

Richard Weltrich

kgl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Kadettenkorps zu München

---

Erster Band

Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste

Stuttgart 1899

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Der vorliegende erste Band ist in drei Lieferungen erschienen,
die in den Jahren 1885, 1889 und 1899 ausgegeben wurden.

Dem Andenken

meines Lehrers und Freundes

Friedrich Theodor von Vischer

gewidmet.

Vorrede

zum ersten Bande.

Das Leben Schillers dem deutschen Volke zu erzählen, ist eine Aufgabe, welche oft genug unternommen wurde, um in den Augen des Dilettantismus einen neuen Versuch zu erleichtern, in den Augen derer, welche es mit der Wissenschaft ernst nehmen, ihn zu erschweren. Denn während der fingerfertige Kompilator ein reichlich zusammengetragenes Material bequemen Sinnes willkommen heißt, empfindet der Andere zur Last, daß die Zahl der Vorgänger die Selbständigkeit einer neuen Arbeit hemmt; er fühlt die Verantwortung, welche er auf sich nimmt, indem er das Publikum einlädt, einen begangenen Weg in anderer Weise und gegen das Versprechen einigen Gewinnes an seiner Hand zu machen. Wer freilich ein Kenner der Schillerlitteratur ist, dem braucht man nicht erst zu sagen, daß die Notwendigkeit, in unsern Tagen das Leben des Dichters von Neuem zu schreiben, gekommen ist. Auf die Leistungen meiner Vorgänger dankend und prüfend Bezug zu nehmen, wird dieses Buch oftmals veranlaßt sein; hier muß ich mich auf wenige Andeutungen zur Geschichte der Schillerbiographie beschränken. Während das deutsche Volk seinen Dichter wärmer und wärmer ins Herz schloß, waltete über der Beschreibung seines Lebens in den ersten Jahrzehnten nach seinem Tode kein günstiger Stern. Spärlich und dürftig, dabei verstreut in Zeitschriften, waren die Berichte, welche die Jugendfreunde Schillers über seine erste Lebensperiode gaben; die Familie des Dichters hielt aus Pietät für den Entschlafenen mit öffentlichen Aufschlüssen zurück, und gewissenlose Fälscher begannen eilig das wenig geschützte Feld anzubauen. Einen Kram unwahrer und absurder Nachrichten brachten J. G. Gruber und K. W.

Oemler in Umlauf, unter dem frechen Anspruch, den Dichter zu ehren; Oemler insbesondere in den Büchern: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben" (Stendal 1805) und „Schiller, der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem früheren Leben" (Stendal 1806). Man hält es kaum für möglich, wie lange Zeit und in wie weite Schichten hinein diese Fälschungen nachwirkten. Oemler hatte eine Reihe von Anekdoten aus der Kindheit des Dichters erfunden, er fabricirte Tagebücher und Briefe von Schiller, darunter die Briefe an „Karl" Moser; sie trugen das Gepräge der Geziertheit und Unkindlichkeit auf der Stirne, aber Hoffmeister und Gustav Schwab verwerteten in ihrer Biographie dieses Material. Ein Gedicht, angeblich von der Mutter Schillers stammend, in der That aber ein Produkt von Oemler, hörte ich vor wenigen Jahren in Marbach wieder aus Volksmund. Die Unechtheit der Moserschen Briefe wies Eduard Boas zum Gelächter des Publikums nach; aber die Berliner Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt scheute sich nicht, im Jahr 1870 eine neue Titelausgabe ihrer 1856 erschienenen Sammlung der Briefe Schillers zu publiziren, und 1870 wie 1856 wurden die Briefe an Moser dem Publikum aufgetischt. Zuvor hatte Heinrich Döring eine unkritische und flüchtige Sammlung der Briefe veranstaltet; auch mit einer Beschreibung von Schillers Leben trat er hervor, als er schockweise Dichterbiographien in den Handel brachte. Das erste umfassende und ernste Werk schrieb Karl Hoffmeister (1838); eine wissenschaftliche Leistung, welche noch heute Achtung verdient, wenn sie auch unsern Ansprüchen an Methode nicht mehr genügen kann, wenn auch das geschichtliche Material, über welches sie verfügte, längst überholt ist und für die Beurteilung der Werke des Dichters Hoffmeisters ästhetische Begabung nicht zureichte. Diese Biographie wurde in populärer Kürzung durch Viehoff dem Publikum zugänglicher gemacht. Veraltet sind heute beide Werke. Gustav Schwab folgte mit einem von kleinlichem Geiste diktirten, auch stofflich armen und unkritischen Buch. Die gröbsten Irrtümer zeigte Eduard Boas ihm auf, der zu bleibendem Verdienst zuerst eine strengere Prüfung der Quellen versuchte (1856).

Die Schwägerin Schillers, Karoline von Wolzogen, hatte inzwischen (1830) die erste Auflage ihres Lebens Schillers veröffentlicht; ihr noch heute gelesenes Buch ist ein Werk warmer und feiner Empfindung, und die Ausführlichkeit, mit welcher sie bei der familiären Seite des Dichterlebens verweilte, die große Zahl der Briefe, welche sie beigeben konnte, brachte vieles Neue von dauerndem Wert. Aber die weibliche Feder, wie die Sinnesart der Verfasserin verraten sich merklich; die Komposition ist lässig und willkürlich, und die strenge Wahrheit wurde zuweilen der schöneren Färbung untergeordnet. Einen großen Erfolg erzielte die Biographie von Emil Palleske, welche heute in 11. Auflage vorliegt. Ohne Frage sind an Palleske Fleiß, Wärme, fesselnde Darstellung zu rühmen; aber sein Feuer ist doch oft Strohfeuer, sein Stil Rhetorik und Deklamation. Palleskes ästhetische Kritik steht nicht viel über dem Niveau eines Enthusiasten; durchgebildetes Urteil und strengere Maßstäbe fehlen. Auch H. Düntzer hat im Jahre 1881 ein Leben Schillers publizirt, ein mit Illustrationen versehenes Buch; mit Verzicht auf jede Untersuchung der geistigen Bedeutung des Dichters, auf jede Analyse der Werke; wenig mehr als eine kalenderartige Aufzählung der Ereignisse. Von kleineren, mehr den Charakter der Skizze tragenden Arbeiten möchte der Aufsatz von Körner, die Biographie Schillers von Karl Goedeke und Rud. v. Gottschalls interessanter, im „Neuen Plutarch" veröffentlichter Essay in erster Linie zu nennen sein. Carlyle und Bulwer gaben dem englischen Volke ein Bild des Dichters.

Die nationale Begeisterung für Schiller hat im Jahre 1859, um die Zeit des Säkularfestes, einen Höhenpunkt erreicht. Für die litterarhistorische Forschung ist Schiller in den letzten Dezennien einigermaßen in den Hintergrund getreten, zum Vorteil Goethes, welchem das liebevollste Studium zugewendet wurde. Goethes vielseitige, ein reiches und ausgereiftes Leben füllende Thätigkeit erschloß sich schwerer dem Verständniß der deutschen Nation. Aber daneben hat immer eine kleinere Gruppe der tüchtigsten Forscher dem schwäbischen Genius sich willig zum Dienste gestellt, und nachdem in der großen, siebenzehnbändigen

historisch-kritischen Schiller-Ausgabe Goedekes ein litterarisches Monumentalwerk fast sondergleichen geschaffen war, hatte das strengere Studium Schillers die unentbehrlichste Unterlage gewonnen. Die Publikation der großen Briefwechsel durch Goedeke, Vollmer, Fielitz schloß sich an, Urlichs, Speidel und Wittmann brachten neues briefliches Material zu Tag, monographische Arbeiten von Fielitz, Boxberger, Klaiber, v. Schloßberger erhellten einzelne Fragen. In einem Werke von epochemachender Bedeutung untersuchte Tomaschek die wissenschaftliche Thätigkeit Schillers: Kuno Fischer, Ueberweg und Andere waren in gleicher Richtung thätig. Gerade das letzte Jahrzehnt hat in reichlicher Menge neue Quellen erschlossen. Gegenüber diesem gewaltigen, von Seite der Biographen noch allzuwenig verwerteten, mit älteren, stets wiederholten Traditionen oft in Widerspruch befindlichem Material wurde es zur Pflicht, die gesammte Ueberlieferung von Schiller einer Revision zu unterziehen. Dies ist die Aufgabe, welche ich mir stellen zu müssen glaubte: und eine durchgängige Aufzeigung der Quellen unter Wahrung des authentischen Textes der Originalzeugnisse mußte die Kontrole bieten. Doch zum Mindesten das gleiche Gewicht wollte ich auf die kritische Erörterung der Schöpfungen Schillers legen. Nicht nur die dichterischen Werke allein durften hiebei im Vordergrund stehen: schon ihr genetischer Zusammenhang mit den philosophischen und historischen verbot diese Einseitigkeit. Aber allerdings sollte die dichterische Thätigkeit und mit besonderer Betonung Schillers dramatische Produktion die Zeichnung des Bildes beherrschen.

Ich übergebe meinen Versuch hiemit dem deutschen Volke. Mein Buch wird zweifelsohne seine Mängel haben; aber, da man seines Fleißes sich ja rühmen darf, so will ich sagen: es war ein schweres Stück Arbeit. Und es ist ehrliche Arbeit. Zur Ehre Schillers war mein Wahlspruch.

Es ist ein eigentümliches Geschick, daß gerade mein Buch, welches grundsätzlich bestrebt ist, die Quellennachweise durchaus zu geben, Jedem das Seine zu lassen und in Darstellung und Ausdruck möglichst selbständig zu bleiben, noch vor seinem Erscheinen von einer Ausbeutung der schlimmsten Art betroffen

worden ist. Dem Leser, welcher meine Arbeit mit der zu Ostern des laufenden Jahres im Verlag des Bibliographischen Institutes zu Leipzig veröffentlichten Biographie „Schillers Leben und Dichten“ von C. Hepp vergleicht, wird partienweise eine überraschende Aehnlichkeit auffallen. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich über die vier ersten Kapitel meines Buches, und sie betrifft sowohl den Plan, den stofflichen Inhalt, die Anordnung und Gliederung des Materials im Ganzen, den Gedankengang, als auch die stilistische Ausdrucksweise vieler einzelner Stellen. In Wahrung meiner Rechte habe ich unter dem 16. April in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. April 1885 „Protest“ „zum Schutz des geistigen Eigentums“ erhoben; ich habe den Grad und die Art der Uebereinstimmung dort eingehend untersucht und aus einer großen und in sich zusammenhängenden Reihe von Thatsachen die Schlußfolgerung gezogen, daß C. Hepp mein Manuskript zur Ausarbeitung seiner Schillerbiographie widerrechtlich benutzt hat. Für diejenigen meiner Leser, welche diesen Protestartikel nicht kennen gelernt haben, bemerke ich in Kürze folgendes. Am 14. April 1880 schloß die Meyersche Verlagsbuchhandlung zu Leipzig, das Bibliographische Institut, aus freiem Entgegenkommen mit mir einen Vertrag bezüglich Abfassung einer biographischen Einleitung zu Schillers Werken. Das Unternehmen zerschlug sich, da meine Arbeit über den beabsichtigten Rahmen weit hinauswuchs; ich selbst machte unter dem 17. August 1882 dem Bibliographischen Institut den Vorschlag der Vertragslösung. Derselbe wurde angenommen. Nach dem von mir im Jahre 1881/82 eingelieferten Manuskriptstück war inzwischen bei Meyer der Satz begonnen worden; die ersten 9 Druckbogen des Buches waren mir zur Korrektur zugegangen. Diese ersten 9 Bogen umfaßten bis auf wenige Seiten den Inhalt meiner vier ersten Kapitel. Bei Lösung des Vertrags erhielt ich von Meyer nach Tilgung aller meiner Verbindlichkeiten unter dem 3. November 1882 mein bis dahin im Bibliographischen Institut aufbewahrtes und dem Versprechen nach unter Verschluß gehaltenes Manuskript sowie eine Anzahl von Korrekturabzügen zurück. Den Verlag meines Werkes, welches nach

jeder Richtung hin zu erweitern und zu vertiefen mein Wille war, übernahm die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart; sie begann den Druck im Sommer 1883. Vor etwa 4 Wochen, zu Ostern 1885, hat C. Hepp im Verlag des Bibliographischen Institutes die obengenannte Schillerbiographie veröffentlicht. C. Hepp ist der Prokurist des Bibliographischen Instituts. C. Hepp hat in den Jahren 1880—1882 die gesammte geschäftliche Korrespondenz mit mir geführt und mein Manuskript, beziehungsweise die darnach gefertigten Korrekturabzüge gelesen.

Nachdem infolge durchgreifender Ueberarbeitung meines ursprünglichen Textes die ersten vier Kapitel des Buches, welche im Meyerschen Druck 9½ Bogen gegeben hatten, nunmehr im Cottaschen Druck über 21 Bogen sich erstrecken, ist die Aehnlichkeit zwischen dem Heppschen Text und dem meinigen eine etwas verstecktere geworden. Zur Seite liegen ließ C. Hepp ohnehin von meiner ursprünglichen Arbeit Alles, was er nicht verstanden hat oder was ihm für seinen „populären" Zweck nicht rentabel erschien. Dennoch wird ein vergleichender Blick die Spur der Uebereinstimmung mit Leichtigkeit verfolgen, und je mehr meiner biographischen Vorgänger in die Untersuchung hereinbezogen werden, um so schärfer muß das Verhältniß, welches zwischen dem Heppschen Buch und meinem Eigentum waltet, in das Licht treten. Ich habe keine Probe zu scheuen und halte meine Beschwerde in ihrem ganzen Umfang aufrecht. Herr Hepp hat unter dem 24. April eine „Entgegnung" auf meinen Protest veröffentlicht und diese Flugschrift in vielen tausenden von Exemplaren verschickt. Unwürdig im Ton, ist sie dem Inhalt nach ein Gewebe von Unwahrheit und Sinnlosigkeit; das werde ich dem Publikum in den nächsten Tagen in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" beweisen.

Die unmittelbare Folge des erzählten Vorkommnisses ist, daß ich mich gezwungen sehe, mein Buch unverzüglich, soweit der Druck gerade fertig ist, zu veröffentlichen. Der erste Band erscheint somit in zwei Lieferungen. In dieser Art der Publikation liegt für mich mancher Nachteil. Mein Buch ist als ein Ganzes gedacht; die Verteilung des Stoffes kann sich erst, wenn das Ganze vorliegt, vollständig rechtfertigen; Manches, dessen

Aufnahme vielleicht auf den ersten Anblick befremdet, wird als Teil des Gesammtplanes nach und nach erst sich erklären. Ich möchte die Kritik bitten, darauf einigermaßen Rücksicht zu nehmen. Ein Druckfehlerverzeichniß folgt zu Ende des ersten Bandes; einige besonders störende Druckfehler und notwendig gewordene Ergänzungen muß ich jedoch sogleich hier anführen. Auf Seite 3 wie Seite 4 ist durch ein Versehen Ludwigs XIV. anstatt Ludwigs XV. stehen geblieben. Zu S. 7—8 folgt im Anhang zum ersten Band eine detaillirte Untersuchung über das Datum der Geburt und der Taufe Schillers. S. 16 ist der Satz: wie Schwab meint, zu streichen. S. 73, Anm. ist der Satz: Vielleicht ist aber der Name doch Herold zu lesen bis: amtirte, zu streichen. Nachdem der Bogen 5 gedruckt war, veranlaßten mich mancherlei Widersprüche, welche in den Angaben über Schillers Schulzeit zu Ludwigsburg sich finden, zu einer erneuten Untersuchung der einschlägigen Fragen; ich stieß in den würtembergischen Staats-Adreßbüchern des vorigen Jahrhunderts auf ein bisher nicht ausgenütztes Material und kam zu völlig neuen Ergebnissen. In den Jahren 1767 und 1768 hatte nach den Adreßbüchern auf diese Jahre die lateinische Schule zu Ludwigsburg 3 Klassen; und zwar war Lehrer der ersten oder untersten Klasse Präzeptor Abraham Elsässer; Präzeptor der zweiten Klasse war M. Phil. Christian Honold; Lehrer der dritten Klasse und Oberpräzeptor war 1767 M. Georg Christian Benz, 1768 M. Joh. Friedr. Jahn. Von 1769 an wird die Schule vierklassig. Nunmehr erscheint als Lehrer der 4. Klasse oder „Professor der höheren Klasse" M. Johann Ulrich Schwindrazheim, in den Jahrgängen 1769, 1770, 1771, 1772. Neben ihm ist Lehrer der dritten Klasse noch bis 1771 Jahn; 1772 aber Oberpräzeptor M. Philipp Heinrich Winter. Honold und Elsässer bleiben die Lehrer der beiden unteren Klassen. Der junge Schiller kam zu Anfang 1773 auf die Solitude. Näheres mit den hieraus folgenden Berichtigungen meines Textes findet der Leser im Anhang zum ersten Band. — S. 147 ist Nies anstatt Nieß zu lesen, S. 154 Dezember anstatt November und 1782—1793 anstatt 1781—1792.

Erstes Buch.

Erste dramatische Periode.

Erstes Kapitel.

Geburt und Elternhaus.

Es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges. Deutsche lagen im Kampf gegen Deutsche; des alten Reichs morscher Bau wankte, und das Ausland, das gierige, half im Blutvergießen. Mit den Russen, mit den Franzosen Ludwigs XIV. und der Marquise von Pompadour, war das österreichische Kaiserhaus im Bund, um niedergehende Macht und zum Spott gewordene politische Ordnung zu stützen, verlorenes Land, verlorene Kriegsehre zurück zu erobern. Und der Gegner, der in den Bestand des Reiches die Breschen legte und den doch altheiligen Bau untergrub, war der König, der nach Jahrhunderten wieder die Herzen entflammte, zu fühlen, es gebe etwas wie deutsche Kraft, deutschen Waffenruhm und deutsche Ehre. Und wenn auch er selbst, Friedrich II., sobald das Kriegshandwerk ruhte, an französischer Bildung sich sättigte, so war doch der Staat, in dem er das Regiment führte, der Schirmstaat des Protestantismus und die Hoffnung der freier denkenden Geister. Und schwankte die Neigung und Meinung des deutschen Volkes in innerem Zwiespalt: selbst dem Gegner stahl sich das Bild des thatkräftigen, im Unglück ungebeugten, durch Klarheit des Willens und Kühnheit des Handelns sich emporringenden Königs in die Seele. Die Politik freilich, ihre öffentliche Bethätigung und die Teilnahme an der Kriegsführung gestalteten die gekrönten Herren des Volkes nach eigener Kaprice, und die Mehrzahl der kleineren deutschen Fürsten fand es nicht schimpflich, im Solde Frankreichs zu stehen.

Auch der Herzog von Würtemberg hatte mit Frankreich seinen Vertrag abgeschlossen und sich verbindlich gemacht, auf sechs Jahre 6000 Mann zu stellen, welche auf Requisition des Königs von Frankreich jeden Augenblick marschbereit sein sollten; dagegen übernahm „des Königs Majestät die Aufstellungskosten, den Unterhalt und Sold für diese Truppen sowohl zu Friedens- als zu Kriegszeiten [1]." Als nun der Siebenjährige Krieg ausbrach, erschien in Stuttgart ein französischer Kommissar mit der Forderung schleuniger Erfüllung des Vertrags, während zugleich die kaiserliche Regierung zu Wien das würtembergische Kontingent zur Reichsexekutionsarmee aufbieten ließ. Nicht die Hälfte der erforderlichen Truppen war vorhanden, und da die Subsidiengelder, welche Frankreich bereits bezahlt hatte, für andere Dinge verbraucht waren, so ersetzte Gewaltthat die fehlenden Mittel. Dabei bewährte sich der Major und Geheime Kriegsrat Rieger dem Herzog Karl als ein findiger Mann. Aber die Stuttgarter Garnison empörte sich, als der Kommissar Ludwigs XIV. eben die Musterung vollzogen hatte, und die eingebrachten Deserteure beriefen sich darauf, daß man sie gewaltsam von ihren Familien weg zu den Fahnen geschleppt habe, und daß sie das Bewußtsein entrüste, an eine fremde Macht verkauft zu sein, um gegen den Beschützer des protestantischen Glaubens zu fechten. Erst mußte ein Generalpardon zugesichert werden, ehe die Regimenter und Bataillone zu Felddienstübungen in einem Lager bei Ludwigsburg zusammengezogen werden konnten.

Am 10. August 1757 erfolgte der Ausmarsch über Kannstatt nach Günzburg. Hier wurde ein Teil der Truppen auf der Donau eingeschifft; meuterische Szenen wiederholten sich; „sowohl bei Geißlingen, als in dem Lager bei Linz revoltirten viele von dem General von Spitznas'schen und Prinz Louis'schen Regiment, aus einer von Uebelgesinnten ausgestreuten Furcht vor einem Religionskriege." So berichtet von den Beteiligten einer, welcher bald unser näheres Interesse in Anspruch nehmen wird. Von

[1] v. Stadlinger, Geschichte des Württembergischen Kriegswesens. Stuttgart 1856.

Linz marschirten die Truppen im September vor Schweidnitz; Herzog Karl führte das Kommando über die Würtemberger und Baiern. Die Festung kapitulirte am 12. November. Die Schlacht bei Breslau folgte, die Gefangennahme des Prinzen von Bevern durch die Oesterreicher, der Rückzug der Preußen hinter die Oder, die Uebergabe der schlesischen Hauptstadt. Aber nun rückte der preußische König selber heran, und die Schlacht bei Leuthen entschied das Kriegsglück; die Preußen blieben Sieger, und die würtembergische Armee schmolz auf die Hälfte zusammen. Und im flüchtenden Rückzug war einer, der das Pferd verlor und im Morast der Breslauer Festungswerke in der Nacht darauf beinahe das Leben: Johann Kaspar Schiller, der Vater des Dichters.

Er hatte bei seinem „gnädigsten Landesherrn" sich anwerben lassen, war im Regiment Prinz Louis 1753 Fourier geworden, hatte den Ausmarsch mitgemacht und die Ernennung zum Fähnrich und Adjutanten erlangt. Nun, als die Schlacht von Leuthen für die Kaiserlichen einen so unglücklichen Ausgang genommen hatte, ging er mit dem Reste der würtembergischen Truppen „traurig" zurück in die Winterquartiere nach Böhmen. Dort, um Saaz, wo das Hauptquartier lag, und in Leonschütz, wo sein Standort war, raffte ein heftig ausbrechendes Faulfieber von den übrig gebliebenen Truppen noch einmal die Hälfte dahin. Johann Kaspar Schiller entging bei sehr mäßiger Lebensart und beständiger Bewegung in freier Luft und auf der Jagd der ansteckenden Krankheit; die chirurgischen Kenntnisse, welche er in seiner Jugend sich erworben hatte, wurden jetzt in Anspruch genommen, da der Regimentsfeldscher gestorben war; ja der thätige und gewandte Mann fungirte selbst als Feldgeistlicher und übernahm, da es auch an geistlichen Aerzten fehlte und die noch gesund gebliebene Mannschaft in einiger Religionsverfassung erhalten werden sollte, auf Befehl die Gebetsvorlesungen und das Liederabsingen. Im März 1758 wurde er zum Lieutenant ernannt. Die Truppen wurden zur Ergänzung der Division in das Vaterland zurückberufen, denn der Subsidienvertrag mit Frankreich war noch nicht abgelaufen. Neue Werbungen und

Aushebungen begannen. Lieutenant Schiller wurde zum General von Romannschen Regiment versetzt, und als im Lager bei Kornwestheim die Truppen formirt waren, marschirte er wieder mit aus, in hessisches Land, da die Würtemberger diesmal die Bestimmung hatten, sich mit dem dort stehenden französischen Corps des Prinzen von Soubise zu vereinigen. Am 10. Oktober 1758 wurde das hannöversche Corps des Generals von Oberg, eines Detachirten des Herzogs von Braunschweig, durch Franzosen und Würtemberger bei Lutterberg nächst Landwehrhagen geworfen; die deutschen Hilfstruppen kamen in Kantonnirung in und bei Kassel, dann in Winterquartiere nach Unterfranken. Die Subsidienzeit ging jetzt zu Ende; der Herzog von Würtemberg rief seine Truppen in die Heimat zurück; hier trafen sie in den letzten Tagen des Jahres 1758 ein. Lieutenant Schiller kam mit dem Stab nach Winnenden, und den in Kriegsnöten abermals gnädig Bewahrten begrüßte wieder sein junges Weib in Sehnsucht und Liebe.

Aber nicht lange erfreute das Land sich der Ruhe. Herzog Karl schloß mit Frankreich einen neuen Traktat und verpflichtete sich, 12000 Mann auf ein Jahr zu stellen. Eine solche Soldatenzahl im kleinen Lande aufzubringen, vermochte nur ärgste Erpressung und Grausamkeit. Am 29. August 1759 rückten sämmtliche Haustruppen in ein Lager bei Ludwigsburg; in Exerzitien und Felddienstübungen gingen die nächsten Monate hin. Da küßte manche Mutter zum letztenmal ihren Sohn. Und Eva Dorothea Schiller machte von Marbach sich auf, ihren Gatten im Lager zu besuchen. In seinem Zelte überraschten sie die ersten Anzeichen naher Entbindung; doch vermochte sie in ihr Haus zurückzukehren, um dort die Niederkunft zu erwarten. Der Ausmarsch der Truppen erfolgte am 28. Oktober in der Richtung nach Heilbronn und Möckmühl, und während sie am Main standen in Unterfranken, ward dem abwesenden Vater daheim zu Marbach Sonnabend den 10. November ein Sohn geboren, einst bestimmt, ein Fürst im Frieden des Geistes zu werden, doch auch ein Held seines Volkes und ein Vorkämpfer im gewaltigsten Streit. Denn das Kind, das dort in der Wiege lag im ärm-

lichen, winkligen Eckzimmer des Hauses zu Marbach, ward des andern Tags in das Kirchenbuch eingetragen unter dem Namen Johann Christoph Friedrich Schiller.

Die würtembergischen Truppen passirten am 11. November den Main und vereinigten sich mit dem französischen Corps des Marschalls Broglio bei Fulda. Hier warf sie ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig aus ihren Stellungen und dezimirte ihre Zahl. Noch bis in den ersten Monat des neuen Jahres währten Streifzüge um Fulda und im Hessen-Darmstädtischen; infolge Befehls vom 13. Januar wurden die Winterquartiere — im Bisthum Würzburg — bezogen, das würtembergische Hauptquartier war Brückenau. Am 15. Mai 1760 erfolgte der Rückmarsch in das Vaterland; Johann Kaspar Schiller kam mit dem Stab nach Vaihingen. Und nun wird er in Vaihingen oder in Marbach zum erstenmal sein „Büble" auf den Armen gehalten haben [1].

---

[1]) Ueber das Datum der Geburt Friedrich Schillers vgl. den Anhang des Buches. Daß sie nahezu im Lager erfolgt wäre, ist mit Unrecht bezweifelt worden. Charlotte v. Schiller in ihrem Aufsatz „Schillers Leben bis 1787", abgedruckt bei Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, I, 78, und Karoline v. Wolzogen in „Schillers Leben" bestätigen den Vorgang. Vgl. Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte IV, S. 228, 229. Auch die Abwesenheit des Vaters bei der Geburt ist aufs Beste bezeugt. Zwar behauptet Streicher in seiner Schrift „Schillers Flucht" das Gegenteil, hiezu veranlaßt durch einen an ihn gerichteten Brief der Christophine Reinwald vom 17. Januar 1828. Aber diese Angabe wird durch entscheidende Zeugnisse widerlegt. Zunächst durch den Wortlaut der Aufzeichnung im „curriculum vitae meum" des Vaters selbst: „1759 im August ging das Corps in die zweite hessische Campagne; wir kamen bei Fulda zu stehen, ein Ueberfall des Prinzen von Braunschweig aber delogirte uns. Nach beschlossenem Feldzug kamen wir ins Würzburgische, eine Zeit lang in die Winterquartiere und hernach im April 1760 ins Land zurück. 1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren." Sodann durch die Aussage der Frau Christine Kölen im Marbacher Protokoll des Jahres 1812, publizirt bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie, S. 25: ihr Mann, Jakob Kölen, und Hauptmann Schiller seien an Simon und Judä 1759 aus dem Land marschirt. Der Tag Simon und Judä ist der 28. Oktober. Endlich sprechen Christophinens eigene Worte in ihrer Skizze

Nicht ohne Absicht haben wir den Gang äußerer Ereignisse bis zu dem Punkte verfolgt, da aus dem Schoße würtembergischen Landes und Volkes ein Menschenleben entspringt, an dessen Betrachtung und Erkenntniß die Jahrhunderte zu arbeiten haben. Wir stehen an der Frage nach den Lebensquellen einer genialen Menschennatur, vor dem Geheimniß der Existenz des Genius. Die Totalität seiner persönlichen Anlage kann nimmer gefunden

---

„Notizen über meine Familie, geschrieben im October 45", publizirt von Wendelin v. Maltzahn in „Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald", gegen ihre Aeußerung an Streicher. Nachdem sie von ihrer eigenen Geburt erzählt hat, fährt sie fort: „ . . . nach 1½ Jahre befand sie [die l. Mutter] sich abermals wieder in gesegneten Umständen als eben der 7jährige Krieg ausbrach, wo auch unser Vater mit ins Feld mußte, diese Trennung, in diesen Umständen griff meine Mutter sehr an." Auf ein aus archivalischen Quellen schöpfendes Werk, welches den Bericht Johann Kaspar Schillers über seine Feldzüge wesentlich ergänzt, bezw. präzisirt, auf Stadlingers Geschichte des würtemb. Kriegswesens, hat zuerst Wilhelm Fielitz hingewiesen; mit feinem Takte und ruhig-sichrem Blicke verwertet er in seinen „Kritischen Beiträgen zu Schillers Jugendgeschichte", Archiv für Litteraturgeschichte IV, 224—243, die bei Stadlinger gefundenen Aufschlüsse. Das Datum des Einrückens der Truppen in das Ludwigsburger Lager ist bei Fielitz verdruckt; nach Stadlinger S. 430 ist es der 29. August. Die schlichte Aussage der Marbacher Stadtknechtsfrau Christine Kölen erfährt nun aus offiziellen Akten die schönste Bestätigung: „Dieses Truppencorps" — erzählt Stadlinger — „verließ am 28. Oktober das Lager bei Ludwigsburg, marschirte unter der unmittelbaren Führung seines Herzogs über Heilbronn, Möckmühl . . . . . Steinfeld, Gemünden, passirte am 11. November den Main und setzte den Weg weiter fort über Hammelburg, Brückenau und Motten nach Fulda, wo das herzogliche Hauptquartier am 21. November eintraf." Man sieht, daß Christophine und mit ihr Streicher über den Verlauf der Campagne nicht unterrichtet waren, als sie die Angabe machten, Johann Kaspar Schiller habe die Zeit der Winterquartiere benützt, um mit Urlaub zur Geburt seines Sohnes nach Hause zu reisen. Nur geringe Truppenreste waren im Lande zurückgeblieben, welche als „Uebercomplet oder Garnisons-Compagnien" zusammengestellt wurden. Zu Fielitz' Mitteilungen läßt sich noch ergänzen, daß Stadlinger in dem zum Ausmarsch bestimmten Truppencorps das Regiment Romann ausdrücklich anführt, dasjenige Regiment also, bei welchem Johann Kaspar Schiller stand; es gehörte zur „dritten, leichten Brigade", welche in Hersfeld, 9 Stunden von Fulda, Aufstellung erhielt.

werden aus allem Zusammentragen von Detail über die Eltern, die ihn erzeugten, über die Lehrer, die ihn bildeten, über das Land, das ihn nährte. Und wenn die Kulturgeschichte den Zusammenhang seiner That und Arbeit mit verwandten Bestrebungen der Zeit nachweist, so erklären solche Bemühungen im letzten Grunde doch nicht seine Leistung und seine Kraft. Wie Schatten leben auf und schwinden hin zahllose Menschen, nur Abbilder, nur Teilstücke von andern; die geniale Natur aber ist in potenzirtem Sinne Individualität, selbständige Macht des Geistes und der Seele. Nur eine flach-mechanische Weltanschauung möchte im Genie lediglich die Summirung einer Reihe in der Zeit sich vordrängender Bestrebungen erkennen. Die großen, schöpferischen Menschen, welche das Denken und Empfinden eines ganzen Volkes umzugestalten, mitlebender und nachfolgender Zeit die Signatur ihres Geistes aufzudrücken vermögen, beginnen unter dem Zujauchzen oder unter dem Widerstreben der Menge ihren Adlerflug. Wohl ist keine geschichtliche Erscheinung ohne alle Beziehung auf Vorausgegangenes; wohl faßt das Genie in seinem individuellen, einzelnen Geiste zusammen, was eine Welt dunkel bewegt, spricht es aus, gibt ihm Form und Gesetz; aber läge darin das Ausschließliche seiner Wirksamkeit, so hätte es nichts Neues in die Welt zu werfen. Die Rechnung, welche aus vorausliegenden physischen, psychischen, kulturellen Faktoren die persönliche und die geschichtliche Existenz des Genius konstruiren möchte, kann nirgends restlos geführt werden. Ein Posten fehlt, ein ungreifbarer, undefinirbarer. In diesem fehlenden Posten aber liegt eben die Durchbrechung regelmäßiger Entwicklung, das freie Geschenk der Natur, die Erscheinung eines außerordentlichen Schöpfungsaktes, und für die geschichtliche Bewegung ist damit die Potenz zu einem ruckweisen, einem plötzlichen Fortschritt gegeben. Wenn aber der Natur eine solche Organisation gelingt, so vollzieht sie ein Ereigniß, das ich mit jenen Momenten der tellurischen Schöpfungsgeschichte vergleichen möchte, in denen sie unter dem günstigsten Zusammentreffen zeugender Bedingungen den ringenden Formen organischen Lebens die gewissermaßen definitive Gestalt, den höchstmöglichen Typus gab.

Es ist nicht notwendig, hierin etwas Mystisches zu suchen. Physisch und psychisch sind wir Alle dem Grundbestande der Anlagen nach ein Produkt unserer Vorfahren und eine Kombination von Elementen, deren Spuren Generationen aufwärts unter wesentlicher Erhellung der späteren Individualität sich überall verfolgen ließen, wenn Familiengeschichten mehr zu sein pflegten als Genealogie. Die Vererbungsgesetze sind so interessant als rätselvoll; ich erinnere nur an den Umstand, daß die Aehnlichkeit der Familienglieder vom Enkel häufig auf die Großeltern, die Eltern des Vaters, zurückspringt, daß diese in ihm deutlicher erneuert erscheinen als der Durchgangspunkt, der Vater. Während aber im Kinde, im Enkel Neigungen und Fähigkeiten bis auf die kleinsten Züge wieder auftauchen, handelt es sich hiebei weder um eine bedingungslose Wiederkehr noch um eine bloße Summirung von Kräften; vielmehr ruft die Mischung der elterlichen Kräfte dynamisch jedesmal etwas bis zu einem gewissen Grade Neues hervor und scheidet auch sicherlich Ueberlieferungen aus, paralysirt sie. Das Dunkel dieses ganzen Prozesses wächst nun gegenüber dem Genie; denn die ihm eigentümliche außerordentliche Kraft pflegt auch dem Kreise seiner Vorfahren gegenüber als etwas erhöht Fremdes zu erscheinen. Dennoch bringt die Natur auch das Genie nicht anders hervor als auf Grund einer Reihe von Zeugungen, und was ich als außerordentlichen Schöpfungsakt bezeichnet habe, ist nichts anderes als die Thatsache, daß aus fortgesetzter Mischung von Kräfteelementen an einem Punkte einmal eine Individualität resultirt, welche nach einer bestimmten Richtung hin die in der Natur ruhende Geistespotenz rein und ganz offenbart und so in sich einen Höhenpunkt menschlicher Organisation darstellt.

Konzentrirteste Eigenart der Persönlichkeit, Originalität der produktiven Kraft sind die ersten Merkmale des Genius. Er ist den Suchenden der Pfadfinder; und was er empfängt, gibt er verändert zurück, als ein anders Geartetes durch die Berührung, die es im Grunde seiner Seele erfahren hat, im dunklen Schoß, welchen ein Hauch bewegt vom Urgrund alles Lebens her und alles Geistes. Infolge dieses Prozesses erhält die ge-

schichtliche Bewegung neue Krystallisationspunkte. Aber in solchem Verhältniß erscheint zugleich mit der isolirten Kraft des Genius auch sein Zusammenhang mit Zeit und Volk. Dieser ist sichtlich hergestellt durch seinen Eintritt in die Geschichte; aber er liegt schon ursprünglich vor, tiefer, verdeckt. Denn eben damit, daß das Wesen des Genies Naturkraft ist, daß die Natur selber in eminentem Sinn in ihm als Geist hervortritt, reicht es mit seinen Wurzeln unmittelbar zu dem allem Leben, allem Geiste und und einem ganzen Volke gemeinschaftlichen Mutterboden hinab. So ist es wieder mit Allen wesensgleich, nur stärker, nur treuer der gemeinsamen Heimat verbunden. Und indem sein Empfinden dafür ausgebreiteter und tiefer ist, als das in andern durch Zerstreuung des Anteils, durch Verlust echter Ueberlieferung abgeschwächte, zeigt sich das zweite Merkmal des Genies: die außerordentliche Sicherheit und Feinheit seiner Rezeptivität für das, was der Zeit not thut, was ihr mangelt, was aus den Regionen des Unbewußten zum Bewußten sich gestalten möchte.

Wenn nun die Biographie vor allen Dingen die durch einen außerordentlichen Naturakt gegebene Kraftgröße zu konstatiren hat, wenn sie sich sagen muß, daß sie hier eine Thatsache hinzunehmen hat, welche die Untersuchung nicht weiter zu verfolgen vermag, so fällt ihre Aufgabe deßhalb doch nicht mit bloßer Aufzeigung geschichtlich greiflicher Thatsächlichkeit zusammen. Vielmehr da auch die gewaltigste Geistesanlage in ihrer Lebensäußerung und Kräfteoffenbarung von der umgebenden Welt gefördert oder gehemmt wird, ja da im Widerstand gegen die Reaktion der Zeit und der Umstände kaum jemals eine geniale Natur sich vollkommen auszuleben, kaum jemals das ganze Innere nach außen zu wenden vermag, so sieht sich die biographische Untersuchung vor die Aufgabe gestellt, sämmtliche von außen kommende Störung wie Förderung nach dem Grade ihres Einflusses auf die ursprüngliche Richtung solcher Naturen zu erwägen und nachzuweisen, ob und wie weit das geniale Individuum mit jenen begleitenden Faktoren einen Kompromiß eingegangen hat. Prüfend und ahnend mag sie versuchen, ob es ihr gelingt, das Idealbild des Mannes zu konstruiren, aufzuzeigen, was zu Stande

zu bringen ihm ursprünglich gegeben war, was an vollbrachter Leistung seiner inneren Welt rein entspricht, was davon hinter dieser zurückblieb, sei es durch Schuld der Zeit oder des eigenen Lebens. Denn auch das Leben verlangt seinen Zoll, und die geistige, göttliche Kraft, die Fleisch geworden ist, büßt die Verwicklung in das Endliche und Körperliche durch Trübung ihrer reinen Gestalt. Und diese wiederzuerkennen durch alle Verdeckung und alle Trübung, im Geiste den Menschen intuitiv zu schauen, ihn wieder zu denken, wie ihn die schaffende Natur selber gedacht hätte, wenn sie denken würde wie wir: das wäre Endziel und feinste Blüte der biographischen Geschichtsschreibung. Auf solchem Wege, bei solcher auf kontinuirliches Vergleichen der Absicht und des Vollbringens, der treibenden Kraft und der Leistungsermöglichung gerichteten Intention würde die historische Wahrheit ebenso ganz ihre Berücksichtigung finden, als klar und leuchtend, ein Marmorbild, das Wesen des Geistes hervorspränge, der innere Bildner des Menschen, die freie, mit den Schlacken des Lebensprozesses nicht behaftete Seele.

Es wird demnach das Bestreben der Biographie sein, allen Momenten des persönlichen Lebens nachzugehen, das Erbteil der Eltern, die Wiegengeschenke der Heimat, die Zuthat der Erziehung, die Anstöße des Schicksals, die Nötigung der Zeit in Rechnung zu ziehen und überall zu fragen, welche Assimilation im Leben des Mannes stattgefunden hat, und welchen Kern seines Wesens die Art der Aneignung erweist. So würde sich die Betrachtung des persönlichen Lebens zur Aufdeckung eines psychologischen Prozesses vertiefen; und zugleich ergibt sich für die Untersuchung die innere Notwendigkeit, alle Fäden, welche vom Allgemeinen und Zeitgeschichtlichen zum Einzelnen und Individuellen herüberführen, aufzunehmen. Hiebei ist es ebenso die Pflicht der Biographie, alle wesentlichen Züge in konzentrirte Betrachtung zu rücken, als ihre Freiheit, alles Unwesentliche, leer Zufällige, Nichtcharakteristische auszuscheiden. Wo sie zu diesem Prinzip sich nicht erhebt, ist die Biographie nichts als ein Inventar von Notizen, gelehrtes Handwerk. Wie das Leben jeder höher gearteten Natur, das Leben des Weisen selber im Wachsen der Tage ein Kunstwerk wird,

darauf gerichtet, aus dem Wege zu räumen, was Nichtiges, Gleichgültiges sich anheftet, was die Offenbarung des Willens und Wesens der Seele stört, und alles Aeußere mehr und mehr so zu gestalten, daß es ein Abbild wird des inneren Menschen: so darf auch die biographische Geschichtsschreibung den Mut haben, sich anzunähern an das Verfahren des Kunstwerks, welches die reale Erscheinung von fremdem, wesenlosem Beiwerk befreit und so eine zweite und höhere Natur darstellt. Daß ein derart idealisirendes Verfahren mit der Schmeichelei der Apotheose nichts gemein hat, ist kaum nötig zu sagen; hat doch die Bloßlegung des Kernes der Individualität so gut deren Begrenzung als Größe zu erweisen.

Und so gehe mit mir noch einmal zurück, freundlicher Leser, zum Geburtshaus und zur Geburtsstunde des Dichters, an dessen Leben du dein Herz mit teilnehmender Liebe erfüllen willst, an dessen Werken ein Sternenhimmel dir aufgerollt liegt, den zündenden Lichtblitz dir in die eigene Seele zu werfen und mit dem milden Glanze einer besseren Welt dein Auge wohlthätig zu erhellen.

Unter nicht alltäglichen Umständen hat die Mutter, die wir genannt haben, ihren Sohn zur Welt gebracht. Kriegszeiten sind, und mit Widerwillen wird würtembergisches Land und Volk in politische Händel verwickelt zu Sorge, Druck, Aufregung und Beängstigung der Gemüter. Und der Vater des Kindes ist fern, als es geboren wird, und seit Jahren wird der Gattin nur seltenes, kurzdauerndes Wiedersehen zu Teil. Im Schicksal des Gatten trifft sie die Unruhe der Zeit. Sie lebt wie im Wittwenstand vereinsamte Tage, und bänglich muß Gegenwart und dunkel die Zukunft auf ihrem Herzen gelastet haben. Und die spärlichen Posten, die nach den Verhältnissen damaliger Zeit einliefen, ersehnt, gefürchtet, gehofft, wie mußten sie eine weichere, warmfühlige Seele in Spannung halten, in Bereitschaft, jetzt das Erschreckendste zu vernehmen, jetzt fortgerissen zu werden zum Aufsturm der Freude. Das Alles mußte ein gesteigertes Gemütsleben hervorbringen, eine Neigung und Vertiefung nach innen, und in der herzensfrommen Sitte der

Zeit und des Volkes ein Suchen nach Trost in stiller Ergebung. Und dann wieder erfüllte sich die Phantasie der jugendlichen Frau mit Bildern des größeren Weltlaufes, aus dem Tumult und Glanz des Soldatenlebens nahm sie frischbewegende Eindrücke in sich auf, und als sie den Sohn unter dem Herzen trug, im Lager zu Ludwigsburg, wird an das Ohr des Ungeborenen der Lärm der Trommeln und das Schmettern der Trompeten geschlagen haben, und seine werdende Seele ward miterschüttert von den Aengsten des Abschieds. Es ist nur ein Zeugniß vorhanden, welches über Frau Eva Dorothea Schillers damalige Gemütszustände urkundlich Aufschluß gibt, die Stelle in Christophinens Aufsatz „Notizen über meine Familie“, welche in ihrem ganzen Zusammenhang lautet: „Als die l. Eltern 9 Jahre verheyrathet waren, wurde ich das erste Kind gebohren. Die l. Mutter wählte ihr Wochenbette in Marbach zu halten um nahe bey ihren Eltern zu sein und ihrer Pflege zu geniesen, nach 1½ Jahre befand sie sich abermals wieder in gesegneten Umständen, als eben der 7jährige Krieg ausbrach, wo auch unser Vater mit ins Feld mußte, diese Trennung in diesen Umständen, grif meine Mutter sehr an, und in der Folge noch mehr die traurigen Nachrichten die vom Kriegs Schauplatz hier einliefen, daher mein Bruder von Jugend auf immer schwächlicher war als ich — und seine nachherige Schiksale waren auch nicht von der Art, daß sein Körper recht erstarken konte.“

Die Seele des Kindes empfängt bestimmende Eindrücke vor der Geburt und der psychische Einfluß der Mutter auf den Sohn scheint zumeist größer zu sein, als der des Vaters, wie vielleicht umgekehrt zwischen Tochter und Vater die größere Seelenverwandtschaft beobachtet wird. In Schillers Wesen ist eine merkwürdige Mischung von Weichheit und Strenge. Seine Weichheit äußert sich als Herzensgüte, als Sensibilität des Gemüts, auch als Sentimentalität. Man möchte aber sagen, auch der militärische Beruf, der militärische Geist des Vaters habe bedeutsame Linien auf ihn übertragen. Die strenge Disziplin, die Friedrich Schiller an sich übte, wie kaum ein Zweiter, die Gewalt kategorischen Willens, die sich zu vollendeter Beherrschung des eigenen Lebens

in ihm entwickelte, hat etwas Militärisches, etwas von der gefesteten, die Zügel immer gespannt haltenden Ordnung und Thätigkeit des kriegführenden Standes. Aber Gewalt und Frische früher Eindrücke dieser Richtung spiegeln sich auch im Dichter. Das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in „Wallensteins Lager" bringt Charlotte von Schiller in ihren „Erinnerungen" ausdrücklich in inneren Zusammenhang mit einem mehrtägigen Aufenthalt des achtjährigen Knaben im Lager bei Ludwigsburg, da der Herzog die Truppen musterte, und Schillers Vater als Hauptmann beteiligt war. Es wird später bei den Wallensteindramen, bei der „Jungfrau von Orleans" und anderen Dichtungen hervorzuheben sein, welchen Blick Schiller hatte für Alles, was Heerlager, Kriegsbewegung, Soldatenwelt ist, welche Freude und Ursprünglichkeit in diesen Schilderungen sich ausspricht; sie gehören zu seinen besten poetischen Partien und sind voller Kraft, voll pulsirenden Lebens und im Dramatischen selbst von der epischen Größe und Fülle des breiten Weltlaufs.

Wir haben im Vorausgehenden von Schillers Eltern gehört unter Beschränkung auf Zeit und Zeitumstände, die in der Nähe des Jahres liegen, welches ihren eigenen Namen der Vergänglichlichkeit entreißen sollte, und ich habe vom Vater des Dichters und seinem Anteil am siebenjährigen Kriege erzählt nach Angabe des „curriculum vitae meum", das er selber im Jahre 1789 niedergeschrieben hat, doch auf Grund der in Stadlingers „Geschichte des Württembergischen Kriegswesens" niedergelegten archivalischen Forschungen mit Berichtigung einzelner Daten, bei welchen das Gedächtniß des alten Herrn sich als nicht völlig treu erwies, und mit Ergänzung weniger Züge [1]). Es ist nun Zeit, die Familie, aus welcher der Dichter hervorging, kennen zu lernen.

Ihre Heimat ist das untere Remsthal, und die Stammorte sind die Dörfer Großheppach und Bittenfeld. Die Rems entspringt in der Nähe von Aalen und fließt in ostwestlicher Rich-

[1]) Die Originalhandschrift des curr. v. m. ist aufbewahrt im Schillerhause zu Marbach. Ein Abdruck in „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen" (herausgegeben von Emilie v. Gleichen und Alfred v. Wolzogen), Stuttgart 1859, bei Cotta.

tung, an Schwäbisch-Gmünd, an Lorch, Schorndorf, Großheppach vorüber, um unterhalb der alten Stadt Waiblingen in den Neckar zu münden; ihr Thal ist fruchtbar und von Schorndorf abwärts reich an Wein. Der mittlere und südliche Teil Würtembergs ist altschwäbisches Stammesgebiet; im Norden des Landes aber berührt und vermischt sich schwäbisches Volk vielfach mit fränkischem. Fränkische Einwanderung hat sich im Thale der Murr weit hereingedrängt, und wenn man heute die Rems aufwärts die Bahnlinie fährt, welche die würtembergische Hauptstadt mit Aalen, Ellwangen, mit Franken verbindet, so bemerkt man überrascht hinter Ellwangen das Verschwinden des schwäbischen Dialekts, und die Bauern, die auf den Stationen einsteigen, haben mehr den schlankeren Körperbau, das schmälere, länglichere Gesicht, die kürzere Redeweise des fränkischen Stammes. Marbach, die Heimat der Mutter des Dichters, liegt an der Grenze der schwäbisch-fränkischen Mischungszone und zwar bereits jenseits der Grenzlinie; die Ortsnamenendung bach weist eher auf fränkische Gründung und der Ort selbst hieß ursprünglich Markbach (Grenzbach). Großheppach jedoch und Waiblingen liegen innerhalb altschwäbischen Stammesgebietes, und nur eine Stunde nördlich von letzterer Stadt steht der Kirchturm von Bittenfeld.

Der Name Schiller wird etymologisch gleicher Bedeutung sein mit „Schieler“; denn das Wort schielen ist gleichen Stammes mit schillern und ein altdeutscher Mannsname, aus welchem Schiller hervorgegangen wäre, findet sich nicht. Wohl mag der würtembergische Wein, der den Namen Schiller führt, diese Bezeichnung erhalten haben mit Bezug auf seine vom Gelb in das Rötliche hinüberspielende Farbe; daß aber Schillers Ahnen, wie Schwab meint, ihren Namen erhielten vom Schillerwein, den sie bauten, entspricht nicht der Weise unserer Namengebung. Vielmehr scheint Schiller unter diejenigen Familiennamen zu gehören, zu deren Schöpfung eine körperliche Eigenschaft Anlaß gab, im konkreten Falle also ein „Schieler“; die römischen Namen Strabo und Pätus besagen dasselbe.

Die Vorfahren des Dichters gehören dem bürgerlichen Gewerbe an, sie sind Bäcker, soweit wir von ihnen wissen; doch be-

kleideten Mehrere des Geschlechts daneben Gemeindeämter, als Schultheißen, Gerichtsbeisitzer und Gerichtsschreiber. In den Großheppacher Kirchenbüchern erscheinen als die ältesten Vorfahren Jacob Schiller, zur Zeit der Reformation, und sein Sohn Georg, geboren 1587; letzterer ist der Vater von Ulrich Schiller, als dessen Geburtsjahr 1617 angegeben wird. Von Ulrich Schillers Söhnen ist der Eine, Johann Georg, Bäcker zu Waiblingen, und von ihm stammt ein Bäcker zu Marbach ab, des Namens Johann Kaspar Schiller, dessen Sohn Johann Friedrich, der studiosus philosophiae, uns bei der Taufe des Dichters noch einmal begegnen wird; der andere von Ulrichs Söhnen Johann Kaspar, wandert von Großheppach nach Bittenfeld aus und gründet die Linie, welcher der Dichter selbst angehört [1]).

---

[1]) Diese Geschlechtsfolge dürfte gesichert sein. In den Großheppacher Kirchenbüchern wird eine Familie Schiller von Jakob Schiller bis auf den am 13. März 1650 geborenen Hans Schiller herabgeführt. Da nun letzterer im Kopulations- und im Todtenbuch sich nicht mehr findet, andrerseits aber der zu Bittenfeld am 4. Septbr. 1687 im Alter von 37 Jahren 8 Monaten verstorbene Johann Kaspar Schiller nach Ermittlungen des dortigen Pfarramts von Großheppach nach Bittenfeld gezogen ist (vgl. Schwab, Urkunden S. 10), so ist er wohl mit jenem Hans Schiller identisch; die Altersdifferenz von ein paar Monaten wird ein kleiner Fehler des Eintrags sein. Die Verwandtschaft der Bittenfelder und der Marbacher Linie wird übrigens auch durch die Person des studios. philos. Johann Friedrich Schiller bezeugt; er heißt in der Familie des Dichters stets der „Vetter". Der Bäcker Johann Georg Schiller zu Waiblingen erscheint im Großheppacher Taufbuch als „Jerg", Bruder von Hans Schiller. — Auffallend ist, daß in Tirol eine Familie von Schiller vorhanden war, welche ein mit der schwäbischen Familie übereinstimmendes Wappen führte: das Einhorn im Schild findet sich ebenso auf dem silbernen Petschaft, das der Vater des Dichters 1749 in seinem „Zubringens-Inventar" verzeichnet (vgl. Schwab, Urkunden S. 15 und Adelbert Kühn, Schiller. Zerstreutes zu einem Denkmal gesammelt; I, 2 S. 126). Ein sicherer Zusammenhang hat sich jedoch nicht erweisen lassen; die Spur der Tiroler Familie verliert sich in Mühlau, der Vorstadt von Innsbruck; die bei Düntzer erwähnte Familie „Schiller von Herdern" führt ein anderes Wappen. (Letzteres nach persönlicher Mitteilung der Freifrau Mathilde v. Schiller, der Wittwe von Schillers Enkel).

Johann Kaspar Schiller zu Bittenfeld, geboren 1650, gestorben 1687, wird als Bäcker und Beisitzer des Gerichtes genannt. Sein Sohn ist Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß daselbst, geboren 1682, verheiratet mit Eva Maria Schatz aus Alfdorf. 1733 ist sein Todesjahr; er hinterließ der Wittwe acht unversorgte Kinder und ein geringes Vermögen. Eines seiner Kinder führt wieder den Namen Johann Kaspar, und dieser ist der Vater des Dichters. Geboren am 27. Oktober 1723 zu Bittenfeld, hatte er mit Hilfe eines Hauslehrers bereits einigen Grund im Lateinischen gelegt, als mit dem Tode des Vaters jede Aussicht auf Studien oder Erlernen der „Schreiberei" aufgegeben wurde und der Knabe sich zur Feldarbeit anhalten lassen mußte. Nach Christophinens Erinnerung erzählte er in der Folge oft seinen Kindern, wie schwer es ihm geworden sei, sich einige Kenntnisse zu verschaffen, wie er mit seiner Grammatik sich hinter dem Holze verborgen habe, „weil es die Mutter nicht gern sah", und rühmte ihnen dagegen, wie glücklich sie wären, da er Alles anwende, ihren Geist zu bilden und sie so zu gewöhnen, daß sie einst durch eigene Kraft sich durch die Welt bringen könnten. Die Mutter entschloß sich nach vielen Bitten, ihn die Wundarzneikunst lernen zu lassen; und so gab man ihn in die Lehre zum Klosterbarbier nach Denkendorf, wo er bei den Alumnen sein weniges Latein repetirte und auch vom Probst „ein und anderes in der Kräuterkunde" erlernte. Später kam er, der Lehre freigesprochen, nach Backnang in Kondition, ging auf die Wanderschaft, blieb in Lindau bei „dem Chirurgo" und nachher in Nördlingen bei dem dortigen Wundarzt Cramer. „In Gesellschaft dessen Sohns David, meines edlen Freundes, welcher gegenwärtig gräflich Degenfeldischer Amtmann zu Altdorf bei Speier ist," berichtet Johann Kaspar Schiller im curriculum vitae, „lernte ich in etwas die französische Sprache und besuchte den Fechtboden."

Man sieht, es war von Kind auf eine Strebsamkeit in ihm und er benützt jede Gelegenheit, die sich bietet, um sich auszubilden; vielleicht gab schon der Vater diesen Trieb ihm mit auf

den Lebensweg; denn es ist damals sehr ungewöhnlich gewesen, daß ein Bäcker seinen Sohn im Lateinischen instruiren ließ. Johann Kaspar Schiller war zudem keine Natur, die zu Haus zu versitzen Lust hatte; kein Stubenhocker. Es zieht ihn in die Welt, in ein bewegtes Leben; als das bairische Husarenregiment Graf Frangipani, das an holländische Dienste überlassen war, durch Nördlingen reitet, nimmt er vom Wundarzt seinen Abschied, geht dem Regiment nach und wird zwar nicht als Feldscher, wie er gehofft hatte, angenommen, darf aber doch en suite marschiren und rückt im November 1745 mit den Husaren in Brüssel ein. Der österreichische Erbfolgekrieg war ausgebrochen; die Franzosen berannten Brüssel und das Frangipanische Regiment kam nach Bergen im Hennegau. Wegen Mangel eines Pferdes ging unser Freund mit dem Regiment in einer Nacht 10 Stunden und in der folgenden Nacht wieder 10 Stunden bis Charleroi. Das konnte auch die zweiundzwanzigjährige Jugendderbheit nicht aushalten, ohne Ruhe zu bedürfen. Als aber Johann Kaspar Schiller darnach versuchte, gegen Brüssel zurückzugehen, um mit der Bagage und den Kranken zusammenzutreffen und so wieder Anschluß zu bekommen, wurde er von den Franzosen als Spion aufgefangen und nach Gent abgeführt, wo er mit anderen Schicksalsgefährten auf der Hauptwache bei Wasser und Brod so lange hingehalten wurde, bis er sich entschloß, in französische Dienste zu treten. Als gemeiner Soldat kam er diesmal auf gegnerischer Seite in die Stadt Brüssel, rückte dann vor Antwerpen, vor Bergen und gegen Charleroi. Auf diesem Marsche ward viel Hungersnot ausgestanden, und als man die Klugheit und Anstelligkeit Schillers zu Fouragewagnissen benutzte, fiel er abermals in die Hände der Feinde. Aber es waren Oesterreicher, bei welchen er sich als ehemaliger Angehöriger des Frangipanischen Regimentes zu seinen Gunsten legitimiren konnte; man gab ihm Unterstützung und einen Paß. In der Nähe von Lüttich traf er die Frangipanischen Husaren und kam sogleich in Aktion; denn die alliirte Armee lieferte den Franzosen dort eine Schlacht, wobei sie jedoch unter empfindlichem Verlust retiriren mußte. Johann Kaspar Schiller bezog mit seinem Regiment die Winter-

quartiere zu Maaseyk und erhielt Anstellung als Eskadronsfeldscher. Neue Scharmützel und Feldaffairen des Jahres 1747 sind hier nicht weiter von Belang. Das Regiment, dem Johann Kaspar Schiller angehörte, stand zumeist hinter den Linien von Bergen op Zoom; und ich will nur erwähnen, daß letzterem bei Nispen einmal das Pferd unterm Leibe erschossen wurde. Die nüchterne, Ruhmredigkeit abweisende Bemerkung, welche er darüber in seiner Lebensgeschichte beifügt, hat etwas Charakteristisches: „Verwundungen, entweder vom Feind oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachtheil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger, sich damit groß zu machen. Wer austheilt, muß auch wieder einnehmen.“ Dagegen ist er sich seines „Hanges zu immerwährender Thätigkeit“ deutlich bewußt und gibt ihm nach, indem er es durchsetzt, daß er „wie die Wachtmeisters auf Commando“ auf Unternehmungen ausreiten durfte, wobei manche Beute gemacht und wieder eingebüßt wurde. Im Winter nahm ihn der Rittmeister seiner Eskadron mit in den Haag, im darauffolgenden Winter 1748 mit nach Amsterdam und London. Der Aachener Friede beendete den österreichischen Erbfolgekrieg, eines der widerlichsten Exempel jener mit erkaufter, zusammengewürfelter Soldateska geführten Kabinetskriege, welche im 17. und 18. Jahrhundert die Länder Europas verwüsteten und langweilten, ohne allen Gewinn der Völker und ohne jeden national-ethischen Gehalt, des Gedächtnisses kaum wert, altmodisches Inventar aber noch des heutigen Jugendunterrichtes.

Feldscher Schiller wollte die Reduktion seines Regimentes nicht abwarten und ritt, da er sich nach seinem Vaterlande sehnte, im März 1749 von Borckel in Holland weg der Heimat zu. Am 14. März war er in Marbach; dort wohnte seine Schwester Eva Margareta, verheiratet an den Fischer Stolpp.

Wir erfahren von ihm, daß er in der Herberge „zum goldenen Löwen“ einkehrte, daß er die in Murr wohnende Mutter, seine Geschwister in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems besuchte; Heiratsgedanken stellen sich ein und wurden betrieben; in Neckarrems „hatte meine Schwester Christine eine Heurath mit des

dortigen Chirurgi Rudolfen Tochter auserfehen, welche aber bei meiner Ankunft schon mit einem Andern versprochen gewesen. Inzwischen wurde ich mit der einzigen Tochter meines Wirths in Marbach, Elisabetha Dorothea Kodweisin bekannt, mit der ich mich unter Gottes Beistande 1749 den 22. Julii verehelichte." Alles ganz kalendermäßig, bürgerlich-ehrsam, ganz nüchtern erzählt, ohne daß die Feder des Autobiographen zur flüchtigsten Schilderung des Romans sich verirrt hätte. „Sie ist geboren den 14. Dezember 1732. Ihre Mutter war Anna Maria Mautzin von Lohrach-Hof." Alsdann hören wir sogleich vom Chirurgischen. Und so sei auch romantische Zuthat unserer Biographie ferne.

Aber das „Dorle" müssen wir schon ein wenig genauer zeichnen, als es ihrem Freier nachmals, da er auf der Solitude saß und für seine Baumzucht im Großen lebte, wie zuvor fürs Militärische, bei Verfassung der Autobiographie in den Sinn kam. Ein kleines, außerordentlich ansprechendes Oelbild ist uns erhalten, das Ludovike Simanowiz im Jahre 1793 gemalt hat; zur Zeit in Stuttgart aufbewahrt, portraitirt es die Züge der zwar schon 60jährigen Frau, ist aber in Ausdruck und Beseelung weit lebendiger und auch technisch geschickter als das größere Oelgemälde, von welchem eine Kopie den Besuchern des Schillerhauses zu Marbach gezeigt wird. Es ist ein gutes, frohes, helles Gesicht, und die Spuren des Alters haben die Züge einer feineren Anmut nicht zu verdrängen vermocht; sie haben nur den Ausdruck der mütterlichen Sorge und des Lebensernstes hinzugegeben. In dem großen Kreise der Portraits der Familie Schiller und der ihr nahestehenden Geschlechter gehört das Bild der Mutter des Dichters zu denen, welche den meisten zuvor Auge und Seele zu fesseln vermögen. Güte vor Allem, tiefe Herzensgüte, eine milde Resignation und eine das Leben freundlich und willig sich zurecht legende Seele sprechen aus diesem Gesicht. Die blauen Augen sehen groß und offen dem Beschauer ins Herz; die Augenbraunen sind schön gewölbt, die Stirne ist gut gebaut, die Nase gerade und kräftig, die Oberlippe feingeschwungen, und das ganze Oval umrahmt ein reicher Haarschmuck, von welchem zwei Locken auf Schultern und Halstuch herabfallen. Es ist nicht

schwer, zu diesem Bilde, von welchem ein vortrefflicher Stich in dem Buche „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" dem Leser leicht zugänglich vorliegt, sich den Reiz der Jugendblüte zu ergänzen, sich die 16jährige Braut in Lieblichkeit und naiver Lebendigkeit vorzustellen; und wir erkennen auch, je mehr wir uns mit diesem Angesicht vertraut machen, daß das Seelenvolle, das vom Sohne alle Welt weiß, sein Erbteil von der Mutter war. Ich füge die Worte hinzu, mit welchen Andreas Streicher, der Jugendfreund des Dichters, ihre Erscheinung kennzeichnet: „Diese edle Frau war groß, schlank und wohlgebaut; ihre Haare waren sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge, denkende Frau an." Als im Jahre 1812 bezüglich des Geburtshauses Friedrich Schillers ein amtliches Protokoll zu Marbach aufgenommen wurde, erinnerte sich eine Zeugin der „Frau Hauptmännin" Schiller als einer „sehr schönen Frau".

Auch den Feldscher und Chirurgus, der die Braut heimführte, wollen wir uns näher betrachten. Ihn hat gleichfalls Ludovike Simanowiz im Jahre 1793 für den Dichter gemalt; und ein zweites, größeres Oelgemälde, ein Pendant zu dem jetzt in Möckmühl befindlichen Original der Gattin, ist in Marbach. Beide Bilder zeigen eine derbgesunde, rote Gesichtsfarbe, etwas Derbkräftiges überhaupt in seinem Wesen; aber Bravheit, praktische Tüchtigkeit, Wohlwollen und redlicher Ernst sprechen auf das Entschiedenste sich aus. Die Nase ist stumpf und wie die Stirne etwas kurz im Verhältniß zu dem längeren Kinn und den unteren Gesichtsteilen; doch ist letztere von gut gewölbtem Bau. Die Backenknochen sind stark, die Augen blau, lebhaft und klug. Unmittelbare Aehnlichkeit mit den Zügen des Sohnes ist weder im Bilde der Mutter noch in dem des Vaters bemerklich, aber von jener erbte er die Sommersprossen, von welchen die Zeugen seiner frühen Kindheit erzählen, und die eigentümliche Stirnfalte und Einsenkung der Stirne über der Nase hat er vom Vater. Johann Kaspar Schiller war von kleiner, gedrungener, kräftiger Statur und behielt in Haltung und Gang sein Leben-

lang etwas Militärisches. Indem wir für die Charakteristik seiner Erscheinung das der Hochzeit nächstfolgende Jahrzehnt mit beanspruchen, nehmen wir aus dem Marbacher Bilde von äußeren Dingen Einiges hinzu: wir sehen ihn als Lieutenant in dunkelblauer Uniform mit hellrotem Rockaufschlag und hervorblickendem Panzerstahlhemd, auf dem gepuderten Kopfe den goldbordirten Dreimaster, an der Seite den Degen.

Dorothea war die Tochter von Georg Friedrich Kodweis, Löwenwirt, Bäcker und Holzmesser bei dem herzoglichen Floßwesen zu Marbach. Das Datum ihrer Geburt ist im curriculum vitae nicht genau angegeben; es ist nicht der 14. sondern der 13. Dezember, wie der Gatte selbst, übereinstimmend mit dem Kirchenbuch, in drei Briefstellen bezeugt [1]). Da die älteren Kirchenbücher der Stadt Marbach bei ihrer Einäscherung durch die Franzosen im Jahr 1693 zu Grunde gegangen sind, so läßt sich die Familie nicht über das 17. Jahrhundert hinaus verfolgen [2]). Der erste bekannte Vorfahr ist Johann Kodweis, geboren 1640, Bäcker und Bürgermeister zu Marbach. Dabei möchte ich einen kleinen Umstand erwähnen, welcher dem mit würtembergischer Landessitte nicht Vertrauten fremd ist; die schwäbischen Bäckerstuben (Beckenstuben), in welche die Genealogie des Dichters so wiederholt uns führt, pflegen nicht so brodtrocken zu sein als anderwärts; es ist dort gar häufig Sitte, daß das Bäckerhaus ein „Weinstüble" in sich schließt, und wenn du dort eintrittst, durstiger Wanderer in Stadt und Land, so wird dir ein Schoppen vom heimischen Gewächs nicht versagt und du kannst am blankgescheuerten Tisch neben dem großen Ofen stille Betrachtungen anstellen über Weltlauf und Volksart oder auch mit dem Töchterlein des Hauses ein gemütlich ruhiges Gespräch vollführen.

---

[1]) Vgl. Schillers Bezieh. S. 85, 88, 104 und Schwab, Urk. S. 5.

[2]) Andreas Streicher hat die Notiz überliefert, die Familie Kodweis stamme von einem durch unglückliche Zeitumstände zurückgekommenen Geschlechte von Kattwitz. Aber nicht eine einzige Quelle wiederholt diese Nachricht; und alle späteren Um- und Nachfragen haben sie verneint. (Persönliche Mitteilung der Freifrau Mathilde v. Schiller zu Stuttgart.)

Das Inventar der von beiden Seiten in die Ehe mitgebrachten Habe hat sich erhalten und der neugierigen Leserin könnte noch heute aufgezählt werden, wie viel Granatenmuster, auch wie viel sammtene Hauben, „Tüchle" und Strümpfe die Braut als Aussteuer aufwies; andrerseits fehlt nicht ein mit Silber beschlagener Stock, eine kleine Sammlung chirurgischer Instrumente und ein bibliothekarischer Bestand von acht Büchern, zumeist medizinischen Inhalts, doch auch ein Gesangbuch darunter und eine „Erkenntnuß sein selbst". Das zusammengebrachte Vermögen belief sich auf 716 Gulden und der Anteil des Bräutigams betrug fast die Hälfte. Schwiegervater Kodweis ist ursprünglich wohlhabend gewesen; aber durch unvorsichtiges Bauen und Güterkaufen, oder, wie andrerseits berichtet wird, infolge einer Ueberschwemmung ging sein Holzrechnungswesen abwärts und das Vermögen schwand. Johann Kaspar Schiller hatte kurz vor der Hochzeit ein chirurgisches Examen abgelegt, war dann in Marbach als Bürger aufgenommen worden und betrieb nun bis zu Anfang des Jahres 1753 die Wundarzeneikunst. Als aber die Vermögensumstände seines Schwiegervaters immer bedrohlicher wurden, und aus einiger Enttäuschung Zerwürfniß mit letzterem sich einstellte, verdroß ihn das Leben in Marbach und „um der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen", trachtete er, von dort ganz wegzukommen. Dies war der Anlaß zu seinem Wiedereintritt in militärische Dienste, zu seiner Beteiligung am 7jährigen Kriege, die wir verfolgt haben bis zur Geburt des Sohnes. Die junge Frau wohnte bis zum Zusammensturz des Kodweis'schen Vermögens noch bei ihren Eltern, dann mietweise in fremdem Hause, 1759 im Hause des Säcklers Schölkopf nächst dem Niklasthor im Erdgeschoß. Die Geburt ihres ersten Töchterchens, Christophine, erfolgte, während der Gatte auf dem Marsche von Linz nach Schweidnitz war, am 4. September 1757. Der alte Kodweis versah in seinen letzten Jahren den Wächterposten beim Niklasthore und bewohnte ein Häuschen an demselben; er starb 1771; 1773 seine Frau. Thor und Häuschen wurden 1833 niedergerissen. Die Herberge zum goldenen Löwen war außerhalb des Thores.

Bei Friedrich Schillers Geburt wurden als Taufzeugen eingetragen Christoph Friedrich von der Gabelenz, Obrist und Kommandant des Regiments, bei welchem Schillers Vater damals stand, und jener Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus, den wir als Vetter der Familie kennen gelernt haben. Unter den sieben weiteren Taufzeugen ist der Bürgermeister von Vaihingen genannt wie der von Marbach. Obrist v. Rieger „hat sich nachher dazu angegeben". Ein solches Namensverzeichniß und die Anzahl der „susceptores" bezeugt das Ansehen, welches die Schillersche Familie genoß; doch kann Obrist v. d. Gabelenz, wenn auch zum Paten gebeten, so wenig wie der Vater persönlich zugegen gewesen sein. Der Vetter ist eine etwas bedenkliche Erscheinung. Durch den einzigen Brief, der von ihm erhalten geblieben ist, gerichtet an einen armen Teufel von Kandidaten, geht ein widerwärtiger Ton von Herablassung, Geheimnißkrämerei, Renommage mit fürstlicher Gnade, mit wichtigen Geschäften; und doch werden diese Geschäfte, wie Boas richtig zu vermuten scheint, kaum in etwas Anderem und Honetterem bestanden haben, als im Verkauf von deutschen Landeskindern für holländische oder englische Dienste. 1731 geboren, kam er im 28. Lebensjahre als Studiosus der Philosophie, der Kameralien und der Geschichte von Halle zurück, wandte sich wie es scheint, nach Steinheim an der Murr nächst Marbach und wurde kurz darauf mit Johann Kaspar Schiller bekannt. Durch seine „Aufmunterung . . bekam ich Lust, mich auch ein mehreres . . . auf die Litteratur zu legen", berichtet letzterer. Zwischen September 1759 und März 1760 reiste Johann Friedrich Schiller in Holland, in Hessen und im Würtembergischen umher, „in Affairen" vom Herzog verwendet, bei denen er „reussirte". Es wäre also möglich, daß er zum Tauftag sich in Marbach aufhielt [1]). Später finden wir ihn in

---

[1]) Vgl. Schwab, Urk. S. 11, Brief an „Monsieur Weiblen, Candidat en Theologie" in Halle. Die bezügliche Stelle lautet: „Stuttgart, den 2. März 1760. Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland geweßen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Heßen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Heßen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen viel" u. s. w.

England, wo er Robertsons Geschichte Amerikas übersetzte und der Königin Charlotte mit einer schmeichlerischen Widmung dedizirte; schon 3 Jahre zuvor, 1774, hatte er Hawkesworths Geschichte der Seereisen des Commodore Byron übersetzt. Auch eine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" schrieb er in England. 1779 traf ihn Christian Gottfried Körner, der nachherige Freund unsres Dichters, zu London; die Schilderung, die er von ihm gibt, zeigt ihn als einen Sonderling und Hagestolz: „Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Theil in seiner Stube hat[1])". Im Jahre 1784 besaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Kartause zu Mainz; hier ließ er eine Anthologie von Fabeln und Erzählungen aus dem Englischen drucken. Trotz dieser Regsamkeit „wollte es nicht recht mit ihm fort". So berichtet Christophine im Februar 1815, wie es scheint kurz nach seinem Tode, an die Wittwe des Dichters; „der Vetter" sei in seiner Jugend oft bei ihren Eltern gewesen, die ihn seines guten Kopfes wegen geachtet und freundschaftlich unterstützt hätten; später habe er nicht das Geringste mehr von sich hören lassen und um seinen Paten habe er sich niemals bekümmert.

Aber der Vater mochte die Verantwortung fühlen, die ihm das Schicksal auf die Schultern gelegt hatte. Aus einem Aufsatze von seiner Hand ist uns die bedeutende Stelle überliefert: „Und du Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank

---

Boas sieht darin den Erweis, daß der Studiosus bei Schillers Taufe nicht zugegen war; und so verhält sichs, falls Joh. Friedr. Schiller von Holland direkt nach Hessen reiste, woselbst sich der Herzog mit den Truppen seit Mitte November befand. Eher für seine Gegenwart spricht der Wortlaut bei Christophine (Schillers Bezieh. S. 346): „Als der l. Bruder geboren ward, trug er sich als Pathe bei ihm an."

[1]) Aus Körners Brief an Gallisch, bei Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers.

dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest [1])!"

Ich verfolge die Schicksale der Schillerschen Familie in diesem Abschnitt noch bis zu dem Zeitpunkte, wo sie mit der Uebersiedelung auf die Solitude fernerhin nicht mehr veränderten Aufenthalt und neue sichere Heimat gewinnt. Denn zunächst ging der Vater noch einmal außer Land, und die unmittelbar folgenden Jahre wechseln den Aufenthaltsort der Familie wiederholt. Der Herzog formirte, da nun von Oesterreich an Würtemberg das Ansinnen kam, ein Hilfscorps zu stellen, zwei neue Brigaden; und mit ihm marschirte Lieutenant Schiller im Juli 1760 über Heilbronn ins Unterfränkische, nach Thüringen und Sachsen. Begegnungen mit preußischen Truppen erfolgten mehrmals und die Hin- und Hermärsche im sächsischen Land dauerten bis in den November; mit Neujahr 1761 trafen die Brigaden wieder in der Heimat ein, und obwohl der Friede von Hubertsburg erst im Jahre 1763 den Siebenjährigen Krieg beschloß, so war doch die Beteiligung Würtembergs an den Feldzügen nunmehr beendet, und auch Johann Kaspar Schiller blieb von jetzt an im Vaterlande.

Zunächst kam er mit dem Stabe nach Urach, im Februar 1761 nach Kannstatt, 1762 mit dem Regiment nach Ludwigsburg, Stuttgart und wieder nach Ludwigsburg. Das Hauptmannspatent erhielt er im August 1761.

Daß die Familie nach Kannstatt zum Vater übersiedelte, ist nicht wahrscheinlich. Zwar erzählt Karoline v. Wolzogen von Besuchen, welche der Knabe von Kannstatt und Ludwigsburg aus bei den Großeltern in Marbach gemacht habe, aber diese Nachricht steht völlig vereinzelt. Christophinens Aufzeichnungen erwähnen einen Kannstatter Aufenthalt nirgends; und der Kalender Schillers zählt in der Reihe seiner Wohnorte Kannstatt nicht auf. Dazu scheint mir der Ausdruck des Vaters: „Ich kam . . . nach Kannstadt in Kantonnirung" gegen eine Vereinigung mit der Familie

[1]) Zuerst mitgeteilt in Körners „Nachrichten von Schillers Leben", Gesammtausgabe der Schillerschen Werke vom Jahre 1812; Körners Quelle war wohl Christophine. Der von ihm als „noch vorhanden" bezeichnete Aufsatz scheint leider verloren zu sein.

zu sprechen, da unter Kantonnirung doch Einquartierung außerhalb der Garnison verstanden wird. Dagegen ist Ludwigsburg als Aufenthaltsort der Familie sicher; und zwar scheint sich ihr erster Aufenthalt daselbst auf die Zeit von 1762—1764 zu erstrecken. Es ist nämlich die Reihenfolge der Orte in Schillers Kalender folgende: Ludwigsburg, Gmünd, Lorch, Ludwigsburg, Solitude, Stuttgart; und Christophine bemerkt in ihren „Notizen über meine Familie": „Hier (in Ludwigsburg) wohnten wir aber nicht lange" und an späterer Stelle: „Wir zogen nun (von Lorch) nach Ludwigsburg wieder zurück". Säckler Günther deponirte allerdings im Marbacher Protokoll, die Familie Schiller habe in Marbach bis 1764 gewohnt; aber gegen dieses Zeugniß sind eben jene Gegengewichte zu stark. Mir scheint hier ein kleiner Irrtum vorzuliegen; nach so langen Jahren verwechselte der Zeuge den Wegzug der Familie von Marbach mit ihrem Wegzug aus der Gegend; die Zeit, während welcher Frau Schiller in der Nähe von Marbach, in Ludwigsburg, lebte und die Besuche bei ihren Eltern fortsetzte, schob sich ihm in der Nacherinnerung mit der Dauer des Aufenthaltes in Marbach selbst zusammen. Denn 1764 erfolgte die Uebersiedlung nach Schwäbisch-Gmünd. Gegen die Vermutung Fielitzs, daß die Familie den Umzug von Kannstatt nach Ludwigsburg mitgemacht habe und, als auch hier der Vater kein Bleiben fand, nach Marbach zurückgekehrt sei, spricht zunächst der Umstand, daß eben Kannstatt schwerlich jemals Wohnort der Familie war. Und in Ludwigsburg — den offenbar vorübergehenden Aufenthalt in Stuttgart abgerechnet — blieb ja der Vater, bis er zum Werbegeschäft nach Schwäbisch-Gmünd berufen wurde, also bis Ende 1763. Dazu beachte man den Wortlaut bei Christophine: „Hier in Ludwigsburg wohnten wir aber nicht lange, weil die Offiziere an die Grenzen berufen wurden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben;" sie bringt also den Abzug aus Ludwigsburg ursachlich mit der Berufung des Vaters nach Gmünd in unmittelbaren Zusammenhang.

Als Datum der Versetzung nach Schwäbisch-Gmünd gibt das curric. vitae den 24. Dezember 1763 an; „Anno 1760

nach Gmünd und Lorch — Anno 1766 im Dezember aus Lorch nach Ludwigsburg", verzeichnet Schillers Kalender, ersterenfalls mit unrichtiger Jahreszahl. Auch Christophinens Skizze „Schillers Jugendjahre[1])" ist im Irrtum; nicht von 1765—1768 war der Vater in Schwäbisch-Gmünd und Lorch, sondern von Ende 1763 bis Ende 1766. Dieser Wohnortswechsel, oft unrichtig dargestellt, bedarf der Präzisirung. „Der Vater reißte" — erzählt Christophine in den „Notizen über meine Familie" — „sogleich an den bestimmten Ort, und machte Anstalt uns nachkommen zu laßen." Nähere Auskunft über den Ort seines Aufenthaltes gibt sie indessen nicht an dieser Stelle, sondern in der Skizze „Schillers Jugendjahre". Sie schreibt: „Im Jahre 1765 berief der Herzog von Würtemberg Schillers Vater als Werbeofficier an die Würtembergische Grenze, nach Schwäbisch Gemünd. Aber der kostspielige Aufenthalt daselbst bewog Schillers Vater den Herzog um die Erlaubniß zu bitten sich mit seiner Familie in den nächsten Würtembergischen Ort zu begeben und von dort aus seine Werbungen zu besorgen, welches ihm auch erlaubt wurde." Darauf gibt sie Bericht von Lorch. Gmünd war freie Reichsstadt.

Die Mutter kam mit den Kindern also nach, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1764; die hübsche Stelle im Briefe des Vaters an seinen Sohn[2]): „Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen," scheint auf diese Reise zu gehen; Schorndorf liegt zwischen Ludwigsburg und Gmünd. Wie lange die Familie in Gmünd geblieben ist, kann nicht mehr ermittelt werden; da aber der kostspielige Aufenthalt daselbst wohl bald fühlbar geworden sein wird, und da Schillers Kalender den Umzug nach Gmünd und Lorch in das nämliche Jahr, wenn auch in ein unrichtiges, setzt, so halte ich für wahrscheinlich, daß der Umzug nach **Lorch** noch in das Jahr 1764 fällt.

In Lorch wurde der Familie Schiller am 24. Januar 1766

---

[1]) Veröffentlicht von Robert Boxberger im Archiv für Litteraturgeschichte I, 452—460.

[2]) Schillers Beziehungen. S. 79.

das dritte Kind geboren, Louise. Ein sparsames und eingeschränktes Leben war Gebot; denn Diätengelder und Gage blieben Jahre lang im Rückstand. Am 23. Dezember 1766 wurde Hauptmann Schiller zurückberufen und kam in die Garnison Ludwigsburg. Für die Kindheit des kleinen Weltbürgers, der uns interessirt, hätten wir somit die Stationen: 1759 bis ins Jahr 1762 Marbach; 1762 bis zu Anfang 1764 Ludwigsburg; 1764 Schwäbisch-Gmünd; 1764—1766 Lorch; sodann Ludwigsburg zum zweiten Male.

Der Aufenthalt der Familie in Ludwigsburg dauerte nun bis Ende des Jahres 1775. In diese Zeit, in die Jahre 1768 und 1773, fällt die Geburt zweier Mädchen, Maria Charlotte und Beata Friederike; 1774 starb das eine, 1773 das andere. „1775, den 5. Dezember," berichtet das curriculum, „kam ich aus dem nexu militari als Vorgesetzter bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf die Solitude."

Den Anlaß zu diesem Wechsel von Ort und Beruf gab die Neigung des Hauptmanns für landwirtschaftliche Beschäftigungen. Es ist der Mühe wert, einen Augenblick dabei zu verweilen; uns erfreut der Gedanke, daß Schillers Vater im Land tausend schattengebende und fruchtbringende Bäume pflanzte; darin liegt etwas Patriarchalisches, ein segensreiches und ein naturfreudiges Thun. Und mit welcher Energie, welchem Fleiß zäher Beharrlichkeit förderte er seine Unternehmungen! Und auch mit welchem Bewußtsein! Darin ist er ein ganzer Mann. Er erzählt uns, wie er lange der angeborenen und anerzogenen Neigung nicht habe folgen können, ohne „in den Augen des vornehmen Pöbels" seinen Offizierscharakter zu beleidigen; wie er dann endlich auf die Baumzucht geraten sei und hinter seiner Wohnung in Ludwigsburg eine kleine Baumschule angelegt habe, von der er auf die Solitude über 4000 Stück junge Obstbäume mitbringen konnte; wie er dortselbst sich alle ersinnliche Mühe gegeben, Erdreich und Anlagen zu verbessern, so daß es ihm endlich nach 11 Jahren gelungen sei, „die Anzahl von 22400 Stücken an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern theils nach Hohenheim, theils an die hiesige Gärtnerei (der Solitude) ab-

geben zu können, und sich mit Anfang 1789 . . an kleinen und großen dergleichen Bäumen und Hölzern wohl über 30000 Stücke in dieser Forstschule vorfinden mögen, auch nebenbei die meisten im Lande wachsenden Hölzer in besonderen Abtheilungen angelegt, und alle Alleen und Wege . . mit hochstämmigen Bäumen besetzt sind."

Solche Thätigkeit ist nach Richtung und Betrieb höchst respektabel. Dazu nehme man die litterarischen Arbeiten, in denen er aus Nachdenken und Erfahrung die Summe zieht. Er publizirte, zuerst anonym zu Leipzig 1793, den Aufsatz „Gedanken über die Baumzucht im Großen"; derselbe scheint verloren zu sein, aber der Inhalt, vielleicht der Text selbst, findet sich wieder in der zweiten Vorrede zu seinem größeren Werke, das zu Neustrelitz 1795 unter dem Titel erschien „Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen, von J. C. Schiller, Herzoglich Wirtembergischen Major". Man sehe das dazu gehörige, nun im Schillerhause zu Marbach aufbewahrte Manuskript mit seinen ungezählten Abbildungen von Apfel- und Birnsorten, Alles in saubersten Malerei und Schrift, auf jeder Seite ein Zeugniß der sorgsamsten Mühe, eine Arbeit, wie sie nur die hingebendste Liebe zur Sache zu Stande bringen kann.

Aber auch die Motive, welche in der als „Vorläufige Gedanken über die Baumzucht im Großen" hinzugegebenen Vorrede entwickelt werden, sind beachtenswert und charakterisiren den Mann. Vom Praktischen, von umständlich und zuversichtlich vorgetragenen Nützlichkeitsgründen aus steigen sie höher zu ideelleren Auffassungen. Johann Kaspar Schiller appellirt die Fürsten und Vornehmen: „Ihr Mächtigen in der Welt, hohe Landes-Regenten und Obrigkeiten! — Niemand ausgeschlossen, welcher Macht und Vermögen hat, den Wohlstand seiner Zeitgenossen und Nachkommen zu befördern — lasset euch zur Stiftung eines Denkmals bewegen, das dereinst noch von der Größe eurer wohlthätigen Unternehmungen und von eurem rühmlichen Dasein auf der Welt zeugen wird. Die Erde ist gleichsam ein Stoff, den euch die Vorsehung ausgetheilt und unter eure Hände gegeben

hat: sie soll nicht nur auf die würdigste Art zum Nutzen der Menschen gebraucht, sie soll auch verschönert werden. Dem niedern Landmann sind eure Lusthäuser, eure Gärten verschlossen; entschädigt ihn mit dem Anschauen und Genuß von tausend Baum-Alleen, und seine Enkel werden euch dafür segnen." Und ist es nicht merkwürdig weitblickend gedacht und nach Art eines Wahlspruches den willensstarken Charakter des Verfassers bezeichnend, wenn er ausruft: „Beharrlichkeit kann endlich noch die pontinischen Sümpfe austrocknen!"

Johann Kaspar Schiller hatte schon früher, 1767—69 zu Stuttgart, die Schrift „Betrachtungen über Landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesezt von einem Herzoglichen Offizier" herausgegeben; sie sollte den ersten Band eines größeren Werkes „Oekonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" bilden; doch erschien keine Fortsetzung. Auch sie ist durchweht von Gemeinsinn, von patriotischem, auf Hebung des Landeswohles gerichtetem Willen und verrät einen klugen, gesunden Blick und tapferen, vorwärtsbringenden Unternehmungsgeist. Es war nicht nur die leidliche Schreibart, wie er meint, infolge deren sie Aufsehen machte, sondern auch ihr zum Nutzen des Landes sehr beherzigenswerter Gedankengehalt; und indem sie in ihren einzelnen Teilen sich über Weinbau, Ackerbau, Viehzucht, Baumzucht, ländliche Gewerbe ausspricht, erkennt man überall, wie selbständig, wie nachdenkend der Mann in der Welt sich umgesehen, wie fleißig er jede Gelegenheit benützte, um seine Kenntnisse zu mehren, seine Erfahrungen zu bereichern und die Lücken seiner Bildung zu beseitigen. Hat er sich doch in Holland, während des Feldzugs bei Bergen op Zoom, mit der Torfbereitung bekannt gemacht, im Würzburgischen mit dem fränkischen Weinbau, im Hessischen mit Baumanlagen, in Schwäbisch-Gmünd mit dem Holzhandel, in Lorch mit Bodenverhältnissen. Die Monographie von Oskar Brosin „Schillers Vater" hat zuerst auf den Inhalt dieser Schrift aufmerksam gemacht.

Ich führe nur noch zwei Stellen an, die in ihrer naiven Art ein Licht auf J. K. Schillers persönliches Wesen werfen und

seiner Schriftstellerei etwas von subjektiver Färbung geben. Einmal schreibt er: „Immer studire ich auf neue Vortheile, und wenn ich denn glaube etwas schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir beynahe so lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden oder der Poet die wohlgerathenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorlieset.“ Und ein andermal bemerkt der Autor, daß er zwar wohlgemeinte Erinnerungen sich gern gefallen lassen, hingegen aber gar nicht leiden werde, wenn solche nur nach eitler Tadelsucht schmecken sollten, „als in welchem Fall ich deren Urheber gleichbalden die Fehde ankündigen müßte“.

Endlich sind noch die Gebete zu erwähnen, welche Vater Schiller teils für einzelne Wochentage, teils in Betracht allgemeiner Zustände verfaßt hat; eines darunter, ein „Morgenopfer“ in gereimten Zeilen, pflegte er täglich seiner Familie vorzulesen. Sie sind von einer gewissen Trockenheit und gehen in Sprache und Gedanken nicht über den Kreis der hergebrachten theologisch-moralisirenden Vorstellungen hinaus. Aber uns, die wir den geistigen Boden kennen lernen wollen, auf welchem Friedrich Schiller erwuchs, sind sie ein Zeugniß, daß dort das religiöse Element gepflegt wurde in gläubiger Sitte der Zeit, in Selbstprüfung, in fromm sich ergebendem und bescheidendem Gottvertrauen.

So rücken zum Charakterbild von Schillers Vater die Linien allmälig zusammen. Er war eine durchaus tüchtige, kraftvolle Natur und ein innerlich gesunder Mensch. Er hat in seinem Lebenskreise sich überall männlich bewährt und diesen Kreis sich mehr und mehr zu erweitern gesucht. Was ihn am meisten auszeichnet, was im Sohne unmittelbar von ihm wiederkehrt, ist die Arbeitslust, die immer rege Beschäftigung. Er war voll Strebens, gewandt, rasch, entschlossen; im Dienste des Amtes treu und über Pflicht unermüdlich; nirgends, wo wir ihn finden, dilettantisch, überall sein ganzes Wesen einsetzend; praktischer Bethätigung zugewandt aber doch von lebendiger Vorstellungswelt und hellen Sinnes; von einer gewissen Herbigkeit einer einfachen Zeit aber auch von ihrer Geradheit; ein redlicher Charakter und

ein Mann, der so starb, daß der Sohn von ihm sagen durfte: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als Er von dem seinigen." Man hat aus Anlaß der Briefe, welche er an den Sohn richtete, während dieser zu Mannheim lebte, auf Grund seiner ängstlichen Mahnungen und manchen hartlautenden Vorhalts, den er dem jugendlichen Dichter gemacht hat, den Vorwurf der Beschränktheit gegen den Vater erhoben. Eine solche Meinung ist thöricht. Des Sohnes Wachsen an Geistesgröße hat er späterhin mit herzlicher Freude, mit väterlichem Stolze begleitet; aber daß er in jener Periode, wo der Unerfahrene an Abgründen hinging, eine warnende, zurechtweisende, erinnernde Stimme sich nicht nehmen ließ, war Vaterpflicht und Pflicht des Augenblicks.

Wohl sind Naturen, die gleich ihm sich selber erzogen und emporgebracht haben, selten frei von einem herrischen Zuge des Wesens, da Uebung gewaltsamen Willens ihnen ins Blut übergegangen ist; und sie pflegen auch zu wissen, was sie sich selber verdanken, ein deutliches Gefühl eigenen Wertes und eigener Leistung entwickelt sich mit und springt zuweilen nach außen hervor; das gibt der Individualität eine derbere Festigung hinzu oder erhöht die von Natur bereits mitgebrachte. Auch wendet sich Interesse und Teilnahme eines so unternehmenden Kopfes vom Nächsten und Engeren des Lebens und des Hauses leicht ab zu Entfaltung der Kräfte in größerem Kreis, in öffentlicher Wirkung. All' diese Züge finden sich bei Schillers Vater wieder; aber hier setzt zum Segen der Kinder die Mutter ein, des Herdes milderer, stillerer, stätiger Schutzgeist.

Dorothea Schiller hing in zärtlich treuer Liebe an ihren Kindern, und sie zu erziehen und ihre Herzen zu bilden zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht, nannte und übte sie als ihre höchste Pflicht und als die nachhaltigste Lebensfreude. Etwas empfindliches, leicht aufwallendes Naturell scheint auch sie gehabt

zu haben und die rauhere Art, der ungestüme Wille des Gatten schreckte zuweilen ihr weicheres Herz. Aber durch ein langes, von Mühsal und Kummer viel heimgesuchtes Leben war sie ihm die treue, sich selber aufopfernde Hausfrau und in nicht endender Sorge für ihre Kinder nährte und stärkte sie ihr Herz in reinen und unversiegbaren Freuden. Ihre leisere Hand wußte der geistigen Bildung der Mädchen manchen fördernden Umstand zuzuwenden, wenn des Vaters vorsichtige Sparsamkeit oder sein nach außen gerichteter Thätigkeitssinn hier ein Uebersehen befürchten ließ. Eine tief empfundene, herzlich warme und wahre Religiösität bildete einen Grundzug ihres Wesens. Die Verse, mit welchen sie einst an Neujahr ihren Gatten begrüßt haben soll, sind unecht; sie stammen wie so vieles, was ältere Biographie und mitunter noch jüngere Berichte von des Dichters Jugendzeit erzählen, aus der Schrift des Lügners Oemler. Aber sie las ihren Kindern gern aus dem neuen Testament vor und ein so glaubwürdiger Zeuge, wie Andreas Streicher, erwähnt, daß sie gute Bücher leidenschaftlich geliebt habe, zumal naturgeschichtliche, Lebensbeschreibungen berühmter Männer, Gedichte, geistliche Lieder, und von den Poeten ihrer Zeit, mit denen sie vertrauter war, werden insbesondere Uz und Gellert genannt.

Schillers jüngste Schwester Christiane, in der Familie gewöhnlich Nanette oder Nane genannt, wurde am 8. September 1777 auf der Solitude geboren. Im Uebrigen füge ich der Schilderung des Elternhauses hier nur noch den Umstand bei, daß Johann Kaspar Schiller im März 1794 vom Herzog Ludwig Eugen den Majorscharakter oder nach damaliger Bezeichnung den Titel Obristwachtmeister erhielt; wogegen er in seiner amtlichen Stellung auf der Solitude als Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei und Forstschule mit dem Namen eines „Intendanten" bezeichnet war. Mit den sonstigen Schicksalen der Familie uns vertraut zu machen, wird ein späteres Kapitel Gelegenheit geben; jetzt da wir die Eltern kennen, welche dem Dichter das Leben gaben, wendet ihm selbst, den Zeiten seiner Kindheit, den Stätten der Heimat, welche zuerst sein Auge sah, die aufmerksamere Betrachtung sich zu.

Zweites Kapitel.

Heimat und Kindheit.

Es ist eine bürgerliche Familie, aus welcher Friedrich Schiller erwächst. Sie hebt sich aus geringem Stande zu höherer Stufe; aber sie vertritt und bewahrt durchaus bürgerliche Sitte und Haushaltung, und weder leichten Ringens noch reichlich erwirbt sie sich die ökonomischen Mittel der Existenz. Das ist in Anbetracht der Kindererziehung durchschnittlich eher ein günstiges als ein ungünstiges Moment. Aus den mittleren Lebenskreisen, aus dem Bürgertum und den bescheideneren Stufen des Beamtenstandes, des gelehrten und des geistlichen Standes sind dem deutschen Volke zumeist seine Führer erwachsen. Nur die andauernde Umgebung brutaler Not, nur der herabziehende Bann grobniedriger Aermlichkeit gefährdet das Aufleben eines Talentes. Aber jene mittleren, zwischen Genuß und Entsagung gestellten Stände sind in Deutschland die Repräsentanten der geistigen Strebsamkeit, des wahren und tieferen Sinnes für Bildung. Die Welt des Geistes ist ihnen in Entbehrung das immernährende Lebensbrod, in äußerem Druck die heiß empfundene Bürgschaft der Freiheit; so tragen sie alle im Innersten das Verlangen nach vorwärts, nach aufwärts und erziehen sich und ihre Familien zum Ernste des Willens, zur Pflege der Arbeit. Dagegen wiegen sich die mühelos besitzenden Stände leicht in der Täuschung, als wären die geistigen Güter nichts weiter als feine Genußmittel, und aus ihrem verwöhnten Behagen quillt die Stimmung nicht, innerhalb deren die Heranwachsenden zur Stählung des Willens, zur Anspannung der geistigen Kräfte erzogen werden.

Und es ist ein protestantisches Haus, in welchem der Dichter geboren wurde. Konfessionelle Empfindlichkeit hat nicht nötig, an Erwähnung dieser Thatsache Anstoß zu nehmen. Ein Ferment protestantischer Bildung und protestantischen Geistes hat längst die Mehrzahl auch der katholischen Provinzen unseres Vaterlandes durchdrungen, und andrerseits ist der Protestantismus als solcher bereits eine geschichtliche Erscheinung, überholt von dem Geiste moderner, durch Philosophie und Naturwissenschaft zu größerer Helle geführten Kultur. Aber es ist doch kein Zufall, daß die Führer, die Schöpfer unseres Gedankenlebens, unserer intellektuellen Nationalität als Protestanten geboren wurden, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Das ist nun einmal nicht abzustreiten, daß die gesammte Entwicklung modernen Geistes in Deutschland und von Deutschland aus in aller Welt mit der befreienden Macht der Reformation in innigem Zusammenhang steht. Einen Zug der Freiheit, und einen Zug zur Innerlichkeit, Subjektivität und Selbstbestimmung, zur Einkehr und Vertiefung des Menschen in sich selbst gab der Protestantismus allen Völkern, die ihn aufnahmen. Und die Familien der protestantischen Länder, weit mehr unbewußt als bewußt, erstarkten in diesem Segen; sie waren im Großen und Ganzen den katholischen Generationen in der Heilighaltung der Vernunft, in der Empfänglichkeit für geistige Kulturbewegung immer um einige Schritte voraus; und da ihre Religion mehr im Herzen lag als im Kultus, so war auf ihrer Seite auch allgemeiner die Bewegung und Bereicherung der Gemütswelt. In solchem stillen Erbe, solcher still gepflegten Tradition aber wurden sie die natürlichen Träger des Geistes der Zukunft und ihre Söhne die Vorkämpfer im Denken und Dichten.

Das Land aber, in welchem die Wiege des Dichters stand, ist Süddeutschland, ist Schwaben. Wenn einst die Völker, die heute leben, zerfallen sind; wenn wirklich einmal deutsches Blut in keinem Pulse mehr schlüge und deutsche Sprache verklingen könnte, so würde die Sage von uns doch leben und unsere Geschicke und Thaten würden in der Weltgeschichte nach-

tönen wie ein übermächtig voller Akkord. Und in ihm klängen mit die Stimmen aller unserer Stämme. Aber Niemanden zulieb und Niemanden zuleide: ferne Prüfung wird vielleicht noch reiner erkennen als unmittelbare Gegenwart, wie reich die Quelle ist, die aus süddeutschem Boden dem geistigen Leben des gesammten Vaterlandes zufloß.

Es ist mißlich, an diesen Punkt zu rühren, aber furchtsam, an ihm vorüberzugehen. Durch die politische Präponderanz Norddeutschlands ist das Gleichgewicht der Teile heute verschoben; die Schweiz und Deutschösterreich sind vom Mutterlande getrennt, und ihre staatliche Ablösung bedingt einen besonderen Kulturgang, so sehr diese Völker im Ganzen und Großen als Kinder süddeutschen Geistes erscheinen. Innerhalb des Reiches sind die Süddeutschen der numerisch kleinere Bestandteil und sie sind unter sich ohne ausreichende geistige Zentralisation. Wenn nicht die künstlerische, so doch die litterarische Kultur und Produktion Deutschlands hat heute im Norden die zahlreicheren Agitationsherde, den größeren Markt; dort ist nicht nur im Politischen, sondern auch im Geistigen weit mehr geschlossene Kraft. Wäre es möglich, daß bei dieser Lage der Dinge süddeutscher Geist und süddeutsche Art zurückgedrängt oder in ihren Wirkungen beschränkt würden, so wäre es zum Schaden Gesammtdeutschlands.

Freilich sind die Gegensätze zwischen Süd und Nord nur relativ, und überdies hat ein Teil der deutschen Lande immer eine vielfach vermittelnde Rolle gespielt. Aber es sind doch Gegensätze: im Norden mehr Abstraktion, im Süden mehr Herrschaft der Phantasie; dort mehr verstandesmäßige Bildung und reflektirende Bewußtheit, hier mehr Naturintellekt, Naturgefühl auch innerhalb des Geistigen und intuitive Begabung; dort mehr organisatorisches Talent, sozialer Formsinn, mehr Aktivität und reale Betriebsamkeit, hier mehr Individualismus, Freiheitssinn und träumerisches Sichversenken in das Reich des Gedankens. Nicht als ob die Eigenschaften, welche auf die Seite der Süddeutschen gestellt sind, im Norden fehlten; sie erscheinen in Einzelnen selbst konzentrirten Grades; sondern um das Maß der Ausbreitung handelt es sich, um den Typus der Mehrheit. Norddeutscher Geist

hat sein schärfstes Gepräge als Intelligenz des Verstandes, und andrerseits ist nun auf Grund großer Tugenden und wertvoller Eigenschaften die Führung im Realen, im Politischen dem Norden anheimgefallen. Aber die Merkmale, in denen der süddeutsche Geist sein tiefstes Wesen erkennt, sind in eminentem Sinn deutsche. Von ihnen aus hat die gesammte Nation in Kunst und in Dichtung die mächtigsten Impulse erfahren; mit ihnen gerade charakterisirt uns das Ausland zu unserer Ehre; wir sind das Volk der idealen Innerlichkeit und des freien Gedankens; das Poetenvolk unter den Völkern, die Sinnenden, die Träumer; nicht so als ob wir schuldig wären, dafür die Püffe des Auslands geduldig-gutmütig hinzunehmen; das haben wir ja gezeigt, daß deutscher Heldengeist den Gegner in Waffen noch heute niederzuwerfen vermag, wie einst, als die Könige der Germanen mit leuchtendem Schwert an den Thoren des römischen Reiches erschienen. Aber der Kriegsruhm ist nicht unser Höchstes, und wir haben noch Besseres zu thun auf der Welt. Und wir würden unser Wesen verlieren und mit ihm unsere Heldenkraft, wenn wir uns hingeben würden an Veräußerlichung, wenn wir in praktischem Kurzsinn die Güter der realen Welt höher zu schätzen uns gewöhnen würden als das Leben des Geistes und aus verständiger Nüchternheit vergäßen, daß wir dereinst zu träumen vermochten von Himmel und Erde und phantasiebegabt zu horchen auf die Sprache der ewigen Natur. Wenn also die süddeutschen Stämme wirklich, wie ihre Geschichte zu zeigen scheint, an jenen elementaren Grundzügen deutschen Wesens einen breiteren Anteil haben als rein norddeutscher Typus, so liegt es in ihrer Pflicht, sie mit gesammelter Kraft geltend zu machen und damit zum Besten des ganzen Vaterlandes ausgleichend zu wirken.

Die Sprache Süddeutschlands hat in Wortschatz und Satzbildung größere Anschaulichkeit und Naivetät, mehr Ursprüngliches, Konkretes, Sinnliches sich erhalten, als die später entwickelte, schulmäßiger und konventioneller abgeschliffene norddeutsche Sprechweise. Bildlichkeit, phantasiereicher Witz und Humor durchtränkt die erstere, und der vollere Vokalismus bewahrte ihr ein stärkeres musikalisches Element. Individuell-

kräftige Art, die Welt, die Dinge zu sehen, leiht dem Ausdruck ein bestimmter persönliches Gepräge, mehr Blut, ein satteres Kolorit. Dabei sind auch die geistig gebildeten Klassen dem Volkstum näher geblieben als im Norden. Und was auf die Stimmung der Seele, ihre Entlastung von Druck, ihre Erregsamkeit zu Freude und schöpferischer Lebenslust von so mächtiger Wirkung ist, die Schönheit der Natur, die wärmere Luft, die Farbenfülle der Landschaft, das ist durch die Gunst der Gestirne dem Süden im reichsten Maß zugefallen. Das Alles hat hier für die Blüte der Kunst und der Dichtung den Boden günstiger gestaltet.

Die ethnographischen Verhältnisse Süddeutschlands bedürfen einer Klarstellung, bevor von der geistigen Eigenart des einen oder des andern unserer Stämme die Rede sein kann. Die Charakteristik des schwäbischen Stammes nicht allzudürftig zu halten, ist um des Dichters willen, mit dem wir uns beschäftigen, eine unerläßliche Aufgabe; die vorliegende Biographie möchte aber überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volkstums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen.

Dem Süden Deutschlands angehörig ist der bairische oder bajuwarische Stamm, und zwar, indem wir die politischen Grenzen des deutschen Reiches überschreiten, in seiner ganzen Ausbreitung; also die Bevölkerung der Kreise Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz, sowie des größten Teiles von Deutschösterreich; ferner der schwäbische Stamm, welcher, wie sogleich zu zeigen sein wird, mit dem alamannischen identisch ist; endlich ein Teil des fränkischen Stammes.

Bezüglich der Herkunft der Alamannen hat neuerdings Franz Ludwig Baumann unter Widerlegung älterer Hypothesen den glänzenden Nachweis geführt, daß es die Altsueben, die Semnonen sind, welche als das Kernvolk des Alamannenbundes in der germanischen Völkerbewegung erscheinen [1]). Die Theorie

[1]) Vgl. „Forschungen zur deutschen Geschichte“, herausgegeben von der histor. Kommission der kgl. bair. Akademie der Wissensch. Bd. 16, Heft 2, Göttingen 1876. Paul Stälin in der neuen Ausgabe der „Wirtembergischen Geschichte“ von Christoph Friedrich v. Stälin hat sich der Baumannschen

Baumanns gründet sich auf eine reiche Fülle historischer Nachrichten, deren Prüfung und Kombination mit soviel Vorsicht als Scharfsinn vollzogen wird, gründet sich aber auch auf sprach- und rechtsgeschichtliche Untersuchungen. Zu den Zeiten des Tacitus sitzen die Semnonen an der Spree und in der Lausitz, als der älteste und vornehmste Stamm der Sueben, das Haupt des Suebenbundes; in ihrem Gebiet lag das Nationalheiligtum, in welchem alljährlich die Vertreter aller suebischen Völkerschaften dem Stammgott Ziu blutige Opfer brachten, der Götterhain, den Niemand anders als gefesselt betreten durfte; der Name Semnonen selbst bedeutet Feßler. Gleich den anderen Ostgermanen [1]) haben die Semnonen zu Ende des 2. Jahrhunderts ihre alten Stammsitze verlassen; sie schlugen sich durch die hermundurischen Mainlande hindurch und nahmen das Dekumatland, das heutige Würtemberg und Baden, in Besitz. Von hier aus erfolgte ihre Ausbreitung über das Elsaß und den größeren Teil der Schweiz. Aber auch nordwärts zu beiden Rheinseiten faßten sie Fuß, nachdem das burgundische Reich zusammengebrochen und der Wormsgau frei geworden war; erst die Konsolidirung der fränkischen Macht setzte hier ihrem Vordringen die Grenze. Die Katastrophe von Zülpich warf die Alamannen über den Neckar und an die oberste Donau zurück; doch ist in den nördlichen Teilen von Baden und Würtemberg jene Mischungszone alamannischer und fränkischer Bevölkerung geblieben, deren schon einmal gedacht wurde. Der Name Alamannen, doch wohl im Sinne von Bundesgenossen, Volksgenossen, kam in der Zeit der Wanderungen auf; die römischen Schriftsteller, die gelehrte Litteratur fixirten ihn; aber als der eigentlich volksmäßige, der vom Stamme selbst und den übrigen Deutschen gebrauchte erhielt sich in allen Theilen alamannischen Landes der Name Sueben, Schwaben. Eine ununterbrochene

Theorie angeschlossen. Nur die Etymologie des Namens Alamannen („Leute des Götterhains") wird aus sprachlichen Gründen abzulehnen sein.

[1]) Die Begriffe Ostgermanen und Westgermanen sind hier nicht in dem von Müllenhoff festgestellten Sinne der Sprachgeschichte gebraucht, sondern im Anschluß an Tacitus.

Reihe von Urkunden aus neun Jahrhunderten bezeichnet Alamannen und Schwaben als identisch; erst die politische Sonderentwicklung elsässischen und badischen Landes, die Abwendung der Schweizer vom deutschen Reich beschränkte den Namen Schwaben auf das heutige Würtemberg und den bairischen Lechkreis. Aber Ein Volk ist es, das vom Lech westwärts durch die mittleren und südlichen Teile von Würtemberg, von Baden und dem Elsaß, in Vorarlberg, in der Schweiz sitzt; in letzterer bis zum Jura, denn westlich von diesem wohnt romanisirtes burgundisches Volk. Lokale, durch lange Zeiträume wirkende Einflüsse haben den schwäbischen Stamm in seinen Verbreitungsbezirken körperlich und geistig differenzirt, haben auch Dialektgegensätze hervorgerufen; indessen erweist gerade auf sprachlichem Gebiet die jüngste Erkenntniß wieder die Einheit des Stammes.

Bekanntlich ist der Uebergang von der mittelhochdeutschen Sprachstufe zur neuhochdeutschen durch eine Lautsteigerung charakterisirt, welche in der Hauptsache darin besteht, daß î und û zu ei und au werden; aus mîn wird mein, aus hûs wird haus. Dieser Prozeß beginnt mit dem Ende des 12. Jahrhunderts; er hat seinen Ursprung bei den Bajuwaren und ergreift nach und nach die Dialekte der Schwaben, Ostfranken, Thüringer, Rheinfranken. Augsburg, an der Grenze des bairischen Landes, ist die erste schwäbische Stadt, welche die neuhochdeutschen Laute aufnimmt; nach Westen fortschreitend ist um 1550 im ganzen heute „schwäbisch" redenden Lande der Uebergang zur neuhochdeutschen Sprache vollzogen. Ablehnend aber verhielten sich die übrigen Teile altschwäbischen oder alamannischen Stammesgebietes Baden, das Elsaß, die Schweiz, Vorarlberg, einzelne Bezirke um den Bodensee und im Allgäu; ihre Dialekte beharrten mehr oder minder auf mittelhochdeutscher Sprachstufe. „Das Idiom der jetzt sogenannten Alamannen ist keine ebenbürtige Mundart der neuhochdeutschen Sprache, sondern ein auf der Lautstufe des mittelhochdeutschen stecken gebliebener Dialekt. Das Schwäbische dagegen ist die zur neuhochdeutschen Lautstufe gesteigerte und darum den anderen oberdeutschen Mundarten ebenbürtige Sprache." Baumann macht den beachtenswerten

Vorschlag, den Gesammtstamm Schwaben zu nennen und nach seinen mundartlichen Gegensätzen ihn zu gliedern in Rheinschwaben, Südschwaben und Nordschwaben; letztere sind die Schwaben heutiger Bezeichnung.

Die Baiern gelten als die Nachkommen der Markomannen und ihrer Gefolgschaften; sie sind von Böhmen her in die Oberpfalz und über die Donau vorgerückt. Komplizirter liegen die Verhältnisse bei den Franken; hier ist eine genauere Betrachtung gefordert.

Der alte Bund der Franken, der Freien, gliedert sich in drei Hauptabteilungen: Salische Franken, Niederfranken; ripuarische Franken, aus den Amsivariern hervorgegangen; chattische Franken. Der Wohnsitz der salischen Franken ist Südholland; sie sind es, die über die Schelde sich ausbreiten, unter Chlodwig das fränkische Reich gründen, mit den romanisirten Kelten Galliens vermischt den germanischen Hauptbestandteil in den heutigen Franzosen abgeben. Die Sitze der ripuarischen Franken oder Uferfranken sind um Köln, Aachen und an der Ruhr; die Heimat der chattischen Franken aber ist Hessen, Althessen. Von diesen drang ein Teil westwärts vor und besetzte die Gebiete an der Mosel, um Trier, Metz, Toul; ein anderer Teil blieb diesseits des Rheines zurück und hat bis heute seine Sitze behauptet: die Hessen im oberen Wesergebiet sind die Nachkommen der im Stammland gebliebenen Chatten. Ein dritter Teil breitete südwärts sich aus, über Main- und Neckargegenden, im nördlichen Baden und Elsaß. Hier begegneten sie den Alamannen. Wie lange, wie vielfach wechselnd im Stromgebiete des Oberrheins Ansiedelungen der Franken und der Alamannen neben einander hergehen, indem bald der eine Stamm an Terrain gewinnt, bald der andere, das hat Wilhelm Arnold auf Grund der Ortsnamen in einem methodisch-geistreichen und bedeutsamen Werke nachzuweisen versucht [1]). Wahrscheinlich erfolgte ein größeres Zurückweichen der Alamannen erst nach der Niederlage, welche die Geschichte als die Schlacht von Zülpich verzeichnet.

---

[1]) Wilhelm Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme. Marburg 1875.

Landschaftlich hat sich der Name Franken nur für das Main- und Regnitzgebiet, das heute politisch zu Baiern gehört, erhalten. Indessen ist hier die Bevölkerung nicht ungemischt fränkisch. Vielmehr ist ihre Unterlage, zumal in den Kreisen Ober- und Mittelfranken, hermundurisch, und die ganze Provinz gehörte zum Thüringerreich. Dazu macht sich die Mischung mit alamannischen Niederlassungen geltend. Der Nordosten war eine Zeit lang slavisches Gebiet, und slavisch-wendische Ansiedelungen, vielleicht mit Absicht in germanisches Land verpflanzt, „um des slavischen Volkes Zusammenhalt zu zersplittern,“ [1]) reichten in einzelnen Linien in das Regnitzland herein. Karl der Große war es vorzüglich, welcher die slavische Macht zurückwarf; was als bedeutungsloser Rest blieb, ist seit 1000 Jahren germanisirt, wenngleich somatisch noch kenntlich. Auch in diesen Landschaften waren es Chatten, welche als fränkische Bevölkerung zuerst vordrangen; und nachdem das gesammte Gebiet dem fränkischen Reiche einverleibt und mit fränkischen Kolonien durchschossen war, erhielt es den Namen Ostfranken, nachher Franconien. Aber die Zusammensetzung der Bevölkerung ist bis heute bemerkbar: in Unterfranken bis in die Gegend von Würzburg herrscht hessisch-fränkisches Element vor, weiter östlich hat suebisches, aus hermundurischen und alamannischen Resten gemischtes Volk die Oberhand. Der Tonfall der Sprache steht im Herzen des Landes dem thüringischen Idiom näher als dem rheinfränkischen; im westlichen Mittelfranken beginnt eine Mischung mit schwäbischem Dialekt, in Nürnberg mit oberpfälzischem; der Wortschatz nach seinem Hauptbestande, die Bildung der Diminutiva und zahlreiche kleinere Spracheigentümlichkeiten schließen dem Schwäbischen sich an. Ethnographisch dürfte diese chattisch-suebische Bevölkerung als Ostfranken zu bezeichnen sein.

Aus der bisherigen Darlegung ergibt sich für die Beziehungen der Süddeutschen unter sich wie der deutschen Stämme überhaupt eine Reihe wichtiger Schlüsse; man darf

---

[1]) Vgl. „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern“, Bd. III, S. 1109.

nur ein paar weitere historische Momente hinzunehmen. Und zwar die folgenden. Zu Beginn unserer beglaubigten Geschichte zeigt sich nicht so sehr ein Gegensatz nord- und süddeutscher Bevölkerung als vielmehr der Gegensatz von Ost- und Westgermanen; jener vermag, unter Wirkung topischer und kultureller Einflüsse, sich erst herauszubilden, nachdem das Dekumatland und die Alpengebiete in den Besitz der Deutschen gelangt, nachdem die Fluten der Völkerwanderung zum Ablauf gekommen sind. Aber uralte Verbindungen der Blutsverwandtschaft werden dadurch nicht völlig aufgehoben; in dieser Hinsicht ist die Natur von einer merkwürdigen Energie. Nun bilden die Sueben eine östliche, durch Gemeinschaft von Kultus, Tracht und Sitte, durch nähere Blutsverwandtschaft von den übrigen Germanen abgesonderte Gruppe, und Tacitus zählt zu ihnen außer dem Hauptvolk des Bundes, den Semnonen, als jüngere Suebenstämme die Hermunduren, die Markomannen, Narisker, Quaden, Langobarden u. s. w. Ihnen gegenüber stehen, nicht als eine unter sich verbundene und gleichartige Masse, aber als Westgermanen, die Chatten, die Chauken, die Cherusker, Friesen und andere Stämme. Die Westgermanen sammeln sich nach der einen Seite hin als Franken, nach der anderen als Sachsen; Cherusker und Chauken bilden den Hauptbestandteil der Sachsen. Es mag erlaubt sein, einzelne Leser daran zu erinnern, daß die Ethnographie mit dem Namen Sachsen nicht die Bevölkerung des heutigen Königreichs Sachsen bezeichnet; letztere ist ein Mischvolk von Thüringern und Franken mit starkem slavischen Zusatz. Im Gegensatz zu den Niedersachsen, den Sachsen im ethnographischen Sinne, heißen sie die Obersachsen; niedersächsisches Volk aber sitzt in der Mark Brandenburg, in Hannover, Braunschweig, Westfalen, kolonisirte auch Pommern und Mecklenburg; bildet also die Hauptmasse der Bevölkerung in demjenigen Staate, welcher von einem besiegten und aufgeriebenen lettischen Volk den Namen Preußen annahm.

Indem nun aus den Markomannen die Baiern, aus den Semnonen die Schwaben hervorgegangen sind, erhellt die ursprüngliche Verwandtschaft der beiden süddeutschen Hauptstämme.

In nähere Beziehung zu ihnen treten die Ostfranken Baierns wegen ihres doppelten suebischen Zusatzes: hermundurische Unterlage, Mischung mit Alamannen. Zugleich aber ergibt sich eine verwandtschaftliche Beziehung der Ostfranken zu den heutigen Thüringern; denn diese sind aus den selbständig gebliebenen Resten der Hermunduren erwachsen. Andrerseits reicht hessisch-fränkisches Blut weit in den Süden Deutschlands herein, und der fränkische Stamm überhaupt, indem er von den Rheinmündungen aus bis gegen die Mitte Baierns und Würtembergs sich verbreitet, treibt einen westgermanischen Keil in die suebische Bevölkerungsmasse und hebt ethnographisch die Trennung von Nord- und Süddeutschen auf. Wir gewinnen somit auch für den geistigen Gegensatz, der zwischen Nord- und Süddeutschland konstatirt wurde, eine Reihe ausgleichender Momente und höchst wertvoller Uebergangsstufen.

Zunächst, dem Wortsinn nach, sind die Begriffe Norddeutschland, Süddeutschland rein topographisch, örtlich. Nur eine in der natürlichen Bodenbeschaffenheit ausgesprochene Grenzmarke enthält den nötigenden Zwang, die eine Hälfte des Landes als die nördliche, die andere als die südliche zu bezeichnen. Gefordert ist eine Linie größeren Zusammenhangs, welche von Ost nach West zieht; und sie muß so geeigenschaftet sein, daß sie in ihrem sinnlichen Erscheinen stark genug ist, um auf die Vorstellung einen unmittelbaren Eindruck zu machen; so auch, daß sie die Natur der zu trennenden Länderräume wesentlich alterirt, daß sie klimatische und Bodenunterschiede einleitet. Nach einem Flusse zu suchen, welcher in Deutschland irgendwie eine solche Linie abzugeben vermöchte, wäre kein ernst zu nehmender Einfall; wohl aber ist eine Grenzmarke jener Art vorhanden, und die geographische Wissenschaft erkennt sie im sogenannten Hauptkamm der deutschen Mittelgebirge. Nahezu ununterbrochen erstreckt er sich von den Oderquellen bis jenseits des Rheins; und zwar bilden ihn die Sudeten in ihrem ganzen Zug von der mährischen Pforte bis zum Elbdurchbruch, sodann der Kamm des Erzgebirges, das voigtländische Bergland, die Kammlinie des Frankenwaldes und des Thüringerwaldes, wie sie im Rennsteig erscheint, die

Berghausen der vorderen Rhön und des Vogelsgebirges, der Kamm des Taunus, der Hunsrück. Am Rhein endet süddeutsches Land bei Bingen; Frankfurt und Mainz, noch südlich vom Taunuskamm und innerhalb der oberrheinischen Tiefebene, sind süddeutsche Städte. Die Erhebung der genannten Gebirge ist bedeutend genug, um auf die klimatischen Verhältnisse der anliegenden Zonen differenzirend zu wirken, um das landschaftliche Gepräge zu verändern, um einen Wechsel der Bodenbeschaffenheit auch für die sinnliche Wahrnehmung, für das Allgemeinbewußtsein zu markiren. Und diese physikalisch-geographische Linie rückt zugleich in die höhere Bedeutsamkeit eines kulturellen und physiologischen Faktors. Felsregion und Hochwald trennte vor Alters hier die Bewohner; zahlreiche Flüsse strömen von den wasserscheidenden Rücken herab, die einen nach Norden, die anderen nach Süden sich wendend; ihre Thalebenen sind natürliche Straßen, und ihre Richtung gebot den Bewohnern der einen Seite, mit den Zentren des Nordens, denen der anderen Seite mit den Zentren des Südens den größeren Verkehr, den kulturellen Anschluß zu suchen. Und verbreitete sich auch der nämliche Volksstamm nordwärts wie südwärts: eben die Unterschiede der Landesnatur veranlaßten doch den Wechsel von Anbau, Nahrung, Erwerb, veränderten leise die körperlichen Merkmale, das sprachliche Idiom, die Tracht, den Hausbau, die Lebensweise, die Volkssitte.

Wird also Nord- und Süddeutschland schlechtweg in Gegensatz gestellt, so ist die örtliche Vorstellung die entscheidende und der genannte Gebirgswall ist die trennende Linie. Daneben aber drängt sich, hervorgehend aus der Beobachtung unserer ethnographischen und sprachlichen Verhältnisse, der Begriff einer mitteldeutschen Bevölkerung auf. Eine topische Vorstellung spielt hier mit, aber eine natürliche Abgrenzung läßt sich auf ihrer Grundlage nicht gewinnen; nicht das „Land", sondern die „Leute" geben den Ausschlag. Dabei bleibt etwas Unsicheres, Konventionelles; der Begriff hat, wie alle Uebergangsbegriffe, etwas Schwankendes. Wird nach den größeren Dialektgegensätzen gruppirt, so unterscheidet man Oberdeutsche, Mitteldeutsche, Niederdeutsche. Aber Dialektstämme unmittelbar mit Bevölke-

rungsstämmen zu identifiziren, ist an sich nicht richtig; das Moment der Blutsverwandtschaft darf nicht völlig beseitigt werden, und die örtliche Vorstellung, der Wohnsitz mit seinen natürlichen Konsequenzen, ist doch zu starken Gewichts, als daß man auf Grund sprachlicher Gliederung darüber hinwegsehen dürfte. Man würde Gegenden gleicher geographischer Breite und Stämme von relativ gemeinsamer Volksart, nahe verwandten geistigen Gepräges auseinanderreißen, wenn man den Begriff Mitteldeutschland ohne weiters auf die Zone der sogenannten mitteldeutschen Dialekte übertragen wollte.

Dem Allgemeinbewußtsein gelten als die vorzüglichsten Repräsentanten der Mitteldeutschen die Hessen und die Thüringer; sodann die Obersachsen nebst den Schlesiern und die Bewohner um den Mittelrhein. Diese Vorstellung hat ihr gutes Recht; hiebei treffen alle Momente zusammen, welche einen Uebergangsbegriff einräumen. Denn während die genannten Bevölkerungen von den Süddeutschen durch jenen großen Gebirgswall getrennt bleiben, stehen sie doch der Abstammung nach zu diesen in vielfacher Beziehung; es sind Völker fränkischen, beziehungsweise suebischen Blutes, und erst nordwärts von ihnen, mit den Niedersachsen, beginnt eine in starkem Blutsgegensatz befindliche Bevölkerung. Sprachlich stehen sie den Oberdeutschen näher als den Niederdeutschen; die Furche zwischen dem Niederdeutschen und dem Mitteldeutschen ist im Allgemeinen viel tiefer als die zwischen dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen; und wieder sind es die Niedersachsen, welche, als das Hauptvolk der niederdeutschen Zunge, sich scharf ablösen. Kulturell aber und nach dem Gange unserer Geschichte haben Thüringer, Hessen, Obersachsen, Schlesier, Mittelrheinländer von Norden her die reicheren Einflüsse erfahren, insbesondere die drei zuletzt genannten, da bei den Einen die in die Mark verlaufende Ebene, bei den Anderen ein ununterbrochenes und lebhaft kommunizirendes Flußthal seit Alters die Einwirkungen des Nordens gesteigert haben. Es erhellt nun aber, daß als der eigentliche Träger des rein norddeutschen Typus der niedersächsische Volksstamm zu gelten hat, dessen Initiative und Macht gewachsen ist, seit

er im preußischen Staat zu einer lebensvollen Schöpfung sich konzentrirte.

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Dennoch möchten um des Vorausgegangenen und des Nachfolgenden willen einige Bemerkungen hier einzufügen sein, welche das Recht und den Wert der Völkercharakteristik allgemeinhin erläutern.

Alle Determinationen des Charakters und des geistigen Typus eines Volkes haben ihr Prekäres, weil sie die Freiheit des Individuums begrenzen und weil innerhalb eines Volkskreises überall Erscheinungen sich zeigen, welche mit der hergebrachten oder angenommenen Regel sich nicht decken. Immer wieder muß man empfindliche Naturen daran erinnern, daß jede derartige Aufstellung nur den durchschnittlichen Eindruck fixiren, nur aussprechen will, was in einer Gesammtheit von Individuen als das ihnen Allen am meisten Eigentümliche, als das den Meisten Gemeinschaftliche bemerkt wird. Ohne Zusammenhang mit irgend einer Seite dieses typischen Komplexes ist aber Niemand. Und mag der Einzelne durch Kraft des Willens, durch bewußte Bildung, auf der Höhe eines reichen Lebens von seinen Anfängen sich noch so weit entfernt haben: immer werden doch Züge ihm bleiben, durch welche die Erinnerung an Gattungsmäßiges, an Art und Charakter des Volkes und Volksteiles, dem er zugehört, wieder erweckt wird. Wie auf einem Gemälde die Grundfarbe nach der Intention des Malers allen darüber liegenden Farben den Ton gibt, so erhält vom Mutterboden der Heimat her die Persönlichkeit eines Menschen ihre Grundschicht; und was immer sein Eigenstes, später Hinzugekommenes ist, durch die ursprüngliche Mitgabe der Natur erfährt es eine leise Nuance. Die Abhängigkeit vom Typus zeigt sich gerade in jenen Gebieten, welche auf der Grenzlinie von Sinnlichem und Geistigem stehen, in den unbewußteren Regionen des Empfindens, in der unmittelbaren Art und Weise, sich nach außen zu geben, sich mit der Welt und den Dingen in Verhältniß zu setzen. Dahin gehört ein guter Teil der natürlichen Geste; dahin gehört auch die Sprache in ihrer heimatlichen Modifikation. Außerhalb des Dialektes, auf dem Boden der Schriftsprache stehen, heißt noch

lange nicht des Wortschatzes und der Ausdrucksweise, des Tonfalls im Wort- und Satzgefüge, welchen die engere Heimat überliefert hat, sich entäußern; und solche Dialektspuren vertilgt nicht sowohl die höhere Bildung als vielmehr gewaltsame Gewöhnung und Unnatur, ohne daß deßhalb das feinere Ohr des Sprachkenners sich täuschen ließe.

Indessen stellt sich der Tragweite und Gültigkeit ethnographischer Charakteristik eine tiefergegründete Schwierigkeit in den Weg. Da nämlich alle Völker als Glieder des menschlichen Geschlechtes einen gewissen Komplex gemeinsamer Art und Sitte haben und die unterscheidenden Modifikationen in demselben Grade spärlicher werden, je mehr ein Volk dem andern durch Verwandtschaft und Kultur sich nähert, so kann es sich bei der Fixirung der Eigenart eines Volkes im Vergleiche mit einem andern nur um relative, nicht um absolute Gegensätze handeln. Noch flüchtiger, schwerer zu fassen sind die Charakterzüge eines Volksstammes im Vergleich mit den andern Stämmen desselben Volkes; denn die einzelnen Stämme sind psychisch und physisch eben dadurch Glieder eines Volkes, daß ein gemeinsamer Charakter in ihnen allen erscheint, und was sie trennt, ist bereits eine feinere und jüngere Differenzirung als der Gegensatz zwischen Volk und Volk. Bei solchem Verhältniß gilt es oft mehr, Uebergänge als Unterschiede zu konstatiren. Nun aber neigt die Sprache schon um der Kürze der Bezeichnung willen zu einem gewissen Positivismus; sie vermag nicht überall sich in dialektische Auseinandersetzungen einzulassen; sie sucht in der Mehrzahl der Fälle nach einem resoluten, markirenden, begrifflich scharf abgegrenzten Ausdruck, sie stellt aus den augenfälligsten Beobachtungen eine Anzahl von Prädikaten mosaikartig nebeneinander. Dies gibt dem Ausdruck eine gewisse Härte, läßt das Urteil leicht als ein unbilliges erscheinen, steht im Widerspruch mit den tausendfachen Vermittlungen der lebendigen Natur, dem Ineinanderfließen ihrer Linien. Aber auch wenn eine dialektische Darlegung die Einzelstücke des Urteils zu verbinden, scheinbar Widersprechendes zu höherer Einheit zusammenzufassen, die in den Begriffen liegende Dehnbarkeit und Spielweite nachzuweisen versucht, wird sie sich

doch von der Schwierigkeit ihres Bemühens bald überzeugen; denn die Totalität eines Naturwesens läßt sich zwar mittelst der Phantasie auf einem Punkte konzentriren und anschauen, aber mit begrifflicher Auseinandersetzung niemals einholen.

Wenn aber alle Völkercharakteristik sich der Relativität ihrer Bestimmungen bewußt sein soll, so ist sie selbst doch dem vergleichenden, die Welt der Erscheinung ordnenden Menschengeiste eine Notwendigkeit. Auf einer instinktiven und ununterbrochenen Beobachtung baut das Stammesbewußtsein des gemeinen Mannes sich auf, pointirt sich im Sprichwort, in traditionellen Neckereien, in Vorneigungen und Antipathien. Jede Berührung mit dem Fremden, jede Reise vermehrt das gesammelte Material; daß der Mensch sich mit dem Menschen vergleiche, ist einer der vorzüglichsten Reize des Verkehrs, ist begleitender Akt der Selbstempfindung. Die Wissenschaft folgt nur ihrem auf Systematik gerichteten Trieb, indem sie das aus solchen Elementen aufquellende Material zu ordnen, zu präzisiren den Versuch macht.

Es mag scheinen, daß der Verkehr der Völker und der Menschen, der Wohnortswechsel der Personen, beide in unserm Jahrhundert gesteigert und begünstigt wie nie zuvor, die Abschwächung nationaler, die Vernichtung stammlicher Eigenart langsam herbeiführen. Sicherlich wird sich auf diesem Wege einiges Ausgleichen und Abschleifen vollziehen. Aber man darf auch die so geübten Einflüsse nicht überschätzen. Soweit es sich dabei um Blutmischung handelt, hat man es numerisch doch zumeist mit einem geringen Prozentsatz zu thun; gerade das eigentliche Volk, das grundbesitzende und die breite Schicht der Ansässigen, hat überall etwas mehr oder minder Stabiles, in seinem Zusammenhang Zähes. Und fast nur in den Schoß der größeren Städte strömt erheblicher die Zuwanderung; das Landvolk, im Gegensatze zur Stadt, bleibt intakt, bewahrt Natur und Sitte des Stammes, ist der gesparte Fond, der verborgen rauschende Quell, aus dem Nation und Stamm ihre eigentümlichen Kräfte immer wieder erneuern. Man nehme aber selbst eine größere Stadt, eine Bevölkerung von hunderttausend Seelen: zehntausend Zugewanderte, Eingeheiratete ändern an ihrem typischen Gepräge nur

wenig, und wenn nicht die Kinder der Fremden, so doch die zweite Generation unterliegt in Sprache und Gewöhnung dem genius loci. Findet aber die Blutmischung in größerem Maße statt, so entsteht eben wieder ein neuer Typus, eine zuvor nicht vorhandene Modifikation, wenn auch die stärkere Rasse, die intensivere Naturkraft in dieser Mischung die Oberhand behält. Soweit es sich dagegen nur um kulturelle und gesellschaftliche Einflüsse handelt, so bewegen diese vielmehr die Oberfläche, als den seelischen Grund; das Intimere, dem Willen und Wissen sich Entziehende, das Naturmäßige wird davon nur wenig berührt. Ich glaube, daß auch in diesen Dingen die Macht der Erblichkeit sich als eine um so größere erweisen wird, je mehr man der Frage der Erblichkeit die Untersuchung zuwendet.

Merkwürdig genug ists, daß das nämliche Zeitalter, welches dem internationalen Verkehr jede Schranke hinwegzuräumen versucht, mit Aufnahme des Nationalitätsprinzips sich einer nicht minder leidenschaftlichen Gegenströmung hingibt. Dieses Prinzip beherrscht die Politik der Gegenwart, wird in einer noch lange nicht erschöpften Anzahl historisch-politischer Fragen konkret. Aber es vermöchte wohl nicht im Herzen der Völker so tiefe Wurzel zu fassen, wenn es in sich isolirt wäre. Vielmehr steht sein Erstarken, wie mir scheint, in innerstem Zusammenhang mit der aller Naturerkenntniß aufs Willigste geöffneten Stimmung der Zeit, mit der anthropologischen und physiologischen Richtung des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Ahnung hat die Völker ergriffen, daß sie als solche Naturwesen, Naturorganismen sind, Kollektivindividuen der Menschheit, denen im Zusammenfassen ihres eigenen Selbst, in der natürlichen Gemeinschaft ihrer Glieder bestimmte Aufgaben, Einzelaufgaben der Menschheit zu lösen beschieden ist. Wir haben vom philosophisch abstrahirten, kosmopolitisch-philanthropischen Ideal des 18. Jahrhunderts uns abgewendet; oder vielmehr, wir erkennen, daß wir der Idee der Menschheit am kräftigsten und ehrlichsten dienen, wenn jedes Volk seiner eigensten Begabung sich intensiv bewußt wird, wenn es in Arbeit und Treue sie rastlos entfaltet. Und soll frei, hemmungslos verwirklicht werden, was die einzelnen Völker ver-

mögen, so ist allerdings ihre staatlich organisirte Absonderung gegen einander, die Zusammenschließung der nach Herkunft und Sprache näher verwandten Menschen in Nationalstaaten das erste Gebot. Die Menschheit, die ganze, steht noch immer am Horizont, als ein erhebendes Bild; aber da der Boden selbst, der die Strahlen empfängt, von ungleicher Art ist, so ist auch die Spiegelung des Bildes verschieden, und naturgesetzlich zeigt sich das Menschheitsideal in der Empfindung der Völker differenzirt.

Auf diese Dinge wird an späterer Stelle zurückzukommen sein, wenn die kosmopolitischen Anschauungen, denen unsere Klassiker huldigten, zu würdigen sind; dort darf auch die Frage nach dem allgemeinen Kulturwert der nationalen Tendenzen wieder aufgenommen werden. Im gegenwärtigen Zusammenhang ist nur ein Punkt noch klar zu stellen. Kunst und Wissenschaft gelten als internationale Güter und sie sind es, nach ihren letzten Absichten und Wirkungen. Aber ihr Werden und ihre Geschichte ist national; nach Empfindungs- und Vorstellungskreisen, nach Methode und Arbeitsrichtung spiegelt in ihnen der seelische Gegensatz der Nationen sich wieder. Warum vermögen wir uns Beethoven nicht als Italiener zu denken, warum Voltaire nicht als Deutschen? Ja, man muß für den Künstler, für den Dichter die Formel so stellen: nur der hat wahres Leben, in welchem der wirkliche, der konkrete Geist seines Volkes sich wiedererkennt, sich selbst entbindet, dem Schaffen den Puls gibt.

Was aber für die Völker, die Nationen hier gesagt ist, gilt auch, wenngleich schwächeren Grades, in leiseren Linien, für die Volksstämme. Wendet sich heute in Deutschland der Geschichte der provinziellen Heimat, ihren Dialekten und ihrer Volksart ein wärmeres Interesse zu als vor zwei oder drei Generationen, so ist dies eine Nachwirkung des größeren Dranges, der in den Nationalitätstendenzen nahezu alle Kulturvölker ergriffen hat, ist nur Erscheinen der letzten, feineren Wellenringe derselben Bewegung. Denn der modern gesteigerte Sinn für das Naturmäßige, in der menschlichen Physis Begründete, der dort Nationen von einander schied, zeigt sich hier im liebevollen Aufmerken auf

das mehr Familiäre, das Intimere der einzelnen Stämme, in der Freude an der Wahrung körperlicher und geistiger Stammesart. Historisch ist überall das Stammesbewußtsein das früher entwickelte, die rohe Naturstufe; erst von außen kommende Gewalt oder Beginn einer umfassenderen Kultur läßt die verwandten Stämme zur Nation sich zusammenschließen. Uns wuchs an den Schöpfungen unserer Dichter und Denker, unserer Künstler zuerst das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit groß; ein ehernes politisches Band dafür zu schmieden, zwang uns das Ausland, und das Genie und die Stahlkraft Preußens schuf uns die Form. Freien Willens, in entflammtem Hochgefühl fügte jeder Teil dem Ganzen sich ein; daß die nationale Strömung an Tiefe und Breite noch gewinne, ist die Forderung unserer nächsten Geschichte. Aber so Schweres wir vordem unter den zentrifugalen Wirkungen des Stammesgefühles gelitten haben: höchst fruchtbar ist doch das Sichausleben unterschiedener Neigung und Begabung für die allgemeine Kultur Deutschlands geworden. Und in diesem Individualismus des Denkens und Empfindens liegt auch für die Zukunft das Geheimniß unserer geistigen Kraft. Ihn uns zu erhalten, ihn so zu lenken, daß er nichts Anderem dient als der Ehre und Größe des gesammten Vaterlandes, ist wohl höchste Aufgabe unserer inneren Politik. Und wenn uns dies gelingt, so wird nicht nur die freche Faust zersplittern, wenn sie das Ausland zum zweitenmal gegen uns erhebt; sondern alsdann bleibt uns auch die Befähigung, den geistigen Wettkampf mit den andern Nationen auf so vielen Gebieten weiter zu führen, daß es den Anschein hat, als wären wir nicht ein einziges Volk, sondern eine Gruppe von Völkern.

Ich kehre zur Schilderung des schwäbischen Stammes zurück. Man kann sagen, die Eigenschaften, in welchen vorhin der Typus des Süddeutschen gesucht wurde, erscheinen im würtembergischen Schwaben gedrängt, verdichtet. Es sind innerliche Menschen; tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefestet, voll Eigenwillens; natürlich begabt für jede höchste Thätigkeit des Geistes, auf das Phantasieleben angelegt, das in Lied und Sage, in der Anschaulichkeit der Rede gleich einer immer sprudelnden Quelle hervor-

bricht, nicht minder jedoch auf den philosophischen Gedanken, auf die unerbittliche Strenge der Forschung. Daß in Naturen, wie Schelling und Strauß, wie Keppler und Robert Mayer sich zum Geiste der philosophischen Abstraktion, der naturwissenschaftlichen Beobachtung ein Hang zur Phantasiethätigkeit gesellt, ist ein Charakterzug aus dem Fundament des schwäbischen Wesens; und indem ein Intellekt, der vor keinem Probleme zurückscheut, sich tragen läßt von den Adlerschwingen der Phantasie, drängt schwäbischer Geist nach den Fragen über das Welträtsel sich hin, sucht in Spekulation, in Theosophie, in Mystik seine Lösung.

Und der Hauch des Gemüts bewegt die Seele des schwäbischen Volkes. Es gibt dort vielleicht mehr warme Menschen als anderswo. Das verrät sich in der Sprache, in ihrem Herzenston, ihren traulich-naiven Wendungen. Kein anderer Dialekt ist an ihnen so reich, keiner fügt dem Hauptwort so gern die Verkleinerungssilbe an; dies ist nicht Spiel, wenn es auch zur leeren Gewöhnung herabsinken kann, sondern natürliche Neigung des Volkes, die Dinge näher an sich heranzuziehen, durch eine Hinzugabe aus dem Subjektiven sie sich persönlicher lebendig, dem Gemüt zu eigen zu machen. Dennoch ist das schwäbische Naturell nicht gerade weich, und gegen ein Zurschautragen der Empfindung sperrt sich die Volksart. Etwas Scheues ist in ihr, und darin liegt eine Gewähr für vorhandene Tiefe und ein Schutz; aber zur Erhaltung gesunder Natur wirken noch andere Erbstücke mit: die praktische Derbheit, von welcher der gemeine Mann sein tüchtig Anteil besitzt, ein starkes Element kritisch-wachen Geistes, der überall ausgebreitete Sinn für Neckerei und Schalkhaftigkeit und des Volkes helle und unverwüstliche Lust am Humor. Schwäbischer Typus, reingeprägt, läßt einen so festen Knochenbau der Seele erkennen, wie er in Verbindung mit solchem Reichtum der Anlagen in einem andern der deutschen Stämme kaum wiedererscheint.

Indem ich bei den Charakterzügen des würtembergisch-schwäbischen Volkes noch kurz verweile, sehe ich mich billig nach einem Zeugen um, der, ein Sohn des Landes, mit ihm vor Andern vertraut ist und gerecht gegen seine Heimat, aus

ursprünglich treuer Liebe zu ihr und aus Kraft eines freien, eine weite Welt vergleichenden Blickes. Die Schilderungen schwäbischen Landes und Volkes, die in Friedrich Vischers Roman „Auch Einer", im Tagebuch Albert Einharts, sich eingestreut finden, fließen aus solchem Munde und leihen mir das sicherer bezeichnende, das detaillirtere Wort. Es sind aphoristische Bemerkungen, kurzgefaßte Betrachtungen, wie sie vom Reisenden mit raschem Griffel skizzirt werden. Ich hebe einige Züge und Prädikate heraus.

„Meine, sie nun zu kennen, diese Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen selbst unsere mitteldeutschen Stämme! — Und dabei merkwürdig starkes Stammesgefühl."

„Nachdenkliches Wesen, viel Talent, aber stellt das T und L um, bleibt latent. Sind so gescheut, wie nur irgend Jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheut zu sein. Will nichts heraus. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft .... kein Gespräch, will sagen kein geselliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventiliren neuer Dinge, die Jedermann interessiren .... Scheint mir auch verstockter Eigensinn zu Grund zu liegen, machen Gesichter, die sagen: jetzt, weil Jedermann davon spricht, weil alle Welt meint, davon müsse die Rede sein, jetzt erst gerade recht nicht. Sind übrigens auch fremdenscheu, fremdeln."

„Auch Gutes in dieser Verstocktheit? Hassen windiger Volubilität? Flunkerhaften Leichtredens? Gewiß, und darin viel Recht. Begründeter, gerechter Widerwille gegen das Umsichwerfen mit vergriffener Sprachmünze bei so manchen Norddeutschen, gegen die Schwatzvirtuosität und Wohlweisheit des Berliners. — Auch eine gewisse edle Scham, das Innere nur so geschwind herauszugeben? Selbstgefühl, das sich gegen Modelebtag sperrt? Ja, auch davon ein Korn, im Uebrigen Phlegma, oder ist es anders zu bezeichnen? Man meint oft, diese Leute müssen ja Fischblut haben, wird aber irre, wenn man wieder den nachhaltigen Zorn sieht."

„Die Schwaben sind zornig .... Schiller hat diesen Zorn

zum Zorn gegen das Gemeine veredelt .... Beamter in Stuttgart, klarer Mann, fähig, aus Vogelperspektive zu sehen, sagte: was ein rechter Schwab ist, wird nie ganz zahm. — Sehr häufig die „oculi truces“ des Tacitus.“

„Formlosigkeit prinzipiell gemacht: sie gilt für wahre Natur; Form gilt für affektirt, vor Allem: höher belebte Form, doch auch einfach richtige Form, zum Beispiel reines Deutsch. Wissen aber doch in Kunst und Wissenschaft sehr wohl, was große Form ist.“

„Vieles offenbar auch Folge der langen Abgeschlossenheit vom großen Verkehr. Weltlosigkeit, Versessenheit, Stagnation.“

„Das viele Talent sichtbar in viel Humor. Aber dieser Humor öfters ins Kleine, eng Lokale verkräuselt. Lach- und Spottneigung: gefährlich, kehrt sich leicht gegen wahres wie gegen falsches Pathos. Spottlust dadurch etwas entschuldigt, daß man sie selbst viel verspottet und doch viel mit Unrecht. Auch ihren Dialekt verspottet man oft ungerecht; unter all seiner Unschönheit ist doch ein feiner Sprachsinn verborgen, ein Ohr, ein Nerv von viel Schärfe für Sprachfehler moderner Abschleifung, naturloser Sprachkultur.“

„... die Sitte im Ganzen und Großen noch etwas intakter, als anderswo. — Viel Tüchtigkeit. — Schulwesen höchst solid.“

„Das ist übrigens auch wahr: keinen einzigen blasirten Menschen habe ich gefunden und bin doch mit Vielen umgegangen. Dieß besagt nicht wenig.“

„Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelt wie kaum irgendwo. Ueberrascht aus seiner engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpligen Schildkrötenschild ein stets gesparter, obwohl auch viel zu sehr gesparter Schatz von Talent und Kraft.“

Diesen Bemerkungen dürfte wenig hinzuzufügen sein; sie deuten Vorzüge und Fehler, welche als Verästelungen aus Einer Wurzel schwer von einander zu lösen sind.

Weltgewandter und wortgewandter, der Welt offener, be-

weglicher, auch leichtblütiger ist der Franke; das Temperament seines Stammes ist das sanguinische. In Naturen wie Ulrich von Hutten, wie Willibald Pirkheimer erkennt man gerne den fränkischen Typus; denn ein streitlustiger Freiheitssinn wie ein dem Lebensfrohen zugewendeter edel-humanistischer Bildungsdrang scheint ein weitverbreitetes Erbteil des Stammes zu sein. Goethe in seiner allseitigen Empfänglichkeit, geistigen Versatilität, harmonischen Milde und freudigen Lebensbeherrschung ist die feinste und glücklichste Spiegelung des fränkischen Geistes; Schiller in der Macht seines Ideenlebens, in seiner Hingabe an idealistische Seelenstimmung, in der Hoheit und Strenge seines ethischen Willens ist der großartigste Repräsentant des schwäbischen Geistes. Freilich sind sie Beide über ihren ursprünglichen Boden weit hinausgewachsen, haben ihre Wurzeln gestreckt und überschatten nun wie Riesenbäume das deutsche Land; aber Erbgüter ihrer Heimat sind an der Art ihres Wuchses erkennbar geblieben. Wie schwer übrigens eine allgemeine Charakteristik des fränkischen Stammes fällt, erklärt sich schon aus seiner großen örtlichen, den verschiedenartigsten Einflüssen unterliegenden Verbreitung; und gerade die Regsamkeit und Empfänglichkeit des fränkischen Naturells drängt einer Bestimmung der Eigenart sich entgegen. Ein Gegensatz der Volksart macht sich bereits innerhalb des süddeutschen Frankenlandes geltend, wenn man diesen Begriff im Sinne der Ethnographie nimmt: dem pfälzischen Volk fühlt sich der Ostfranke wenig vertraut; Jean Paul könnte in Schwaben geboren sein; aber die Rheinpfalz wäre schwerlich als seine Heimat zu denken.

Den Kontakt des Schillerschen Geistes mit schwäbischer Eigenart, auch den Widerspruch, in dem er zu ihr sich befindet, zu bemerken, wird wiederholt Veranlassung sein; hier mag es genügen, einige Linien vorauszunehmen. Bürgerliche Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, ein wohldisziplinirtes Familienleben sah Schiller im elterlichen Hause; und diese Züge brechen später seiner eigenen Familie gegenüber oft in schlichter und einfacher Weise wieder bei ihm hervor. Das vertiefte Gemütsleben seines Stammes geht in Schillers Dichtung als eine

von deren wirksamsten Mächten über; aber das Gemüt gibt weder seinem persönlichen Wesen noch seiner Dichtung so ganz die bestimmende Färbung, erscheint auch nicht so weich, wie etwa fränkischerseits bei Jean Paul. Auch am Humor seines Volkes hat Schiller Anteil und von Hause aus mehr, als der erste Blick erkennen läßt. Er kommt mit Naivem zugleich zuweilen zu Tage, so sehr im Ganzen Schillers direkt sittliches Pathos und seine spätere Richtung auf Adel der Form beides überdeckt. Schiller nähert sich dem schwäbischen Volksgeist, wo er naiv ist; er entfernt sich von ihm, wo er in Prosa oder in Poesie seine glänzende, pointirte, in Antithesen zugeschliffene Rhetorik entfaltet. Im Allgemeinen geht die poetische Begabung des schwäbischen Stammes weit mehr auf die Lyrik als auf das Drama; darin steht Schiller seinen Landsleuten fast isolirt gegenüber.

Das Städtchen, in welchem Friedrich Schiller geboren wurde, liegt am Neckar nicht weit von der Stelle, wo die Murr in den größeren Fluß sich ergießt. Kommt man von Süden her, von Ludwigsburg, auf der Straße, welche über Neckarweihingen nach Marbach führt, so scheint die Lage des Ortes nichts Bemerkliches zu haben; die Landschaft hat einen weichen, sanften Charakter, und während der Fluß, umschattet von Pappeln und Erlenbäumen, seine Wellen thalabwärts trägt, dehnen zu beiden Seiten sich Weinberge und Ackerfelder hin, bis zur Rechten ein waldiger Hügelzug die Straße begleitet und die Häuser des Städtchens in den Gesichtskreis rücken. Aber sobald man dem Thore sich nähert, erkennt man die ansteigende Lage des Ortes; und die Terrasse, auf welcher das ganze Städtchen erbaut ist, erscheint auf das deutlichste, wenn man zur entgegengesetzten Seite, gegen Norden zu, Marbach verläßt. Dann liegt der ganze Ort hoch, und die alten steildachigen, grauen Häuser drängen ihre Giebel neben einander, und wie ein Burgdorf streckt und hebt sich die Stadt über umgürtende Gräben und Mauerreste, doch freundlich geschmückt von einer Fülle an Hügel und Häuser sich anschmiegender Obstbäume. Und dort außen an der Straße ruht der kleine Friedhof, erhebt sich wie verlassen eine einzeln-

stehende Kirche, spitzen, schlanken Turmes. Das Alles zusammenwirkend gibt ein ernstes und liebliches Bild und damals, als ich dort stand und des kleinen Friedrich Schiller gedachte und der alten Väter der Stadt, die vor mehr als hundert Jahren dort ihn spielen sahen, und die ganze ferne Zeit mir heraufkam mit allem Schönen, was sie ahnend und verschlossen noch in sich barg, da warf auch der Mond sein Silberlicht über Hügel und Dächer und hüllte sie in weiche, zitternde Umrisse, so daß sie selber wie ein Bild wurden aufsteigend aus Traum und Vergangenheit. Und jetzt hallte von fernher zu mir herüber ein kräftigtönendes Lied, ein Volkslied vom schwarzbraunen Mägdelein, das abziehende Bursche in die Nacht hinaus sangen, und rief mir die Lust und Liebe des Volkes an seinen Liedern in die Seele und seine alte, schöne Gewohnheit, und wieder mußt' ich des Dichters gedenken, der hier, wo so reine und echte Eindrücke deutschen Wesens und deutscher Heimat in das Gemüt sich senken, in der Sprache unseres Vaterlandes zu reden und zu empfinden gelernt hat.

Auf dem Turme jener einzeln stehenden Kirche, der Alexanderskirche, eines aus dem 15. Jahrhundert stammenden gotischen Baues, der zu gottesdienstlichen Zwecken nicht mehr benützt wird, aber als ein Zeugniß größerer Blüte des Ortes in früherer Zeit sich erhält, hängt jetzt die Schillerglocke, die 1859 von Deutschen in Moskau gegossen und gestiftet ward zum Zeichen des Widerhalls, welchen das Schillerfest in fernem Lande gefunden hat; und auf der kleinen Anhöhe an der östlichen Seite des Städtchens, wo der Blick in prächtigem grünen Thalgrunde den Neckar verfolgt und über Weinberge und Felder bis zu den Türmen von Ludwigsburg, der Pappelallee von Monrepos und den Bergen von Maulbronn in die Ferne schweift, steht nun umgeben von Buschwerk und Kronen der Ahornbäume die eherne Statue des Dichters herniedergrüßend zu seinem Geburtsort. Gehen wir aber an der Alexanderskirche und dem Friedhof vorüber und zurück in das Städtchen, so kommen wir an der „Herberge zum goldenen Löwen" vorüber, wo Vater Kodweis sein Hauswesen führte, als er noch ein begüterter Mann war, und an der Stelle, wo einst das Niklas-

thor stand und das Thorhäuschen, das er bewohnte, ehe er starb. Wenige Schritte weiter einwärts ist das Geburtshaus des Dichters, einstöckig, klein, mit rundlichem Thorbogen und überhängenden Gesimsen; das hohe Giebeldach ist der Straße zugekehrt, die weiße Mauerfläche von grauem Gebälk durchzogen. Aeußeres und Einrichtung ist, seit es bestimmt ward, profanen Zwecken entzogen zu sein und als Aufbewahrungsort zahlreicher Schillerreliquien zu dienen, nach Möglichkeit in den früheren Zustand versetzt. Nur ein einziges Fenster hat das Erdgeschoß; es gehört zu der Stube, in welcher die Wiege des Dichters stand. Die Straße erweitert sich hier ein wenig, und gegenüber erhebt sich der Brunnen mit dem Standbild des „wilden Mannes", welcher der Sage nach in großem Walde einst hier gehaust hat und aus den Hirnschalen erschlagener Menschen Wein trank. Wir wandern weiter durch enge, zum Teil hügelige Gassen, kommen am ärmlichen Geburtshaus des Astronomen und Mathematikers Tobias Mayer vorüber, an der Stadtkirche, zum obern Thorturm; wir sehen die Winzer mit ihren Karren von der Arbeit heimkehren, die Kühe zum Brunnen treiben; dort hämmert Meister Schmied, dort zeigt ein kleiner Kaufladen seine bescheidenen Schätze; Eindrücke und Bilder einer Mischung ländlichen und kleingewerblichen Lebens, welche dem Bewohner vor hundert Jahren kaum anders sich gezeigt haben werden, als heute.

Nur sehr sparsam sind die echten Berichte, welche von Schillers erster Kindheit, seinem Aufenthalt in Marbach sich erhalten haben. Es ist rührend, daß noch im Jahre 1812 ein Schmied zu Marbach sich zu erinnern wußte und amtlich deponirte, er habe „den Buben der Hauptmännin Schillerin, den man Friz geheißen", manchmal gewiegt, oder wenn eine Zeugin im nämlichen Jahre die Angabe zu Gericht gibt, daß sie „mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, wovon eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht habe laufen können, nach Vaihingen gegangen sei, um dem Hauptmann Schiller, der dort mit dem Regiment, wozu er gehörte, im Quartier lag, eine Freude zu machen". Fällt auch der Wegzug der Mutter bereits in die frühesten Lebensjahre Schillers, so sind doch die Eindrücke,

welche er in Marbach empfing, um so weniger der Beachtung unwert, da er als Knabe später wiederholt in seinen Geburtsort gekommen ist. Eine zweite Zeugin des Protokolls vom Jahre 1812 deponirte, daß sie sich noch erinnere, „den Friz Schiller, der ein rothes Haar und Roßmucken (Sommerflecken) gehabt, wenn er von Ludwigsburg, wo nachher sein Vater gewohnt, zu seinen Großeltern nach Marbach gekommen, gesehen zu haben; er möge damals in einem Alter von 10—12 Jahren gestanden sein." In wenig frühere Jahre scheint jener Vorgang zu fallen, von welchem Christophine Mitteilung machte[1]): „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter theilte uns unterwegs die Geschichte von den Jüngern mit, denen sich, auf ihrer Wanderung nach Emmaus, Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." Man glaubt gerne, daß Schiller diese Wanderungen zum großelterlichen Hause zu den freundlichsten Erinnerungen seiner Jugend zählte und so herzlich ergreifend es ist, uns die fromme Mutter und die schuldlos betenden Kinderaugen zu denken, am Ostertage in freier Natur ihr Opfer bringend, so tief sind sicherlich solche Eindrücke auf den Knaben gewesen. Auch ein Bericht in der biographischen „Skizze" Christophinens erweckt uns die Vorstellung des von weichreligiösen Empfindungen bewegten Knaben; er mag sich auf dessen fünftes Lebensjahr beziehen. „Es war ein er-

[1]) In den „Erinnerungsblättern", welche Christophine nach dem Tode Schillers in mehreren, wie es scheint, nicht völlig gleichlautenden Abschriften an die Freunde gab. Das für Schillers Wittwe geschriebene, von Körner benutzte Original ist nicht mehr vorhanden; die von Christophine an Edda v. Kalb gegebene, nunmehr von Vorberger veröffentliche Skizze „Schillers Jugendjahre" wird als eine der Abschriften zu gelten haben. Boas, dem ein Exemplar der „Erinnerungsblätter" vorlag, zitirt die angeführte Stelle wörtlich; Karoline von Wolzogen bringt die Erzählung gekürzt; die „Skizze" enthält sie nicht. Vgl. Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte, IV, 482 u. ffg.

freuender Anblick" — so schreibt sie — „den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das seine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen, man mußte ihn lieben". Er war „schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familien-Zirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, biß er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Biebel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abend-Andachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbei eylte." — „Seine Folgsamkeit so wie sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zog unwiderstehlich an und doch ließ er nie seine Geschwister noch kleine Freunde eine Ueberlegenheit fühlen, er war immer bescheiden und entschuldigte andern ihre Fehler. Daher wählten ihn Alle gern bey ihren Spielen [1]." Die körperliche Entwicklung des Kleinen war eine langsame, von Kinderkrankheiten und Krampfanfällen öfters gestört.

Es ist ein Glück für ein Kind, wenn es nicht im Häusermeer einer weitgedehnten, lärmenden Stadt geboren wird. Die große, keusche Natur ist die herrlichste Bildnerin der aufwachsenden Seele und erfüllt diese mit tausend Bildern einfacher und reiner Zustände. Der Gang der Sonne, der Wechsel der Jahreszeiten, das Leben der Mitgeschöpfe in Wald und Flur übt unmittelbarer und stärker seine Eindrücke als sie das Kind der Großstadt jemals empfängt. Solche Erregungen der Seele sind dem frühesten Alter die naturgemäßesten, wohlthätigsten, und die größere Stille der Umgebung begünstigt heranreifende Innerlichkeit. Dem kleinen Schiller sind sie in reichem Maße zu Teil geworden; am wirksamsten, bei schon empfänglicheren Jahren, in der Gegend von Lorch. Ernster ist dort die Natur als um Marbach, aber auch großartiger. Im engen Remsthal liegt das Städtchen,

[1]) Diese beiden Zitate ebenfalls aus Christophinens „Skizze".

in grünem Wiesengrund, und während zur einen Seite die Hügel ansteigen mit Obstbäumen dicht bepflanzt, umschließt den Ort unmittelbar nahe zur anderen Seite dunkler Fichtenwald. Aber auch die Obsthügel verlieren sich rasch in weitgedehnte Holzbestände, in Waldeinsamkeit mit rauschenden Bächen, mit schattigen Hängen, überwuchert von Moos und Farngestrüpp, und hochragendem Nadelholz des herrlichsten Wuchses. Manche Bezeichnung erinnert an Leben der Heidenzeit, an Römeranwesenheit; Reste eines Römerturmes liegen versteckt im Walde, und aus dem Götzenhain kommt der Götzenbach herab, um durch den Ort Lorch und vorüber am einstöckigen Häuschen zu fließen, das einst die Schillersche Familie bewohnt hat. Es liegt dem Gasthof zur Sonne gegenüber, und ein großer Wiesengarten schließt sich im Rücken ihm an. Ostwärts erhebt sich aus dem Thale, einige hundert Schritte vom Städtchen entfernt, mit Eichen bestanden, ein Hügel; altersgraue Mauern werden durch die Baumkronen sichtbar, hohe Gebäude, eine Kirche, ein runder Eckturm. Das ist das Kloster von Lorch, ein geräumiger Bau mit großem, von uralter Linde überschattetem Thorhof; die Grabstätte Herzog Friedrichs des Hohenstaufen, des Stifters der Abtei, Herzog Konrads und der Königin Irene, der zarten Gemahlin Philipps von Schwaben.

Die Erinnerungen an das herrlichste Kaiserhaus, an die hohe Glanzzeit des deutschen Mittelalters werden ringsum lebendig. Jener auf der Südseite von Lorch die Häuser umschließende, hoch ansteigende Fichtenwald führt in einer Stunde aufwärts zu einem Plateau, auf welchem der alte Ort Wäschenbeuren liegt, und seitlich davon an düsteren Waldgründen steht das Wäschenbeurer Schloß, „das Wäscherschlößle“, ein massiver, steingrauer, hausartiger Bau; die Stammburg der Hohenstaufen. Große Bäume umschatten das Gemäuer, zwei hohe Kastanienbäume rauschen vom Winde bewegt vor dem Thore; zerfallene Gelasse, ein Hof, Mauern mit etwas Ornamentik sind im Innern zu erkennen; die äußeren Wallteile hat Gras überwachsen; rings ist Ernst, Stille, etwas Dunkles und Melancholisches ausgebreitet, als webte und atmete die Luft in alter Sage, in schwerer Erinnerung. Und der Blick

schweift hinüber zum sargähnlichen Bergzug des Hohenrechbergs, zum schönen, sanft gezogenen Kegel des Hohenstaufen. Noch eine Stunde hat der Wanderer zu seinem Gipfel. Kaum ein Stein ist liegen geblieben von der Hohenstaufenburg, nur ein Kirchlein ist übrig aus der Zeit, da Friedrich der Rotbart hier Hof hielt; aber steigt man aus der Steingasse des hart unter dem Gipfel gelegenen Bergdorfes hinan zur freien Höhe, so grüßt heute wie einst das sonnige schwäbische Land, das weitgedehnt unten liegt und wechselvoll im Schmuck grüner Wiesen, in Waldreichtum, mit hellblinkenden Türmen der Städte und Dörfer, bis die sanften, plastisch-schönen Kontouren der rauhen Alp ein Landschaftsbild schließen, mit dem in deutschen Gauen nicht viele zu vergleichen sind.

Wir wissen, daß Friedrich Schiller in seiner Knabenzeit diese Wälder durchstreifte; vielmals war er auf dem Klosterberg, und der Kalvarienberg bei der nahen, durch alte Kirchen bedeutender Bauart ausgezeichneten Stadt Schwäbisch-Gmünd war ein Spaziergang, zu dem er oft mitgenommen wurde. Daß der Vater dann die geschichtlichen Monumente der Gegend erklärte, wird ausdrücklich bezeugt [1]). Christophine teilte seine kleinen Spaziergänge; die beiden Geschwister waren von Jugend auf in innerster Seele einander zugethan. Auch ein Gespiele schloß sich an; Karl Philipp Conz, zu Lorch geboren, um drei Jahre jünger als Schiller. Conz machte sich später als Dichter, Theolog und Gelehrter in Würtemberg einen Namen; eine von ihm verfaßte Ode, an Schiller ge-

[1]) Durch Karoline v. Wolzogen in „Schillers Leben“. Vgl. den biographischen Aufsatz der Wittwe des Dichters „Schillers Leben bis 1787“ bei Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde, I, 79. Einer Erinnerung an den Aufenthalt in Schwäbisch-Gmünd begegnete noch Johannes Scherr; er bemerkt in „Schiller und seine Zeit“: „Ich habe in meinen Schuljahren einen Gmünder Greis gekannt, welcher, sobald in seiner Gegenwart von Schiller die Rede war, aus der hypochondrischen Verdüsterung seines Alters aufglühte und dann schimmernden Auges erzählte, daß er manches liebe Mal vor dem Gasthaus zum Ritter St. Jörg am Marktplatz mit dem Fritzle Schiller Marbel gespielt habe, während der Herr Hauptmann Schiller, ein ‚merkwürdig serieuser‘ Mann, drinnen im Hause seine Geschäfte abmachte.“

richtet, darf ihrem größeren Teil nach hier eine Stelle finden, da sie die landschaftliche Stimmung gibt:

„Sieh hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Beken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der wiedertönt von dem Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrüken,
Dein Stolz, Suevia!
Der mächtige Staufenberg!
Hier unter all diesen Fluren,
Von neuem Leben durchtönt,

Irr ich jetzt, da, entrissen der Fessel,
Freier wieder athmet mein Geist,
Einher, und schlürf' in geizigen Zügen
Ein den Nektar, den
Aus ihrem wieder neugefüllten Becher
Lächelnd mir reicht die Natur!

Ach! wie sie mir vorübergaukeln vor'm Fantasieblik
Die Freuden der Kindheit!
Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'
Ist ein Blatt,
Worauf lebendig gezeichnet mich anspricht
Mein Knabengefühl!

Wie michs mächtig ergreift und wieder wekt
Zu Tönen des Gleichlauts
Meiner schlummernden Fantasie!
Vom melancholischen Glokenton an,
Der aus dem gothischen Kirchthurm meines einsiedlerischen Klosters
Dort mir hertönt,

Bis zum Flügelgetön
Des Raben, der hier über mir hinfleucht.

Und o wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest!
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funken, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausschlagen wird zur Flamme!“ [1])

Schillers Dichtung ist allerdings nur selten der Spiegel eines der Natur hingegebenen, mit ihrer geheimen Sprache, ihrer Stimmung vertrauten Empfindens. Sein poetisches Genie war anderer Art als jenes, aus dem Gedichte wie Goethes Lied „An den Mond“, wie Mörikes „Besuch in Urach“ uns geschenkt wurden. Die dramatische Gattung würde einen Hauch dieses Geistes an sich nicht ausschließen; wie Shakespeare mit dem leisen Leben der Natur empfindet, sagt er uns in tausend Bildern und eine einzige Schilderung wie jene im Hamlet: „Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach“ überzeugt uns davon. Dem deutschen Dramatiker fehlte ein solcher, im Grunde aus pantheistisch-tiefer, traumartiger, halbunbewußter Hingabe an die Natur quellender Zug; er ist dafür zu bewußt, zu gedankenhell, zu gedrängt von Ideen, zu leidenschaftlich gespannt auf den Gedankengehalt und auf das aus Denken und Schicksalskollisionen fließende Handeln seiner Personen. Er hat auch nur selten ein Auge für das Kleine und Einzelne in der Natur. Daß im „Wilhelm Tell“ die Lokalitäten meisterhaft gegeben sind, steht damit nicht in Widerspruch; es bezeugt die Kunst des Dichters, der die Bedingungen seines Stoffes erschöpfte; aber es ist mehr glückliche Aneignung als Heraustreten ursprünglicher Neigung. Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen. Auch die Romantik der Sage, der Zauber jener Grenzregion, in welcher Dichtung, heimatliche Volksüberlieferung und Freude an den Spuren der Geschichte unseres Volkes in einander fließen, also jene Welt, in welcher

[1]) „An S.“ Datirt vom März 1781. Zuerst gedruckt in Stäudlins Schwäb. Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Uhland lebte und sang, ist nicht Schillers Domäne; das kam überhaupt erst später in ausgesprochenerem Grade in die deutsche Litteratur. Aber daß das Empfinden und die Phantasie des Knaben von den Eindrücken der Natur und Geschichte, wie die Umgebung von Lorch auf allen Wegen sie reichte, erregt wurde, daß sein Seelenleben davon Nahrung empfing, sich daran sättigte und stärkte, schließt sich deßhalb nicht aus. Einen „Konradin“ zu dichten, ist ihm mehrmals in den Sinn gekommen; und Lorch war, wie Karoline von Wolzogen erzählt, das Ziel des ersten Ausfluges, den er mit seiner Schwester machte, als er die Militärakademie verlassen hatte. Menschlich hat ihn eine tiefe und treue Anhänglichkeit an den Boden seiner Heimat bewegt. Mit dem Sturme der Sehnsucht ergreift seine Seele die Erinnerung an schwäbisches Land, als er die Elbe bei Meißen erblickte, auf jener Reise im Jahre 1785, worüber sein Brief an Huber berichtet: „Als auf einmal, und mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. O, mein liebster Freund, wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach theuer. Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren.“ Es wird nicht gerade Lorch sein, wie die Biographen wollen, an das er erinnert wurde; eher möchte man des größeren Flusses wegen, welcher die Vergleichung erweckt, an Bilder vom Neckar denken, an die reichen Ufer um Kannstatt, zumal da der nämliche Brief, mit Entzücken noch einmal auf die „himmlischste Gegend“ von Dresden zurückkommend, hinzufügt: „Alles hier herum wimmelt von Weinbergen, Landhäusgen und Gütern.“ Lorch aber hat eine Waldlandschaft ohne Weinbau.

Was von selbständigen Regungen der Knabenseele aus jener Zeit berichtet wird, ist vorzüglich religiöser und moralischer Natur. In Lorch lebte und wirkte damals der Pfarrer Philipp Ulrich Moser aus Sindelfingen, ein strenger und würdiger Mann. Sein Sohn Ferdinand Moser wurde Schillers erster Jugendfreund. Letzterer wollte gleich dem Vater Prediger werden und wußte auch

seinem Freunde Schiller eine Neigung für den geistlichen Stand einzuflößen. Die Sinnesweise der Eltern erfreute sich daran, und Christophine erinnerte sich später, wie der kleine Mann in geistlicher Weise zu hantiren und zu reden unternahm: „Er fing auch selbst oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze statt dem Kirchenrock umhängen. — Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, außerdem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn, er reihte einige Sprüche sehr schiklich zusammen und trug sie nach seiner Weise mit Nachdruck vor. Auch machte er eine Abtheilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte [1].“

Zur Kameradschaft gehörte auch „Nanele“ Moser, des Pfarrers kleines Mädchen. Die Ortsschule wurde besucht, und Fritz Schiller lernte Lesen und Rechnen. Auch das Latein begann Pfarrer Moser mit dem sechsjährigen Knaben, indem er ihn zu gemeinschaftlichem Unterricht mit seinen eigenen Söhnen heranzog; und selbst im Griechischen wollte er mit ihm einen Versuch machen. Das Andenken des Mannes, der seiner Gemeinde scharf nachsah und den jungen Leuten manche Strafbuße auferlegte, lebte bei den Bewohnern von Lorch nicht so freundlich fort als im Dichter, welcher nachher, als er die Räuber schrieb, dem unbeugsamen Prediger der Ewigkeit keinen würdigeren Namen zu geben wußte als den seines ersten Lehrers. Moser wurde im Jahre 1767 nach Dettingen versetzt.

Zuweilen verlockte der liebe Sonnenschein die Kleinen zum Versäumen der Schule, zu Wanderungen in die Berge. „Manchen hellen Wintertag,“ erzählt Charlotte Schiller in ihren Aufzeichnungen, „brachten die Geschwister am Fuße der Berge mit kindischer Lustigkeit hin, statt in der engen Schulstube zu sitzen. Die Mutter lauerte still an dem Pförtchen des Thors,

---

[1]) Aus Christophinens „Skizze“.

welchen Weg die Kinder einschlagen würden, und listig sprangen sie um die Ecke der Straße, von wo aus sie nicht mehr erblickt werden konnten, und freuten sich ihrer Freiheit und der List, die sie leichtsinnig, gutmüthig ausübten.“ Aber die Strenge des Vaters, seine Scheltworte und Züchtigungen wurden gefürchtet. Einst bot die Nachbarin, durch deren Haus der kleine Fritz den Weg zur Schule machen mußte, ihm sein Lieblingsgericht an, einen Maisbrei. Natürlich folgte er der Einladung in die Küche „und war kaum über den Brey gerathen, als sein Vater, der oft zum Nachbar ging ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte — allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich wils gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater und sagte nur: nun geh nur nach Hause. — Mit einem entsetzlichen Jammergeschrey verließ er seinen Brey — eilte nach Hause, bat die Mutter entständig, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hauß käme, und brachte ihr selbst den Stok. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten solte, denn er konnte vor Jammer kein Wort heraus bringen — bestrafte ihn jedoch mütterlich [1].“

In dieser Angst bei begangenem kleinen Fehler malt sich die Gewissenhaftigkeit des Knaben, die Gutartigkeit seines Gemütes, die lebhaft in ihm ruhende Vorstellung von Pflicht und Gebot. Und wie seine Wahrheitsliebe in der Bereitwilligkeit, Abirrungen vom elterlichen Gebote freiwillig einzugestehen, sich ausspricht, so bezeugt ein anderer Zug, der berichtet wird, seine Herzensgüte und Herzensmilde. Es ist seine Neigung, mit Andern zu teilen, was er besitzt, seine Lust am Verschenken. „So bemerkte einsmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte; als er ihn darüber zur Rede setzte, sagte er, daß er sie einem armen Jungen gegeben hätte — Er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war, wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die der Vater wieder anschaffen

[1]) Aus Christophinens „Skizze“.

mußte, dann gabs Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung [1])."

So durchlebte Schiller den Traum der Kindheit. Das unsägliche Gut, ihn rein und friedlich zu träumen, ward ihm zu Teil; er wuchs unter Verhältnissen auf, welche vortrefflich geeignet waren, den Grund zu einer gesunden geistigen Entwicklung zu legen. Ueber frühes Aufblitzen von Begabung und Willenskraft sind manche Anekdoten in Umlauf; z. B. daß er einst unter dem Krachen des Donners auf den Wipfel einer Linde gestiegen sei, um sich „im Arsenal der Schöpfung" umzusehen. Boas hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß dergleichen Erzählungen Temlersche Lügen sind; aber sie sind durch G. Schwab, der sich täuschen ließ, weit verbreitet und von der Litteratur aus sogar in das Volksbewußtsein verpflanzt worden. Dagegen kann ich von den Kinderjahren des Dichters nicht scheiden, ohne wiederholt des Briefes zu gedenken, den Johann Kaspar Schiller im März 1790 an seinen Sohn schrieb; er ist von persönlichem und psychologisch-allgemeinerem Interesse. Schiller scheint damals die Absicht gehabt zu haben', eine Selbstbiographie zu verfassen; sein Vater bemerkt ihm: „Die Geschichte Seines Geistes kann interessant werden, und ich bin begierig darauf. Kommen zarte Entwicklungen der ersten Begriffe mit hinein, so wäre nicht zu vergessen, daß Er einmal den Neckar-Fluß gesehen, und sonach im Diminutivo jedes kleine Bächgen ein „Neckarle" geheißen. Wiederum hat Er einen Galgen bei Schorndorf, als Mama mit Ihm nach Schwäbisch-Gmünd gefahren, einer Mausefalle verglichen, weil Er vor diesem Mausfallen gesehen hat, die einem Galgen glichen. Sein Predigen in unserm Quartier, der Herberge zur Sonne, in Lorch, da man Ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz, und statt Ueberschlages ein Predigt-Lümpchen anthun müssen."

Eine neue Welt eröffnet sich dem Knaben, als die Familie zu Ende Dezember 1766 nach **Ludwigsburg** zurückzog; er wird ein größeres öffentliches Leben gewahr, und eine größere Schule stellt die ersten ernsteren Anforderungen an seine Kräfte.

---

[1]) Ebendaher.

Damals war Ludwigsburg die Residenz des Landesfürsten. Herzog Karl war der Hauptstadt Stuttgart gram geworden; denn sie sah die Verschwendung, in welche er das kleine Land stürzte, mit Unwillen und die Klagen der Stände verleideten ihm den Aufenthalt. So verlegte er seinen Wohnsitz nach Ludwigsburg. Aus zwei Höfen und einem Jagdschloß war die Stadt zu Anfang des 18. Jahrhunderts erwachsen, eine Schöpfung und ein Schoßkind der Fürsten. Karl Eugen baute sie größer und schmückte sie mit jenem Luxus und jener Pracht, für welche die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts ihre Muster in Frankreich suchten. Wer sie heute besucht, erstaunt über ihre Ausdehnung, über den großen Bau des prächtigen Renaissanceschlosses und seine Gärten; lange, geradlinige Straßen von ansehnlicher Breite durchschneiden sie, führen zu anspruchsvollen Plätzen, zu weiten Kasernenhöfen; aber der Schritt verhallt in den menschenleeren Straßen, und auch die militärische Bevölkerung, welche die Gegenwart nach Ludwigsburg verlegte, füllt den weiten Körper der Stadt nicht aus. Ueber ihr liegt die Stille einer vergangenen Zeit. Favoritenpark und Gartenanlagen ziehen sich hin bis zum Lustschloß Monrepos; gegen Süden führt eine drei Stunden lange, mathematisch gerade Straße bis zu der Anhöhe, auf welcher die Solitude liegt; rings ist flaches Kornland, das, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, der Neckar durchfließt; von Westen blickt der Hohenasperg herüber, ein Denkmal der Gewalt, die würtembergische Zwingburg.

Aber damals, als Herzog Karl in Ludwigsburg residirte, stolzirten in Gassen und Alleen „Hofleute in seidenen Fräcken, in Haarbeuteln und Degen und Militairs in glänzenden Uniformen, in Grenadierkappen [1]", und die Stadt hallte wieder von Lustbarkeit. Da fehlte nichts, was Mode und Frivolität wollte: Jagdfeste, Maskenspiele, Ballet, Gaukler, Mätressen; da tanzte Vestris vor den Herrschaften, und mehr noch als das französische Schauspiel entzückten die Sinne Sänger und Tänzer der italie-

[1] Nach Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", Braunschweig 1849.

nischen Oper und bizarre, den raffinirtesten Pomp vor Augen führende Dekorationen.

So gut es ging, hielt sich die neu angekommene Familie abseits von diesem Getriebe. Friedrich Schiller wurde der lateinischen Schule übergeben, um für die Ausbildung zum Geistlichen eine feste Grundlage zu gewinnen. Die unterste Klasse befaßte sich nahezu ausschließlich mit Latein und Religion; nur der Freitag war der deutschen Sprache gewidmet; am Sonntag hatten die Schüler der kirchlichen Predigt beizuwohnen und Nachmittags der Katechisation. Präzeptor Honolt [1]) war der Lehrer der Klasse; ein ernster, doch der Jugend freundlich gesinnter Mann. Er war mit Schillers Fortschritten zufrieden; der Knabe lernte so eifrig, daß er oft „nüchtern in die Schule ging, wenn das Frühstück nicht fertig war, und die Stunde schlug" [2]). Mit dem Herbst 1768 rückte er in die zweite Klasse vor. Auch hier war das Lateinische fast der einzige Unterrichtsgegenstand; und zwar wurden Uebungen im Uebersetzen betrieben, während in der ersten Klasse Deklination und Konjugation gelehrt und Vokabeln memorirt wurden. Der Lehrer der zweiten Klasse, dessen Name nicht sicher ist, war ein Geistlicher und ein Frömmling; auf den Besuch der Predigt und der Katechisation legte er das größte Gewicht; am Freitag, der wieder dem deutschen Unterricht galt, ließ er christliche Bücher lesen. Mit Prügelstrafen wurde der fromme Eifer der Jugend geschärft. Da es Sitte war, daß die Schüler der Lateinschulen des ganzen Landes alljährlich in Stuttgart vor dem Rektor des Gymnasiums eine Prüfung zu bestehen hatten, von deren Erfolg ihre Zulassung zu den theologischen Studien abhing, so hatte der neunjährige Schiller zu Ostern 1769 dieser Prüfung, dem sogenannten „Landexamen", zum erstenmal sich zu unterziehen.

---

[1]) So nennt ihn Christophine. Vgl. den Abdruck ihrer Skizze im Archiv f. Littg. 1, S. 457. Vielleicht ist aber der Name doch „Herold" zu lesen; wenigstens führt Kerner im „Bilderbuch" einen Präzeptor Herold zu Ludwigsburg an, der unter Zilling amtirte.

[2]) Christophine in ihrer „Skizze". Vgl. v. Hovens Selbstbiographie, herausgegeben von Dr. Merkel, Nürnberg 1840.

Die Zensur fiel gut aus; sie bezeichnete ihn als einen hoffnungerweckenden Knaben, dessen Bewerbung nichts im Wege stehe.

In Ludwigsburg gewann Schiller einen Jugendfreund an Wilhelm von Hoven. Er war der Sohn eines Offiziers, von gleichem Alter, Schulkamerad und damals ebenfalls ein Anfänger der theologischen Karriere. Das Verhältniß zu ihm reiften die kommenden Jahre zu einem herzlichen Bunde, und ganz erstorben ist es auch in Schillers späterem Leben nicht. Hoven machte später der Schwägerin des Dichters die Schilderung: „Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe muthwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponirte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es seyn mochte, Jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur muthwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte Alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deßhalb that dieser ihm nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applizirte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung."

Jene Neigung zum Mutwillen, deren v. Hoven gedenkt, mußte nicht selten der Setzer der Cottaschen Druckerei über sich ergehen lassen. Die beiden Knaben, deren Familien das Cottasche Haus bezogen hatten, spielten dem Armen, der seine Lettern

mühsam in Ordnung gebracht hatte, manchen Streich. Mit einem anderen Schulkameraden, Namens Elwert, machte Friedrich Schiller den Spaziergang nach Neckarweihingen, welchen er mehr als zwanzig Jahre später dem Begleiter, der inzwischen Physikus in Kannstatt geworden war, „mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit" in das Gedächtniß rief. Die beiden Knaben hatten in der Kirche den Katechismus zu sprechen, und es war ihnen von Seite des frommen Lehrers eine Züchtigung mit der Peitsche angedroht worden, falls sie nur ein einziges Wort verfehlen würden. In großer Herzensangst, doch mit glücklichem Ausgang wurde die Leistung vollbracht, und Schiller wie Elwert erhielten zu Hause eine Belohnung, zwei Kreuzer ein Jeder. Da war große Freude, doch schwere Wahl, was mit solchem Reichtum anzufangen sei. Endlich entschließt man sich zu einem Spaziergang auf das Harteneder Schlößchen, um an einer Schüssel kalter Milch verdiente Labung zu finden. Aber in Harteneck ist keine Milch zu bekommen und für den Ankauf von Käse und Brod reicht die Baarschaft nicht aus. Die Knaben wandern weiter nach Neckarweihingen; hier findet sich, nach langem Fragen, Milch in reinlicher Schüssel mit silbernen Löffeln dazu, je ein Kreuzer bleibt für Johannisbeeren noch übrig. Das ist viel von Genüssen, da läßt sich dithyrambische Begeisterung nicht unterdrücken; auf einem Hügel macht sie sich Luft, und Schiller, gegen Neckarweihingen gewendet, gibt in poetischem Redeschwung dem nährenden Orte seinen Segen, dem kargen zur anderen Seite seinen Fluch [1]).

Zu Neujahr 1769 überreichte Schiller seinen Eltern ein deutsches Gratulationsgedicht. Es sind Reime, wie sie jeder sprachlich befähigte Knabe zu Stande bringt; die Phraseologie der lateinischen Uebersetzung in Prosa, welche die vier Strophen des Gedichtes begleitete, weist auf Mithilfe des Lehrers; und

---

[1]) Dieser Vorfall zuerst erzählt von Petersen im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände", 1807, Nr. 164. Aus Petersens handschriftlichen Beilagen, welche mir das Freih. v. Cottasche Archiv zur Benützung überließ, geht hervor, daß seine Quelle, auch für andere auf diese Zeit bezügliche Dinge, Elwert selbst war.

so ist wohl auch das deutsche Gedicht im Auftrag der Schule entstanden. Einen starken Anstoß aber erhielt Schillers Phantasie, als er zu Ludwigsburg, das erste Mal im Alter von neun Jahren, ein Theater sah. Den Offizieren und ihren Familien war freier Zutritt im herzoglichen Opernhause gestattet, und der kleine Schiller wurde zur Belohnung seines Fleißes zuweilen in die Vorstellungen mitgenommen. Zwar konnte er den Inhalt der Reden und Gesänge nicht verstehen, denn man gab zumeist italienische Opern und Ballette; aber der Glanz der Lichter und der Kostüme, die Pracht und Abenteuerlichkeit der Dekorationen versetzten ihn in eine Feenwelt. Seine Phantasie suchte nachzugestalten, was Auge und Sinn aufgenommen hatten. Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn, und mit Papierfiguren, welche zu malen und auszuschneiden Schwester Christophine übernahm, führte der Knabe dramatische Szenen auf; leere Stühle, im Halbkreis aufgestellt, vertraten die Zuschauer. Und da ihm dies bald nicht mehr genügte, so begann er mit Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen: „im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle: Aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler. Er übertrieb durch seine Lebendigkeit alles“ [1]).

Aber der Ernst des Lebens, der Schule umfing bald wieder stärker seine Seele. Zu Ostern 1770 machte er zum zweitenmale das Landexamen mit; die vom Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Mag. Knaus, ausgestellte Zensur gab ihm das Zeugniß, daß er auf dem Pfade der Wissenschaft nicht ohne Glück vorwärtsschreite. Im Herbste desselben Jahres kam er in die dritte Klasse der lateinischen Schule. Hier fügte der Unterricht das Griechische hinzu und für solche, welche dem Studium der Theologie sich zu widmen gedachten, die Anfangsgründe des Hebräischen. Im Lateinischen wurden nach einer „collectio autorum Latinorum“ Stücke aus Ovids Tristien, der Aeneide

[1]) Christophine in „Schillers Jugendjahre“. Vgl. Karoline v. Wolzogen und den Artikel von Reinwald im „Neuen Literarischen Anzeiger“, München und Tübingen, Jahrgang 1807, Nr. 26.

des Virgil sowie Oden von Horaz gelesen. Der Lehrer der Klasse, der den Titel Oberpräzeptor führte, war Johann Friedrich Jahn; er wird als tüchtiger Schulmann, doch als rauhe, mürrische Natur geschildert. Das dritte Landexamen, zu Ostern 1771 bestanden, wiederholte den Wortlaut der vorjährigen Zensur.

Schillers erwachende Neigung für Poesie gab sich in Ludwigsburg durch den Eifer kund, mit welchem er lateinische Distichen verfertigte. Darin übertraf er alle seine Kameraden. Einen lateinischen Glückwunsch in Prosa überreichte er am Neujahrstage 1771 seinem Vater, und als Jahn versetzt wurde, erhielt Schiller die Aufgabe, das lateinische Begrüßungsgedicht an dessen Nachfolger, den Oberpräzeptor Winter, zu verfassen. Aus dem Jahre 1771 stammt ferner das Karmen, mit welchem Schiller dem Spezialsuperintendenten (Dekan) Zilling den Dank der Anstalt für Gewährung der Herbstferien aussprach.

Bedeutsamer aber als in diesen rhetorisch-stilistischen Uebungen gab der aus dem Kreise des Gewöhnlichen sich lösende Sinn des Knaben sich kund in den Stunden melancholischer Stimmung, die ihn damals, in seinem 11. Lebensjahre, überkamen. Er zog sich zurück von den lärmenden Vergnügungen seiner Altersgenossen und durchschweifte „in Klagen über das Schicksal, in Gesprächen über die tiefumnachtete Zukunft“ [1]), in Plänen für die kommende Zeit mit einem vertrauten Freunde die Fluren. In solchen Regungen eines unbefriedigten Zustandes verrät sich die Ahnung einer im Stillen über die Zustände der Umgebung hinauswachsenden Kraft und die Sehnsucht, in Einsamkeit ihrer bewußt zu werden. Die Idylle von Lorch lag schon weit in der Ferne; Widersprüche von außen und innen hatten die junge Seele zu beunruhigen begonnen. Die strenge Zucht des väterlichen Hauses, die mehr durch Angst und Strafe als in freundlicher Hinführung zu den Gütern des Geistes wirkende Schuldisziplin mußte zu den Bildern der Hofhaltung, des zügellosen Luxus, dessen Entfaltung dem Knaben nicht entgehen konnte, einen seltsamen Kontrast bilden. Heute sah sein Auge den Prunk

[1]) Petersen im „Morgenblatt“, 1807, Nr. 164.

der Erdengötter, den Pomp einer Bühne, die sich bis zum Aufmarsch künstlicher Elephanten und Löwen verstieg, und venetianische Messen, bei denen der Marktplatz der Stadt zeltartig überdeckt war und die tollsten Spiele und Aufzüge durch maskirte Käufer und Verkäufer sich drängten; morgen umschloß ihn die enge Schulstube, umspannte sein Denken das lateinische Pensum, erschreckte sein argloses Herz die polternde Bußpredigt des Geistlichen; das alles unvermittelt neben einander und aus zwiespältigem Geist, als bestünde in Welt und Leben zweierlei Ordnung. Des Knaben beste Erholung, seine ungetrübtesten Freuden blieben die Wanderungen zu den Großeltern in Marbach.

Der „verehrungswürdige" Spezial, welchen Schillers Karmen interpellirte, beherrschte Schule und Kirche in Ludwigsburg und erfüllte sie mit dem Geiste orthodoxer Intoleranz. Zilling war ein Ludwigsburger Bäckerssohn und von der Würde seines Amtes so aufgeschwellt, daß sein eigener Bruder, der Meßner, ihm den Kirchenrock nicht anders als unter Verbeugungen anziehen durfte. In diesem Kopfe hatte nichts Platz als der Katechismus und eine rohe Vorstellung von menschlicher Sündhaftigkeit. Grob nach unten, ärgerte er die Kirchenbesucher, indem er ihre Privatverhältnisse auf der Kanzel zur Sprache brachte; plumpschmeichlerisch nach oben, verneigte er sich einmal mitten in der Predigt vor dem anwesenden Prinzen Friedrich von Würtemberg mit den Worten: „Ja! Ludwigsburg verehrt wirklich was Großes in seinen Mauern!"[1]) Aus seinen Händeln mit Christian Schubart, dem Dichter, wird der lauernde Verfolgungsgeist des Mannes kenntlich. Schubarts Aufenthalt in Ludwigsburg fällt in die Zeit, während welcher Schillers Eltern dortselbst lebten; am 1. September 1769 war er zum Organisten und Musikdirektor in Ludwigsburg ernannt worden; durch herzoglichen Erlaß vom 21. Mai 1773 wurde er des Landes verwiesen. Temperament und Lebensweise des Dichters waren von Johann Kaspar Schillers Art so verschieden, daß eine Annäherung beider Männer sicherlich unterblieb; aber oftmals wird der junge Schiller das Orgel-

---

[1]) Ueberliefert von Just. Kerner im „Bilderbuch".

spiel Schubarts mitangehört haben. Ueberliefertermaßen zog dasselbe manche Zuhörer mehr in die Kirche als des Spezials Strafpredigten; zumal da die Nachspiele von den geistlichen Melodien in sehr weltliche überzugehen pflegten [1]). Das verdroß den Spezial, der gegen Schubarts Berufung zuvor sich gesträubt hatte; ihn verdroß auch die lose Zunge des Dichters, der über die geistliche „Gravität", über den „Papst Zilling" sich lustig machte. Und Schubarts Lebenswandel gab seinen Feinden nur zu viele Blößen. Denn dem heißblütigen Mann, der all seine Tage zwischen seraphischen Entzückungen und derbsinnlichen Anwandlungen hin und her schwankte, stieg die schwüle Hofluft zu Kopf, und weder Maß noch Vorsicht war jemals seine Sache. Sein Zechen setzte ihn in Mißkredit; und als er, der bürgerliche, nach gnädigster Herren Beispiel sich eine Mätresse nahm, brachte ihn Zilling auf einige Zeit in den Turm. Ein Spottgedicht auf einen Hofmann und eine Parodie auf die Litanei machten die Liste seiner Sünden voll; es erfolgte die Ausweisung aus würtembergischen Landen. Noch einmal aber greift Zillings Hand nach ihm aus; 1778, als Schubart auf dem Hohenasperg saß und, mürbe geworden, nach geistlichem Troste verlangte, gibt der Spezial dem Garnisonsprediger der Festung für Behandlung Schubarts Vorschriften. Er warnt vor Zulassung des Gefangenen zum heiligen Abendmahl und will nimmer glauben, daß Schubart im Innersten bußfertig und zerknirscht genug sei; bemerkt aber endlich, da der Garnisonsprediger nur von aufrichtiger Sinnesänderung zu berichten weiß, er werde die Sache bei dem h. h. Konsistorio und auch durch seine „eigene Fürbitte bey Gott" möglichst fördern.

Im Jahre 1772 wurde Schiller durch Zilling konfirmirt. Ein Brief, datirt vom 21. April 1772, welchen Schiller bei diesem Anlaß an seine Patin, die Frau Hauptmann Stoll in Ludwigsburg, richtete [2]), vermeldet, daß die Konfirmation „nächsten

---

[1]) D. Fr. Strauß, Schubarts Leben.

[2]) Abgedr. bei Adelbert Kühn, Schiller I, 1. Da das Gerlinger Kirchenbuch bei der Taufe der Christiane Schiller unter den Taufzeugen eine „Frau Hauptmann Stoll, geb. Sommer von Ludwigsburg" aufführt, so ist

Sonntag Quasimodogeniti" stattfinde, und bittet, die Patin möge den Konfirmanden in ihr Gebet einschließen. Der Brief ist ohne Frage diktirt; er ist nur insofern nicht ganz belanglos, als sich aus ihm mit Hilfe des Kalenders der Konfirmationstag bestimmen läßt: der Sonntag Quasimodogeniti des Jahres 1772 fiel auf den 26. April. Am Tage vor seiner Konfirmation machte Schiller sein erstes selbständiges deutsches Gedicht; und es entstand nicht aus offiziellem Schulauftrag wie die lateinischen Karmina, sondern, bezeichnend genug, aus herzlicher Bewegung. Als nämlich die Mutter den Sohn auf der Straße umherschlendern sieht, uneingedenk des feierlichen religiösen Aktes, der ihm am nächsten Tage bevorsteht, ruft sie ihn zu sich und macht in eindringlichen Worten seiner Gleichgültigkeit Vorwürfe. Der Knabe, betroffen und erregt, zieht sich zurück und bringt dann der Mutter ein deutsches Gedicht, das den Eindruck schildert, den das Konfirmationsereigniß auf sein verborgenes Innere machte. Was in Muttersprache ihm von Herzen geflossen war, davon wurde auch die, welche mit weicher Liebe über ihr Kind wachte, die erste Zeugin; doch verrät sich auch auf Seite des Vaters eine Bewegung, als er das Konfirmationsgedicht lächelnd hinnahm mit der Frage: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" [1])

---

dieselbe wohl mit der „Elisabetha Margaretha Sommerin, ledig, von Stuttgart", welche unter Friedrich Schillers Taufzeugen genannt wird, identisch.

[1]) Das Gedicht ist verloren. Petersen erzählt im „Morgenblatt", 1807, Nr. 164, das erste Gedicht, das Schiller „eigentlich ausarbeitete", sei in lateinischen Distichen abgefaßt gewesen und habe das Konfirmationsereigniß zum Gegenstand gehabt; hieran knüpft er die zitirte Aeußerung des Vaters. Dem gegenüber erklärt Conz im „Morgenblatt", 1807, Nr. 201, aus Schillers eigenem Munde gehört zu haben, das erste Gedicht sei ein deutsches gewesen, und Schiller habe es aus Anlaß der Ermahnungen seiner Mutter am Tage vor der Konfirmation verfaßt. Palleske, der die Kontroverse kurzhin erwähnt, setzt hinzu: „Vielleicht können beide Anekdoten neben einander bestehen. Der Mutter brachte er das deutsche, dem Vater das lateinische Gedicht." — Auf diese Auskunft ist nicht Palleske geraten, wie jeder Leser glauben muß, sondern Conz, der im „Morgenblatt", Jahrgang 1807, S. 802 mit den nämlichen Worten sie bringt. Uebrigens existirt eine Bestätigung der Conzschen Angabe. v. Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie, S. 55: „Schiller ... versuchte sich bald darauf auch in deutschen Versen, wovon, soviel ich mich

Einen Pentameter des lateinischen Begrüßungsgedichtes, mit welchem Schiller den Amtsantritt des Oberpräzeptors Winter gefeiert hatte, hat Petersen erhalten, das Wortspiel, der Winter habe einen guten Frühling versprochen. Aber diese hoffnungsfrohen Verse verhinderten nicht, daß der Oberpräzeptor eines Tages dem Knaben den Rücken blau schlug; und zwar ohne jedes Recht, auf Grund eines Mißverständnisses. „Als er es gewahr wurde, so kam er zu Schillers Vater und entschuldigte sich deshalb. Der Vater wußte kein Wort von diesem Vorfall, und als er seinen Sohn darüber vernahm, sagte er, daß es so wäre — er hätte gedacht: sein Lehrer meynte es doch gut [1]." Nur ein durchaus gutartiges Kind ist eines solchen Zuges fähig. Doch ist es nicht zu verwundern, daß der junge Schiller, der von seinen Erziehern „Püffe und Ohrfeigen die Menge bekam" [2]), am Ende verschüchtert und linkisch wurde.

Nun rückte die Zeit näher, in welcher Schiller in eines der „niederen Klöster" aufgenommen werden sollte, denen in Würtemberg die besondere Vorbereitung für das Studium der Theologie obliegt. Aber da im Alter von 12 und 13 Jahren schnelles Wachsen den Körper des Knaben schwächte, so erlitt sein Fleiß manche Unterbrechung, und das vierte Landexamen, im Jahr 1772, verschaffte ihm eine weniger günstige Zensur, die Bemerkung nämlich,

---

erinnere, der erste Versuch ein bei seiner Konfirmation verfertigtes Lied an sich selbst war, in welchem er die Gefühle, welche diese heilige Handlung in ihm erregte, aussprach." Eine handschriftliche Notiz in Petersens nachgelassenen Papieren kommt auf die Frage zurück; Petersen bemerkt, daß er bezüglich der Sprache sich irren könne, beharrt aber auf der Authentizität der Worte: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" der alte Schiller selbst habe ihm davon Mitteilung gemacht. Uebrigens hat ja der Ausruf des Vaters nur dann einen Sinn, wenn das Gedicht ein deutsches war; lateinische hatte er zuvor genugsam gesehen. Streicher, der über die Sprache nichts sagt, ist wenigstens dafür ein Mitzeuge, daß Schillers erstes selbständiges Gedicht nicht zu Neujahr 1769, sondern aus Anlaß der Konfirmation entstand. Vgl. „Schiller's Flucht" S. 13.

[1]) Christophine in „Schillers Jugendjahre". Vgl. Reinwald im „Neuen Literarischen Anzeiger", Jahrgang 1807, Nr. 49.

[2]) Petersen im Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 164.

daß er zwar nicht ohne Gewinn studirt, aber mit seinen Mitschülern nicht völlig gleichen Schritt gehalten habe[1]). Als aber seine Gesundheit sich wieder kräftigte, brachte er, wie Streicher erzählt, das Versäumte mit solchem Eifer ein und lag so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm der Lehrer befehlen mußte, hierin Maß zu halten, wenn er nicht an Körper und Geist Schaden leiden wolle. Bei so eisernem Fleiße zeichnete er sich im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen bald wieder derart aus, daß ihm die für die besten Schüler aufgesparten Noten erteilt wurden. Er war auf dem Wege, seinen Lebensgang der Theologie zu verbinden, als von außen her eine Wendung in sein Schicksal kam, welche den Gang seiner Studien plötzlich abänderte: seine Einberufung zur herzoglichen Militärpflanzschule.

---

[1]) Der lateinische Wortlaut der Zeugnisse der Landexamina abgedr. im Stuttgarter Morgenblatt 1807, Nr. 201, Anm. der Redaktion. Die Zahl der Landexamina, welchen die Kandidaten der theologischen Karriere sich zu unterziehen hatten, wechselte je nach der Zeit, auch der Befähigung des Bewerbers. Vgl. Conz in der „Zeitung für die elegante Welt“, Jahrgang 1823, Nr. 4; daselbst ist von fünfmaligen Prüfungen die Rede.

Drittes Kapitel.

Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen.

Es wird notwendig sein, an dieser Stelle unserer biographischen Betrachtung bei dem Herzog Karl von Würtemberg zu verweilen nicht allein um des pädagogischen Institutes willen, das, mit seinem Namen und seiner Thätigkeit verknüpft, in den Lebens- und Erziehungsgang Schillers von nun an sehr wesentlich eingreift, sondern weil ohne eine Hinweisung auf sein Regime und auf die politischen Zustände, welche er über Würtemberg heraufführte, die Luft öffentlichen Lebens, in welcher der Dichter heranwuchs, nicht verständlich wird. Und doch wurzelt in den Gefühlen, mit welchen das würtembergische Volk vom Treiben seiner Fürsten sich Rechenschaft gab, in den Strömungen des Widerstands gegen Hofpolitik und Hofleben, welche den Damm der Gewalt und die Selbstbescheidung gutmütigen Gehorchens zuweilen heftig durchbrachen, ein guter Teil der stofflichen Sphäre, die uns in Schillers ersten Dramen entgegentritt.

Das 18. Jahrhundert ist in der Geschichte des würtembergischen Volkes vorwiegend eine Passionszeit. Generationen hindurch saugt prassende Verschwendung des Fürstenhofes die Kräfte des Volkes aus, schaltet fürstlicher Egoismus willkürlich mit Leben und Recht des Bürgers. Es war das freilich an andern Orten nicht eben viel besser. Sie haben alle mitgesündigt, die deutschen Kleinfürsten, die Schmeichler und Nachäffer der französischen Könige, die gnädigsten Herren in der Pfalz, in Sachsen, in Würtemberg, in Franken, und ihre Sünden flossen

zusammen zu einem Sumpf, der zum Himmel stank; bis dort blutigrot die Zeichen der Freiheit erschienen, und in den Tagen der französischen Revolution die mißhandelten Völker zu Gericht saßen über ihre Peiniger, zur Buße den einen, zur Warnung den anderen, heimzahlend nach dem Gesetze Maß für Maß und Schutzwehren aufrichtend gegen die Wiederkehr schrankenloser Gewalt.

Damals aber, als noch der Despotismus seine Orgien lustig feierte, übten die zahlreichen Herren der deutschen Länder ihre Hoheitsrechte, als gäbe es keine Verantwortung vor Mitwelt und Zukunft. Wohl waren Landstände dem Namen nach vorhanden, aber nur Hohn, Vorwurf des Hochverrates, Beraubung der persönlichen Freiheit bedrohte ihre Vertreter, wenn sie von der Not des Landes, von Pflichten der Herrscher zu reden begannen. Unerschwingliche Steuern, Sporteln und Zölle stürzten die Bürger in Armut, und die Saat des Bauern ritt der herrschaftliche Jagdtroß nieder, vernichtend an einem Tage, was die gütige Natur dem Armen geschenkt, was der mühsame Fleiß dem Boden abgerungen hatte. Und wollte der Beschädigte, der Gepreßte sich Recht verschaffen, so zogen zumeist Kniffe und Schleppgang der Justiz, die Bestechlichkeit und der Servilismus der Amtleute das Netz neuer Angst und neuen Verderbens über seinem Haupte zusammen. Denn feile Kreaturen, Kuppler und Geldagenten, liederliche Söhne eines rohen, liederlichen Adels oder Parvenus, durch jedes Mittel der Niedertracht zu Karriere gekommen, hielten die obersten Regierungsstellen besetzt und ein Schwarm von Schreibern und Amtleuten krümmte ihrer Allmacht den dienstwilligen Rücken. Tausend Flüche lasteten auf dem Regiment, zahllose Thränen; aber Serenissimus, der durchlauchtigste Landesvater, brauchte Geld, und die ganze Staatsmaschinerie war im Grunde nur ein kompliziertes Räderwerk, um die Schätze des Landes nach der Hofhaltung hinzurollen.

Der erste Herzog in Würtemberg zu Beginn des 18. Jahrhunderts war Eberhard Ludwig. Unter ihm führte ein gemeines Weib 20 Jahre lang die Regierung mit größter Frechheit; eine Gesellschaft von Nichtswürdigen war die Umgebung des

Fürsten und jene Mätresse nahm den Vorsitz im Ministerium ein, verkaufte die öffentlichen Stellen, vertrieb Verdienst und Recht. Ihren Namen zu nennen ist zu viel Ehre; wohl aber sei des Konsistoriums zu Stuttgart und seines Prälaten Osiander rühmend gedacht, der sich standhaft weigerte, das Weib in das Kirchengebet einzuschließen, unter der Erwiderung, das Vaterunser gedenke ihrer ohnehin jedesmal in den Worten „Erlöse uns von dem Uebel!“

Beteiligung des Herzogs am Kriegsspiel, Jagdlust, verschwenderischer Aufbau von Ludwigsburg hatten Not und Armut über das Volk gebracht, als Eberhard Ludwig im Jahre 1733 aus dem Leben schied. Aber sein Nachfolger Karl Alexander führte keine schöneren Zeiten herauf. Denn da auch er für nichts als für Sinnengenuß lebte, so wechselten die Blutsauger nur Namen und Gestalt. Die neue Geißel des Landes wurde der Jude Süß-Oppenheimer. Als Geldagent und Finanzminister des Herzogs hatte er die Verwaltung des Landes gänzlich in seinen Händen; und nun verkauften er und seine Gesellen die Aemter an den Meistbietenden, machten Taxen für Gnadensachen, beraubten die Waisenhäuser und plünderten die Beamten durch Geldstrafen. Mit dem rollenden Gewinn so schamloser Erpressungen bereicherte sich der Hofjude; der andere Teil des Geldes floß zu Hof, wo Juweliere, Gaukler und Sängerinnen ihre besten Tage hatten und die Festlust jeden Gedanken an die Wohlfahrt des Volkes erstickte. Der Bauernstand litt insbesondere durch Wildschaden; im Jahre 1738 allein betrug dieser eine halbe Million Gulden, obwohl im Jahre zuvor mehr als 11000 Stück Hochwild geschossen worden waren.

Im März 1737 starb Karl Alexander eines plötzlichen Todes, worauf wegen Minderjährigkeit seines am 11. Februar 1728 gebornen Sohnes Karl Eugen zunächst eine vormundschaftliche Regierung bestellt wurde. Jud Süß wurde gehenkt. Den Erbprinzen schickte man, damit er seine Ausbildung vervollständige und bei Friedrich dem Großen Regierungskunst sehe, auf mehrere Jahre nach Berlin. Auch politische Absichten waren bei dieser Maßregel im Spiele; man wünschte den Einfluß der katholischen

Mächte Oesterreich und Frankreich von der Erziehung des Prinzen fernzuhalten, und andrerseits nahm Friedrich der Große gerne die Gelegenheit wahr, in Süddeutschland Verbindungen zu gewinnen[1]). Der König hegte von den Fähigkeiten Karl Eugens eine nicht geringe Meinung; er behandelte ihn mit Auszeichnung, und als er sich bei Kaiser Karl VII. für seine Mündigkeitserklärung verwendete, stellte er ihm brieflich das Zeugniß aus, daß er im Stande wäre, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe. Noch vor der Abreise des Prinzen überschickte er ihm unter dem Titel „miroir des princes ou instruction du roi pour le jeune duc Charles-Eugène de Wurtenberg“ eine Zusammenfassung weiser Regentenvorschriften. 1744 trat Karl Eugen, oder, wie er kurzweg sich nannte, Herzog Karl, die Regierung an. Im September 1748 vermählte er sich zu Baireuth mit der Prinzessin Friederike, der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth und der Markgräfin Wilhelmine, der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen. Die ersten Regierungsjahre waren dem Lande zum Segen. Denn obgleich der Herzog bereits damals einem Hang zu Vergnügungen nachgab, so lag doch die Führung der Geschäfte in den Händen tüchtiger und rechtschaffener Männer, des Kammerpräsidenten von Hardenberg und der Geheimen Räte Bilfinger, Zech und Georgii, denen die Mitwirkung des Landschaftskonsulenten und Staatsrechtslehrers Johann Jakob Moser zur Seite stand. Aber fast plötzlich, mit dem Jahre 1755, veränderte sich das Verhalten des Herzogs; seine autokratische Natur brach drohend hervor und wilde Sinnlichkeit durchgährte sein Blut. Hardenberg wurde entlassen, und die schlimmsten Ratgeber fanden freie Bahn.

Dem fürstlichen Ehebunde fehlte die Sympathie der Seelen. Die Herzogin Friederike war eine schöne aber kalte Dame und ihr Hochmut verletzte das Volk. Indessen spricht es zu Gunsten

---

[1]) Vgl. den trefflichen Artikel von Paul Stälin über Karl Eugen, H. v. W. in Band XV der Allgem. Deutschen Biographie.

ihres Verstandes wie ihres Gefühles für Menschenwürde, daß sie vorzüglich es war, welche den Herzog bestimmte, während seines Aufenthaltes zu Rom eher auf die Audienz beim Papste zu verzichten, als ihm den Fußkuß zu leisten. Im September 1756 entfloh sie nach Baireuth, um niemals wiederzukehren; ihre vertraute Freundin, die durch Talent und geistige Bildung ausgezeichnete Sängerin Marianne Pirker, wurde unter der Anschuldigung, daß sie die ehelichen Dissidien genährt habe, auf den Hohenasperg gebracht und einem achtjährigen Kerker preisgegeben, der die Geisteszerrüttung der Aermsten bewirkte.

Mit der Entfernung der Herzogin Friederike verlor ihr Gemahl den letzten Halt. Zügellose Ausschweifung, sinnlose Verschwendung wälzten von jetzt an eine immer höher steigende Flut des Unglücks über das Land. An die Spitze der Geschäfte trat Graf Montmartin, seit 1758 Ministerpräsident; ein vollendeter Hofmann, ein Meister der Intrigue und ein verworfener Mensch, dem kein Mittel zu ehrlos war, um in der fürstlichen Gunst sich zu behaupten, der vornehme Kuppler für die Lüste des Herzogs. Mit ihm teilte die Macht der im Jahre 1760 zum Obersten beförderte Phil. Friedrich Rieger. Talente, rastlose Arbeitskraft, reiche Kenntnisse waren ihm eigen; aber tiefinnerlich brutal, jähzornigen Temperaments, „ein kalter Verächter jedes Rechts und jeder Rechtsform" und von unbegrenzter Unterwürfigkeit im Dienste, war Oberst Rieger der brauchbarste Mann, wenn die Durchlauchtigen Wünsche Gewaltthat erheischten, wenn es galt, die Söhne des Landes Nachts aus den Betten zu reißen oder von der Kirche weg zu den Fahnen zu schleppen. Doch Graf Montmartin fand es für besser, den gefährlichen Nebenbuhler hinwegzuräumen. Dem Obersten wurde eine verräterische Korrespondenz mit Preußen unterschoben; und des Herzogs schrecklichste Rache zermalmte den Ahnungslosen. Während der Parade trat der Fürst auf Rieger zu, riß ihm den Militärorden ab, stieß ihn mit dem Stock vor die Brust, Graf Montmartin zerbrach ihm den Degen; von hier weg brachte ihn ein Wagen unter Eskorte auf die Veste Hohentwiel. Das war im November 1762. Vier Jahre lag Rieger in einem

Kerker ohne Tageslicht, ohne Tisch, Stuhl und Bett; erst 1767 wurde er auf Verwendung der Stände der Haft entlassen. Ein Gefangener auf Hohentwiel ohne Verhör, ohne Richterspruch war auch der Landschaftskonsulent Moser, durch des Herzogs Willkür seit 1759 der Freiheit beraubt, weil der ehrenfeste Mann zu einer Billigung verfassungswidrigen Regimentes sich nicht hergeben wollte. Fünf Jahre währte Mosers Leidenszeit, bis die Fürsprache der Stände und des Königs von Preußen seine Erlösung erwirkten.

Militärische Neigungen, Lust am Soldatenwesen, noch mehr das Bedürfniß, der fürstlichen Kasse aufzuhelfen, hatten den Herzog in jene kriegerischen Unternehmungen verwickelt, in welchen wir ihm bereits begegnet sind. Im Solde Ludwigs XV. bekämpfte er den König, der seiner Jugend Schützer und Leiter war. Aber da die militärischen Fähigkeiten des Herzogs mehr Spott ernteten als Beifall, so hatte am Ende Niemand mehr Lust, Subsidiengelder zu zahlen. Dieser Ausfall mußte gedeckt werden, und der Aufwand des Hofes erforderte überhaupt außerordentliche Ressourcen. Ein erfinderischer Kopf war nötig, ein Finanzier, ein Beutelschneider von ungewöhnlicher Nichtswürdigkeit; und ein solcher stellte sich dem Herzog in der Person Lorenz Wittleders, des Verwalters des Kirchenkastens. Im Jahre 1762 zum Direktor des Kirchenrates ernannt, errichtete Wittleder in Ludwigsburg eine Handelsbude, in welcher jegliches Amt an Jeden, der zahlen mochte, verkäuflich war. Zu dieser schmachvollen Institution kamen drückende Monopole, Steuererpressungen ohne Ende, gewaltsame Anlehen bei der Beamtenschaft. Wenn man erwägt, daß das Land Würtemberg damals kaum 200 Quadratmeilen umfaßte; daß dagegen der Herzog in den Jahren 1758 — 1765 neben seinem persönlichen Einkommen von jährlich 700000 Gulden, neben den verfassungsmäßigen Steuern und einem regulären Anteil an den Landeseinkünften, neben dem Gewinn aus dem Diensthandel und aus Frohnen aller Art noch überdies mittelst einseitig ausgeschriebener Steuern, erzwungener Verwilligungen und Vorschüsse, gewaltsamer Wegnahme eine Summe von nahezu sieben Millionen Gulden bezog, so bekommt

man einen Begriff von der beispiellosen Not, unter welcher das Land seufzte.

Aber die Hofhaltung des Herzogs war ja eine der glänzendsten in Europa und eben dieser Zeitraum war ja die Periode seiner Kunstliebe. Besser gesagt freilich, seiner Prachtliebe. Denn mag immer die eine oder die andre der Künste, welche am Hofe Herzog Karls Pflege fanden, aus sich selbst einzelne Leistungen virtuoser Technik und gefälliger Schönheit hervorgebracht haben, zwei Gesichtspunkte werden aus der ästhetisch-kulturgeschichtlichen Beurteilung des herzoglichen Mäzenatentums sich niemals wegdrängen lassen: der eine, daß diese Kunstpflege aller nationalen Richtung und alles nationalen Bodens entbehrte; der andere, daß in Herzog Karl keineswegs die reine Flamme des Enthusiasmus glühte, sondern daß ihm die Kunst in allererster Linie ein Mittel war für die Entfaltung von Prunk und Pracht, für die Befriedigung seiner Ruhmsucht, für eine feine und raffinirte Berauschung der Sinne. Deßhalb stehen alle Bethätigungen seines Kunstsinnes mit den Absichten fürstlicher Repräsentation, mit den Vergnügungen und Galanterien des Hoflebens in unmittelbarem Zusammenhang, haben alle einen mehr oder minder dekorativen Charakter. Interessant ist in dieser Hinsicht das Urteil Goethes in seinen Briefen aus Stuttgart und Tübingen. Es ist zuviel gesagt, wenn Goethe in den Bauten des Herzogs Karl jeden Geschmack vermißt; aber um so schärfer bezeichnend für den Standpunkt, welchen der Herzog der Kunst gegenüber im Allgemeinen einnahm, ist die Stelle: „Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effect arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.“

Neben der Baukunst und ihren verzierenden Hilfskünsten, welche der Herzog für seine Residenz- und Lustschlösser in Anspruch nahm, war es vorzüglich die Musik, die seinen Neigungen

diente. Wohl errichtete er eine französische Komödie; aber sie blieb in untergeordneter Stellung, und von deutscher Poesie war bei ihm ohnedies keine Rede. Aber auch die Musik war nur in einseitiger Geschmacksrichtung gepflegt und nur insofern sich der Reiz der Töne dem Pompe der Schaustellungen oder den weich-üppigen Stimmungen des Lebensgenusses anzuschmiegen verstand. Die große italienische Oper jener Zeit mit ihrem süßlichen Arienschwall, ihren szenischen Effekten, ihren in die Empfindungsweise des Rokoko verderbten Göttern und Helden; die Opera buffa und insbesondere das Ballett, das waren die Zweige der Kunst, welche die höchste Gunst genossen, welche vibrirender Sinnlichkeit unerschöpfliche Nahrung verschafften.

Frankreich zumeist gab die Schauspieler, die Tänzer und Tänzerinnen, Italien die Musiker, die Virtuosen und Sänger. Im Jahre 1754 wurde Nicolò Jomelli, der gefeierte Kapellmeister der Peterskirche zu Rom, nach Stuttgart berufen und mit der Oberregie des Theaters betraut; neben ihm glänzten die Virtuosen und Komponisten Lolli, Paganelli, Plà und Nardini, die Sänger und Sängerinnen Aprile, Bio, Massi-Giura, Bonani, Cesari, Bonasini, Grassi, der Kastrat Rubinello. Von Landeskindern gehörten zum Künstlerpersonal die Sängerin Marianne Pirker, der Waldhornist Rudolph, der Komponist Florian Deller. „Directeur de la danse et maître des ballets“ war Noverre; Vestris, der „Tanzgott“, kam alljährlich von Paris zu sechsmonatlichen Gastrollen, Angelo Vestris, sein Sohn, stand in Engagement. Die Operndekorationen leitete Servandoni, das Feuerwerk Veronese.

Zahlreicher ausländischer Adel schwärmte am Hofe, eine Legion von Nichtsthuern; darunter 20 Fürsten und Reichsgrafen. Den Karneval zu Venedig machte der Herzog nicht weniger als ein halbdutzendmal mit. Im Hochsommer begab er sich mit einem Troß von Köchen, Jägern, Virtuosen auf das Lustschloß Graveneck; zur Winterszeit war, damit doch das „Divertissement“ seine Regel habe, jeden Sonntag Courtag, des Montags und Donnerstags Redoute, am Dienstag und Freitag Opera, am Mittwoch und Samstag aber Komödie. Der

herzogliche Geburtstag gab Anlaß zu Festlichkeiten, die über Wochen sich erstreckten, und Serenissimus ordneten selbst alles Detail der Feste, da ihn in solchen Arrangements doch Niemand übertraf. Gegen 800 der schönsten Pferde standen im Marstall. Die Feuerwerke, welche abgebrannt wurden, hatten nur zu Versailles ihres Gleichen. „Auf hohen Bergflächen wurden mitten im Winter große Seen gegraben, mit Wasser gefüllt und Jagdschlösser errichtet. Die prächtigsten Gebäude, freilich nur leicht aus Holz gezimmert, aber mit allen Reizen der Mahler- und Bildner-Kunst geschmückt, von hundert Säulen getragen, von tausend Lampen erhellt und von den wohlriechendsten Blumen durchduftet, stiegen wie durch einen Zauberschlag aus der Erde. Der ganze Olymp wurde versammelt, den hohen Herrscher zu preisen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigungen in zierlichen Versen dar [1])."

Der Schauplatz der üppigsten Verschwendung war Ludwigsburg, seit 1764 die landesherrliche Residenz. Das mit unsäglichen Kosten erbaute große Opernhaus „war in seinem Innern völlig mit Spiegelgläsern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläsern"; im Glanz der Lichter sah man sich viel hundert mal wieder. Auf dem bei Ludwigsburg gelegenen See „wurden Feste gegeben, bei denen schöne Mädchen der Stadt als Seeköniginnen figuriren mußten". Die Orangengärten, in einer Länge von 1000 Fuß, in einer Breite von hundert, wurden mit mächtigen Gebäuden von Glas überspannt, um sie vor der Winterkälte zu schützen; „da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte; da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste"; und rankendes Grün hing vom Gewölbe herab. Einem Sternenhimmel gleich leuchteten über den Blumenbeeten 100000 Glaslampen, und die Fontainen von 30 Bassins verbreiteten Kühlung. Großartige Spiele, dramatische Darstellungen und Konzerte wurden in diesem Zaubergarten aufgeführt; und „bei einem

[1]) Karl Pfaff, Geschichte Wirtenbergs, Reutlingen 1820; II, 454. Vgl. Heinrich Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule, II, 16.

solchen Feste theilte der Herzog einmal in weniger als fünf Minuten für 50000 Thaler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen aus“ [1]).

So lebte der Hof dahin in Herrlichkeit und Freuden und die Engagements der Virtuosen und Mätressen verschlangen Millionen, während das Volk gepeinigt, das Beamtentum korrumpirt, die materielle und sittliche Wohlfahrt des Landes dem Ruin entgegengeführt wurden. Denn auch in sittlicher Beziehung mußte das Beispiel des Hofes von schlimmen Folgen sein, und zumal in der Hauptstadt gewann Luxus und Leichtsinn die Oberhand. Wohl flüchtete sich ein Teil des Volkes aus dem barbarischen Drucke der realen Welt in die stille Herzlichkeit religiöser Gefühle und suchte, da die Kirche selbst und ihr im Streit um den Buchstaben verknöchertes Christentum die Seele arm ließ, in frommen, zur Wiedererweckung der Innigkeit des Glaubens, zur Erhaltung der Rechtschaffenheit und Reinheit des Lebens geschlossenen Zirkeln eine Wehr gegen die Pest sittlichen Verderbens, die vom Hofe her vordrang. Die Stimmungen dieser Kreise kennzeichnet auf das Trefflichste eine von Hermann Kurtz überlieferte Aeußerung des Pfarrers Flattich. In einer Gesellschaft wurde Flattich gefragt, was ein Pietist sei. Er stellte die Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?“ — „Er geht durch.“ — „Und was thut er dann?“ — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn.“ — „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt Jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Deßhalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist.“

Aber dieser mehr passive und innerliche Widerstand hätte den Zusammenbruch des Staates nicht aufzuhalten vermocht, ganz abgesehen davon, daß alles pietistische Wesen seinen Ausgang in Heuchelei, in Unwahrheit, in Haß gegen geistige

---

[1]) Letztere Zitate aus Justinus Kerners Bilderbuch.

Bildung zu nehmen pflegt. Offene Auflehnung war das Rettungsmittel, das not that; und dahin drängte allmälig die steigende Unzufriedenheit des Landes, der immer lauter werdende Unmut. Noch war jede Gegenvorstellung auf nichts als Hohn und Gewaltthätigkeit gestoßen, als ein neuer Erpressungsversuch, ein pfiffig ersonnenes Steuerprojekt, jeden Freund des Volkes empörte. Ein Teil der Beamtenschaft, an ihrer Spitze der Tübinger Regierungsrat Huber, erhob Widerspruch, und die Tübinger Abgeordneten wiesen in einer persönlichen Unterredung mit dem Landesfürsten auf die Not des Vaterlandes hin. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" schrie der Herzog ihnen entgegen und warf sie in den Kerker auf Hohenasperg. In Folge dieser Vorgänge reichte der ständische Ausschuß im Jahre 1764 gegen des Herzogs verfassungswidriges Benehmen gerichtliche Klage bei Kaiser und Reich ein. Unter dem Gewicht der erhobenen Beschwerden, im Gedränge seiner Schulden sah sich der Herzog genötigt, 1766 den Minister Montmartin und den Kirchenratsdirektor Wittleder zu entlassen; doch blieb Graf Montmartin bis 1773 in der Nähe des Fürsten. 1770, nach langen Verhandlungen, unterschrieb Herzog Karl den sogenannten Erbvergleich, in welchem alle Klagepunkte Erledigung fanden: die Verfassung wurde wiederhergestellt, Abschaffung aller Uebelstände versprochen, das Land übernahm einen Teil der herzoglichen Schulden.

Der Schwelgerei und Willkür war nun doch eine Schranke gezeigt worden; jetzt trat in Herzog Karl eine Umwandlung ein. Der Kampf gegen sein Volk hatte seine Kraft geschwächt; die Jugend war verbraucht; er empfand vielleicht auch die Leerheit seines bisherigen Treibens. Ein Erlaß, den er im Jahre 1778 von allen Kanzeln verlesen ließ, sieht aus, als ob Stunden der Reue über ihn gekommen wären. Er enthält die Stelle: „da Wir aber Mensch seynd, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntnuß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignüsse ergeben, die, wenn sie

nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig seyn und bleiben sollte."

Um die nämliche Zeit, als jener Vergleich das Verhältniß zwischen Fürst und Volk in friedsamere Bahnen zurücklenkte, faßte den Herzog eine heftige Leidenschaft für die Freifrau Franziska von Leutrum. Sie war geboren am 10. Januar 1748 als die Tochter eines armen Landedelmanns, eines Herrn von Bernerdin auf Adelmannsfelden bei Ellwangen, und hatte ohne Liebe einem rohen und häßlichen aber begüterten Manne die Hand gereicht. Der Baron von Leutrum, Kammerherr des ansbachisch-baireuthischen Hofes, wohnte zu Pforzheim. Im Wildbad, auf Jagden in Urach und um Schorndorf, zu welchen an das Paar Einladung ergangen war, lernte der Herzog Franziska schätzen und lieben und bot ihr sein Herz; Gerüchte von Mißhandlungen durch den eifersüchtigen Gatten veranlaßten ihn zu einem Besuche in Pforzheim, und nachdem im Herbste 1771 eine Einladung sich wiederholt hatte, kehrte Herr von Leutrum allein nach Pforzheim zurück. Eine Summe für den Abkauf seiner Frau soll ihm zugestellt worden sein. Franziska folgte dem Herzog im Januar 1772 auf die Solitude gegen das Versprechen, daß er sich mit ihr vermählen würde, falls er die Herzogin überlebe; im gleichen Monat löste das Konsistorium zu Stuttgart ihre Ehe mit Leutrum. Durch Dekret Kaiser Josephs II. vom Jahre 1774 wurde Franziska von Bernerdin zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben. Als die Herzogin Friederike im April 1780 zu Neustadt a. d. Aisch gestorben war, erneuerte Karl sein Eheversprechen, und die würtembergischen Stände, welche eine Wiedervermählung des katholischen Fürsten mit einer Prinzessin aus katholischem Hause befürchteten, boten ihm ein jährliches Geschenk von 50000 Gulden, wenn er auf ein Projekt letzterer Art verzichte. Aber der Ehe mit Franziska, der geschiedenen Protestantin, widersetzte sich die römische Theologie, und obgleich

der Herzog mit Hilfe seiner Hofgeistlichen im Jahre 1785 die Trauung erreichte, so gab doch der Papst erst 1791 zur Annullirung der ersten Ehe Franziskas seinen Konsens. Im Februar 1786 machte Karl seine Vermählung mit Franziska bekannt: das ehemalige Fräulein von Bernerdin war die „regierende Herzogin von Würtemberg" geworden.

Franziskas Gesichtsbildung ist nicht schön zu nennen, wenn auch die Grazie ihrer Bewegungen, die Zartheit ihres Teints gepriesen waren. Ihr Charakter und ihre Handlungsweise hat neuerdings aus weiblicher Feder eine affektirt-süßliche, mit allen Schatten sehr bequem sich abfindende Schilderung erfahren[1]. Ohne Berechnung war Franziskas Verhalten nicht, trotz einer Neigung zu religiöser Schwärmerei, und wie sie nach Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche den Anverwandten des Hauses Würtemberg gegenüber eine bescheidene Haltung klug zu wahren verstand, so vergaß sie auch als Favorite des Herzogs niemals die Rolle einer demütigen Unterwürfigkeit und die Kunst, sich in alle seine Launen zu schmiegen. Dennoch muß ihr Einfluß auf den Herzog als ein wohlthätiger bezeichnet werden. Zuvor waren ihm die Weiber wie Essen und Trinken; von einer italienischen Buhldirne zur anderen wandte sich seine Lust; er schonte aber auch die Töchter des Landes nicht und drohte ihren Familien, wenn sie Widerstand erhoben, laut mit seiner fürstlichen Rache. Die Verbindung mit Franziska machte ihn besser; das Gefühl, das er für sie empfand, kam aus dem Herzen; und bis zu seinem Tode blieb er in warmer Anhänglichkeit und Dankbarkeit ihr ergeben, wenn auch seine Treue nicht eben streng war. Franziskas sorgliche Bemühung um sein persönliches Wohl, ihre frische Natürlichkeit waren ihm unentbehrlich, und an ihrer Seite genoß er die Traulichkeit des Familienlebens. Ohne Verlangen, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, wurde sie doch die stille Teilnehmerin aller seiner Geschäfte; sie war wohlthätig, sie unterstützte Unternehmungen, welche dem Lande nützlich sein konnten, und sie wirkte mit, daß die Hofhaltung vereinfacht, die Armee

[1]) Vely, H. K. v. W. und Franziska v. H., Stuttgart 1876.

reduzirt wurde, daß den kostspieligen Instituten des Luxus von nun an spärliche Zuschüsse flossen.

So datirt etwa vom Jahre 1770 an eine bessere Regierungsperiode des Herzogs und seine Lebensweise nahm einen mehr privaten Charakter an. Er vermochte Eigenschaften herauszukehren, welche versöhnlich wirkten, vergessen ließen; man sah ihn thätig in Regierungsgeschäften, fleißig, man freute sich des herablassenden Tones, den er gegen Leute geringen Standes zu gebrauchen verstand. Franziska gewann um ihres leutseligen Wesens willen leicht Popularität, und ihr Andenken in Würtemberg ist bis heute von freundlicher Nachsicht getragen. Die Gestalten der Beiden prägten der Phantasie des Volkes sich ein, und noch lange nach ihrem Tode erzählte man sich vom „Karl Herzog" und seiner Liebsten. Der Herzog war von kräftigem Wuchs, von blühender Gesichtsfarbe, lebhaften Auges; und ich erwähne gern auch das Kostüm des Paares, damit unser Auge das Bild ihrer selbst und der Zeit sich ergänze. Aus traumhaft ferner Jugenderinnerung schildert Justinus Kerner [1]) den Herzog „mit seinem goldbortirten Hütchen, seiner mit Buckeln versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschrothen Rocke, seiner gelben Pattenweste, seinen gelben Hosen, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen und die Herzogin in weitem Reifrocke mit schlanker Taille, hoher gepuderter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife, wie ein Kanarienvogel, saß." Seine späteren Jahre verlebte der Herzog mit Franziska zumeist in Hohenheim, dessen Schloßbauten und Gartenanlagen weite Ausdehnung gewannen.

Um der wenig einheitlichen und wenig umsichtigen Beurteilung willen, welche Herzog Karl von Seite der Biographen Schillers erfahren hat, auch wegen mancher an sich widersprechenden Eindrücke, welche sein Leben und Handeln hervorruft, wird es notwendig sein, die Grundlinien seines Charakters zu markiren. Herzog Karl war nicht ohne Geist; er besaß einen hellen Verstand, scharfe Beobachtungsgabe, eine lebhafte Einbildungs-

[1]) Im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".

kraft, ein vorzügliches Gedächtniß. Aber weder Tiefe noch Stetigkeit darf man ihm zusprechen. Er war ein geborner Despot, der Absolutismus saß ihm im Blut; und eine solche Natur fällt immer wieder in Willkür zurück, wenn auch die Umstände Resignation oder Vorsicht gebieten. Er war nicht ohne Anwandlungen von Bonhommie; aber sein heftiges Temperament brauste leicht auf in zügellosem Unmut, in rücksichtsloser Härte. Er war nicht minder freigebig in wohlklingenden Versprechungen als geschickt in verschleppenden Ausflüchten, und das ostensible Reden von „Tugend", in dem er sich gefiel, ist geradezu widerwärtig. Er war ein Schwelger in jedem Sinnengenuß, mit später und unvollkommener Wendung zum Besseren; und maßlos blieb immer seine Eitelkeit, das innerste Triebrad in all seinem Handeln. Manche verdienstliche Einrichtung, manche hochanregende Förderung, die er seinem Lande gegeben hat, wird man willig erkennen. Aber zu einer redlichen und vollständigen Durchführung jenes „Erbvergleiches" ist es niemals gekommen. Die Finanzen des Landes kamen niemals ganz in Ordnung, gewaltsame Werbungen unterblieben nicht ganz, und der Aemterverkauf kehrte in immer neuen Formen wieder, trotz fürstlichen Ehrenwortes und obgleich die Landschaft lange Zeit eine Entschädigungssumme bezahlte. Die Gefangenschaft Schubarts wie der Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Kompagnie, in Folge dessen ein würtembergisches Regiment nach dem Kap verkauft wurde, fallen in die spätere Regierungszeit. Es ist somit ein ebenso unpsychologisches als ungeschichtliches Verfahren, wenn diese Periode ganz und gar ins Helle gezeichnet wird; und von einem Fürsten, der jemals ein so schweres Maß abscheulichster Gewissenlosigkeit auf sich geladen hat, in Ausdrücken rückhaltsloser Bewunderung zu reden, bringt vollends nur der Servilismus über das Herz.

Wir versetzen uns in die Jahre um 1770. Des Herzogs Thätigkeitsdrang suchte nach neuen Geleisen. Er schenkte der Landwirtschaft seine Förderung; aber mehr noch als sie wurde sein Schoßkind die Pädagogik. Pädagogische Experimente gehören mit zur Signatur des 18. Jahrhunderts; und so dürftig

das Verständniß war, welches der Herzog den Ideen der Aufklärung entgegenbrachte [1]), ganz unberührt ließ die Zeit ihn doch nicht. Die Erziehungsanstalten, die er ins Leben rief, begannen mit unbedeutenden Anfängen; aber eine steigende Leidenschaftlichkeit der herzoglichen Fürsorge drängte ihr Wachstum. Sie gaben ihm Beschäftigung; sie reizten seinen Ehrgeiz; und sie dienten seinen politischen Zwecken. Und ich möchte darauf hinweisen, daß auch für diese Einrichtungen Frankreich das Beispiel und das Muster war. Ludwig XIV. formirte die ersten Kadettenkompagnien, und Frau von Maintenon war die Patronin eines adeligen Damenstiftes, wie nachher Franziska von Hohenheim; Ludwig XV. gab durch Edikt vom Januar 1751 der ersten Kriegsschule, der Ecole Militaire zu Paris, die Organisation. Zahlreiche Aeußerlichkeiten, Formen der Disziplin, wie sie an der Militärakademie des Herzogs gehandhabt wurde, auch in mancher Hinsicht der Unterrichtsplan, weisen auf französischen Ursprung [2]); und es ist überraschend zu sehen, daß bis heute ein Teil der Militärbildungsanstalten Deutschlands in einzelnen Statuten und Bezeichnungen französische Reminiszenzen bewahrt hat.

Die Geschichte der Hohen Karlsschule ist von Heinrich Wagner in einem auf Grund archivalischer Studien und langjährigen Fleißes sehr materialreichen Werke [3]) behandelt worden, das indessen an Verworrenheit der Darstellung wie des Urteils leidet und von abgeschmackten Bemerkungen durchzogen ist. Neuerdings hat Julius Klaiber eine feindurchdachte Studie [4]) veröffentlicht, welche, unter Verzicht allerdings auf eine Erörterung der im engeren Sinne pädagogischen und disziplinär-sittlichen Seite der Anstalt, ihre geschichtliche Organisation und Unterrichtsmethode untersucht; die nachfolgende Betrachtung verwertet

---

[1]) Vgl. die herzoglichen Festreden bei Wagner, Geschichte der Karlsschule, I, S. 640 und S. 641—647.

[2]) Vgl. den Artikel Ecole Militaire in Tome V der Encyclopédie Diderots.

[3]) Geschichte der Hohen Carls-Schule, Würzburg 1856—58.

[4]) „Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart", Programm des Stuttgarter Realgymnasiums vom Jahr 1872/73.

in einigen Teilen die Resultate des Klaiberschen Gymnasialprogrammes.

Reformpläne, welche zunächst den Angelegenheiten der Armee, des militärischen Unterrichts- und Erziehungswesens gelten, sowie praktisches Bedürfniß scheinen die ersten Ausgangspunkte für die neue Thätigkeitsrichtung gewesen zu sein. Bereits im Jahre 1767 ließ sich der Herzog den Entwurf einer Offiziersakademie und Artillerieschule ausarbeiten, und da die Absicht bestand, diese Anstalt mit der Universität Tübingen zu verbinden, so besuchte er im Herbste des nämlichen Jahres die würtembergische Hochschule, hörte sämmtliche Professoren in Vorlesungen, Disputationen, Predigten und ließ sich von einer großen Anzahl Studirender über Themata, welche er selbst bezeichnet hatte, Vorträge halten. Verschaffte er sich so von dem Zustande des Unterrichtswesens an seiner Hochschule eine anschauliche Kenntniß, so ist ein innerer Zusammenhang damaliger Absicht und späterer Organisation der von ihm gegründeten Schule nicht zu verkennen; denn eine vereinigte Bildungsanstalt für die Beamten und die Offiziere seines Landes zu organisiren, auf neuen Grundlagen des Unterrichtswesens und unter militärischen Formen, wurde das treibende Prinzip seiner Schöpfung.

Um zu Gunsten der Durchführung seiner Bauten wohlfeilere Arbeitskräfte aus den Landeskindern heranzuziehen, berief der Herzog im Februar 1770 eine Anzahl von Soldatenkindern, Knaben meist im Alter von 13—15 Jahren, auf das Lustschloß Solitude, wo sie unter Aufsicht des damaligen Hauptmanns und Inspektors der Schloßgärten Christoph Dionysius Seeger durch fähige Unteroffiziere „im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum", „die älteren auch im Zeichnen und der Geometrie unterrichtet und nebenbei theils zu Baudiensten theils zu Gartenarbeiten angeleitet werden sollten". Die Zahl dieser „Garten- und Stukkatorknaben" stieg in den nächsten Monaten rasch, und wie der Unterrichtsplan sich erweiterte, indem nun auch das Französische und die „Historie sammt Erdbeschreibung" Aufnahme fand, so wurde auch die Bestimmung dieser ersten Schule weiter: ein Teil der Zöglinge sollte für die Zwecke des Orchesters und Balletts vorbereitet werden.

In Verbindung mit diesen Anfängen der Organisation einer Lehranstalt, welche nach ihren Unterrichtsfächern einen Vorläufer der heutigen Realschule darstellt, wurde am 14. Dezember 1770 ein „Militärisches Waisenhaus“ errichtet, das über hundert Soldatenkindern jüngeren Alters Aufnahme gewährte. Die Zöglinge dieses militärischen Waisenhauses waren zu Handwerkern bestimmt und erhielten den elementaren Unterricht der Volksschule.

Aber erst eine dritte Phase des Institutes legte in das Unternehmen einen fruchtbaren, vielseitiger Entfaltung fähigen Keim. Indem Herzog Karl den Gedanken faßte, unter seiner eigenen Direktion und nach den von ihm gehegten Erziehungsgrundsätzen den vielversprechendsten Teil der Jugend seines Landes heranzubilden, damit sie als methodisch vorbereitetes Organ seines Willens zukünftig für Amts- und Armeedienste ihm zu seiner Verfügung sei, nahm er ein Prinzip auf, in dessen Verfolgung die neuzugründende Schule bald alle Zweige des Unterrichts in ihren Lehrplan hereinzuziehen genötigt war. Zugleich aber mußte sich damit der Anstalt von Beginn an der Charakter einer persönlichen Schöpfung des Fürsten aufprägen und der Charakter eines politischen Institutes; zwei Umstände, welche sie von allen Anstalten ihrer Zeit und ihrer Art sogleich auf das Bestimmteste unterschieden. Und während wir sonst gewohnt sind, die Entwicklung einer Schule auf lange vorbereiteten Grundlagen, nach langsam sich aufdrängenden Erfahrungen, mit von innen heraus kommenden Reformen vor sich gehen zu sehen, treibt hier die politische Nebenabsicht wie die persönliche Liebhaberei des Fürsten die ursprünglich einfache Organisation zu immer breiterer Entfaltung, und ihre Umänderungen, so durchdacht, so praktisch sie erscheinen mögen, vollziehen sich mit jener gewaltsamen Hast, welche die Umsetzung eines fürstlich absoluten Willens in thatsächliche Wirklichkeit zu begleiten pflegt.

Diese dritte Phase beginnt mit der Hinzufügung einer Abteilung, welche bestimmt war, Kavaliers- und Offiziersknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten vorzubereiten, und sie tritt ins Leben mit der bereits am 11. Februar 1771 vollzogenen Etablirung der „Militärischen Pflanzschule“. Die

Herbeiziehung einer größeren Anzahl von Lehrkräften war die nächste Notwendigkeit, und das Programm dieser Schule, das nun das Lateinische in den Mittelpunkt stellte und zu den Fächern des Französischen, der Religion, Geschichte, Geographie, des Rechnens und Zeichnens Exerzitien im Reiten, Tanzen und Fechten hinzugab, entspricht vielleicht weniger dem Lehrplan eines unteren und mittleren Gymnasiums unserer Tage, welchen Klaiber in Vergleich zieht, als dem der unteren Abteilung unserer Kadettenschulen.

Während nun das Militärische Waisenhaus sich bald auflöste, indem dessen Zöglinge schon in den Jahren 1771 und 1772 bei Handwerkern oder in den Landeswaisenhäusern untergebracht wurden, wuchs die Militärische Pflanzschule an Lehrkräften und Zöglingen dergestalt, daß von ersteren bis Ende 1772 bereits mehr als 30 angestellt sind, während zu gleicher Zeit die Anzahl der Zöglinge, aus Offiziers- und Honoratiorensöhnen ergänzt, an 350 beträgt.

Gefallen des Herzogs an der Uebung erzieherischer Thätigkeit, am Umgang mit so zahlreichen und verschiedenartigen jugendlichen Geistern, wie auch die Erwägung, daß die speziellen Absichten einer Erziehung für den Staatsdienst im Sinne des Fürsten nicht zu erreichen seien, wenn die Knaben bei vorgerückterem Alter an Gymnasium oder Universität abgegeben werden mußten, führten dazu, daß eine abermalige Erweiterung des Unterrichtsumfangs nicht nur das gesammte Programm einer Mittelschule zur Geltung brachte, sondern auch noch akademische Lehrfächer und akademische Unterrichtsstufe in ihre Grenzen hereinzog. Ein neuer Name begleitet diese weitgehende Umgestaltung: die Bezeichnung „Herzogliche Militär-Akademie", welche im Tagesrapport vom 11. März 1773 zum erstenmal sich findet. Die Gliederung ihrer Zweige vollzieht sich nun zumeist in den Jahren 1773—1782. Die vom Herzog bereits früher gegründete Académie des arts wird mit der herzoglichen Militärakademie verschmolzen, so daß nun die Abteilung der „Künstler" sowohl für die bildenden Künste als für die Theaterfächer Ausbildung gewährt und auch das ehemalige Institut der Garten- und Stukkatorknaben in sich aufnimmt; eine militärische Abteilung wird er-

richtet als Kriegsschule; 1773 eine Abteilung der „Cameralisten“ sowie eine der „Jäger“ oder Forstwirte; seit 1774 besteht eine juristische Abteilung, seit 1775 eine medizinische; später kommt noch die „Handlungswissenschaft“ als eine besondere Sparte hinzu. Da aber die Philosophie als gemeinsamer Unterrichtsgegenstand allen Fakultätsstudien vorausging und die philologischen Fächer wenigstens insoweit betrieben wurden, als die oberen Klassen unserer heutigen Gymnasien sie dem Unterricht zu Grunde legen, so vereinigte die herzogliche Militärakademie im Wesentlichen den gesammten Unterricht unserer gelehrten Mittelschulen und, die Theologie allein abgerechnet, auch die Fakultäten einer Universität. Ich füge für die äußere Geschichte der Anstalt zunächst nur hinzu, daß dieselbe am 18. November 1775 von der Solitude nach Stuttgart verlegt wurde; und daß sie Kaiser Joseph II. am 22. Dezember 1781 zum Rang einer Universität erhob. Von da an führte sie bis zu ihrer Auflösung den Namen „Hohe Karlsschule“, wobei sogleich zu bemerken ist, daß Schiller dem Namen nach niemals „Karlsschüler“ gewesen ist, da sein Austritt bereits im Dezember 1780 erfolgte. Da die Erhebung der herzoglichen Militärakademie zur Universität die Notwendigkeit herbeiführte, förmliche Fakultäten zu errichten, so finden wir deren nunmehr sechs: eine juristische, medizinische, philosophisch-philologische, militärische, ökonomische und eine Fakultät der freien Künste. In Verbindung mit dieser akademischen Stufe behielt aber die Karlsschule die gymnasialen Abteilungen bei.

Es ist nicht leicht, einem so komplizirten und eigenartigen Organismus, wie ihn die herzogliche Militärakademie und hohe Karlsschule darstellt, nach seinem didaktischen und pädagogischen Werte gerecht zu werden. Das Urteil der Mitwelt schwankte oder ergoß sich in Widersprüchen, und sie sieht die raschaufgewachsene Schöpfung fast schon wieder vom Schauplatz verschwinden, ehe sie über ihr fester gewordenes Gefüge zu einer gesicherten Meinung gelangt. Eine „Sklavenplantage“ nannte sie Schubart, und gegen ihren Stifter richtete er das Epigramm:

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.“

Es hat an Anschuldigungen und Klagen von Seite der Zöglinge und deren Eltern nicht gefehlt; auch im Lande, in den ständischen Versammlungen hatte sie ihre Gegner, und die Universität Tübingen wie das Gymnasium zu Stuttgart erhoben Einspruch gegen den Bestand der Konkurrenzanstalt und gegen ihre Einrichtungen. Andrerseits strahlte die herzogliche Schule weit über die Grenzen Würtembergs hinaus in Ruhm und Ehre, ja sie genoß eine europäische Zelebrität; sie war der Stolz ihres Stifters, der ihr für lukubröse Ausstattung großartige Mittel zuwandte; Fremde, ausgezeichnet durch Rang oder Geist, verfehlten, wenn sie nach Stuttgart kamen, nicht, sie zu besuchen; zahlreiche Ausländer übergaben ihr zur Erziehung ihre Söhne; eine große Reihe von Männern glänzenden Namens ging aus ihr hervor, Schiller nicht nur, sondern auch Cuvier und die Künstler Dannecker, Scheffauer, Schick, Wächter, V. Heideloff, Koch, Hetsch, Thouret, der Musiker Zumsteeg.

Allerdings kann nach letzterem Umstand der Wert einer Schule nicht taxirt werden; denn nicht die Schule erzeugt die Talente, sie übernimmt sie nur durch Gunst des Zufalls; und ihre überall nur auf ein Durchschnittsmaß geistiger Kräfte beberechnete und auf konventionelle Ueberlieferungen gegründete Methode vermag außerordentliche Begabungen leichter zu hemmen als im Wesentlichen zu fördern. Wenn man, wie es zum Beispiel von Gottschall geschehen ist, Sätze aufstellt, gleich folgendem: „Dem vielgeschmähten wüsttyrannischen Herzog Karl Eugen verdankt es das deutsche Volk, daß ein großer Dichter ihm nicht an eine Facultät verloren ging, die als höchste dichterische Blüte nur einen Herder zeitigen konnte, daß Schiller nicht die Kanzel eines würtembergischen Dorfpfarrers bestieg, statt der deutschen Nationalbühne seinen Genius zuzuwenden“ [1]) — so denkt man

[1]) Im „Neuen Plutarch“, 3, 272.

gering von der Willenskraft und dem notwendigen Aeußerungsdrange des Genies. Schiller wäre unser größter Dramatiker geworden, auch wenn ihn sein Schicksal von der Lateinschule weg in eine theologische Klosterschule geführt hätte, er wäre es im Widerspruch geworden gegen den in den Klosterschulen herrschenden Geist, so gut wie er der Dichter der „Räuber“ wurde im Widerspruch mit dem an der Militärakademie großgezogenen Geist. Auch Hölderlin, der doch eine geringere Energie des Talentes besaß, als Schiller, ging durch ein theologisches Seminar hindurch, ohne würtembergischer Dorfpfarrer zu werden; und auf Schelling, auf Hegel hinzuweisen, läge gleichfalls nahe. Daß aber der dreizehnjährige Schiller sich die Theologie in den Kopf gesetzt hatte und noch einige Jahre darnach den Wunsch hegte, seinem Vaterlande als Gottesgelehrter zu dienen, kann nicht in Rechnung gebracht werden; denn seiner eigentümlichen, sein Leben gänzlich bestimmenden Kraft und Begabung war er sich damals noch nicht bewußt geworden.

Julius Klaiber macht mit vollem Rechte die Bemerkung, daß jene Periode des schwäbischen Volkstums einen außerordentlichen Reichtum an genialen Kräften aufzuweisen hatte, daß eben damals das theologische Stift der Universität Tübingen sich rühmen konnte, nicht nur Spittler und Planck, Stäudlin und Paulus, sondern auch Hölderlin, Hegel und Schelling gebildet zu haben, so daß „man die Zahl der berühmt gewordenen Karlsschüler eher kleiner zu finden geneigt sein wird, als man von einer so besonders auf glanzvolle Entfaltung gerichteten Anstalt zum Voraus sich denken möchte“.

Was dagegen in der Abwägung von Wert und Bedeutung der herzoglichen Schule dieser unzweifelhaft zu gut geschrieben werden muß, ist der Umstand, daß sie in einer geschichtlich unverkennbaren Weise das Maß der allgemeinen Bildung im würtembergischen Lande erhöhte, daß durch ihre Zöglinge in alle Zweige des Staatsdienstes, in den Militär- und selbst in den Gewerbsstand ein Geist getragen wurde, der, so verschiedenartig seine Bethätigung sein mochte, doch überall ein gewisses gemeinsames Gepräge und vielfach die Wirkung erfrischender Anregung

geltend machte. Hierin liegt ein kulturgeschichtliches Moment, das an und für sich eine Studie über die Wirksamkeit der Karlsschule interessant und weittragend zu machen vermöchte.

Was aber uns zwingt, mit ihren Einrichtungen, ihren Licht- und Schattenseiten uns vertrauter zu machen, ist eben doch der Umstand, daß sie in dem Zeitraume von 8 Jahren der Boden ist, auf welchem der Jüngling, mit dessen Geistesgeschichte wir uns beschäftigen, heranwächst, die Anstalt, die ihm Gymnasium sowohl als Universität vertreten sollte. Denn so entschieden unsere durchgängige Auffassung die Freiheit und Souveränetät individueller Geisteskraft betonen will, so könnte doch nur ein gänzliches Mißverstehen die vorhin ausgesprochene Meinung des Verfassers dahin auslegen, als ob es gleichgültig gewesen wäre, welche Art und welcher Grad von intellektueller und moralischer Erziehung dem werdenden Dichter zu Teil wurde. Vielmehr ist ja auch die gewaltigste Geistesanlage, welche die Natur hervorbringt, gewissermaßen ein ungefülltes Gefäß, ehe sie durch Welt und Wissen, durch Erfahrung, Anschauung, Kenntniß einen materiellen Inhalt sich zuführt. Wie sie diesen verarbeitet, was sie aus ihm macht und gestaltet, ist das Eigentum ihrer Natur und Individualität; aber der von außen zugeführte Gehalt, sei es daß er mit Richtungen der Seele, die noch kaum bewußt in ihr ruhen, sich willig verschmilzt, sie befruchtet und zum Wachsen bringt, sei es daß er den Widerspruch und das Gegenspiel ursprünglicher Neigungen hervorruft, ist für die konkrete Entwicklung und geschichtliche Erscheinung des Lebens nirgends gleichgültig.

Ich will mich deutlicher machen, indem ich auf Schiller zurückkomme. Ihm gab die Natur mit, ein Dichter zu sein, das heißt, sie gab ihm von den ersten Momenten an, da sie ihn als ein lebendiges und bestimmtes Wesen formte, die Kraft und die Nötigung mit, die Welt in künstlerisch-dichterischer Weise anzuschauen, was er empfand und dachte, als Poet zu gestalten. Ja, sie mischte von vornherein in seinem Geiste die Elemente so, setzte Intellekt, Wille, Anschauung, Phantasie, Formsinn, Empfindung in solches Verhältniß, daß es ihm am gemäßesten wurde, in der-

jenigen Gattung der Dichtkunst, welche die dramatische heißt, sich auszusprechen, seinem künstlerischen Triebe Genüge zu thun. Dies nehme ich für durchaus gegeben. Und noch mehr: auch die leidenschaftliche Subjektivität und Innerlichkeit, welche seinem künstlerischen Schaffen eine so bestimmte Färbung geben, und die Neigung, die großen Gestalten seiner Dichtung zu Trägern allgemeiner, weltbewegender Ideen zu machen, also Alles, was als sein ethisches und politisches Pathos zu Tage kommt, hat seinen Ursprung in elementaren, mitgegebenen Qualitäten. Mit diesen Qualitäten, diesen Geistesanlagen im Allgemeinen stellte ihn die Natur in sein Volk und seine Zeit. Von beiden Kreisen aus kommen seinem Talente die ersten modifizirenden Bestimmungen. Erziehung und Lebensgang fügen weitere Modifikationen hinzu, so daß endlich die Summe seiner Schöpfungen das Resultat des Prozesses ist, in welchem er nach innerer Notwendigkeit seiner geistigen Richtung und Kraft alle von außen und zufällig kommenden Eindrücke in sich verarbeitete, umformte und zu selbständiger Gestaltung brachte.

Man wird also immer, auch wenn Schillers Erziehungsgang ein anderer gewesen wäre, anzunehmen haben, daß die Kraft seines Geistes in dichterischer und, früher oder später, in dramatischer Produktion sich zu offenbaren unternommen hätte. Dagegen daß in seinen ersten Dramen die Stimmungsregion, wie sie uns nun vorliegt, die Folie für seine Phantasie bildete, daß er gerade diese Stoffwelt, diese Sujets sich wählte, daß er „die Räuber" dichtete, das ist die Wirkung des Mitspieles alles dessen, was Einfluß der Umgebung, Lebensgang, von außen kommender Zufall heißt.

Nicht eben selten begegnet man einer Vorstellungsart, welche mit Hilfe einer nichts weniger als logisch disziplinirten Manipulation die geschichtlichen Gestalten Goethes und Schillers der zeitgenössisch-jugendlichen Gegenwart einigermaßen adaptiren möchte. So hat Du Bois-Reymond in einem seiner rhetorisch-flachen, effektsüchtigen Vorträge [1]) die Meinung kundgegeben, Goethe, wenn er

---

[1]) „Culturgeschichte und Naturwissenschaft."

heute jung würde, ließe „vermuthlich Werther, Götz und Faust ungeschrieben" und übte lieber im Reichstag seine Volksrednergabe. Und ein Anderer resolvirte sich, in Betracht, daß in unseren Tagen das Kompliment der Naturwissenschaft gebühre, zu der Behauptung, daß Schiller, wenn er heute lebte, gewiß der Naturwissenschaft, z. B. der Chemie, sich zugewendet und darin Großes geleistet haben würde. Dergleichen sieht immer interessant aus, ist aber ein gutes Exempel für das falsch Geistreiche. Da ich gegen die genannte Manier mich bereits an anderer Stelle[1]) ausgesprochen habe, so möge mir in gegenwärtigem Zusammenhange erlaubt sein, einige Sätze zu wiederholen.

Biographische Nachkonstruktionen, wie die erwähnten, übersehen zunächst nur einen Punkt, aber den Hauptpunkt. Was Goethe und Schiller für sich, was sie uns geworden sind, wurden sie durch ihr poetisches Genie. Seine Art und Macht ist ihre Individualität, ihre Besonderheit, ihr Wesen. Nimmt man ihnen das poetische Genie, denkt man sie sich als Parlamentarier, als Chemiker, anstatt als Dichter, so nimmt man ihr Wesen, zerstört den Begriff ihrer Individualität und den ihrer geschichtlichen Erscheinung. Dann ist eben Goethe nicht mehr Goethe, Schiller nicht mehr Schiller. Dann bleibt nur die vage Vorstellung einer eminenten Geisteskraft, eine Abstraktion, zu welcher man ausgehend von der Betrachtung des geschichtlich-konkreten Wirkens jener Männer gelangte, während man gerade ihr geschichtlich-konkretes, lebendiges Wirken in der Vorstellung wieder aufhebt.

Uebrigens läuft bei solchen Konstruktionen auch eine Verschiebung geistiger Wertverhältnisse mit unter. Eine Einzelwissenschaft wäre für Schiller zu enge. Diese Andeutung wird ja genügen; verfolgen wir hier die Frage nach anderen Richtungen hin.

Jede geschichtliche Erscheinung ruht mit offen zu Tage liegenden und noch mehr mit geheimen Wurzeln in ihrer Zeit und Nation, wird nur aus ihr völlig erklärt und begriffen, kann

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung, Jahrgang 1880, Nr. 203.

im Ernste in der Vorstellung nicht von ihr getrennt werden. Wäre „Kabale und Liebe" nicht geschrieben, heute würde Niemand mehr darauf verfallen; oder wenn ein Dichter ein ähnliches Sujet sich wählte, er brauchte ganz andere Motive und eine andere Empfindungsnuance. Aber als es entstand, da traf das Stück den Nerv der Zeit; denn damals galt noch ein Gegensatz von adelig und bürgerlich, von dem wir heute nichts mehr wissen, und damals konnte man noch mit Fingern auf die Landesväter zeigen, welche die Söhne ihres Volks an das Ausland verkauften und mit Geldern, aus Blut und Thränen erpreßt, ihre Fêten brillant machten. Und Werther? Hat die ganze Dämmerwelt von Empfinden, in welcher diese Produktion ruht, nicht zur geschichtlichen Unterlage eine von Ossian, Sterne, Rousseau, Klopstock erregte, so weiche als leidenschaftliche Herzensstimmung der Menschen?

Freilich ist in diesen Dichtungen noch etwas, und das ist nicht ihr geringstes Element, was ihnen die Zustimmung und Mitempfindung auch ferner Nachwelt erhält: ihr absoluter, poetischer und geistiger Wert; aber ihr geschichtlicher Ursprung war getragen und bedingt von ihrer Zeit. Man kann also wohl sagen: ein Dichter unserer Tage würde Werthers Leiden nicht schreiben. Wenn aber eine Begabung, welche an die Geisteskraft und Geistesart jener Unsterblichen zu erinnern vermöchte, heute wieder unter uns aufstände, so würde ihr Träger eben wieder nicht als Parlamentarier oder als Naturforscher seine Macht kundgeben, sondern als Dichter, indem er dem heutigen Zeitalter von den Lippen nehmen würde, was dessen Herz bewegt und dessen Mund stammelt.

Ich dürfte flüchtiger über diesen Punkt hinweggehen, wenn nicht ein wahrhaft geistvoller Schriftsteller und einer der befähigtsten, welche in Deutschland über Dinge der Kunst geschrieben haben, die gegnerische Auffassung durch seine Autorität unterstützen würde. Denn auch Ludwig Pfau, den ich hier zu erwähnen genötigt bin, kommt in seinen „Freien Studien" zu der Aeußerung: „Wer weiß ob Shakespeare, wenn er im neunzehnten Jahrhundert lebte, nicht im Parlament oder auf der Minister-

bank mitspielen würde, statt in seinen Dramen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Goethe und Schiller, wenn sie heute wieder zur Welt kämen, sich mit Wissenschaft und Philosophie beschäftigen würden, statt Gedichte zu schreiben — vielleicht auch mit Politik" [1]). Ich möchte also noch Folgendes bemerken.

Scheinbar entspringt die Vorstellung, wornach z. B. Shakespeare im 19. Jahrhundert seine Rolle nicht auf der dramatischen Bühne, sondern im Parlament spielen würde, einem geschichtlichen Tiefblick, welcher erkennt, daß alle geniale Leistung im Instinkte der Massen und in der Gemeinschaft der Zeit ihre Voraussetzung habe. Sie verbindet sich gerne mit einer Polemik gegen Ueberschätzung der geschichtlichen Selbstthätigkeit des Genies, und Ludwig Pfau führt seinen Beweis gerade in dieser Richtung. „Ueberhaupt," fügt er bei, „sind all die genialen Redensarten über das Genie, die sich noch von der Sturm- und Drangperiode herschreiben, mehr oder weniger albern. Das höchste was der Mensch erreichen kann ist die Erkenntniß der Wahrheit, und diese steht jedem offen der ein gesundes Hirn hat, und so frei ist denken zu lernen. Das Genie ist weder eine so wunderbare Besonderheit noch eine so ausschließliche Begabung als man gewöhnlich glaubt." Zuvor definirt er das Genie „als ein kräftiges Talent dem eine tüchtige Intelligenz zur Seite steht, und das von der zeugenden Kraft des Volkes befruchtet wird"; er nennt es einen „Spiegel der die Seele der Nation auffängt und zurückwirft".

Ganz äußerlich betrachtet wird eine Organisation, von der man sagen darf, daß sie einem Spiegel gleich die Seele der Nation auffange und zurückwerfe, immerhin als eine seltene und besonders glückliche gelten müssen, denn eine außerordentlich feinfühlige und auch breite Rezeptionskraft ist damit bedingt. Ob das Bild selbst die Sache vollkommen deckt, ist eine andere Frage; die vorliegende Biographie hat bereits an früherer Stelle Merkmale des Genius und das Verhältniß desselben zu seinem Volke zu bestimmen versucht. Den dunklen Drang hat die

---

[1]) Ludwig Pfau, Freie Studien, Stuttgart 1874, S. 246—247.

Masse, das Genie hat ihn am stärksten und es befreit sich und die Zeit, indem es die Bahn bricht und das Muster aufstellt; das Talent folgt nach. Der Begriff der Spiegelung gibt ein schönes und bedeutsames Bild, aber er reicht nicht hin; denn das Genie gibt von sich aus seiner Nation ebenso sehr Impulse als es solche von ihr empfängt.

Die Sturm- und Drangperiode hat ja freilich mit der Bezeichnung Genie einen ärgerlichen Mißbrauch getrieben, und in unsern Tagen macht es die Phrase und die Oberflächlichkeit nicht anders. Man sollte das Wort Genie nicht nur mit der strengsten abwägenden Vorsicht, sondern auch mit einer Art von Keuschheit gebrauchen. Aber entbehren kann diesen Begriff im Sinne eines nicht lediglich graduellen Unterschiedes gegenüber dem Talent weder die Geschichte des menschlichen Geistes, noch die Philosophie und die Psychologie. Der Blitz des Gedankens, der in eine vorher dunkle oder noch gar nicht bemerkte Tiefe hinabzuckt, kommt eben doch nicht jedem Gehirn, auch „wenn es so frei war denken zu lernen". Und dasjenige Gehirn, in dem er sich erzeugt, der Kopf, in dem eine neue und in großem Sinne fruchtbare Verbindung geistiger Stoffelemente sich formt, heißt eben doch mit präzisem Recht genial gegenüber den tausend anderen Köpfen, in denen ein regelmäßiges Mitgehen, ein successives Fortschreiten die bewußte und gewollte Operation ist. Wenn man die Lebensgeschichte der großen Erfinder und Schöpfer, sei es im Reiche des Gedankens, in der Kunst, in der Technik durchblättert, so wird man zwar bemerken, daß in der Richtung, in welcher ihre ausgezeichnete Leistung liegt, sich schon zuvor ihr konzentrirtes Interesse bewegte; aber die That selbst, der einschlagende Punkt, war ein Moment, ein Einfall, eine plötzliche Anschauung, ein inneres Gesicht und Traumbild, eine Vorwegnahme des Ganzen, auf welche die intellektuell-logische Prüfung in der Regel erst nachfolgte. Sicherlich ist bei diesem Vorgang die Phantasie, und zwar in allen Gebieten des Geistes, nicht nur innerhalb der Kunst, mehr beteiligt als zumeist angenommen wird.

Aber wir wollen auf den Streitpunkt selbst zurückkommen.

Die Vorstellungsart, gegen welche diese Zeilen Widerspruch einlegen, ist eine unrichtige Operation mit geschichtlichen Begriffen. Man kann die Frage aufwerfen, welche Stellung Shakespeare zu dieser oder jener modernen Erscheinung nehmen würde, wenn er von ihr wüßte; man kann diese Frage annähernd zu beantworten versuchen auf Grund seiner Werke, sofern sie im Allgemeinen über seine Denkart Aufschluß geben. Dies ist ein erlaubtes Gedankenspiel. Aber alles Weitere ist vom Uebel. Was aus Shakespeare geworden wäre, wenn er heute lebte, ist eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Man läßt sich dabei auf eine Rechnung ein, welche in den Rechnungsansatz nicht zusammengehörige Posten bringt. Sie bleibt immer resultatlos, sie ist nichts als eine Seifenblase des Gehirns. Dem Anschein nach und theoretisch möchte sie das Individuum, wie billig, den großen geschichtlichen Mächten unterordnen; in der That aber, im praktischen Fall, löst sie ein persönliches Wesen von seiner nationalen und familiären Genesis ab, hebt ein Individuum aus seinem ganzen geschichtlichen Zusammenhang heraus, ohne dessen Folie wir doch von ihm nichts wissen. Das Leben auf der Erde in seiner geschichtlichen Entwicklung ist ein einziger großer Organismus. Von ihm ein Teil ist jede Einzelerscheinung, an ihrer Stelle notwendig und wirklich und nur an dieser Stelle notwendig und wirklich. Nur einmal ist sie geworden, nur einmal konnte sie werden; nie kommt sie wieder, nachdem sie hinabtauchte unter die Schwelle des Seins. Aber so lange sie lebt, fließt in ihr das Blut ihres Zeitalters, und durch das Blut ihres Zeitalters lebte sie. Eine solche organische Einzelerscheinung ist jede Person, jede in einer Person konkret gewordene Begabung. Das gemeine Sprichwort: Niemand kann aus seiner Haut fahren, hat hier einen höheren Sinn; und es hat auch in diesem Sinne recht. Die Formel aber, welche in Wahrheit die Achtung vor dem zeugenden Instinkte der Zeit repräsentirt, müßte lauten: Wenn eine Periode, eine Generation ihre gesammte geistige Arbeit und Stimmung auf das politische Leben richtet, wird sie keine Natur ähnlich der Shakespeares hervorbringen.

Aber auch ein psychologischer Fehler spielt in jener Rechnung

mit. Indem man sich sagt, daß Shakespeare heute in der Politik seine Thätigkeit suchen würde, trennt man die Psyche von der Begabung. Man läßt sich auf Schlüsse ein, als ob die Begabung, in vorliegendem Falle das poetische Genie, der Seele nur äußerlich, nebenbei anhaftend wäre. Aber Seele und Geisteskraft sind eine untrennbare Einheit; sie sind das nämliche Wesen, das einemal ruhend gedacht, das anderemal thätig.

Nach solcher Darlegung mehrerer Prinzipien biographischen Betrachtens wird nun auch der Gesichtspunkt fixirt sein, von dem aus wir die didaktischen und pädagogischen Einrichtungen der Schule, an welcher Friedrich Schiller erzogen ward, einer eingehenderen Prüfung unterziehen; wobei um der Kürze willen unter dem Namen „Karlsschule" auch das Stadium der Anstalt als herzoglicher Militär-Akademie mitinbegriffen sein soll.

Ganz eigentümlich ist ihr eine Verbindung jener Unterrichtstendenz, welche wir in der Terminologie moderner Pädagogik die realistische nennen, mit einer starken Betonung des Studiums der Philosophie. Entsprechend einer Vorneigung für die realistischen Fächer des Unterrichts und einer das praktische Bedürfniß, das Lernen für das Leben im Auge haltenden Methode, finden wir die Karlsschule ein vorzügliches Gewicht legen auf das Französische, auf Naturwissenschaften und Mathematik, Geographie und Geschichte. Leicht konnte sich bei solcher Tendenz die medizinische Abteilung zu großer Blüte entwickeln; wenn auch noch nicht zu Schillers Zeit, so doch später, zu Anfang der neunziger Jahre, galt sie als die am besten besetzte medizinische Fakultät Deutschlands, ausgestattet mit einem weit reicheren Programm als die der Tübinger Universität. Auch die militärische Abteilung erwuchs zu besonderem Ruhme der Gesammtanstalt; man durfte sie um ihres systematisch-umfassenden militärwissenschaftlichen Unterrichtsprogrammes willen als eine der vollkommensten Kriegsschulen Europas bezeichnen. Nicht so günstig wirkte der die Anstalt beherrschende Geist auf den Betrieb der alten Sprachen; wenigstens blieb die Karlsschule hierin zurück gegenüber den auf den Gymnasien und den Klosterschulen des Landes mit Stolz gepflegten philologischen Traditionen. Indem der lateinische

Unterricht an der Karlsschule mehr Nachdruck und Zeitaufwand auf die Lektüre der alten Autoren legte als auf Uebersetzungen aus der Muttersprache in das Lateinische und auf die lateinische Stilübung, wurde die strenge und sichere Beherrschung des sprachlichen Materials weder seine Absicht noch sein Gewinn. Dafür galt im Lateinischen die Erklärung der Schriftsteller, sachliche, antiquarische, mythologische, geschichtliche Erläuterung ihres Textes als die Hauptsache. Liegt in diesem Prinzip etwas Richtiges und dem modernen Sinne Zusagendes, so ist doch nicht zu leugnen, daß, wenn der Betrieb der klassischen Sprachen zur Gymnastik des Geistes dienen soll, die vertraute und gründliche Bekanntschaft mit dem sprachlichen Material, mit der Grammatik und Logik der alten Sprache nicht eben in den Hintergrund treten darf. Merkwürdig ist die Stellung des Griechischen an der Karlsschule. Nach dem Umfang, in welchem dieser Unterrichtszweig betrieben wurde, wie nach der Bedeutung, die man ihm bewußt beilegte, ragte hierin die Karlsschule vor den übrigen Landesschulen weit hervor. Man hatte Einblick genug, um zu wissen, „daß die griechischen Autoren zur Bildung des Geschmacks mehr beitragen als selbst die lateinischen". Aber allerdings brach sich diese Ueberzeugung erst allmählig und im Laufe der Entwicklung des Lehrprogrammes Bahn; wogegen während der Periode, in welcher Schiller Zögling war, das Griechische eine untergeordnete Rolle spielte und mit einer sehr spärlichen Stundenzahl ausgestattet war. Es ist überhaupt zu berücksichtigen, daß Schiller der Karlsschule während eines Zeitraumes angehörte, in welchem ihre Organisation noch nicht zur vollen Reife und Durchbildung gelangt war; und es ist sowohl der vorhin erwähnten durchgehenden Methode in Behandlung der lateinischen Sprache als der ursprünglichen Vernachlässigung des Griechischen zuzuschreiben, daß er der klassischen Sprachen nicht so sehr Meister ward, als es ihm später öfters das Bedürfniß unvermittelter Lektüre wünschenswert machte; Schiller brachte, um einen populären Ausdruck zu brauchen, von der Akademie nicht den „philologischen Schulsack" mit, den seine Landsleute Schelling und Hegel auf den würtembergischen Stiftsschulen,

Lessing an den sächsischen Schulen sich anzueignen vermochte.

Bei einer Unterrichtsmethode, welche eine realistisch-praktische Richtung zum vorherrschenden Gesichtspunkte machte, muß nun die daneben hergehende Betonung der Philosophie, eines Lehrgegenstandes, der aus ganz anderen geistigen Quellen zu fließen und auf ein anderes Bildungszentrum hinzuweisen scheint, auf den ersten Anblick Befremden erregen. In der That bildete die Philosophie an der Karlsschule die Grundlage aller Fakultätsstudien, ja den Mittelpunkt des gesammten Unterrichtes. Bei dieser Breite der Geltung gewährte die Philosophie zwischen allen besonderen Berufsrichtungen und Berufsabteilungen das vermittelnde Band. Und zwar finden wir die philosophischen Abteilungen, als den oberen Klassen unserer Gymnasien entsprechend, in die Mitte gerückt zwischen die philologischen Abteilungen, welche die unteren und mittleren Klassen unserer Gymnasien vertraten, und die sogenannten „studirenden Berufsabtheilungen", welche, die Ausbildung der Zöglinge abschließend, die Fachbildung im engeren Sinne gewährten. War diese Dreiteilung auch keine strikte oder bestimmt ausgesprochene, so machte sie sich doch, als der Natur der Sache gemäß und mit der Altersentwicklung der Zöglinge korrespondirend, für die Verteilung der Lehrgegenstände und ihre Stundenzahl mehr und mehr geltend. Selbst in der ersten Periode der Unterrichtsorganisation der Militär-Akademie, als noch der Grundsatz galt, die Berufsbildung möglichst frühe beginnen zu lassen, hatten doch die allgemein bildenden und philosophischen Fächer über das Fachstudium weitaus das Uebergewicht. Dieser Punkt ist auch für Schillers Bildungsgang von Wichtigkeit. Schiller wird zu Anfang des Jahres 1774, vierzehn Jahre alt, unter den „Juristen" aufgezählt; die Vorbereitung auf seinen juristischen Beruf aber „beschränkte sich auf 3 Stunden Naturrecht, 2 Stunden Reichshistorie und 2 Stunden Römische Alterthümer," während seiner Abteilung gleichzeitig zugehören: „6 Stunden zur Metaphysic, worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logic, Ontologie und Theologia naturalis repetiert, die Cosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert

werden solle; 6 Stunden zur Rhetorik, Poesie und schöne Wissenschaften, oder eigentlich zur lateinischen Sprache, worinnen der Terentius absolviert, der Horatius aber und Cicero's Briefe angefangen würden; 3 St. zur griech. Sprache, 5 zum Französischen, 4 zur Universal- und Specialhistorie und Geographie, 6 zur Mathesi." Und im Lehrplan des Jahres 1775 treffen in der Abteilung Schillers 9 Wochenstunden auf Vorbereitung für den juristischen Beruf, wogegen 15 auf Philosophie und Redekunst fallen. Der pädagogische Standpunkt, welcher bereits damals einen so sichtlichen Nachdruck auf philosophische Studien legte, führte sodann dazu, philosophische Abteilungen allen studirenden Berufsabteilungen als gemeinsame Vorbildungsstufe vorausgehen zu lassen.

Um diese Einrichtung nach ihren Motiven und ihrer Bedeutung zu würdigen, ist zunächst daran zu erinnern, daß das 18. Jahrhundert die Philosophie mit ausgesprochener Vorliebe in den Vordergrund der geistigen Interessen zu stellen gewohnt war. Philosophisch aufgeklärt zu sein, an den Gedankenkreisen teilzunehmen, welche in Deutschland die rationalistische Schule Wolffs, in Frankreich vor Allen Voltaire und unter den Enkyclopädisten Diderot hervorgerufen hatten, galt als ein unumgängliches Bedürfniß, als ein untrügliches Kennzeichen geistiger Bildung. Und wie die rationalistische Aufklärung von der Philosophie aus in die Einzelwissenschaften eindrang, so wendete sie sich litterarisch, hier insbesondere zu einem mächtigen Kulturfaktor werdend, in tausend Flugschriften, Briefen, Dialogen an die Masse des Volkes. Auch die begabteren Köpfe unter den deutschen Fürsten vermochten dieser Bewegung sich nicht zu entziehen. „Philosophen auf dem Thron" genannt zu werden, war ein Ziel ihres Ehrgeizes, und es ist Friedrich der Große, der an Wolff, als dieser ihm sein Naturrecht bedizirt hatte, schrieb: „Jedes denkende und wahrheitsliebende Wesen muß an dem neuen Werk, welches Ihr soeben veröffentlicht habt, theilnehmen . . . Es kommt den Philosophen zu, Lehrer der Welt und Leiter der Fürsten zu sein. Sie müssen consequent denken und uns kommt es zu, consequent zu handeln. Sie müssen erfinden, wir ausführen." Daß bei dieser allge-

meinen Stellung der Zeit zur Philosophie letztere Disziplin auch den pädagogischen Reformen dienstbar gemacht wurde, daß Herzog Karl, der seine Anstalt nach dem Maße seiner Einsicht zu einem Gefäß für die fortschreitende Bildung des Jahrhunderts zu formen bedacht war, der Philosophie eine breite Wirksamkeit einräumte, kann demnach nicht verwundern. Uebrigens ist einige Anlehnung an französisches Muster auch hierin bemerklich; denn Unterricht in der „logique“ zu Zwecken einer praktischen Verstandesbildung war bereits im Programm Ludwigs XV. vorgesehen.

Jener vorhin erwähnte Kontrast geistiger Tendenzen verliert indessen von seiner Schärfe, wenn wir genauer ins Auge fassen, was man an der Karlsschule unter philosophischem Unterricht verstand, wie man ihn betrieb, was überhaupt die Zeit als philosophische Lehre gewährte. Ich darf auch hiefür die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick in Anspruch nehmen, denn wieder handelt es und gerade sich bei diesem Punkte sehr wesentlich um die geistige Nahrung, welche Schiller in seinen Jugendjahren empfing. Die Wolffsche Philosophie nach ihrer Verständigkeit, Faßlichkeit, bei ihrem Verzicht auf spekulative Tiefe, ihrer Anbequemung an das leichte Räsonnement des gesunden Menschenverstandes war an sich in besonderer Weise geeignet, eine Popularphilosophie zu werden. Was dann, von ihr angeregt und zugleich beeinflußt von Theorien und Bestrebungen der englischen und französischen Freidenker, die sogenannte „deutsche Aufklärung“ als Philosophie verbreitete, kleidete sich nicht in das Gewand eines schulmäßig strengen Denkens. Vielmehr gefiel sich ihre litterarische Darstellung in freieren, bequemen, spielenden Formen, wie in Briefen, Selbstgesprächen, Betrachtungen, und ihre Richtung hatte einen charakteristischen Zug auf das Populär-Nützliche, Moralisirende, auf ein geistreich-angenehm belehrendes, mitunter auch ziemlich triviales Reflektiren. An dieser Art von Propaganda teilzunehmen, war der Schule nicht allzuschwer und fügte sich zugleich in den Gesichtspunkt, der ihre Pädagogik beherrschte, ein. Man wollte mit Hilfe des philosophischen Unterrichtes die Denkkraft der Jugend üben, aber

auch ihren Geschmack und ihr Herz veredeln. Interessant ist in dieser Hinsicht der „Entwurf zu einer Generalwissenschaft oder Philosophie des gesunden Verstandes zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunfft," welchen Professor Abel, der einflußreichste Lehrer der Philosophie an der Karlsschule, dem Herzog vorgelegt hat. Abel möchte die allgemeinen Begriffe, „die jeder Mensch als Mensch nothwendig braucht und die die Absicht haben, ihn aufgeklärt und gesittet zu machen" in einem Systeme zusammenfassen und demnach seine Vorträge nach folgenden Hauptteilen gliedern: 1) die Körperwelt: ihre Geschichte, ihre Gesetze und Philosophie über dieselben. 2) Der Mensch: Psychologie nach ihren wesentlichen Teilen, Philosophie der Geschichte; dann Moral, schöne Wissenschaften und Logik; endlich das Leben eines wahren Weltweisen. 3) Von der Welt überhaupt: Gesetze, nach denen sie regiert wird, Bestimmung, Ursprung. 4) Der Weltschöpfer. In die Behandlung dieser Themata, deren Region und Tendenz sich vielfach an die litterarische Thätigkeit der Popularphilosophen, Garves, Engels, Mendelssohns und anderer anlehnt, brachte Abel einen subjektiven Zug, indem seine Denkweise in Verwandtschaft stand mit der Moralphilosophie Shaftesburys und der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommenden schottischen Philosophenschule, die in den Erfahrungsthatsachen des moralischen Instinkts und des gesunden Menschenverstandes (common sense) gegen Skeptizismus und Materialismus ein Gegengewicht zu finden hoffte.

Daß, wenn man auf den Erfolg dieses Unterrichtszweiges im Ganzen sieht, die nachhaltige Beschäftigung mit der Philosophie ein hoher Wertfaktor für die Karlsschule wurde, ist schon prinzipiell nicht in Abrede zu stellen. Bitter hat sich die fast gehässige Abwendung von der Philosophie, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Signatur der Zeit wurde, gerächt: unserer Generation, so vorgeschritten sie in den Einzelwissenschaften sich zeigt, so beweglich ihr Bildungstrieb ist, fehlt das geistige Band, das zerstreute Wissen zusammenzuhalten, fehlt die Fähigkeit, aus einer Vogelperspektive die Vielseitigkeit des Erkennens zu überschauen.

Die Philosophie ist das große Panharmonium, auf welchem die Stimmen sämmtlicher Wissenschaften wie zu einer musikalischen Fuge vereint ihr Sonderrecht und ihren Zusammenklang finden. Und sie vorzüglich war es, welche den Zöglingen der Karlsschule jene an ihnen gerühmte Weite des Blickes, jene Freiheit und ordnende Kraft des Geistes, jene Vielseitigkeit des Interesses gewährte, welche über dem Einzelnen das Ganze nicht zu vergessen lehrt und über der besonderen Berufsbildung den verständnißvollen Sinn für die Thätigkeit anderer Lebenskreise sich nicht entzogen sieht. Auch die Versatilität, die Gewandtheit und Kühnheit des Ausdrucks, welche an den schriftlichen Ausarbeitungen der Karlsschüler vielfach bemerkt worden ist, darf wohl weniger der eine Dressur verschmähenden Unterrichtsmethode, als dem befreienden, logische Sicherheit und Handhabung des Gedankenapparates vermittelnden Einfluß philosophischer Studien zugesprochen werden.

Freilich als das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts der philosophischen Denk- und Ausdrucksweise der rationalistischen Aufklärung ein Ende machte, als Kants Philosophie, das Denken des Jahrhunderts reformirend, im Rüstzeug der strengsten Gedankenoperationen einhertrat und die menschliche Erkenntnißfähigkeit in ihren Fundamenten untersuchte, war die Altersstufe, welcher die Karlsschule ihre philosophischen Abteilungen zugewiesen hatte, für das Verständniß nicht reif.

Hinsichtlich der Stellung anderer Lehrgegenstände und Lehrabteilungen an der Karlsschule will ich nur noch des Deutschen und der Künste gedenken. Der deutsche Unterricht blieb lange fast völlig vernachlässigt; und auch als die Lehrer wiederholt und dringend auf die Notwendigkeit seiner regelmäßigen Pflege hingewiesen hatten, ward ihm die erforderliche Rücksicht nur in unzureichendem Umfang zugestanden. Damit in Zusammenhang war ein anderer tiefer Mangel: die Erzeugnisse deutscher Litteratur und Poesie wurden den Zöglingen der Karlsschule nicht zugänglich gemacht, oder es wurde doch allem Anschein nach von der Schule aus die Bekanntschaft mit moderner Poesie nur gelegentlich und infolge persönlicher Neigung der Lehrer ver-

mittelt, wenn der eine oder andere in seinen philosophischen Vorträgen Beispiele aus Dichtern heranzuziehen für gut fand.

Diese unziemliche Behandlung der deutschen Sprache und Litteratur fällt dem persönlichen Ermessen des Herzogs zur Last. Sie steht in innerer Beziehung zu der Behandlung, welche der Abteilung der Künste an der Karlsschule widerfuhr. War auch dafür gesorgt, daß ihre Fachschulen mit guten Vorträgen besetzt waren, so litten doch die Kunstzöglinge unter sozialer Zurücksetzung. Schon der Umstand, daß die Karlsschule Architekten, Bildhauer, Maler, Musiker mit Stukkator- und Gärtnerknaben, Balletttänzern und „künftigen Bedienten“ in eine Abteilung zusammenwarf, bezeugt einen häßlichen Mangel an tieferer Teilnahme. Zwar wurden nachher die Jünger der bildenden Künste und die Tonkünstler insofern bevorzugt, als man sie an den philologischen und philosophischen Vorträgen teilnehmen ließ, also ihnen einige allgemein-wissenschaftliche Bildung gönnte; aber in den „Schlafabtheilungen“ hielt man sie doch mit den niederen Elementen zusammen, und von den akademischen Ordensauszeichnungen, welche für die übrigen Lehrabteilungen gestiftet waren, blieben die Künstler ein für allemal ausgeschlossen. Auch war das Gewissen in Bezug auf das thatsächliche Maß von Unterricht, das man den Kunstzöglingen gewährte, ein sehr weites; namentlich die unentgeltlich Aufgenommenen mußten es sich gefallen lassen, Jahre lang, anstatt bestimmungsgemäßen Unterricht zu erhalten, für die Bau- und Dekorationsbedürfnisse des Herzogs niedrige und abstumpfende Arbeiten zu vollziehen; ein Verfahren, bei dem allerdings die Zöglinge abverdienten, was fürstliche Gnade an Unterhaltungsgeldern für sie beitrug, aber auf Kosten und unter Herabwürdigung ihrer geistigen Kräfte. Gegen Mißbrauch solcher Art sind der Anstalt wiederholt Beschwerden eingereicht worden; und darin lag einer der Anlässe, infolge deren der nachmals berühmte Landschaftsmaler Joseph Anton Koch im Jahre 1791 seine Flucht aus der Karlsschule bewerkstelligte. Das innere Verhältniß des Herzogs aber zur bildenden Kunst wird ganz deutlich durch die Frage, welche er einmal an den jungen Eberhard Wächter stellte, denselben, der später in den von Winckelmann

und Carstens eröffneten Bahnen Hochachtungswertes geleistet hat. Wächter, 5 Jahre lang genötigt, Kameralwissenschaften zu studiren, bestand darauf, der Malerei sich zu widmen. Da fuhr ihn der Herzog an: „Was, Er, ein Regierungsrathssohn, schämt sich nicht, ein Maler werden zu wollen?"

In dieser Frage kommt ein arges Stück barbarischen Sinnes zum Vorschein. Dem hohen Herrn, der Jahrzehnte hindurch mit vollen Händen den Virtuosen Geld ausgestreut hatte, dessen Lustschlösser in ausgesuchter Pracht glänzten, war die Kunst selbst doch nichts als ein Apparat für vornehmen Luxus, ein Mittel der Eitelkeit, ein Amüsement für die Sinne. Sie war im Grunde nur soweit für ihn vorhanden, als er sie bezahlen konnte und mochte. Darum galten ihm die Künstler persönlich für eine Klasse von Bedienten. Daß die Kunst sich Selbstzweck sei, die Bethätigung einer mit Notwendigkeit wirkenden Kraft, und daß sie souverän sei als die aus dem Menschengeist eine zweite Welt erschaffende Natur, davon ist ihm jegliche Ahnung abgegangen.

Unter solchen Umständen mußte die Poesie, welche unter allen Künsten der Verwendung zum Luxus am widerspenstigsten sich entzieht, dem Herzog Karl als etwas ungemein Ueberflüssiges und Unnützliches erscheinen; und so genoß weder in der herzoglichen Pädagogik poetische Lektüre eine Fürsorge, noch vermochte die poetische Produktion, welche in der Umgebung des Landesfürsten lebendig wurde, seiner Wertschätzung sich zu erfreuen.

Indem ich bezüglich der übrigen Lehrgegenstände auf das Detail der didaktischen Anordnungen verzichte, will ich nur noch in wenigen Sätzen zusammenfassen, was im Ganzen und Großen zu Gunsten der Karlsschule gesagt werden kann. Daß eine Anstalt, welche den Unterricht für alle Altersstufen und nahezu sämmtliche Lehrfächer umfassen will, eine gewisse Großartigkeit besaß, kann nicht in Abrede gestellt werden. Auch mußte der nahe Kontakt, in welchen so viele Sparten wissenschaftlicher Arbeit gerückt wurden, die Vereinigung einer so großen Anzahl von Zöglingen, die nach Alter, Herkunft, Nationalität und Berufsbildung verschiedenartig waren, auf den Geist der Jugend

vielfach befruchtend, anregend wirken. Letzterer Umstand, wie der Accent, der auf philosophische Vorbildung gelegt wurde, gewährte die Möglichkeit einer universellen Bildung. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Organisation eines so komplizirten wissenschaftlichen Ganzen mit Aufwand von Scharfblick, Fleiß und Betriebsamkeit vollzogen wurde, und daß ein Institut, welches in intellektueller Beziehung den vorgeschrittenen Geist der Zeit in sich aufzunehmen im Ganzen so willig war, ebendeßhalb mit manchem, was andere gelehrte Schulen als veraltete Tradition, als pedantischen Formalismus mit sich schleppten, brechen mußte. Die Mittel, deren die Schule in immer wachsendem Umfang bedurfte, wandte der Herzog seiner Lieblingsschöpfung mit Liberalität zu. Er wählte gerne jüngere Kräfte zu Lehrern, wenn sie ihm wohlvorbereitet und geschickt erschienen. In der Einteilung des Studienplanes erkennt man die Rücksichtnahme auf einen verständigen Wechsel zwischen Vorträgen und Arbeitsstunden, in welchen die Zöglinge den empfangenen Lehrstoff sich aneignen konnten; und wie die ausgesprochene Forderung des Herzogs: „Kräfte wecken in dem jungen Menschen!" der Lehrmethode die Richtung auf frische Lebendigkeit gab, so sorgte auch sein drängender Wille für Ausnützung der Zeit, so daß man den Eindruck empfängt, den Zöglingen der Karlsschule sei eher ein Zuviel von Leistung zugemutet worden als ein Zuwenig.

Und doch, wenn man alle Akten dieser Schule durchblättert hat, wenn man sich Alles gesagt hat, was zu ihrem Vorteil spricht, was ihr Glanz und Bedeutung zusichert: eine rechte Freude vermag man dieser anspruchsvollen Schöpfung nicht abzugewinnen. Ja, wenn Freude und Bewunderung sich regen möchte, wird diese Empfindung verzerrt durch Eindrücke entgegengesetzter Art. Man fühlt sich wie in einem Hause, in welchem da und dort ein bestechender Wandschmuck, eine überraschende Perspektive sich zeigt; aber die Luft ist beengend und kein Sonnenblick stiehlt sich durch die hohen Fenster. Und dieser Sonnenblick, welcher der Karlsschule fehlte, ist der Geist der Freiheit und der sittlichen Idealität. Pädagogik, Disziplin, die Behandlung alles dessen, was Erziehung im engeren Sinne heißt,

zeigen so viel des Verfehlten und des Empörenden, daß von den Schalen, auf denen man den Wert der herzoglichen Schöpfung abwägen möchte, die der Zustimmung hoch steigt, die des Widerspruchs vielbeschwert zu Boden sinkt.

Die Karlsschule, wie sie der persönlichen Initiative des Fürsten ihre Existenz verdankte, blieb auch während der ganzen Zeit ihres Bestehens unter seiner persönlichen Leitung. Herzog Karl nannte sich Rector magnificentissimus, und seine unmittelbare und oft bethätigte Gegenwart wie sein in kaum zu zählenden Tagesbefehlen, Ordres und Instruktionen schriftlich gegebener Wille ließen den Nachdruck seines Regimentes empfinden. Nun war die Karlsschule nicht nur Unterrichtsanstalt, sondern, indem sie ihren Zöglingen, abgesehen von den aus ökonomischen Gründen später zugelassenen Stadtschülern, den ausschließlichen Aufenthalt und die volle Verpflegung gewährte, auch Anstalt für die gesammte Erziehung. Der Herzog machte sich somit nicht nur für intellektuelle, sondern auch für moralische Ausbildung verantwortlich.

In manchem Betracht hatte der hohe Herr, als er sich auf Pädagogik warf, doch nur den Gegenstand seiner Liebhabereien gewechselt, nicht auf diese selber verzichtet. Früher prunkte sein Hof mit Opernstaat, mit Virtuosentum und sinnbezaubernden Festen der Galanterie; jetzt wurde die Schule ein Mittel zum Prunk, und die Festlust, so widersprechend sie dem Charakter einer am besten auf stille Entwicklung gestellten Institution sein mochte, suchte sich bei ihr das Recht zu neuen Genüssen. Als ein Mittel zur Entfaltung glänzender Repräsentation dienten vor Allem die jährlich abgehaltenen öffentlichen Prüfungen und Preisverteilungen, die Feier des Stiftungstages, des herzoglichen Geburtstages, des Geburtstages der Gräfin Franziska. Man muß die Schilderungen des Zeremoniells, welches für solche Gelegenheiten angeordnet wurde, nachlesen; sie versetzen in die Zeit, welche uns interessirt, und charakterisiren die Rolle, die der Schule zugemutet wurde. Ich wähle aus den Berichten, wie sie Wagner in großer Reihe den Akten der Karlsschule entnommen hat, zu diesem Zwecke einige Stellen aus.

„Vormittags 9 Uhr Versammlung der ganzen Schule mit ihren Offizieren, Professoren, Maitres und Aufsehern in den Hörsälen. Hierauf Gebet und Predigt des evangelischen Hofstaats-Predigers Pfeilsticker über Sprüche Sal. 16. Kap., V. 15—17: ‚Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben' unter persönlicher Anwohnung des Herzogs ...." „Nach dem Gottesdienst Aufzug des Herzogs in einem achtspännigen und mehreren andern zweispännigen Wägen mit sämmtlichen Dames, Fremden und einheimischen Ministres und Cavaliers, auch sehr vielen Offiziers von Stuttgart und Ludwigsburg in das Gebäude der Militär-Akademie vor den ersten Schlafsaal zum Speisesaal, wo Seine Herzogliche Durchlaucht von dem Intendanten nebst übrigen Offiziers, Professoren und Maitres unterthänigst empfangen und nun durch die übrigen Schlafsäle und die Orangeriehäuser in die Lehrsäle begleitet wurden, wo die Eleves alle in der schönsten Ordnung versammelt waren."

„Hier hatten abermals alle Fremden freien Zutritt und Gelegenheit, die Schlafsäle, die gute Ordnung, Bequemlichkeit, Reinlichkeit, die Zierlichkeit des Geräths, die Andacht der Eleven im Gebet, ihre Propreté und Gleichförmigkeit, die Pünktlichkeit in ihrer Bedienung, ihr Traktament, ihren Anstand, ihr unabgewandtes Auge auf den gnädigsten Stifter, ihr ganzes Betragen zu bewundern." „Nach aufgehobener herzoglicher Tafel begaben sich S. H. D. mit sämmtlichen Dames und Cavaliers in herrschaftlichen Wägen in den sogenannten Lorbeersaal, welcher mit vielen hundert Wachskerzen auf das regelmäßigste beleuchtet war. In dem mittleren Saale war schon die ganze Militär-Akademie in drei Gliedern versammelt; jeder Offizier stand vor seiner Abtheilung, die Aufseher aber zur Seite, und in der Mitte von der ganzen Akademie der Intendant derselben, Obristwachtmeister von Seeger, in weniger Entfernung aber schlossen sich rechts und links die meisten fremden Examinatoren nebst allen Professoren und Lehrern der herzoglichen Militär-Akademie an. Vorwärts vor dem Intendanten stand ein Tisch, worauf die Preise, so in theils silbernen, theils vergoldeten Medaillen bestanden, nebst denen darüber ausgefertigten Patenten öffentlich

zur Schau lagen“ ... „Nachdem nun S. H. D. mit dem glänzendsten Gefolge des Hofes hier angekommen und sich hinter dem Tische niedergelassen, die Dames und Ministres die übrigen Sessel eingenommen und die Cavaliers und Offiziers Sich hinter solche rangirt hatten, so trat der Staatsrechtslehrer zu Tübingen, Geheimrath Dr. Hoffmann bis aus 3 Schritte vor obgedachten Tisch und hielt eine Rede: Von Denen Ober-Landesherrlichen Befugnissen über die Jugend eines Staats, sonderlich in Rücksicht auf die Erziehung derselben, als derselben größte und nöthigste Wohlthat.“

Zur Schlußfeier des Stiftungstages führten im Jahre 1772 „30 Cavaliers unter Aufsicht von Professor Uriot die Jagd Heinrichs IV. und den Kaufmann von Smyrna auf, gegen 60 Zöglinge aber tanzten zwei Ballets von Balderoni, wovon das erste aus Bauersleuten und Jägern bestand, die Heinrich IV. nach seiner Jagd ihre Freude und Unterthänigkeit bezeugten, das zweite aber zum Beschluß bestand aus einer großen Pantomime, die ein Vogelschießen vorstellte und worinnen endlich der Sieger mit großer Pracht im Triumphe aufzog.“

1773 „tanzte eine große Menge Eleves ein Ballet, welches aus Wilden bestand, die auf einer Insel bauten und ohnvermuthet von einem vorbeifahrenden Europäischen Schiffe besiegt und zu Sklaven gemacht wurden“. 1775 „begaben sich S. H. D. im Gefolge des ganzen Hofes in das große Opernhaus, woselbst von den Eleven vor einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer das französische Singspiel Zemire et Azor mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde, das sowohl in Ansehung der Aktion und des Tanzes, als des mit 30 Eleven besetzten Orchesters alle Erwartung der Kenner übertraf.“

Später, als der wissenschaftliche Umfang des Unterrichtes größere Breite erlangt hatte, bildeten Festreden und Disputationen von Seiten der Zöglinge, wobei zuweilen der Herzog selbst als Opponent auftrat, ein Element pompöser Schaustellung. Der Herzog verteilte die Preise, Medaillen in großer Anzahl und akademische Orden; denn er hatte die Einrichtung getroffen, daß diejenigen Zöglinge, welche in einer Preisverteilung 4 Preise

erhielten, mit dem sog. kleinen akademischen Orden dekorirt wurden, einem goldenen emaillirten Kreuze, im Wert von 12 Golddukaten. Die Inhaber dieser Orden hießen „Chevaliers“ und trugen ihre Auszeichnung an einem gelben, rot eingefaßten Bande im Knopfloch. Wer aber in einer Preisverteilung 8 Preise erhielt, wurde mit dem großen akademischen Orden geschmückt und hieß Grand Chevalier. Die Grand-Chevaliers trugen zugleich auf dem Kleide einen gestickten Stern. Alle Chevaliers genossen den Vorzug, in einen mit besseren Möbeln ausgestatteten Saal und an einen Tisch mit besserer Kost versetzt zu werden; und wenn sie aus der Anstalt traten, um dem Militärstande sich zu widmen, so wurden sie um einen Grad höher als die andern angestellt. Die Preisträger hatten bei Empfang ihrer Prämien dem Herzog die Hand zu küssen; soweit sie aber von bürgerlichen Eltern waren, wurden sie, wenigstens bis zum Jahre 1781, nur zum Kusse des herzoglichen Rockflügels zugelassen.

Was aber an Festivitäten jeder Art in Szene gesetzt worden war, wurde sodann in Berichten, triefend von Schmeichelei und Ruhmredigkeit, durch die Feder des Prof. Uriot bekannt gemacht. Denn das Staunen der Zeitgenossen, die Bewunderung des Auslandes zu erregen, war dem Herzog und seinem Intendanten, dem Hauptmann, späteren Oberstwachtmeister und Oberst von Seeger, ein Bedürfniß, welchem keinerlei Anwandlung von Bescheidenheit jemals auch nur ein Mäntelchen umzuhängen versuchte. Alle Welt sollte sich überzeugen, daß die Schöpfung des Herzogs eine glückausgießende, in respektvollstem Danke hinzunehmende, eine „vollkommene“ sei. Ja, um die Meinung fremder Besucher zu bestechen, ward selbst das Mittel unwahren Scheines nicht gescheut. Als im Jahre 1775 der Erzherzog Maximilian zu Besuch erschien, findet sich im Tagsbefehle des Herzogs neben andern Anweisungen für „Propretät und Parade“ die Stelle: „Alle nur möglichen Bücher sollen auf den Tischen und Schränken der Cavaliers stehen.“ Und wenn man dem Zeugniß eines Zöglings glauben darf, so kam es vor, daß die Schlafsäle, welche der Besichtigung der Fremden geöffnet waren, mit Hofbetten aus-

gestattet erschienen, welche aber Abends wieder weggenommen wurden. Und ein andermal, wird erzählt, suchte man den zu Besuch erschienenen kaiserlichen Gesandten zu täuschen, indem man ihm die Schlafsäle zeigte und ihn glauben machen wollte, die Zöglinge seien der Wohlthat eines Spazierganges teilhaftig geworden; in der That aber traf der Gesandte die Schlafsäle nur deßhalb leer, weil man das Arrangement getroffen hatte, die Zöglinge während der Besichtigung in andere Zimmer zu führen.

Mag aber auch der Anlaß zu solchen Beobachtungen bewußter Unwahrheit der Vorgesetzten selten gegeben worden sein, moralisch nachteilig wirkte doch die überall hervortretende Richtung der Schule auf Pomp und Repräsentation. Die Karlsschule mißbrauchte die Jugend zu Zwecken, für welche diese zu gut ist; sie hegte im Uebermaß ihrer Lokationsarbeiten und ihrer Prämien die Reizmittel für einen nach Schaustellung des Verdienstes verlangenden Ehrgeiz; und sie lenkte die Aufmerksamkeit der Jugend auf Dinge, mit denen verschont zu sein sonst ihr Glück ist, auf die ganze Welt von Rangordnung und Standesunterschieden, wie sie die Gesellschaft, dem Dünkel und Unverstand noch mehr gehorchend als sozialer Notwendigkeit, sich aufgebaut hat. Schon die organischen Bestimmungen der Anstalt enthielten die verwerfliche Einrichtung, daß die Zöglinge nach dem Range ihrer Eltern in Klassen geschieden waren, daß demgemäß Kavaliere, Honoratiorensöhne, Offizierssöhne und Bürgerliche an die Ungleichheit ihres Standes durch Abzeichen wie durch Behandlung erinnert wurden.

Nach Alter und Größe waren die Zöglinge zu je 50—60 in Schlafsäle verteilt, welche ihnen außer den Lehrstunden zugleich als Aufenthaltsort dienten. Solcher Säle bestanden in der Zeit von 1782—1793 sechs, wozu noch die Schlafabteilung der Künstler zu rechnen ist. Zwei Säle waren für die Kavaliere, 4 für die Bürgerlichen. Säulenreihen liefen an den Seiten der Säle hin, und zwischen je zwei Säulen stand das Bett eines Zöglings, so daß ein offenes, nur durch ein schwarzes Gitter abgeschlossenes kleines Gemach für jeden derselben gebildet war. Ueber dem Bette, an der Mauer befestigt, befand sich seine Bücherstelle.

Die Uniform, welche zu tragen sämmtliche Akademisten verpflichtet waren, bestand aus stahlblauen Röcken mit schwarzem Kragen und Aermelaufschlag und versilberten Knöpfen; die Hosen waren von weißem Tuch. Die Adeligen hatten silberne Achselschnüre. Ein kleiner schwarzer Hut, vorn und rückwärts aufgekrämpt, mit silbernen Borten und Federbusch, Degen und Stulpstiefel vollendeten den gefälligen Anzug. Gleichförmigkeit der Frisur war strenge Regel; ein langer Zopf hing über den Rücken herab, an der Seite der Stirn war das Haar in Papilloten aufgewickelt.

Der Unterricht war für alle Studienabteilungen auf 8 Stunden im Tage bestimmt, von 7—11 und von 2—6 Uhr; nicht ein einziger Nachmittag blieb frei. 5 Uhr im Sommer, 6 Uhr im Winter war die Zeit des Aufstehens. Sobald der Anzug vollendet war, marschirten die Zöglinge paarweise geordnet in den Rangirsaal zu Musterung und Rapport, hierauf in den Speisesaal, wo lange Tafeln aufgestellt waren; eine der Tafeln in Hufeisenform am oberen Ende des Saales war für die Adeligen bestimmt. Nach dem Eintritt erfolgte das Kommando zum Gebet, wobei Stellung und Haltung der Hände genauen Vorschriften unterlagen. Ein zweites Gebet wurde nach eingenommenem Frühstück gesprochen. Von hier weg marschirten die Zöglinge in ihre Lehrsäle. Nach 11 Uhr gingen sie sämmtlich in ihre Schlafsäle zurück, um Anzug und Frisur in neue Ordnung zu bringen, dann folgte neue Musterung des Anzugs eines jeden Zöglings durch die Aufseher und Abmarsch zum Rangirsaal. „Sobald man nun den Herzog oder in Höchstdessen Abwesenheit den Intendanten von weitem herbeikommen sieht, nimmt auf Commando der Hauptleute das adelige und bürgerliche Corps die militärische Richtung; der Adjutant überreicht dem Herzog seinen Rapport; jeder Hauptmann meldet dem seiner Abtheilung sich nahenden Erzieher mündlich, und der durchlauchtigste Stifter geht jetzt an den einzelnen 4 Gliedern, die links und rechts 2 gerade Linien formiren, in Gefolge des Intendanten, der Majors und des Capitäns der Abtheilung langsam vorbei, schenkt jedem Zögling seinen gnädigsten Blick und unterhält sich mit manchem auf das

Herablassendste.“ Wenn sich hierauf die Zöglinge im Speisesaal zu Tisch gesetzt haben, „so halten sie nur ein wenig inne; der erhabene Stiffter tritt dann mit dem Wort „dinez Messieurs“ dem Chevalierstisch näher und alle Zöglinge gehorchen mit einer tiefen Verbeugung [1]).“

Nach dem Mittagessen wurden die Abteilungen von einem Aufseher bis 2 Uhr spazieren geführt; von 6—7 Uhr war eine Erholungsstunde, worauf unter Erledigung gleicher Formalitäten wie am Morgen und Mittag das Abendessen eingenommen wurde. Unmittelbar darnach hatten sich alle Zöglinge zu Bett zu begeben.

Eine den ganzen Jahresverlauf beherrschende Monotonie, ein Mechanismus der Bewegung, der für jeden nicht zur Dressurpuppe geborenen Jüngling unerträglich sein mußte, und ein Vorschriftenkram, der zu nichts taugte als zur Einprägung friseurmäßiger „Propreté“ und in Unterthänigkeit sich windender Devotion, charakterisirt die akademische Hausordnung. Man unterschreibt gerne die Worte Charlottens v. Lengefeld, welche auf einer Reise in die Schweiz im Jahre 1783 die Stuttgarter Akademie besuchte und nicht ahnend, wie viel Interesse einst deren Räume für sie haben sollten, in ihr Tagebuch bemerkte: „Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen.“ Eine Abwechslung brachte nur etwa der Sonntag, an welchem in Begleitung von Offizieren ein größerer Spaziergang stattfand, oder das Baden zur Sommerszeit, oder ein Festakt der Schule. So lange die Anstalt sich auf der Solitude befand, marschirte das Institut zum Baden an einen kleinen im Wald gelegenen See; hier mußten sämmtliche Zöglinge auf Kommando des Intendanten gleichzeitig ins Wasser springen, wobei jedoch die Vor-

---

[1]) Aus der „Beschreibung der Hohen Carls-Schule“ von Prof. Batz, Stuttgart 1783.

sicht beobachtet war, daß ein Damm Adelige und Bürgerliche schied. Einige Erholung und Bewegung gewährte in Freistunden der mit dem Anstaltsgebäude verbundene Garten. Zuweilen aber verfügte der Herzog außerordentliche, hof- und weltgemäße Amusements; er erlaubte einer Anzahl von Akademisten, einer Hofjagd beizuwohnen; er zog einzelne Begünstigte an seine Tafel; er kommandirte einen Trupp von Zöglingen zu einer französischen Theatervorstellung oder ließ sie an einer Redoute teilnehmen, bei welcher alsdann auch die jungen Damen der unter Franziskas Protektion stehenden Ecole des Demoiselles zeremoniellmäßig anwesend zu sein hatten.

Militärischer Charakter der Hausordnung hat für Bildungsanstalten der Jugend eine naheliegende Berechtigung, wenn diese als Fachschulen, als Vorbereitungsschulen für den Dienst in der Armee zu gelten bestimmt sind. Die Gefahr, gegen welche sie, sei es mit Glück, sei es ohne genügenden Erfolg, zu kämpfen pflegen, liegt in der Ueberfülle der von ihrer Organisation und ihren Absichten schwer zu trennenden auf das Aeußerliche und Formelle gerichteten Vorschriften. Ist für den Armeekörper selbst eine solche Tendenz mit ihren exakten Forderungen pünktlicher Unterwerfung unentbehrlich, so vermag sie doch, verwertet für die Erziehung der Jugend, leicht dazu zu führen, daß sie bei ihrer Betonung des Reglementmäßig-Richtigen die Entwicklung freier Individualität, die Entfaltung geistiger Selbstthätigkeit zurückhält. Im vorliegenden Falle, an der vom Herzog Karl gestifteten, nach seiner Absicht für nahezu sämmtliche Branchen öffentlichen Dienstes vorbereitenden Schule, war die Verleihung militärischen Charakters, militärischer Hausordnung und Leitung ohne innere Notwendigkeit. Sie entsprach nur der an soldatischem Wesen von früherher Gefallen findenden Neigung des Fürsten, und sie war nichts als eine Handhabe, um mit der Schule Parade zu machen und um die ihr Angehörigen in einer die gesammte Lebensordnung durchdringenden Abhängigkeit zu erhalten.

Intendant der Anstalt und ihr nächster Vorstand durch alle Stadien ihrer Entwicklung war Christoph Dionysius Seeger; ein

Mann, der das unwandelbare Vertrauen seines Fürsten genoß, thätig, wachsam, von ernstem, gemessenem Wesen, devot und pedantisch. Es muß jedoch zu seinen Gunsten gesagt werden, daß ihm persönliche Uneigennützigkeit nicht fehlte; und war er auch der geschmeidigste Vollstrecker des Willens seines Herrn, so gab es doch Punkte, in denen er seine Ehrenhaftigkeit zu wahren wußte. In letzterer Hinsicht ist ein kleiner Vorfall erwähnenswert, welcher Seegers Gattin und doch auch ihn selbst charakterisirt. Frau v. Seeger war Intendantin der Ecole des Demoiselles; und in dieser Eigenschaft kam ihr „einmal ein Billet des Herzogs an eine Schülerin der école zu Gesicht. Die alsbaldige Einreichung ihrer Entlassung, die Karl ehrend zurückstellte, schnitt jeden weiteren Versuch ab“ [1]). 2 Majore und eine Anzahl von Lieutenants versahen den Dienst in den Sälen; wozu noch gegen 20 Unteroffiziere als Aufseher bestellt waren. Ueber die Offiziere, welche der Herzog für das Erziehungsgeschäft bestimmte, finden sich manche Klagen; insbesondere aber häufen sich die Beschwerden über das Verhalten der Aufseher; es ist das Zeugniß Danneckers, welches aussagt, daß „die Zöglinge von rohen Aufsehern hart gehalten und nebenher zu gemeinen Verrichtungen gebraucht“ wurden. In so Grobäußerlichem, wie Ueberwachung der Reinlichkeit und Pünktlichkeit, bestand denn auch das Hauptgeschäft der hier geübten Erziehung; und wie die Aufsicht über Frisiren, Pudern, Zopfmachen, Knopfputzen die Thätigkeit der militärischen Vorgesetzten beständig in Anspruch nahm, so hielten auch beständig vorgenommene Musterungen und Visitationen die Jugend in Wachsamkeit und Angst. Die Strafen bestanden in Entziehung des Essens, der sonntäglichen Ausgänge, in Arrest, aber auch in entehrenden Züchtigungen mit der Rute.

Die übelsten Folgen aber für das Gedeihen der Anstalt mußte das unbedingte Abhängigkeitsverhältniß haben, in welchem sie selbst zu ihrem Stifter stand. Es liest sich ja ganz hübsch, daß Herzog Karl mit nicht rastender Thätigkeit um das Wohl seiner Schule sich bekümmerte. Aber wer in die Akten der

---

[1]) Grenzboten, Jahrgang 1858, S. 328.

Karlsschule hineinsieht, der erschrickt über diese bis auf das Kleinste hin sich erstreckende Willensbethätigung, über diese sich niemals sättigende Sucht, Befehle zu erteilen, Vorschriften zu erlassen, jegliche Lebensregung der Schule, Lehrpläne, Lehrstunden, Strafen, Prämiirungen, äußeres Verhalten ihrer sämmtlichen Glieder bis auf den Anzug herab zu kontrolliren und zu zensiren. Wie es unter solchen Umständen mit den Befugnissen der Lehrer stand, läßt sich ermessen. Zwar ward die Lehrfreiheit im Ganzen geachtet, aber das formelle Regiment über den Unterricht gab der Herzog darum doch keinen Augenblick aus der Hand. Häufig erschien er in den Lehrsälen, erkundigte sich nach den Fortschritten der Klasse, stellte Fragen mit Bezug auf den Unterricht an Lehrer und Schüler. Dabei konnte es freilich vorkommen, daß er den gröbsten Täuschungen verfiel; wie denn ein Zögling einmal, aufgerufen, eine mathematische Aufgabe an der Tafel zu lösen, die Keckheit hatte, in sinnlosester Zusammenstellung aber mit fließender Sprache von Sinus und Cosinus zu peroriren und mit Wissen einen wirren Haufen mathematischer Formeln an die Tafel zu schreiben, worauf der Herzog ihn unter Lobesbezeugungen seiner Klasse als Muster vorzustellen sich gedrungen fand. Doch dies wäre dem die Sorge um wissenschaftliche Dinge übereifrig auf sich ladenden Fürsten leicht zu verzeihen. Eine unerfreuliche Gepflogenheit aber lag darin, daß der Herzog gern durch kleine Fenster, die er an den Thüren der Hörsäle hatte anbringen lassen, im Vorübergehen einen kontrollirenden Blick warf. Diese Einrichtung bezeugt nichts weiter als unwürdiges Mißtrauen gegenüber der amtlichen Thätigkeit der Professoren. Auch war es eine pädagogisch völlig verfehlte Bestimmung, daß die Lehrer keinerlei Strafrecht hatten, daß der Herzog selbst alle disziplinäre Gewalt übte. Wenn nämlich ein Zögling durch Unfleiß im Unterricht oder der Hausordnung gegenüber sich vergangen hatte, so stand den Lehrern und Vorgesetzten nur die Befugniß zu, ihm ein sogenanntes „Billet" zu erteilen. Dieses Billet, ein Quartblatt mit der Bezeichnung des Vergehens, hatte der Zögling bis zur Rangirung vor dem Mittagessen im Knopfloch zu tragen; der Herzog, der alsdann die Reihen musternd

abzugehen pflegte, bemerkte das Billet, untersuchte das Vorkommniß, verglich unter Umständen die Aussage des Lehrers und des Schülers und diktirte die Strafe. Nun ist das Amt des Lehrers von dem des Erziehers thatsächlich niemals zu trennen, und die Zuteilung der Strafe, die Bemessung ihres Grades ist eines der wichtigsten Autoritätsrechte des Erziehers. Aber nur der, welcher mit der Jugend, mit der einzelnen Individualität beständig verkehrt und Anforderungen und Leistungen im gesammten Detail übersieht, ist des Taktes, Art und Maß der Strafe, Nuance von Nachsicht und Verschärfung richtig zu treffen, sicher; und wie die Strafe bei der rasch empfindenden und rasch vergessenden Jugend den besten Teil ihrer Wirkung, ihre gesund sühnende Kraft verliert, wenn sie nicht augenblicklich, unter dem unmittelbaren Eindruck des Vergehens ausgesprochen wird, so wird andrerseits die Autorität des Lehrers fortgesetzt empfindlich geschädigt, wenn nicht ihm selbst, dem in seinem sittlichen Gefühle Verletzten, das Recht der eigenen Abwehr, das Urteil über die Verfehlung, die Strafbestimmung zugestanden wird. Hier aber, an der Karlsschule, mußte es ja häufig genug vorkommen, daß die Strafe langen Aufschub erfuhr; denn wenn der Herzog von Stuttgart abwesend war, so pflegte er auf Berichte, die ihm disziplinarwidrige Vorkommnisse meldeten, zu erwidern, er werde nach seiner Zurückkunft die Sache erledigen [1]).

Wieviel Güte, Milde und Gnädigkeit der fürstliche Stifter seinen Zöglingen zu erweisen pflegte, haben zahlreiche Federn in ein helles Licht zu setzen gewußt. W. von Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie folgende Geschichte: „Ich war, als der Herzog einst unvermuthet in den Schlafsaal trat, nicht sogleich von meinem Schreibtisch aufgestanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für diese Ungezogenheit von ihm eine Maulschelle, aber er sagte, wie er sie mir gab: ‚Diese Maulschelle empfängt Er,

[1]) Man vergleiche die Anordnung in der Ecole Militaire Ludwigs XV. Bei Vorkommnissen wider die Disziplin wurde der Zögling in Arrest geschickt und das Vergehen schriftlich gemeldet; worauf der „conseil de police“ die Strafe bestimmte.

weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er sehen sollen, was geschehen wäre.'" In diesem Vorgang findet v. Hoven den Erweis wahrhaft väterlich-liberaler Gesinnung des Herzogs, und Eduard Boas rühmt das Gleiche. Nun mag auf sich beruhen, ob es würdig war, daß der Herzog in diesem Falle, wie in anderen, Ohrfeigen austeilte; aber im Uebrigen ist doch die Auffindung der Väterlichkeit in jener durchlauchtigen Handbewegung beträchtlich vom persönlichen Geschmacke abhängig.

Es ist ja richtig, Herzog Karl hatte seine Freude an der Schule, an der Jugend, und mit ihr sich zu beschäftigen, wurde ihm liebe Gewohnheit und nach und nach geistiges Bedürfniß. Aber er war nichts weniger als ein Wohlthäter, der die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that; die Zeichen schmeichelnder Ehrfurcht, den Ausdruck unterwürfiger Dankbarkeit verlangte er zu sehen, vor den Augen der Welt zu empfangen, und die Ansprüche, die er in dieser Hinsicht kundgab, lassen keinen Zweifel darüber, in welchem grotesken Grade die Vorstellung von dem Abstande zwischen seiner Person und nichtfürstlicher Menschheit in ihm herrschte. Im Reglement für die Kavaliers- und Offizierssöhne der Militärpflanzschule findet sich folgender Artikel: „Se. Herzogliche Durchlaucht sind diejenige höchste Person, welcher ein jeder Cavaliers- und Offiziers-Sohn den vollkommensten Respekt schuldig ist. So wenig nun Höchst-Erlaucht-Deroselben gnädiges Betragen und väterliche Vorsorge von diesen eine knechtische Forcht verlangt, so gewiß versehen Sie Sich zu ihnen, daß sie, von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit von sich blicken lassen und deßwegen auch wann Se. Herzogliche Durchlaucht nur von weitem gesehen werden, Höchst-Dieselbe möge fahren, reuten oder gehen, sogleich nach der gegebenen Anweisung. Front machen, auch so lange still stehen bleiben, bis Höchst-Dieselbe weit vorbei passirt sind."

Man ist auch gewohnt, in biographischen Darstellungen erzählt zu finden, daß der Herzog am Arme Franziskas von Hohen-

heim in der Schule erschien, daß er in der Akademie zu Stuttgart angesichts der Zöglinge mit ihr die Abendtafel hielt, daß sich die Jungen sammt und sonders in Franziska verliebten und „ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der mystische Reiz ihrer Beziehung zum Herzog“ [1]) die Phantasie der abgeschiedenen Jünglinge entflammte. Da möchte aber besser von der außerordentlichen Rücksichtslosigkeit und Versündigung am Geiste der Jugend zu reden sein, welche darin bestand, daß der Herzog die Gräfin Franziska, so lange sie noch seine Mätresse war, in die Schule mitbrachte und so ein über die Sitte schleierlos sich hinwegsetzendes Verhältniß immer und immer wieder dem Nachdenken der Unmündigen in den Weg rückte.

Von Mund zu Mund getragen sind auch jene Anekdoten, welche den Herzog in leutseligster Weise übermütigen Scherz von der Jugend hinnehmen lassen. Ludwig von Wolzogen erzählt in seinen Memoiren: „Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viel tolle Streiche machte und dem deshalb die Strafanweisungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl Eugen las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: ‚Sag er mir, was würd' er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?‘ Der Graf von Nassau, schnell gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er sagte: ‚Komm, Fränzel, und laß den dummen Jungen stehen!‘ Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.“ Ein anderes Vorkommniß ähnlicher Art, doch kaum nur Variante des vorigen, wurde mir in Ludwigsburg berichtet, aus dem Munde einer Dame von 97 Jahren, welche zur Zeit, als Schiller mit seiner Frau in der Heimat verweilte, den Dichter häufig gesehen hat. Der junge Schiller hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Mutwillen und mit Glück Personen zu imitiren. Davon hörte der

---

[1]) Palleske, Schillers Leben und Werke, 11. Aufl. I, 134.

Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie besuchte, forderte er Schiller auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Schiller weigerte sich vergeblich und erklärte zuletzt, er müsse es thun, wenn der Herzog durchaus darauf bestehe; aber alsdann brauche er auch den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Gesten und Redeweise des examinirenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr Schiller heraus: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel!" nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!"

Dergleichen Späße und Indulgenzen bezeugen wohl, daß Herzog Karl für humoristisches Element zu Zeiten nicht unzugänglich war, und es läßt sich denken, daß er damit in den Augen der Jugend mächtig an Popularität gewann; aber ein bedeutenderes Argument in der Frage nach der Liberalität des an der Anstalt herrschenden Geistes vermögen sie nicht abzugeben.

Dagegen geht aus einer großen Reihe von urkundlichen Belegen auf das Sicherste hervor, daß die Instruktionen des Herzogs im Allgemeinen wie seine disziplinären Maßregeln in Einzelfällen von einem Geiste diktirt waren, der mit Gewährung eines humanen Maßes von Freiheit blutwenig zu thun hatte. Ich möchte in erster Linie nur daran erinnern, daß es den Zöglingen nicht gestattet war, an Eltern und Verwandte Briefe abgehen zu lassen, bevor der Intendant Einblick genommen und der Herzog zur Absendung die Genehmigung erteilt hatte; wie andrerseits „alle an die Jugend dieses Instituts eingehende Briefe nach den Verordnungen desselben Sr. herzoglichen Durchlaucht unterthänigst vorgelegt" wurden. Und die Ueberwachung der Korrespondenz schien dem Herzog eine so wichtige Sache, daß er sogar diejenigen, welche die heimliche Besorgung eines Briefes dem Intendanten zur Anzeige brachten, mit einem guten „trink Geld" zu belohnen befahl. Dabei unterlag der persönliche Verkehr der Eltern mit ihren Kindern der peinlichsten Beschränkung. Anfänglich wurden den Eleven Spaziergänge in die Umgegend nur mit ihren Abteilungen unter Auf-

sicht ihrer Vorsteher gestattet. Da diese strenge Einkerkerung einmal zu einem gewaltsamen Widerstand führte, wobei nach gemeinschaftlichem Einverständniß der Zöglinge alle zur Erleuchtung der Korridore dienenden Lichtständer zum Fenster hinausgeworfen und die Aufseher bei ihrem Eintritt in die Schlafsäle mit entgegenrollenden Kegelkugeln empfangen wurden, so fand man eine Milderung der Vorschriften für ratsam. Demnach wurde seit dem Jahre 1783 den Zöglingen gestattet, ihre Eltern oder Verwandten in Stuttgart zu besuchen. Aber wie mager war diese Gnade! Der Vater durfte seinen Sohn am Sonntag „nach dem Mittagessen" abholen und „etwas vor 3 Uhr" hatte er ihn wieder zurückzubringen. Besuche der Eltern und Verwandten in der Akademie konnten nur mit besonderer Erlaubniß des Herzogs oder des Intendanten stattfinden; war hiebei die Notwendigkeit des Nachsuchens durch den Charakter eines geschlossenen Institutes gegeben, so mußte doch die Einholung der Erlaubniß beim Herzog selbst um der Formalitäten einer Bittschrift damaligen Stiles willen leidig genug sein, und wie oft war die Antwort mit langem Verzug verknüpft, wenn der Herzog in Hohenheim, in Urach, in Tübingen verweilte. Wurde aber die Erlaubniß gewährt, so hatte die Unterredung der Eltern mit ihren Kindern in Gegenwart eines Aufsehers stattzufinden; der Austausch der natürlichsten Gefühle unterlag also der Kontrolle eines Bedienten. Wenn man sich auch sagt, daß die Aufrechthaltung der Ordnung und der Integrität des Ganzen in einer so großen und komplizirten Anstalt in diesen Dingen beschränkende Bestimmungen notwendig machte, so ist eine Praxis, wie sie hier stattfand, doch nimmermehr rühmenswert. Noch schlimmer war es mit der Erteilung von Urlaub bestellt. Es ist vorauszuschicken, daß die Anstalt in den ersten Zeiten gar keine Vakanzen hatte; erst mit dem Jahre 1784 tritt eine herzogliche Verordnung in Kraft, wornach am Ende eines jeden Semesters ein achttägiger Ferienurlaub bewilligt wurde. Es war also weder den Lehrern noch den Schülern eine nur nennenswerte Ausspannung des Geistes gegönnt. Versuchten aber Eltern und Verwandte für ihre Angehörigen bei außerordentlichen Anlässen einen

Urlaub zu erlangen, so wurde dies in den meisten Fällen, in der ersten Periode der Anstalt durchaus, in schroffer Form abgewiesen. Im Jahre 1777 sucht Prof. Haug nach, seinen Sohn zu einer in der Familie stattfindenden Taufe nach Hause und in die Kirche abholen zu dürfen; die herzogliche Ordre wundert sich darüber, daß Prof. Haug, der doch ein Vorbild des Fleißes sein sollte, nur auf den Gedanken kommen könne, so etwas zu verlangen. Daß einem Grafen von Leiningen im Jahr 1780 die Bitte, mit seiner Großmutter auf die Solitude fahren zu dürfen, abgeschlagen wird unter der Bemerkung, daß solches „ganz wider die Ordnung" laufen würde, will ich nur erwähnen, weil wir dabei des armen Schiller gedenken und nun wissen, wie schwer, wie höchst selten ihm die Freude zu Teil geworden sein wird, Eltern und Geschwister, an denen sein weiches Herz so heiß hing, zu sehen. Mit Abscheu aber findet man, daß die Anstalt den nachgesuchten Urlaub selbst in Fällen zu verweigern versuchte, wo die schwersten häuslichen Umstände eine momentane Zurückberufung der Kinder verlangten. Im August 1781 läßt ein Oberstlieutenant in Ludwigsburg, dem kurz zuvor eine 16jährige Tochter an der Ruhr gestorben und seine Frau an derselben Krankheit sehr gefährlich darniederlag, die Bitte stellen, daß seine drei Söhne „auf den Fall, wenn die Umstände (der Mutter) tödlich würden, dieselbe auch noch zum letzten Mal in dieser Welt sehen und ihren kindlichen Abschied von ihr nehmen könnten". Die Antwort des Intendanten von Seeger lautet: „So gerne ich jedem, besonders aber in dem vorliegenden Fall dem Herrn Oberst-Lieut. aus allen meinen Kräften zu dienen bereit wäre; so wenig sehe ich ab, daß die Bitte nur dem Herzog melden könnte, ohne für den Herrn Oberst-Lieutenant eine ungnädige Antwort zu risquiren." Erst die nachdrücklich wiederholte Bitte des Vaters scheint in diesem Falle eine Gewährung zur Folge gehabt zu haben.

Daß es den Zöglingen des Institutes untersagt war, von Besuchern Eßwaaren anzunehmen, ist an sich völlig gerechtfertigt. In welcher Weise aber der Herzog Uebertretungen dieses Verbotes zu ahnden sich einfallen ließ, das ist für seine Auffassung

von disziplinärer Befugniß zu charakteristisch, als daß ich einen hieher gehörigen Fall nicht anführen möchte. Einem Zögling war zur Weihnachtszeit von seiner Mutter etwas Zuckerwerk geschickt worden und der Aufseher findet im Versteck diese Contrebande. Der Zögling wird ins Schloß gerufen, muß ein Examen aushalten, wird ausgelacht; „dann", erzählt er selbst, „mußte ich mich an den Schreibtisch des Herzogs setzen, und er dictirte mir einen Brief an meine Mutter, in welchem ich ihre mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken ihr das noch übrig gebliebene Confect zurückschickte".

Wie kleinlich und würdelos war ein solches Verfahren! Der fürstliche Pädagog vergaß wieder eines der vornehmsten Grundstücke der Erziehung: die Wahrung der Ehrfurcht des Kindes vor seinen Eltern. Es ist aber die Pflicht der Wahrheit, auch Vorkommnisse dieser Art nicht zu verschweigen und sie neben jene vorhin berührten Leutseligkeitserweise zu halten. Ich muß darauf verzichten, an umständlicher verlaufenden Fällen nachzuweisen, wie gröblich der Herzog die Rechte des Vaters mißachtete, wie er die bescheidenste von väterlicher Seite ihm zugehende Anzweifelung der Vollkommenheit seiner Einrichtungen als eine Art von Verbrechen zu betrachten gewohnt war.

Zu den schwersten Eingriffen in persönliche Rechte gehört ferner der Umstand, daß die Berufswahl des Aufgenommenen mehr oder minder von der Bestimmung des Fürsten abhängig gemacht war. Wenigstens bei den Söhnen armer Eltern, bei den unentgeltlich Verpflegten schien es sich durchaus von selbst zu verstehen, daß der Herzog bei ihrer Einweisung in eine Berufssphäre die Bedürfnisse seines Hofes und Dienstes zur Richtschnur nahm. Ein Revers verpflichtete sie ohnehin, sich nach erfolgter Ausbildung gänzlich den Diensten des herzoglich würtembergischen Hauses zu widmen. Mit Leib und Seele, möchte man sagen, waren diese Armen verkauft. Und damit kommen wir an den Punkt, welcher im ganzen Verlauf von Herzog Karls pädagogischer Thätigkeit als der abstoßendste erscheint. Es ist nicht daran zu denken, daß seine Schulen aus freier Liebe und reiner Bemühung um Bildung der Jugend unterhalten wurden. Wohl stellte der

Geist, der einmal gerufen war, am Ende selber seine Forderungen, drängte weiter und weiter zur Entwicklung wissenschaftlichen Ausbaues, wohl blieb die Schöpfung nicht fruchtlos dank der Jugend, welche unverbrauchte und reiche Kräfte ihr hingab, dank den Bemühungen einzelner vorzüglicher Lehrer, dank der Splendidität ihrer Ausstattung und der Breite ihrer Anlage. Aber wie sie selbst in ihren ersten Anfängen aus einem praktischen und einem persönlichen Bedürfniß ihres Stifters herausgewachsen war, so verlor sie auch später niemals das Augenmerk auf nützliche Rentabilität und politisch-dynastische Dienstbarkeit. Künstler für seine Zwecke, Beamte und Offiziere für den Dienst in seinem Hause, von den ersten Entwicklungsjahren an nach seinen Maximen für das Leben zugerichtet, sich heranzuziehen, das blieb der Kernpunkt von Herzog Karls Intention: ein feiner und mit einer gewissen Großartigkeit angelegter Despotismus und von allen despotischen Institutionen eine der bedenklichsten, da hier eine Maschinerie geschaffen war, nicht nur die Gegenwart zu beherrschen, sondern auch die aufwachsende Generation, die Zukunft des Landes in Fesseln zu schlagen. Die Gewalt, welche der Herzog ausübte, wird deutlich, sobald man sich sagt, daß der Rektor der Schule zugleich der Landesfürst war, daß der Erzieher zugleich alle Anstellungen im Staate in seiner Hand hielt. Was der Fürst Dankenswertes an Sorgfalt, an verständiger Bemühung und Wohlwollen persönlich hingab, das wird aufgewogen dadurch, daß ihm die Schule nicht minder zu einem handlichen und geistreichen Spielzeug wurde für seinen Ehrgeiz und die Befriedigung herrischen Gelüstens. In sittlicher Beziehung steht ihre Organisation auf niedriger Stufe; und so dankbar die Jugend das Geschenk wissenschaftlicher Bildung hinnahm, das sie gewährte, so begreiflich wird es, daß ideal angelegte Naturen von Widerwillen gegen eine freien Geistes so bare Wohlthäterin erfüllt wurden, daß in ihnen ein stiller Trotz gegen eine Erziehungsmethode erwuchs, welche unwahren Prunk, Heuchelei, den Gehorsam der Pedanterie und der Sklaverei weder entbehren konnte noch mochte.

Eine solche Schöpfung trug die Keime ihres Zerfalles in

sich selbst. Aber auch ihre geschichtliche Entwicklung mußte zuletzt das Gefäß zersprengen. Denn als Ruhm- und Glanzbegierde die Schule bis zur Stufe einer fakultätenreichen Universität gesteigert hatte, mußte die vom Herzog eingeführte disziplinäre Ordnung mit der Altersstufe der Zöglinge in immer schreienderen Widerspruch geraten; und zugleich spottete nun auch die Ausdehnung ihres wissenschaftlichen Programms der Beherrschung durch einen autokratischen Einzelwillen. In diesem letzten Stadium lockerte sich denn auch ihre Organisation. Und als ihr Stifter im Jahre 1794 die Augen schloß, sank sie mit ihm dahin, von keines Nachfolgers Liebhaberei gefristet, ob ihrer Aufhebung kaum beklagt, zukünftigen Andenkens fast nur sicher durch ihre Verknüpfung mit einzelnen Namen unsterblicher Söhne würtembergischen Volkes.

Viertes Kapitel.

Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie.

Wir kehren zur Erzählung von Schillers Lebensgang zurück. Um talentvolle Zöglinge in größerer Anzahl für die herzogliche Erziehungsanstalt zu gewinnen, wurde von Zeit zu Zeit an den lateinischen Schulen Nachfrage gehalten; und da die Zeugnisse der Lehrer zu Ludwigsburg den jungen Friedrich als einen vorzüglich begabten Knaben empfahlen, ließ Herzog Karl den Hauptmann Schiller vor sich kommen und forderte ihn auf, seinen Sohn ihm zu überlassen. Aber obgleich das Anerbieten einer völlig kostenfreien Erziehung hinzugefügt wurde, lehnte die Schillersche Familie anfänglich doch ab; denn der Gedanke, daß der Sohn Theologie studiren solle, war Allen lieb geworden, und die Aufnahme in die Militärpflanzschule bot dafür keinen Weg. Als jedoch der Landesfürst eine zweite und dritte Aufforderung an den Vater richtete, und das Versprechen hinzufügte, Friedrich Schiller solle eine bessere Versorgung gewinnen, als dies im geistlichen Stande irgend möglich sei, blieb dem herzoglichen Offizier nichts übrig, als zu gehorchen. Am 16. Januar 1773 brachte Hauptmann Schiller seinen Sohn zur Solitude, ausgestattet mit einem „blauen Röklen nebst Cammisohl ohne Ermel, 43 Kreuzern Geldt und 15 Stück unterschiedlichen Lateinischen Büchern". Der Arzt der Anstalt, Medikus Dr. Storr, attestirte: „Johann Christoph Friderich Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich, bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit, mit einem ausgebrochenen

Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden.“ Am gleichen Tage prüfte Jahn, der seit 1771 als Professor an der Solitude wirkte, den Eintretenden; und sein Zeugniß lautet, daß Friedrich Schiller die in den Trivialschulen eingeführte Auswahl lateinischer Schriftsteller und das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit übersetze; in der lateinischen Poesie habe er einen guten Anfang; seine Handschrift sei sehr mittelmäßig. Die Anstalt, in welche der Knabe aufgenommen wurde, führte nur noch wenige Wochen den Namen Militärische Pflanzschule; dann nahm sie die Bezeichnung Militärakademie an. Am 18. Januar sandte der Vater den Taufschein des Sohnes dem Obristwachtmeister Seeger, der ihm von seinen Kriegsjahren her bekannt war; das begleitende Schreiben „weiß nicht Worte zu finden“, um „tiesste“ Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen Seine herzogliche Durchlaucht „nur einiger massen“ auszudrücken. „Wäre es möglich“ — fährt Vater Schiller fort — „durch Gebete und Wünsche das endliche Looß aller Menschen abzuändern: so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landes-Regenten zu Theil werden. Doch! wer wird hieran zweifeln, da der Same des unschäzbaren Guten, welchen Höchstdieselbe mit eignen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künfftiger Geschlechte ausstreuen, für die Ewigkeit reiffet? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enckel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch in sich tragen; werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: das haben wir dem grossen Herzog Carl zu verdanken; Sein Nahme und Sein Thun sey bey uns im Segen.“ Dergleichen war üblicher Stil. Der Revers der Eltern folgte erst ein Jahr später, datirt aus Ludwigsburg vom 23. Septbr. 1774, unterzeichnet vom Vater, „Hauptmann bei dem v. Stain'schen Infanterieregiment“, sowie von der Mutter, mit vorgedrucktem „angebohrnen“ Petschaft. Er lautet: „Nachdeme es Seiner regierenden Herzoglichen Durchlaucht zu Würtemberg gnädigst gefällig gewesen, unsern Sohn Johann Christoph Friedrich Schiller in die Herzogliche Militair-Akademie zu unserer unterthänigsten Danksagung in Gnaden aufzunehmen, nach den

Grund-Gesetzen dieses Herzoglichen Instituts aber erforderlich wird, daß ein dahin eintrettender Elev sich gänzlich den Diensten des Herzoglichen Würtembergischen Hauses widme, und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnuß aus denselben zu tretten nicht befugt seyn, auch hierüber von beederseitigen Aeltern ein Revers ausgestellt werde; so haben Wir Uns dessen um so weniger entbrechen wollen, vielmehr versprechen wir, daß obbenannter unser Sohn dieser Einrichtung so wohl, als allen übrigen Gesezen und Anordnungen des Instituts auf das genaueste nachzuleben geflissen seyn wird" [1]).

So lebte also der weiche, träumerische Knabe von jetzt an getrennt von seinen Eltern. Denn die vielverbreitete Vorstellung, als habe die elterliche Familie Schillers gleichzeitig mit ihm auf der Solitude gewohnt, ist haltlos: als Hauptmann Schiller in der Eigenschaft eines Intendanten auf die Solitude kam, war die herzogliche Schule einen Monat zuvor nach Stuttgart übergesiedelt. Wohl war der neue Aufenthaltsort geschmückt mit der Schönheit deutscher Erde; denn auf Berghöhe waren die baulichen Anlagen des Herzogs gegründet, in der umgebenden Fülle rauschenden Waldes. In reiner Luft atmet dort oben die Seele, im nährenden Hauche der Baumwelt; und Licht des Himmels, des freien, unermeßlichen, glänzt wieder im heller werdenden Auge. Dort einsam zu träumen, auf der Solitude, an mildstrahlendem Herbstabend, heißt trinken vom Frieden der Natur, heißt froh werden ihrer Stille und all ihrer Herrlichkeit.

Zu den Füßen des Berges liegt das Pfarrdorf Gerlingen, vom Städtchen Leonberg sieht der Hügel und Turm des Engelberges herüber; deutlich erkennt man die Wälle des Hohenaspergs, die Türme und Alleen von Ludwigsburg. Während so gegen

[1]) Abgedruckt bei Adelbert v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, Tübingen 1859 (Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Universität Tübingen). Ebenda die Atteste zur Aufnahme, die ärztliche Untersuchung, die Spezifikation der mitgebrachten Montirungsstücke, Jahns Zeugniß; sowie der Brief Joh. Kasp. Schillers vom 18. Januar. Die herzogliche Ordre an Seeger, die Aufnahme Schillers betreffend, publ. bei A. v. Schloßberger, Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur, Stuttgart 1877.

Norden und Westen der Blick auf fruchtbar angebautes Gefilde herabsieht, ragen im Süden und Osten auf Stunden im Umkreis die grünen Kronen der Eichen, die dunkel-ernsteren Pyramiden des Nadelholzes. Am Horizonte aber tauchen die Häupter der schwäbischen Alp auf und in entlegener Ferne blaue Züge des Schwarzwalds, des Odenwalds, der rheinischen Vogesen.

Einst standen dort, wo jetzt der Schloßbau überrascht, auf hoher Einöde fünf Eichen, welche aus einer Wurzel hervorgewachsen waren. Die Lage des Platzes erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl; er faßte den Gedanken, sich hier ein vom Getümmel der Welt abgelegenes Lustschloß zu erbauen. De la Guèpière entwarf den Plan, und tausend Hände mußten Sommer und Winter hindurch sich regen, um die im Werden sich erweiternden Absichten des Fürsten auszuführen. So ward das Schloß in der Zeit von 1763—1767 vollendet. Der Mittelbau ist eine kuppelgekrönte Rotunde; zu beiden Seiten schließen Flügel mit vorspringenden Eckpavillons sich an. Eine geschweifte doppelte Freitreppe führt über einen von Arkaden durchbrochenen, von einer Gallerie begrenzten Unterbau zu den Gelassen. Die hellweiße Farbe des Bausteins hebt sich vom grauen Schieferdache, vom Waldgrün des Hintergrundes blendend ab; und die feine Gliederung der Flächen, die über den Fenstern eingelassenen Medaillons mit Köpfen auf Goldgrund, die prächtige Anlage der Treppen lassen zusammenwirkend das kleine Lustschloß als eines der ansprechendsten Werke des Rokokostiles erscheinen.

Das Hauptgelaß des Innern bildet ein auf 28 korinthischen Säulen ruhendes Oval, dessen Decke durch ein Gemälde von Guibal geschmückt ist; rechts und links folgen kleine Kabinette, Schlaf-, Wohn-, Schreib- und Bibliothekzimmer des Herzogs, in reicher Vergoldung.

Eine große Anzahl von Gebäuden erhob sich in der Nähe des Schlosses. Zunächst hinter ihm steht noch jetzt der sogenannte Kavaliersbau, einst die Wohnung des Herzogs, da dieser im Schlosse selbst sich nicht heimisch fühlte; sowie das Operntheater. Beides sind bogenförmige Gebäude im Mansardenstil; ersteres dient heute als Wirtschaftsgebäude, das andere als Militär-

spital. An den Kavaliersbau stößt rückwärts die mit reicher Stukkatur und einem ebenfalls von Guibal gemalten Deckenbild geschmückte Schloßkapelle an. Aber verschwunden sind heute zum großen Teile die Pavillons, welche, je zehn zu beiden Seiten des Kavaliersbaues, in halbmondförmiger Linie sich anreihten, bestimmt als Speise- und Billardsäle, als Wohnungen der herzoglichen Suite, der Edelknaben, als Küchenräume. Marstall, Reithaus, Kirche und der zu Festlichkeiten dienende Lorbeersaal mit seiner antiken Kolonnade sind ebenfalls spurlos verschwunden; deßgleichen der in französischem Geschmacke südlich vom Schlosse angelegte, 9 Morgen große Schloßgarten. Seine Pracht entzückte die fremden Beschauer; staunend rühmten sie seine Gewächs- und Vogelhäuser, seine Lauben, die Menge der großen Statuen, die mit 1000 Bäumen besetzte Orangerie, das grüne Theater, den Irrgarten, das chinesische Haus, den Rosengarten, den Feigengarten. Im Park, der weiterhin folgte, wurden weiße Hirsche und Damwild gehalten. In seinem Bezirk, heute in tiefer Waldeinsamkeit, am sogenannten Bärenschlößchen, trifft man zwei kleine Seen, von Hügelufern umschlossen; ein Bild heimlicher Lieblichkeit der Natur und melancholischen Reizes. Lehrsäle und Wohnräume der Militärischen Pflanzschule befanden sich im jetzigen Schafhaus, einem nordöstlich vom Schlosse im Wiesengrund stehenden Gebäude. In seiner Nähe, zur Seite der großen, nach Stuttgart führenden Kastanienallee bemerkt man ein einstöckiges Haus, mit Mansardendach gedeckt, jetzt Revierförsterswohnung; in ihm wohnte einst Johann Kaspar Schiller und seine Familie. An der Straße gegen Leonberg zu lag die Forstbaumschule, die er beflanzte.

Friedrich Schiller traf auf der Solitude seinen Freund Wilhelm v. Hoven wieder, der gleich dessen jüngerem Bruder August vom Herzog schon zuvor einberufen worden war. Auch an Georg Friedrich Scharffenstein schloß er sich an, den Sohn eines Goldschmieds aus Mömpelgard, und an Johann Wilhelm Petersen, der im rheinpfälzischen Bergzabern seine Heimat hatte.

Auf der Schule zu Ludwigsburg war die lateinische Sprache das Lehrfach gewesen, das ihn fast ausschließlich in Anspruch ge-

nommen hatte; jetzt kam Französisch, Mathematik, Geschichte und Geographie hinzu. Im Griechischen erhielt er im ersten Jahre den ersten Preis. Ein Bericht des Rittmeisters Faber vom 16. November 1773 sagt von ihm aus: „Schiller ist voll guten Willens und hat einen grosen Trieb etwas zu lernen, wegen seinem dissoluten und langsamen Wesen aber öftere Ermahnungen nötig, er erkennet seine Fehler gerne, und gibt sich Mühe, sie zu verbessern." Im nächsten Jahre lautete Fabers Bericht: „Ist in diser Zeit 3 zoll gewachsen, andächtig in Gottesdienstl. Handlungen, ehrerbietig und Respectsvoll gegen seine Vorgesezte, nicht weniger verträglich und freundschafftlich gegen seine Cameraden, besizt gute Gaben, ist schon 7mal und erst vom 2: Sept. biß 7. Octbr. krank gelegen, welche öftere Krankheiten auch Ursach sind, daß er bey allem seinem Fleiß doch gegen andere zimlich weit zuruckgebliben." Prof. Jahn bezeichnete Schiller als ein „mittelmäßiges Genie"; und auch Prof. Heyd schrieb ihm „mittelmäßige Gaben" zu [1]). Letzterer war Lehrer an der juristischen Abteilung, welcher Schiller 1774 beigetreten war. In den philosophischen Disputationen lautete seine Zensur, wenigstens für jene ersten Jahre, zumeist nicht besser. In der Mathematik hatte er bald gut, bald mittelmäßig. Seine sprachlichen Leistungen stellten namentlich im Lateinischen und Griechischen zufrieden.

Interessanter als diese von keinerlei Tiefblick gesegneten, schulmeisterlichen Zeugnisse ist eine Reihe uns aufbewahrter Urteile der damaligen Kameraden Schillers. Der Herzog hatte im Herbste 1774 den Befehl erlassen, es solle jeder der älteren Zöglinge von sich selbst wie von den Genossen seiner Abteilung eine Schilderung entwerfen, Fehler, Fähigkeiten, Neigungen, insbesondere aber „die Gesinnung eines Jeden gegen Vorsteher und Lehrer" angeben. Sorgsame Nachforschungen v. Schloßbergers haben neuerdings zur Auffindung der Originalien der meisten dieser Schilderungen geführt [2]). Das in ihnen sich aus-

[1]) Vgl. die Publikationen bei v. Keller, Beiträge z. Sch. und v. Schloßberger, Archivalische Nachlese.

[2]) Archiv. Nachlese, S. 7—16. Das auf Schiller bezügliche Akten-

sprechende Urteil ist weit übereinstimmender und treffender, als man nach der Altersstufe und Reife der Beobachter erwarten durfte. Religiosität, gutes Herz, aufrichtige und freundschaftliche Gesinnung werden Schiller von Vielen zuerkannt. „Schiller hat prächtige Gaben", meinte der Eine, „ausnehmend gute Fähigkeiten", ein Anderer. „Schiller ist ein sehr lebhaffter und aufgeweckter Geist. Ein jeder seiner Gedanken ist voll natürlichen Wiz," schreibt der Mitzögling Eisenberg. Aehnliche Urteile wiederholen sich; witzig im Gespräch nennt ihn Brand; „er hat besonders sehr wizige einfäll," setzt Kerner hinzu. „Wann ich mich nicht betrüge, so liegen in diesen (Schiller und von Hoven) besondere Genies verborgen," bemerkt Plieninger; Schiller „ist gutherzig, lustig und dichtet gern," schließt Hetsch seine Charakteristik. Letzterer Punkt ist der weitaus am häufigsten bemerkte; nicht weniger als 20 der von Schloßberger publizirten 31 Originalien reden von Schillers großem und besonderem Hange zur Dichtkunst und zu den schönen Wissenschaften. Ich füge nur einige Aussagen dieser Art bei: „Seine große Einbildungskraft ist Ursache, daß er zur Poesie sehr große Lust hat"; „seine Haupt-Neigung geht mit allem Eifer auf die Poesie und nichts ist im Stande, ihn davon abzubringen"; „an der Poesie hat er sein größtes Vergnügen". „Seine Neigung zur Tragischen Poesie" wird ausdrücklich hervorgehoben. Daß Schiller mit seinem gegenwärtigen Schicksal zufrieden sei, wird öfters erklärt. Die Reinlichkeit, welche auf Grund der von Petersen in Umlauf gebrachten Aeußerung eines Mitschülers: „Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich [1]", sowie mit Beziehung auf ein überliefertes Scheltwort des rigorosen Oberaufsehers und Sergeanten Nieß dem jugendlichen Eleven gern abgesprochen wurde, rechnet weitaus die Mehrzahl seiner Kameraden zu den ihm eigentümlichen Vorzügen. Es wäre aber wahrhaftig schade, wenn sich

material der ehemaligen Karlsschule ist nunmehr nahezu vollständig in einem Faszikel des kgl. geheimen Haus- und Staatsarchives zu Stuttgart vereinigt.

[1]) Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 182. Das Scheltwort bei Scharffenstein, Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 56.

das Vorwalten der höheren Fähigkeiten in ihm nicht gerade auch darin gezeigt hätte, daß er zuweilen die Anforderungen des militärischen Zopfes übersah.

Es war nicht eben ein Geist edler Pädagogik, welcher von den Zöglingen eine zu den Füßen des Herzogs niederzulegende Schilderung des Charakters der Mitschüler und ihres Verhaltens gegen die Vorgesetzten verlangte. Erkennt man in manchen auf Steigerung des Ehrgeizes und auf Parade hinzielenden Einrichtungen der Schule französische Vorbilder, so erinnert die Zuweisung von schriftlichen Aufgaben, welche die Neigung zu Denunziationen erwecken konnten, an jesuitischen Geist. Besonders verwerflich ist eine dieser vom Herzog gestellten Aufgaben, die Frage: „*Welcher ist unter euch der geringste?*“ Schiller gab die Antwort in lateinischen Distichen; er empfindet das Peinliche der Zumutung, macht, dem Willen des Fürsten sich unterwerfend, in Uebereinstimmung mit anderen einen Kameraden namhaft und spricht am Schlusse die Hoffnung aus, daß der Getadelte — Karl Kempff — allmählig sich bessern werde.

Ihm selbst gibt die zuvor bezeichnete Aufgabe Gelegenheit, Hoffnungen und Wünsche des eigenen Herzens in seine Selbstcharakteristik einfließen zu lassen. Er erwähnt, daß er seine schönen Gaben nicht so angewendet habe, wie es die Pflicht verlange, daß die Unzufriedenheit darüber ihn bedrücke; aber durch Krankheit sei sein Wille öfters gehindert gewesen. Er gedenkt der Worte seines Vaters, die ihm dieser ans Herz legte: „Sohn, bemühe dich, Ihm“ — dem Herzog — „zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt, denke, daß ohne denselben deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er dir nicht mitten in dem Glanze deines Glückes entrissen werde.“ Er beruft sich darauf, daß er mit viel Munterkeit sich der Wissenschaft der Rechte angenommen habe, und fährt fort: „Es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wann ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte, aber weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte.“ Im

Uebrigen darf man der Selbstschilderung nicht zu großes Gewicht beilegen; sie ist ein befohlenes Bekenntniß.

In das dreizehnte Jahr des Knaben setzt der Vater die Abfassung eines Trauerspiels; nichts als der Name „Die Christen“ ist uns erhalten. Daß er in jener Zeit ein Drama „Absalon“ geschrieben habe, erzählt Charlotte Schiller. Das Gedicht „An die Sonne“, jedoch nicht in derjenigen Fassung, welche in der Anthologie uns vorliegt, entstand nach Christophinens Zeugniß in Schillers vierzehntem Lebensjahre. Es verbindet mit religiösen Empfindungen warmbewegtes Gefühl für die Größe der Natur und ihre Erscheinung; und wohl mögen Eindrücke, welche die Phantasie auf der Höhe der Solitude empfing, sich darin spiegeln. Die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes läßt die noch unbeholfenere Hand des Autors erkennen [1]). In das Jahr 1773 fällt auch der Entwurf eines epischen Gedichtes „Moses“ [2]).

Die Wahl dieser Stoffe verkündet wieder die Grundstimmung der Seele, in welcher wir den Knaben unter dem geistigen Einflusse seiner Eltern heranwachsen sahen: das religiöse Element. Klopstock, dessen Ruhm damals in Deutschland auf der Höhe stand, war ihm der erste Meister; in seinem Messias fand der jüngere Dichter, der einst viel größere Gewalt des poetischen Geistes aussprechen sollte, jetzt noch das höchste Vorbild. Auch Hallers lehrhafte, in betrachtender Naturempfindung und moralischen Raisonnement sich breit ergehende Dichtungen waren ihm vertraut. Zugleich mit Klopstocks Oden las er mit Vorliebe die Gedichte von Uz. Diese ganze geistige Welt in ihrer würdig-ernsten, das Wesen der Poesie weit mehr in der sittlichen Bedeutung des Stoffes und in begleitenden Gefühlen, als in künstlerischer Intuition suchenden Art war die ihm damals gemäße Nahrung der Seele. Dazu lehrte ihn Luthers herrliche Bibelübersetzung den Geist und die Kraft deutscher Sprache.

---

[1]) Publizirt von Aug. Henneberger im Deutschen Museum, Jahrg. 1859, S. 778—779, mit Berichtigung S. 945.

[2]) Vgl. Petersen im Stuttg. Morgenblatt, 1807, Nr. 181.

Aber die leidenschaftlich aufgeregte Gewalt des in Deutschland das Haupt neu erhebenden Dramas wurde bald ein zweites auf seine Geistesrichtung tief einwirkendes Element: er lernte Gerstenbergs im Grauen des Jammers sich sättigendes Trauerspiel Ugolino kennen, und sein Gefühl war davon erschüttert und hingerissen; er las Emilia Galotti, Lessings an psychologischen Feinheiten, an Weltblick reiches, den tragischen Gegenstand nur mit zu karg gespendeter Empfindung zeichnendes Drama; und zum ersten Male bewegten auch Goethes Gestalten seine Träume, der Götz von Berlichingen, aus dem Mark deutschen Geistes gedichtet, ein Werk, naturwüchsig gleich der Eiche germanischer Wälder. Bald kam Clavigo hinzu und jener Roman, der ganz Deutschland entflammte, der revolutionäre Befreier des Herzens, geschrieben in einer strömenden Glut der Sprache, wie sie nie früher, nie später wieder gehört wurde, Werthers Leiden. Die chronologische Reihenfolge, in welcher Schiller während seiner Studienzeit an der Militärakademie mit poetischen und prosaischen Schriftstellern bekannt wurde, ist um der undeutlichen und lückenhaften Ueberlieferung willen nicht in allen Fällen sicher zu stellen; aber wahrscheinlich fand der Werther schon auf der Solitude Eingang, und wenn man an wiederholte Lektüre und Einwirkung denkt, läßt sich der Bericht, welchen Karoline von Wolzogen hierüber gibt, mit dem Zeugniß Scharffensteins vereinigen. Während nämlich die Erstere davon spricht, daß Goethes Roman von Schiller und seinen Freunden verschlungen worden sei und in ihnen, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen aufgeregt habe, hebt Scharffenstein hervor, daß wenigstens Schiller an anderen Produkten des großen Dichters mehr Behagen gefunden habe. Und es läßt sich denken, daß Werther seine volle Macht in jener frühesten Zeit nicht üben konnte gegenüber einer Jünglingsseele, welche das Gefühl der Liebe noch nicht einmal ahnte. Dagegen war Schiller für den Götz von Berlichingen mit heißer Bewunderung erfüllt, und oftmals las er auf Spaziergängen seinen Freunden Szenen aus ihm vor. Auch an der Rolle des Beaumarchais im Clavigo „weidete

er sich [1])" mit dem Instinkte des dramatischen Talentes; und die gesammte Wirkung der auf Klopstock und die Lyriker folgenden Lektüre ging dahin, seinen Trieb zu dramatischer Produktion auf das Lebhafteste zu erregen. Mit Lächeln erzählte Schiller später seinem Landsmann Conz, er sei damals um einen tragischen Stoff, an dem er seine erste Kraft hätte versuchen können, oft so verlegen gewesen, daß er dafür mit Freuden Rock und Hembe hingegeben haben würde. In einem solchen Momente habe er in einem Zeitungsblatte die Nachricht von der Selbstentleibung eines aus Nassau gebürtigen Studenten gelesen; und die Wirkung dieser Nachricht auf seine Phantasie sei so stark gewesen, daß er sich den Vorgang sogleich mit allen ihm entgegenkommenden Beziehungen ausgemalt und zur Grundlage einer Tragödie zu machen beschlossen habe. Dieses im Jahre 1775 von Schiller geschriebene Trauerspiel „der Student von Nassau" mag immerhin von Werthers Leiden einige Züge entlehnt haben. „Freylich sprach Schiller," so berichtet Conz, „damals als von einer höchst unvollkommenen, im Ganzen mißlungenen Jugendarbeit davon; indeß bedauerte er doch, das Stück frühe schon ganz zernichtet zu haben, indem er mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann, meinte er, benutzen könnte [2])."

Im Uebrigen ist von den Ereignissen, welche Schillers Aufenthalt auf der Solitude betrafen, nur noch des Besuches zu gedenken, welchen zur Erweiterung seiner physiognomischen Beobachtungen Lavater im August 1774 machte; eine auf Schiller selbst bezügliche Ueberlieferung knüpft sich jedoch nicht an diese Begegnung. Personal der Schule und der Hofhaltung hatte die Bevölkerung der Solitude allmählig auf eine Anzahl von 800 Personen anwachsen lassen, so daß dort bei der Entfernung von einer Stadt die tägliche Beschaffung der wirtschaftlichen Bedürfnisse beschwerlich ward. Als nun um diese Zeit die Bürger-

---

[1]) Scharffenstein, Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller. Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 58.

[2]) Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 201.

schaft zu Stuttgart ihre Bitte um Rückverlegung der herzoglichen Hofhaltung und Regierung wiederholte, und der Magistrat sich erbot, auf städtische Kosten die hinter dem Residenzschlosse gelegene Kaserne zu einem für die Aufnahme der Militärakademie geeigneten Gebäude erweitern zu lassen, ließ sich der Herzog zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft seiner Hauptstadt und zur Verlegung seiner Schule nach Stuttgart bereit finden.

So war denn auch Schiller unter den Zöglingen, welche am Vormittag des 18. November 1775, nach Abteilungen geordnet, unter Führung ihrer Offiziere, nach der 2 Stunden östlich von der Solitude gelegenen Hauptstadt zu marschiren hatten. Als der Zug durch die Waldstraße bis an die Absenkung des Hasenberges gelangt war, wo die Türme der Stadt zuerst sich zeigen, begegnete [er den dort aufgestellten Stadtreitern und Bürgerssöhnen und defilirte vor dem Herzog vorüber. Nun ritten die Stadtreiter mit Pauken und Trompeten voran, hinter ihnen die grün und blau uniformirten Bürgerssöhne; dann folgte der Herzog, der Intendant und die Abteilungen der Schule. Der Zug ging durch die Stadt, aus deren Fenstern manche Blumenspende geworfen wurde, zum neuen Akademiegebäude, wo die Professoren der Anstalt ihn zu empfangen hatten. Gottesdienst, Festrede, Einführung der Zöglinge in ihre Säle, Festtafel vollendeten das Programm des Tages.

Die neubezogene Akademie umschloß mit 4 Flügeln und Quergebäuden 3 Höfe. Wohn- und Lehrsäle, alle grün angestrichen, waren geräumig und helle; in jedem Saal hing das Bild des Stifters; im großen Hof stand seine Bildsäule; ein für die Zöglinge bestimmter Garten schloß an den einen der Seitenflügel sich an. Heute dienen diese Baulichkeiten als Wohnungen für Hofbeamte und als Hofbureaux, auch Marstall und Leibwache sind in ihnen untergebracht; am getreuesten an den alten Zustand aber erinnern die jetzt für die königl. Privatbibliothek bestimmten Räume, bestehend aus einem mit Kuppel überdeckten, von Säulen geschmückten Gemach, dem sogenannten Tempelchen, in welchem der Herzog zu essen pflegte, und einem daranstoßenden großen Saal, dessen Deckengemälde

von Guibals Hand herrühren, dem einstigen Speisesaal der Zöglinge.

Die Stadt Stuttgart zählte damals nicht mehr als 16,000 Einwohner. Noch erfüllte sie nur den geringsten Teil des großen Thalkessels, der ihr heute zu eng werden möchte. Jetzt beginnen Häuserzüge und Villen die Höhen anwärts zu steigen, während mit Gärten und Rebenpflanzungen die Landschaft in die Straßen wieder hereindrängt. Denn Weinlaub bekleidet alle Berghänge, und nur deren oberste Scheitel krönen Wälder; wo aber gegen Osten das Thal sich öffnet, ziehen weithin dichtgedrängte Kronen hoher Bäume. So eingebettet in grünende Landschaft, umschlossen von rings höher steigenden Bergen, in der Blütenfülle des Frühlings, der Glut der sommerlichen Sonne erinnert Stuttgart durch seine Lage und die reiche Schönheit seiner Natur wie keine andere der deutschen Großstädte an Florenz, und der Viale dei Colli, der an der Südseite der hügelumkränzten toskanischen Hauptstadt, den reizvollsten Wechsel der Bilder gewährend, auf- und niedersteigt, findet hier ein deutsches Gegenbild.

Zugleich mit der Uebersiedelung nach Stuttgart wechselte Schiller die Fakultät; mit seinem Freunde Wilhelm v. Hoven meldete er sich zur Medizin. Beide hatten dem juristischen Studium, das in der trockensten Weise vorgetragen wurde, keinen Geschmack abgewinnen können; und da sie während der Vorträge und in den Arbeitsstunden ihren poetischen Neigungen nachzuhängen pflegten, so waren sie im juristischen Fache von ihren Mitschülern auch weit überflügelt worden. Die Medizin, meinten sie, stehe zur Poesie in viel näherer Verwandtschaft [1]); eine Auffassung, welche wenigstens insoferne einige Unterlage hatte, als das medizinische Studium von den paragraphirten Spitzfindigkeiten der Jurisprudenz hinweg auf Beobachtung und Umblick im Reiche der Natur führen mußte, und überdies Schiller innerhalb der Medizin selbst jenes Grenzgebiet aufsuchte, in welchem Physiologie und Psychologie sich berühren. Es lag in seiner Natur und Neigung, sich die Medizin so zurecht zu legen, daß sie

[1]) v. Hoven, Selbstbiographie, S. 45.

ihm ein Hilfsmittel zur Untersuchung metaphysischer Fragen, zum Studium der Seele wurde. Dabei brachte er freilich der Mehrzahl der medizinischen Vorträge wenig Teilnahme entgegen, und nur die Anatomie betrieb er mit Fleiß. Schillers Vater, dem der Wechsel der Fakultät empfindliche Ausgaben für neue Lehrbücher auferlegte, sah den Uebergang ungern. Der Herzog dagegen stimmte um so williger zu, da sich für die eben errichtete Abteilung bisher außer Schiller nur 6 Zöglinge gemeldet hatten und Ersterer ihm für das neue Fach tauglich zu sein schien.

Mit größerem Eifer und größerem Fleiß hörte Schiller die neben den Fachstudien seiner Abteilung zufallenden allgemeinwissenschaftlichen Vorträge. Prof. Jahn war bereits im November 1774 nach Ludwigsburg zurückversetzt worden; jetzt lehrte Nast die alten Sprachen, ein lebhafter Mann und tüchtiger Philolog; er las lateinische und griechische Autoren und hielt auch Vorträge über römische Altertümer. Uriot, ein Franzose des galanten Hofstils, zuvor Bibliothekar an der Ritterakademie des Königs Stanislaus von Polen zu Luneville, dann Schauspieler, auch Lehrer der ersten Gemahlin des Herzogs Karl am Baireuther Hofe, gab den französischen Unterricht nicht ohne Lebendigkeit; er las, wie wenigstens Pfaff aus den Jahren 1781—1792 berichtet, die Stücke von Racine, Molière, Voltaire vor und brachte Schiller bald so weit, daß er die Schriftsteller Frankreichs ohne Schwierigkeit lesen konnte. Geschichte und Geographie gab Professor Schott, der einen blumenreichen und theatralischen Vortrag liebte; Mathematiker war Magister Moll, ein orgineller Kauz. In nähere Verbindung kam Schiller mit dem Gymnasialprofessor Balthasar Haug, der den deutschen Stil an der Militärakademie zu lehren seit Januar 1776 beauftragt war; und mit dem Lehrer der Philosophie, Jakob Friedrich Abel. Letzterer war 1751 zu Vaihingen a. d. Enz geboren, hatte im evangelisch-theologischen Stift zu Tübingen studirt und war schon im Alter von 21 Jahren zum Professor an der Militärischen Pflanzschule ernannt worden. Klein und dick von Statur, dabei äußerst beweglich, immer im Auf- und Abgehen dozirend, wußte er durch wissenschaftlichen Geist und nicht minder durch

die edle Liebenswürdigkeit seines Charakters die Zuhörer zu fesseln. Er las Logik, Moral und Metaphysik. Abel war derjenige Lehrer an der Militärakademie, welcher mehr als jeder Andere den Unterricht mit einem Hauche idealen Lebens beseelte; und die warme Wirkung, welche er übte, wie das tiefe Gemütsbedürfniß der Zöglinge nach einer Speise, wie er sie gab, verrät sich in ihrer Anhänglichkeit an seine Person. Sie nannten ihn den „engelgleichen Mann“. Schillers Verhältniß zu Abel knüpfte sich wohl um so leichter, da zwischen den Eltern Abels und der Schillerschen Familie Beziehungen bestanden; Abels Stiefmutter war Patin von Schillers in frühestem Alter verstorbener Schwester Beata Friederike [1]).

In der jugendlichen Entwicklung des Mannes spielt das Erwachen des Freundschaftsgefühles eine bedeutsame Rolle; ihres selbständigen Lebens und ihrer Freiheit wird die Seele zuerst sich bewußt, indem sie nach Neigung und Wahl das Ich im Bunde mit einem Gleichgesinnten erweitert, und aufdämmerndes Licht des eigenen Seelenlebens wird unter enthusiastischer Erregung ihr deutlich, wenn sie im Andern die gleiche Wellenbewegung des Inneren bemerkt und vom Anderen herüber die Wahrheit und das Recht aufsteigender Gefühlswelt sich selber bestätigt. Wo Empfindungen dieser Art eingetreten sind, ist die Grenze des kindlichen Alters überschritten; denn das Kind, so viele Züge von Gutmütigkeit es offenbaren mag, ist in seinem Bewußtsein noch rein egoistisch. Das erste Zeugniß der werdenden Reife spricht sich in den ersten Zeichen von Ueberwindung des Egoismus aus, im ersten Erscheinen der Fähigkeit zur Selbsthingabe; wie die vollendete Gestaltung dieses Verhältnisses zwischen Ich und Welt, die Einordnung des Ich in den Dienst nicht nur mehr des Anderen, sondern Aller, in den Dienst der Menschheit, eine um so höhere Stufe von Seelengröße bezeichnet, je reiner, umfassender und wärmer diese Einordnung ist. Auf dem Wege solcher Selbstüberwindung vorwärts zu kommen, wird dem Menschen schwer; aber Freundschaft und Liebe helfen unsere Kräfte ent-

[1]) Vgl. das Taufzeugniß bei Fielitz, Archiv f. Litteraturg. 4, S. 239.

binden, lehren die Starrheit des Egoismus brechen und werden, aus den Händen der Natur gereicht als holde Geschenke, zugleich im höchsten Sinne Erziehungsmittel des Menschen nach den Zwecken einer das gesammte Weltgetriebe zielvoll bewegenden Ordnung.

Es ist ein echt deutscher Zug in Schillers Entwicklung, daß im beginnenden Jünglingsalter Freundschaftsgefühle mit schwärmerischer Weichheit und enthusiastischer Glut ihn bewegen und eine Sprache annehmen, welche von der Stimmung der Liebe einige Farben zu entlehnen scheint. Schon auf der Solitude hatte Schiller an Georg Friedrich Scharffenstein sich anzuschließen begonnen. Das Verhältniß zwischen Beiden gewann die größte Innigkeit, als Scharffenstein einmal dem Intendanten von Seeger gegenüber in einer Sache, bei welcher er sich im Recht fühlte, ein trotzig-festes Verhalten behauptete. Schiller, den, bezeichnend genug für das Hervortreten seiner eigensten Natur, die Kraftäußerung wie die Freiheitsregung ergriff, besang die That in einer Ode; und von dieser Epoche an datirte sich, wie Scharffenstein später erzählte, „der völlige Wechsel des Innersten" zwischen Beiden. Ein Bund ward gestiftet mit Schwüren für ewige Zeit, und Lieder, in welchen Scharffenstein den Namen Sangir führte, Schiller sich Selim nannte, feierten die Freundschaft. Ueber die Stimmung, in welche sie getaucht war, geben uns Briefstellen Aufschluß, aus der Zeit stammend, in welcher zu Schillers tiefschmerzlicher Erregung das Vertrauen zwischen Beiden sich löste. Schiller schrieb damals: „Gott weiß, ich vergaß alles, alle andere neben Dir, denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höhern Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir zuzurufen schien: Das ist der einige, den Du lieben kannst, ich schwoll . . . . in Deiner Gegenwart, und doch war ich nie so sehr gedehmüthigt, als wenn ich Dich ansah, Dich reden hörte, Dich fühlen sah, was Dir die Sprache versezte, da fühlt ich mich kleiner als sonst überall, da that auch ich Wünsche an Gott, mich Dir gleich zu machen! . . Es kostet Dich wenig Mühe, Dich zu erinnern, wie ich in diesem Vorschmack der seeligen Zeit nichts als Freundschaft athmete, wie

alles alles selbst meine Gedichte vom Gefühle der Freundschaft belebendigt wurden .... o eine Freundschaft wie diese errichtet hätte die Ewigkeit durchwähren können! .. wo hättest Du einen andern gefunden, der Dir nachfühlte, was wir in der stillen Sternennacht vor meinem Fenster, oder auf dem Abendspaziergang mit Bliken uns sagten! .. wir waren die einige, die uns glichen, glaube mir, unsere Freundschaft hätte den herrlichsten Schimmer des Himmels, den schönsten, mächtigsten Grund, und weißagte uns beiden nichts anders, als einen Himmel ... Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, gesezter bist als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meisten, ganz genähert hast, gleichkommen bist, weil ich sonst keinen Freund habe! — Das hab ich Dir auch gesagt in der Stiftungsstunde [1])!"

Das Heiligtum der Freundschaft war für Schiller zugleich das Asyl, in welchem der poetische Drang seines Geistes sich befreien durfte; mit Scharffenstein, mit Petersen und Wilhelm von Hoven wurden die Dichter gelesen zur Entzündung gemeinschaftlichen Feuers. Die Neigung zur Poesie bildete das innere Band zwischen den vier Jünglingen, und wetteifernd versuchten sie sich in Nachahmung der Muster, in Wiedergestaltung der empfangenen Eindrücke. Zu den früher genannten dramatischen Schriftstellern, welche auf Schillers Phantasie einwirkten, hatte sich inzwischen, wie es scheint, seit Ende 1775 oder Anfang 1776 Shakespeare gesellt. „Schiller hörte in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Britten vorlesen: er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit ausdrucksvollster Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer hin und bat um den großen Dramatiker [2])." Der Lehrer war Abel, das Drama, aus dem dieser, um Konflikte der Leidenschaft anschaulich zu machen, vorlas, war Othello. Schiller tauschte von Freund Hoven gegen Abtretung seiner Lieblings-

---

[1]) Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke, I, S. 55—60.

[2]) Petersen im Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 181. Vgl. Abels Erzählung bei Hoffmeister-Viehoff, Schiller's Leben, Stuttg. 1854, I, 42.

gerichte die Wielandsche Uebersetzung Shakespeares ein, und seine Neigung zum Drama erfuhr von der Lektüre den mächtigsten und entscheidendsten Anstoß. Allerdings wurde der Gewaltige nicht sogleich dem jüngeren Dichter innerlich vertraut. Schiller selbst sprach sich später über den Eindruck aus, welchen Shakespeare zuerst auf ihn machte. „Als ich in einem sehr frühen Alter den letzteren Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in den Werken den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen von den Jahren 1750 bis etwa 1780 gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben [1]."

Diese Darlegung Schillers bedarf kaum eines erklärenden Zusatzes. Selten wirkt Shakespeare in früher Jugend anders, in einem Lebensalter, das an einer gewissen Einfachheit der Empfindungen sich erfreut und das prismatische Spiel, in welchem die Dinge der Welt in einander schillern, nicht zu sehen vermag und zu sehen nicht Lust hat. Um Shakespeares ungeheure Naturgewalt in der Zeichnung der menschlichen Seele zu fühlen, muß die Erfahrung einen Kreis von Welt und Leben durchmessen

[1]) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

haben. Alle unreife Aufnahme der Poesie ist pathetisch, moralisch, empfindsam, subjektiv; die Jugend sucht in der Poesie vor Allem das Schwelgen in großen, edlen, rührenden Empfindungen, und der Dichter, der ihr diese auszukosten verhilft und in ihnen persönlich sich gibt und sich gehen läßt, ist ihr Mann, ist ihr der willkommene, leichtverstandene Führer. Aber in Shakespeares Poesie, so sehr sie die letzten Tiefen der Seele zu erschüttern vermag, so unerbittlich sie das Gesetz der tragischen Nemesis vollstreckt, ist doch jede Lebenserscheinung nur der Teil eines Ganzen, nur an seiner Stelle ein Einzelbild in einem Weltbild; und seine Dichtung scheint wie die allerleuchtende Sonne über Hohes und Geringes, über Leid und Lust, Gutes und Böses.

Zu einem poetischen Wettstreit gab jetzt Klingers Trauerspiel „Die Zwillinge" Anlaß, das bei der im Februar 1775 von der Hamburger Theaterdirektion ausgeschriebenen Preisbewerbung den Sieg über das von Leisewitz eingereichte Stück „Julius von Tarent" davongetragen hatte; beide Dramen wurden von den Freunden enthusiastisch aufgenommen. Indem ein Jeder nach persönlicher Vorneigung die poetische Form sich wählte, machte sich Hoven an einen Roman à la Werther, Petersen schrieb ein „weinerliches Schauspiel", Scharffenstein ein Ritterstück; Schiller geriet auf den nämlichen Stoff, aus welchem Leisewitz wie Klinger ihre Dramen geschöpft hatten, auf die Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garcias. Indem er alle seine Kräfte zusammennahm, dichtete er ein Trauerspiel, das den Titel führte „Cosmus von Medici". Diese Arbeit wird in das Jahr 1776 zu setzen sein. Schiller hat sie nachher wieder verworfen und vernichtet; nahm jedoch einzelne Züge und Bilder in seine „Räuber" auf.

Petersen macht die Angabe, Stoff und Gang des Schillerschen Stückes habe viel Aehnlichkeit mit dem „Julius von Tarent" gehabt und sei eine Art von Nachbildung desselben gewesen; daß der Titel „Cosmus von Medici" („Medicis") gelautet habe, bemerkt er wiederholt [1]). In der florentinischen Geschichte spielen

---

[1]) In „Der Freimüthige" (herausgegeben von Kotzebue und Merkel), Jahrg. 1805, Nr. 220 und im Stuttg. Morgenblatt, J. 1807, Nr. 181.

2 Mediceer des Namens Cosmus eine hervorragende Rolle; der eine, geboren 1389, gestorben 1464, ward um seines Reichtums, seines staatsmännischen Geistes, um der edelsten Beförderung von Kunst und Wissenschaft willen als das Haupt der Republik, als der „Vater des Vaterlandes“ geehrt. Seine Enkel sind Lorenzo Magnifico, unsterblichen Andenkens, und Julian von Medici. Gegen beide richtete sich die Verschwörung der Pazzi, jene von der Familie Pazzi im Einverständniß mit dem Papst Sixtus IV., mit dem Kardinal Riario und dem Erzbischof von Pisa geplante Konspiration, welcher im Jahre 1478 während eines Gottesdienstes im Dome Julian zum Opfer fiel, während Lorenzo mit Mühe den Mordstreichen entrann. Der andere Cosmus, geboren 1519, gestorben 1574, wurde der erste Großherzog von Florenz (Cosimo I.). Auch seine Regierung war nicht ohne litterarisch-künstlerischen Glanz; aber von seinem häuslichen Unglück wußten die älteren Geschichtschreiber viel zu erzählen. Er war vermählt in erster Ehe mit Eleonore von Toledo; von den 7 Kindern, die er mit ihr erzeugte, soll Peter seine Gemahlin aus Eifersucht ermordet haben; Isabella von ihrem Gemahl Orsini aus gleichem Grunde ermordet worden sein; Garcias, ein wilder Herr, habe auf der Jagd seinen Bruder Johann erstochen, worauf beider Vater, Cosmus, seinen Sohn Garcias mit eigener Hand getödtet habe. Die neuere Forschung hat diese Traditionen berichtigt: Johann und Garcias starben an der Malaria.

Wenn nun Schiller ein Sujet bearbeitete, das mit dem „Julius von Tarent“ Aehnlichkeit hatte, so kann nur die Geschichte des Großherzogs Cosmus und der in seiner Familie angeblich geschehene Brudermord das Thema gewesen sein; um einen Brudermord handelt es sich im „Julius von Tarent“, wie auch in den „Zwillingen“; und aus einem Stücke dieser Art kann Schiller Züge auf das Verhältniß von Franz Moor zu seinem Bruder übertragen haben. Dagegen bietet die Geschichte jenes älteren Cosmus keine tragischen Momente; denn eine kurzdauernde Verbannung, welche er erlitt, diente nur dazu, seine Gewalt über den Staat neu und kräftiger zu befestigen. Eduard Boas, der das Leben des Großherzogs Cosmus übersah, glaubte

deßhalb in der Verschwörung der Pazzi, in der Ermordung Julians das Sujet des Schillerschen Stückes suchen zu müssen, wobei dessen Titel „Julian von Medici" gewesen wäre[1]); und eine Notiz in Charlotte Schillers Aufsatz „Schillers Leben bis 1787" [2]) scheint diese Meinung zu bestätigen. Aber die Angaben Petersens sind zu bestimmt und zu charakteristisch, als daß nicht ein Irrtum auf Seite Charlottens angenommen werden müßte, der um so erklärlicher ist, da „die Verschwörung der Pazzi wider die Medici", aus dem Französischen übersetzt durch Reinwald, in Schillers historischen Schriften Aufnahme gefunden hatte. Daß Schiller den nämlichen Stoff, und zwar unter Aufrechthaltung des historischen Rahmens, behandelte, von welchem Leisewitz nach seinem Bekenntniß an Reinwald[3]) die erste Anregung zu seinem Drama nahm, mag Zufall gewesen sein; bei Leisewitz heißen die Brüder Julius und Guido, bei Klinger Ferdinando und Guelfo; bei jenem spielt die Geschichte am Fürstenhofe von Tarent, bei diesem am Tiber. Ob Leisewitz seinerseits einzelne Motive aus der Verschwörung der Pazzi hinzunahm, wie Kutschera will, bleibe dahingestellt; mir scheint diese Hypothese um so müßiger zu sein, da doch Leisewitz an Reinwald ausdrücklich schreibt: „die erste Idee zu meinem Stücke nahm ich aus der Geschichte des Großherzogs Cosmus I. von Florenz und seiner Söhne Johann und Garsias. Weil mir aber hier weder die Charaktere noch das historische Detail so ganz gefielen, schlug ich diesen Mittelweg zwischen Geschichte und Erdichtung ein."

Was von poetischen Arbeiten entstanden war, teilte der Bund unserer Freunde im Geheimen sich mit und übte Kritik und Bewunderung. Freilich äußert Scharffenstein bei Erwähnung des Wettstreites: „Wir recensirten uns nachher, schriftlich, wie natürlich, auf das Vortheilhafteste. Unser ganzer Kram taugte

---

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre, Hannover 1856, I, 146.

[2]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, herausgeg. von Urlichs, Stuttg. 1860—62 bei Cotta, I, 85.

[3]) Siehe Gregor Kutschera von Aichbergen, Johann Anton Leisewitz, Wien 1876, S. 76.

aber im Grunde den Teufel nichts, und es war schwerlich eine Stelle, ein des Aufbehaltens werther Zug darin anzutreffen, wahrscheinlich weil es gar zu schön seyn und paradiren sollte. Ich besonders, obgleich ich von den Andern sehr präconisirt wurde, lieferte ein erbärmliches Ding, wo nichts als nachgepfuschte Phraseologie des Götz von Berlichingen anzutreffen war. Goethe war überhaupt unser Gott [1])."

Hiemit halte man die Auslassung Petersens zusammen: „Man wähne ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergiessungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen seien. Mit Nichten! Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen; erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannichfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt; erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen; erst nach Anstrengungen, die nicht selten einem wahren Pressen und Herauspumpen glichen, hob er sich im Jahre 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer der Fähigkeiten von ihm glauben durften, er könne dereinst werden: os magna sonaturum. Und zwar war dieses mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen zu schliessen, als aus größern Arbeiten. Er selbst ward auch der Innwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes nicht früher, als um diese Zeit, recht gewiß [2])."

Wahrheit und banausischer Unverstand mischen sich in diesen Berichten. Als der Generallieutenant Friedrich von Scharffenstein seine Jugenderinnerungen niederschrieb, sah er die Dinge doch schon sehr aus der Ferne [3]). Seine Schilderungen sind an-

---

[1]) Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 56.

[2]) Stuttg. Morgenbl. 1807, Nr. 182.

[3]) Die Redaktion des Morgenblattes veröffentlichte die „Jugenderinnerungen in Beziehung auf Schiller" nach Scharffensteins Tod, mit dem Bemerken, daß sie wohl kurz nach Schillers Ableben geschrieben seien. Nach Goedekes histor. krit. Schillerausgabe I. S. 378 ist Scharffenstein als Generalmajor zu Eßlingen im Jahr 1817 gestorben; bei Stadlinger, Geschichte des

ziehender als die Petersens, weil persönliche Wärme durchbricht und selbständige Auffassung zum Vorschein kommt; aber will man ihn beim Wort nehmen, so ist in Anrechnung zu bringen, daß er sich in einem burschikosen Tone behagt, der freilich durch gesuchte Wendungen, Fremdwörter, linkische Ausdrucksweise wieder an Farbe verliert. Einige Ueberhebung läuft mit unter. Er war nicht ohne Talent für Malerei; die dichterischen Produkte des akademischen Kreises wird er, soweit sie von ihm stammten, richtig tarirt haben. Was Petersen betrifft, so findet sich an späterer Stelle Anlaß, über den Wert und Charakter seiner Memoiren im Allgemeinen zu sprechen. Er hat eine Uebersetzung des Ossian in Prosa veröffentlicht und an einem Epos Konradin geschrieben, auch eine Abhandlung über die Epochen der „deutschen Hauptsprache" verfaßt, welche von der kurfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim gekrönt wurde; aber er war doch nur ein flacher Kopf und einer der Dutzendpoeten, wie jeder Freundeszirkel und jede Wirtshausgesellschaft sie aufweist. Bei Scharffenstein und bei Petersen, wie auch bei Hoven, sind die poetischen Bethätigungen während ihrer Studienzeit an der Militärakademie als Aeußerungen eines geistigen Spieltriebs, als Dilettantismus und Widerhall zu nehmen. Anders bei Schiller. Für ihn war jeder Versuch eine Entwicklungsstation seines Geistes, Regung einer Kraft, unter deren Gewalt sein Inneres unweigerlich sich bestimmt fühlte, und während jene von dem Feuer, das von ihm ausstrahlte, eine Zeit lang mitergriffen wurden, um nach wenigen Anläufen das Dichten gänzlich einzustellen, eilte dieser in allgemeiner Entwicklung des Geistes seinen Gefährten mit Riesenschritten zuvor und mit dem Gehalt seiner Seele wuchs ihm der Reichtum des poetischen Quells.

Freilich hatten die frühesten Dichtungen Schillers den Charakter des Tastenden und Unfertigen. Das Material der Sprache, dem Anschein nach Allen das zugänglichste und am gemeinsamsten angehörige, ist schon um seiner dem Geiste gleich grenzen-

Württ. Kriegswesens begegnet er bereits im Jahr 1809 als Generallieutenant, nicht erst 1815, wie das Dresdener Schilleralbum angibt.

losen Beweglichkeit und Nuancirungsfähigkeit willen das am schwierigsten zu handhabende, und wie die Sprache selber die feinste und vollkommenste Spiegelung des Intellekts ist, so ist die persönliche Herrschaft über sie nicht anders als in Verbindung mit der Sicherheit gereifter Intelligenz zu denken. Die Erhebung dieses Materials zu einem künstlerischen Mittel setzt vollends einen Grad von sprachlicher Technik voraus, welcher jede Spur von Mühe vertilgt zu haben scheint, und wenn im Bildungsgange des dichterischen Geistes die Ueberwindung eines an sich so schweren Prozesses nicht sonderlich bemerkbar wird, so erklärt sich dies nur daher, weil der Dichter mit seiner Gabe von Natur aus zu den Wurzeln jener spracherschaffenden Kraft hinabreicht, aus der ein Volk in den Anfängen seines Lebens sein Idiom sich zu bilden vermochte; dieselbe Kraft erscheint in ihm erneuert und potenzirt.

Hiezu kommt noch ein zweiter Umstand. Die sprachliche Befähigung ist ja nur ein Träger des poetischen Vermögens, die Sprache ist nur das Mittel, durch welches der Dichter die inneren Bilder, die ihn bewegen, hinüberträgt in die Seele des Anderen, des Hörers und Lesers. Man kann kurzhin sagen: die Musik ist die Kunst der Töne; aber man kann, auch wenn man auf ein ästhetisch vertiefteres Definiren verzichten will, niemals sagen: die Poesie ist die Kunst der Sprache oder die Kunst der Worte. Die Sprache ist durchaus nicht in dem Sinn, wie der Ton für die Musik, das Material für die dichterische Kunst. Das Wesentliche des poetischen Aktes liegt in der innerhalb des Bewußtseins sich vollziehenden Bewegung der Phantasie. Dieser innerliche Vorgang ist für den schaffenden Dichter das Erste und Letzte, und vom Empfänger verlangt die Dichtkunst mehr als jede andere Kunst Phantasie, Reichtum der innerlichen Vorstellung. Poesie ist in Geist umgesetzte Welt; Phantasie ihrem Inhalt nach die in das Bewußtsein aufgenommene und in Anschauung umgewandelte Welt.

Es ist demnach klar, daß, ehe von poetischer Thätigkeit des Geistes irgendwie die Rede sein kann, eine größere stoffliche Vorstellungsmasse in das Bewußtsein aufgenommen, äußere Welt zuerst

in eine innere Welt verwandelt sein muß; ein Aneignungsprozeß, der sich stofflich nur langsam und allmählig vollziehen kann, und zu welchem das jugendliche Alter eben erst den Anfang macht. Diesen Prozeß vollzieht in höherem oder geringerem Grade für jede heranwachsende Seele der Gang des Lebens; wer aber als Dichter die empfangene Welt wiedergestalten, so wiederaussprechen soll, daß er Andere zwingt, Art und Folge seiner Vorstellungen in sich wieder zu erzeugen, der vermag dies nur durch ein über das Normalmaß weit hinausreichendes intensiv-psychisches Erfassen der Dinge und nur auf Grund einer überblickenden Freiheit, welche von einzelnen Punkten aus überall die Beziehungen auf ein Ganzes, vom Persönlichen auf ein Allgemein-Menschliches zu empfinden gelernt hat. In dieser Freiheit und Herrschaft über eine ganz und gar zum seelischen Eigentum gewordene Welt liegt die erste Bedingung für die Idealisirung des Erfahrungsstoffes; und ohne diese vermag weder der bildende Künstler die Natur, noch der Dichter die Vorstellungen seines Innern in die Sphäre des Schönen zu erheben. Auch das kleinste Gedicht, wofern es den Eindruck der Wahrheit machen soll, ist nicht zu produziren ohne einen geheimen, allgemeinen, großen Hintergrund seelischen Bewußtseins; in der leisesten Spur kann sich der Mangel dieses Hintergrundes verraten; aber auch die leiseste Spur dieses Mangels genügt, um die Unfertigkeit des poetischen Vermögens fühlbar zu machen.

Einen erweiterten Horizont des Bewußtseins und eine vom Mittelpunkt des Sehfeldes her klarblickende Seele bedarf also der Schöpfer eines künstlerischen Werkes überhaupt, und am strengsten stellt sich diese Forderung für den Dichter, da seine Kunst mit fast völligem Verzicht auf ein schon sinnlich wirkendes Material in das Innere des Geistes selbst verlegt ist, und sie dem Umfange nach ein größeres Gebiet umspannt, als jede andere Kunstform. Das Reich der Seele wie das Reich der Objektivität ist ihr zu eigen gegeben; ein Verhältniß, welches Grillparzer in dem Spruche formulirte:

„Was ächte Poesie
So hoch vor allem stellt:
Sie ist der ganze Mensch
Und auch die ganze Welt.“

So wird es begreiflich, daß auch die gewaltigste Naturanlage sich in poetischen Schöpfungen nicht zu offenbaren vermag, ehe die gesammte Individualität ihres Trägers zu einem höheren Grade von Reife und Stärke gelangt ist; und was uns im Leben großer Poeten von dichterischen Versuchen frühester Altersstufe überliefert wird, das kann wohl in einzelnen Bildern und Gedankenzügen die Macht eines eigentümlichen Phantasielebens und sich vertiefende Empfindung ahnen lassen, kann ein Zeugniß einer natürlichen Leichtigkeit in der Handhabung der sprachlich-rhythmischen Gesetze sein; aber selten werden diese ersten Flügelschläge ein mehr als geschichtliches oder psychologisches Interesse erwecken. Wenn aber von den Künsten vornehmlich die Musik die frühe Entwicklung des Talentes zu erlauben scheint, so ist dies daraus erklärlich, daß bei dieser Kunst der technische Teil einen weit bedeutenderen Raum einnimmt, als bei irgend einer anderen, und ebendeßhalb ihr formales Fundament in breiterem Maße lehrbar ist; wie auch daraus, daß die physiologische Vererbung des Talentes bei der Musik sich weit entschiedener und weit öfter geltend macht als bei der Poesie und den bildenden Künsten. Ueberdies hat die Musik zur Welt der Erscheinung und somit auch zur Phantasie ein ganz anderes Verhältniß als die übrigen Künste; sie hat über Gestalt und Erscheinung, über alles durch Vermittlung des Auges Gedachte keine Macht; und wenn ein enthusiastischer Freund der Musik während des Anhörens einer instrumentalen Komposition eine ganze Folge von Vorgängen und Handlungen zu sehen behauptet, so ist ihm nur das Eine entgegenzuhalten, daß während des nämlichen Musikstückes von den anderen Freunden jeglicher wieder etwas anderes zu sehen glaubt; eben weil der Musik die konkrete Bestimmtheit des Inhalts abgeht. Sie stellt das Extrem zur Malerei und Skulptur dar, welche beide die vollendetste Befähigung haben, die Erscheinungswelt zu gestalten.

Vermag aber ein musikalisches Produkt, welchem Originalität und bedeutenderer Gehalt mangelt, doch wegen der orgiastischen Wirkung der Musik und wegen des sinnlich-gefälligen Zaubers, dessen die Töne immer sicher sind, einen relativ befriedigenderen Eindruck hervorzurufen als ein mit gleichen Mängeln behaftetes dichterisches Produkt, so ist doch immer zu berücksichtigen, daß auch der Tonkünstler nichts in die Tiefen des Menschenherzens Eingreifendes schaffen wird, ohne daß er die Stimmung einer großen und gereiften Seele in seine Komposition hineinlegt.

Was also Petersen an Schillers frühesten poetischen Arbeiten auszustellen vermeint, erklärt sich im Grunde aus dem Schicksal aller Entwicklung poetischen Talentes. Und überdies hatte Schiller persönliche Schwierigkeiten besonderer Art und gesteigerten Grades zu überwinden. Wäre seine Geistesanlage von größerer Einfachheit gewesen, wäre ihr zum Beispiel in ausschließlicher Weise die Richtung auf Lied und Lyrik vorgezeichnet gewesen, so durfte man vielleicht von den ersten Proben seines Talentes eine, wenn auch eng umgrenzte, doch mehr in sich fertige Vollendung erwarten. Indem ihn aber der poetische Geist, dessen er sich bewußt ward, alsbald zu der komplizirtesten und die größte Objektivität und Vielseitigkeit fordernden Dichtungsform, dem Drama, hindrängte und indem sein Talent, bewegt von Widersprüchen in der Erfahrung des eigenen Lebens und mitergriffen von dem durch das Jahrhundert gehenden ethisch-revolutionären Sturmhauch sich in den Dienst einer streitvollen Welt stellte, mußte die Gestaltung seiner poetischen Konzeptionen nach künstlerischem Maße und in künstlerischer Form erhöhten Schwierigkeiten begegnen.

Daß nun der Bund der jugendlichen Freunde die entstandenen Produkte mit mehr Wärme und Selbstgefühl aufnahm als mit Bemühung um kritische Maßstäbe, ist ebenso natürlich als verzeihlich. Die Sammlung der Gedichte wuchs, und da man meinte, Einiges verdiene wohl gedruckt zu werden, übernahm es Hoven, an einen Tübinger Buchhändler zu schreiben; aber die Antwort blieb aus, und man erfuhr endlich, daß der Buchhändler

schon mehrere Jahre zuvor gestorben war [1]). Der Zusammenklang freundschaftlich-poetischer Bestrebungen erlitt indeß eine empfindliche Störung, als der Mitzögling Masson eine französische Posse verfaßte, in welcher das poetische Treiben der Verbundenen verspottet wurde. In gleichem Sinne hatte ein anderer Kamerad, Boigeol, sich wiederholt über Schiller geäußert, hatte das wahre Gefühl des Herzens ihm abgesprochen und seine Produkte als Phantasterei und Nachahmung Klopstocks erklärt. Jetzt ließ sich Scharffenstein bestimmen, dieser Auffassung Gehör zu geben; der leidenschaftlich geliebte Freund, mit welchem Schiller sein Herz wie mit keinem Anderen geteilt hatte, wurde an ihm zum kurzsichtigen Zweifler und Spötter. Der erste Zusammenbruch freundschaftlicher Gefühle traf ein enthusiastisch-argloses Herz; bitter gekränkt, im Innersten verwundet und unglücklich, wandte sich Schiller von Scharffenstein ab. Sie sprachen, so lange sie noch zusammen in der Militärakademie verweilten, nicht mehr mit einander. Aus dem Abschiedsbrief, welchen Schiller dem Freunde schrieb, habe ich bereits früheren Orts mehrere Stellen zitirt; derselbe ist aber ein biographisch so bedeutsames Dokument für Schillers Gemütsverfassung in seinem siebzehnten Lebensjahre, für den Charakter seines Freundschafsgefühles, für die Heftigkeit seines Affektes, wie für das damals, um 1776, in ihm noch übermächtige religiöse Empfinden, daß ich einige weitere Absätze hier folgen lasse [2]).

[1]) v. Hoven, Selbstbiographie, S. 57. Vgl. der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 220.

[2]) Die histor. krit. Ausgabe Goedekes setzt dem Briefe das Datum „Nov. 1778“ bei, und Scharffenstein selbst erzählt (Stuttg. Morgenbl. 1837, Nr. 57), das Zerwürfniß sei kurz vor seinem Austritt aus der Militärakademie — somit kurz vor Dezbr. 1778 — erfolgt. Aber Scharffensteins Gedächtniß ist so wenig sicher, daß er das Jahr seiner eigenen Aufnahme in die Militärpflanzschule unrichtig angibt. Düntzer (Schillers Leben, S. 62) erinnert an eine Stelle des Briefes, welchen Schiller anläßlich des Zerwürfnisses an Boigeol schrieb (abgedr. in Goedekes hist. krit. Ausg. I, S. 362 ff.), an die Worte: „Wir wollen uns unsere etliche Jahre wo wir noch zu leiden haben nicht verbittern.“ Er bezieht diese Leidensjahre auf den Aufenthalt in der Militärakademie und schließt, da Boigeol 1778 austrat, daß das Zerwürfniß in das Jahr 1777 falle. Diese Interpretation mag richtig

Schiller schreibt: „Ich hab nicht bös an Dir gehandelt, wie Du mein Herz anklagst. Es ist rein, heiter, hat bei Deinem Zettel keinen Antheil gefunden, hab nicht erröthen, nicht weinen, nicht beten dürfen, denn es ist rein ohne Falsch und Trug, drum kann ich jetzt kluge, ernsthafte, aufrichtige Worte reden.

Wahr ist's, ich pries dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen, Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde, aber er war nur in meinem Herzen und ich betete ihn an in Dir, seinem ungleichen Abbilde . . . . . .

Ja ich bin kaltsinnig worden — — Gott weiß es, denn ich bin Selim blieben, aber Sangir war dahin! darum bin ich kaltsinnig worden — versteh mich aber wohl, in euren Augen, aber die Unruhe, der Drang meiner Seele, der mich lange, lange hin und her warf, ist gestillt und ich hab Ruhe und Empfindsamkeit und eine mächtige Stütze gefunden und bin gegen Dich kaltsinnig geworden.

Warum aber, weiß ich wohl, wirst Du mich fragen, warum bist Du kälter worden? Höre, Scharffenstein, Gott ist da, Gott hört mich und Dich, Gott richte. Meinst Du es war Prahlerey, Phantast meinst ich hätte Dich darum erwählt, um Einen zu haben, von dem ich in mein Gedicht plaudern kann! Hör Elender, wende Dein Angesicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir aufsteigt der schändliche Gedanke! den Du doch in Deinem Zettel äußertest! Gedenkst Du noch an die Stunde

sein; doch können jene Worte auch einen andern Sinn haben: Schiller spricht einige Zeilen zuvor von einer „besseren Welt", von einem „letzten Ziele", dem sie beide entgegengingen; „wir wollen einander unsere Herzen nicht quälen", fügt er bei. Ich möchte aus inneren Gründen das Zerwürfniß in eine frühere Zeit setzen als Goedeke. Stil und Farbe der Briefe passen nicht wohl mehr in das Jahr 1778; insbesondere bezeugt der Brief an Scharffenstein ein Stimmungsleben und eine Entwicklungsstufe, welche dem Alter von 20 oder 21 Jahren und einem Jüngling, der damals „die Räuber" bereits im Kopfe hatte, nicht mehr ganz zu Gesicht stehen. — Scharffenstein klagt in seinen „Jugenderinnerungen", Schillers Abschiedsbrief sei ihm „auf eine recht heillose Art" abhanden gekommen; dem Herausgeber des Schilleralbums (Dresden 1861) wurde eine Abschrift anonym zugesendet.

unserer Verbindung? was ist das für ein unsinniges Geschwäz mit Deinem guten Morgen ꝛc. Solltest mich nicht beim ersten Umgang anders kennen gelernt haben. In der That sag ich Dir, wenn noch etwas in Dir zurückblieben ist von der Freundschaft, die wir uns schwuhren, so wäre das ein Beweis davon, daß Du mich auf diese Art von meinen anderen Kameraden unterschiedest, denn ich denke das nämliche von dem leeren Gruß.

Aber zur Hauptsach! warum ich kaltsinnig worden? weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war und sahe — daß Du es nicht von mir warst; — faßt Dich der Gedanke, Du warst nicht mein Freund! Du hättest Achtung vor mir haben müssen, wie ich vor Dir, denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswerth machen, aber aber — möge das den nicht treffen wie der Donnerschlag — Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber lustig gemacht, und da es Deine Freundschaftspflicht gewesen wäre, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorne vorgeworfen, Pfui! Pfui! der schändlichen Seele! — war das Freundschaft oder war's Trug, Falschheit? . . . . . .

Du hast nichts auf mich gehalten! — wie oft (aber immer nur, wenn Du in Zorn geriethst, sonst heucheltest Du Achtung und Bewunderung,) wie oft, wie oft hab ichs hören müssen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sey, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung von Gott, Religion, Freundschaft ꝛc. Phantasey kurz alles blos vom Dichter nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen — o weh, o weh, was das mein Herz ergriff, und ihr habts gesagt, Gott weiß es, Gott zeug es, gesagt habt ihrs, o mit den trügenden Zügen, mit der ernstesten Miene — o weh! o weh! und wie schmerzt mich das von euch! — von Dir!

Erinnerst Du Dich noch, wenn mir ein Buch nicht gefallen wollte, ein Gedicht oder so was z. E. Amynt von Kleist, was

Du da sagtest: ,Es sey freilich kein Schwung darin (das sagtest Du aber nur im Zorn, sonst hättest Du mirs verschwiegen) keine Bilder, aber Gefühl, anderes Gefühl, als in meinen Gedichten, es sey nichts ausgericht mit meiner Mahlerei, Herz sollt ich haben oder dergl. Warlich so sagtest Du. Und nun schau in Dein Innerstes mein Scharffenstein — sieh! ich kann diesen Ausruf nicht mehr unterdrüken — schau gen Himmel, fest, starr gen Himmel, wo eigentlich nur unserer Freundschaft Auge sehen sollte, schau hinauf und frage: Hab ich recht gethan; hab ich aufrichtig gehandelt, daß ich den zum Freund erkohr, der vorgab, dem das Wesentliche der Freundschaft, volles Herz, mangle, dessen Gefühl nur in der Feder liege oder noch frisch im Gedächtniß behalte beim Lesung Klopstoks, o Gott vergebe Dir dieß, Du hast Dich hier an Deines Selims Herzen versündigt. Freilich hab ich Klopstok viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem wahren Gefühl, Eigenthum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode!

Ferner: Du hast Dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe — lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle mirs aus dem Herzen lieber himmlischer Vater, ich erkenns, bereus! — und Du kanntest meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angesicht des Nahen Dir sagen — Du hast Dich drüber lustig gemacht — Du mein Freund vor den Leuten mich beschämt, Du der mir in der Stille verborgen, verschwiegen hat! — wie oft, das will ich nur noch nebenher sagen, hast Du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geist erhoben, wie oft wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette ganz erstaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts gesagt, als wenn dies im Eifer herausplazte, oder dem Boigeol ins Ohr gebißelt und hast mich doch nie getadelt, auch bei dem tadelhaften wolltest Du meine Eigenliebe befriedigen. — —

Auch will ich nur noch berühren, wie sehr Du mein Herz geplagt, da Du Dich so h [hinter] Grub gemacht hast. Du weißt und solltest, konntest auch wohl wissen, warum ich auf den Menschen nichts halte, er ist bösen Herzens und kleinen

Herzens! — Sollte er Dein Freund seyn, er den viele meiner Cameraden fliehen, der ist an der Seite dessen, der mein Einziger seyn will? Mein Einziger geht an der Seite meines Verhaßten? Sieh also aus dem allem, daß mein Herz ohne Trug ist, wie Du nicht glaubtest! . . . . . .

Und nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlassen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herze vollmacht und seegnet, einen großen großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zuken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Tränen zu verbergen! — Ich sage nochmahl Ich vergebe Dir; Sieh eben hab ich in der Bibel das Leben Davids gelesen, Er und Jonathan liebten sich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich sie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — Aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden.

Leyd ist mirs, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir lügen strafen mußte:

> Sangir liebte seinen Selim zärtlich
> Wie Du mich mein Scharffenstein
> Selim liebte seinen Sangir zärtlich
> Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein."

In jeder Zeile verrät dieser Brief eine in Schmerz aufzuckende Empfindung. Er trägt in der Diktion die Spuren der erlittenen gewaltsamen Gemütserschütterung. Er ist getränkt mit dem ganzen Idealismus deutscher Jugend; unreif, exaltirt, voll von Fiktionen, der Erguß der Klage einer in ihren liebsten Gemälden gestörten Phantasie; und dennoch bei dieser Gemütslage und auf dieser Altersstufe ganz wahr, ganz heilig und im Wesentlichen den Nagel auf den Kopf treffend, insofern das „volle Herz" vom Freunde verlangt wird und ein reines und hohes Gefühl gegen Mißhandlung durch erniedrigende Meinung

sich aufbäumt. Auch mit Boigeol setzte Schiller sich auseinander; er erhebt gegen diesen die gleichen Vorwürfe wie gegen Scharffenstein, aber er schreibt an Boigeol kühler, überlegter, auch korrekter, und gemessen, strengeren Tones spricht er hier gegenüber einer ihm unsympathischen Natur das trennende Wort. Gegen den Schluß dieses Briefes findet sich die Stelle: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele, und selten traf ich das rechte Ziel, offt, offt gleitete ich neben aus . . . aber hier — hier hab dich das rechte Ziel, Gott wird mit mir sein, und mich führen.“ Ich darf die Akten über den Vorfall nicht schließen, ohne auch Scharffenstein zu Wort kommen zu lassen, soweit er nicht offenbar Unrichtiges äußert. Seine Aufzeichnung lautet: „In einer nach der besten Bedeutung des Worts treuherzigen Stunde legte ich Schiller ein Bekenntniß ab, verbreitete mich nicht nur mit Wärme über die Schönheiten einiger bekannten Gedichte, sondern hatte auch die unglückliche, aber arglose Maladresse, eine für die seinigen nachtheilige Parallele anzustellen, ja sogar diejenigen anzugreifen, die mir gewidmet waren, welche die Freundschaft für mich inspirirt hatte. Das traf sein Gemüth; ich sage sein Gemüth, denn gewiß wurde dieses mehr verlezt als der poetische Egoism. Schiller wurde nicht kalt, denn kalt konnte er nicht seyn, aber er zog sich mit einer zerknirschten Empfindung von mir ab, an die ich noch jetzt mit einer sehr schmerzhaften denke; denn was einst ein Herz kränkte, ist in keiner nachfolgenden Zeit für kindisch und unbedeutend zu halten ...... Er schrieb mir einen sehr langen Brief, worin seine ganze Seele in Aufruhr war; nie ist eine totale Brouillerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden . . . . Ich antwortete verweisend, daß er meine Meinung falsch ausgelegt 2c.; aber seye es gegenseitige mauvaise honte oder sonsten was für eine Trutzerei gewesen, seye es, daß die Freundschaft in diesen Jahren mehr in der warmen Phantasie als tief im Herzen steckte, die Verstimmung blieb.“ Jene Strophe, welche von Selim und Sangir singt, ist das Einzige, was von den Freundschaftsgedichten Schillers an Scharffenstein sich erhalten hat; Scharffenstein gibt an, Schiller selbst habe, „als er lange

später seine Gedichte zur Auswahl sammelte", vergebens darnach geforscht.

Mit den fortrückenden Jahren vergrößerte sich Schillers kameradschaftlicher Kreis. In den poetischen Bund wurde Friedrich Haug aufgenommen, der Sohn des Professors; seine ursprüngliche Neigung zu heitrem Scherz und epigrammatischer Satire brachte ein neues Element hinzu. Auch Ludwig Schubart schloß sich an, wie wenigstens Hoven erzählt [1]); freilich war er um 6 Jahre jünger als Schiller und kam erst 1777 in die Militärakademie, als sein Vater, Christian Schubart, der Dichter, Freiheit und Lebensglück mit dem Hohenasperg vertauschte. Seine Anteilnahme an den poetischen Bestrebungen der akademischen Freunde kann sich somit nur auf das bescheidenste Maß beschränkt haben; als einen Dichter, aber keinen geborenen, bezeichnete ihn Schiller in späteren Jahren, indem er beifügt: „Frühe Lecture von Poeten, frühe Versuche poetischer Arbeiten, wozu ihn das Beispiel und die Aufmunterung seines Vaters verführten, haben ihm eine gewisse Fertigkeit, einen Vorrath von Bildern und Stil verschafft, die, wenn sie von einer gründlichen Ausbildung seiner übrigen Kräfte unterstützt werden, ihm noch wohl eine Stelle unter unsern lesbaren Schriftstellern verschaffen können. Sonst ists ein guter redlicher Karakter, der besonders viel vom Schwäbischen Provinzialkarakter in sich hat [2])."

---

[1]) Selbstbiographie S. 56.

[2]) Schiller an Lotte von Lengefeld am 11. Dez. 1788. — Hier mag bemerkt sein, daß Schubart, der Gefangene vom Hohenasperg, irrtümlicher Weise fort und fort, und neuestens wieder von Boxberger in Kürschners Deutscher National-Litteratur (Ausgabe der Räuber, Einl. S. III) „Daniel Schubart" genannt wird. Der Name Daniel ist unter seinen Taufnamen, aber sein Rufname war Christian. Vgl. den reichhaltigen Artikel über Schubart im Schwäb. Merkur, Kronik vom 10. Juli 1881 nebst den dort notirten Belegen aus Schubarts Selbstbiographie („Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt"), insbesondere die Stelle, in welcher Schubart von seinem Vater erzählt und schreibt: „Aber kurz vor seinem Tode richtete er sich auf, streckte die Hände betend gen Himmel und sprach weinend: „Ach Herr Jesu, verlaß meinen Christian nicht, kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinn ihn durch Elend!" Mit diesen Worten sank

In herzlicher, tiefergehender Freundschaft verband sich Schiller mit Albrecht Friedrich Lempp aus Stuttgart, einem kenntnißreichen, auf philosophisches Denken angelegten Kopfe. Lempp studirte Jura; „während unserer ersten Trennung,“ erzählt

---

er zurück und segnete mich, indem er mit der Hand drei Kreuze in die Luft machte.“ Weitere Belege finde ich in den Briefstellen und Unterschriften Schubarts bei Strauß (8. Band der Gesammelten Schriften), I, 102, 126 und II, 332, 333. Geboren ist Schubart nicht am 22. Nov. 1743, wie Goedekes histor. krit. Schillerausgabe I, 379 bemerkt, sondern nach seiner eigenen Angabe am 26. März 1739, nach dem Obersontheimer Geburtsregister am 24. März 1739. Vgl. Fr. Pressel, Schubart in Ulm. — Ich reduzire gerne eine zwei- oder mehrgliedrige Anzahl von Taufnamen auf den eigentlichen Rufnamen, sofern nicht Zweideutigkeit zu besorgen ist; nicht nur, um das Schleppende der Häufung zu vermeiden, sondern auch deßhalb, weil der Rufname zusammen mit dem Familiennamen das Individuum lebendig macht und der Rufname in mehr als einer Hinsicht bedeutsam ist. Uebrigens hat das 18. Jahrhundert wenig Sinn für den Rufnamen; die litterarische Ueberlieferung nennt in der Regel entweder lediglich den Familiennamen oder eine Reihe von Taufnamen, ohne daß doch der Rufname eine konventionell bestimmte Stelle hätte. Daß Schillers Jugendfreund Petersen den Rufnamen Wilhelm führte, fand ich nirgends als auf dem Titelblatt seiner von der kurfürstl. deutschen Gesellschaft zu Mannheim gekrönten und 1787 herausgegebenen Preisschrift; sonst liest man überall „Johann Wilhelm“. Friedrich Wilhelm v. Hovens Rufname war Friedrich; Goedeke in der histor. krit. Schillerausgabe I, 184 und 196, Palleske in der Schillerbiographie I, 35 und 82, Düntzer in Schillers Leben S. 46, Boxberger in der biographischen Einleitung zur Groteschen Schillerausgabe vom Jahr 1777, S. XI, schreiben irrtümlich „Wilhelm von Hoven“. Nur Fielitz in der 3. Ausg. des Briefwechsels zwischen Schiller und Lotte, III, S. 198, Anm. schreibt richtig „Friedrich von Hoven“, doch ohne Beleg. Ich bin auf die Kontroverse erst während des Druckes des Buches gestoßen und finde den Erweis für den Rufnamen Friedrich in Hovens Selbstbiographie S. 13; der Pfarrer von Zavelstein, erzählt dort Hoven, „behandelte mich ganz wie sein eigenes Kind, nannte mich selten anders als seinen Sohn Fritz“. Demnach bitte ich die Namensnennung auf S. 78, 132, 145, 153, 157 des Buches zu verbessern. Auch Scharffensteins Rufname war Friedrich, wie aus Stadlinger, Gesch. d. Württ. Kriegswesens S. 642 hervorgeht. Professor Balthasar Haugs Sohn wird von Boxberger, Grotesche Schillerausgabe, I, Einl. S. 137 „Martin Haug“ genannt; aber Martin fehlt gänzlich unter seinen Vornamen, und auf dem Titelblatt seiner „Sinngedichte“ nennt er sich „Friedrich Haug“.

Scharffenstein, „als Schiller noch in der Akademie blieb, scheint ein Mann auf dessen Fortschritte, nicht nur in der spekulativen Philosophie, sondern im Erwerb reiner praktischer Grundsätze den größten Einfluß gehabt zu haben: das war sein Mitzögling Lempp. Schiller sprach während unserer Wiedervereinigung oft und mit einer Art von Cult von ihm.“ Boas und Palleske wiederholen wörtlich diese Angabe; wenn man jedoch berücksichtigt, daß Lempp, der im April 1778 in die Militärakademie aufgenommen wurde, um 3½ Jahre jünger war als Schiller, so wird mit mehr Recht Schiller als der Mentor zu nehmen sein; Scharffenstein scheint die Wirkung, welche nachmals Lempp auf ihn selbst übte, mit der Rolle, welche Schiller gegenüber Lempp spielte, zu verwechseln. Unter den der Poesie zugeneigten Zöglingen der Militärakademie wird auch von Massenbach genannt [1]); zwei Brüder dieses Namens rühmt von Hoven [2]), der freilich bemerkt, daß seine Verbindungen „nicht ganz dieselben“ waren wie die Schillers; Hoven hielt sich gerne zum Adel. Von den Medizinern standen Friedrich Ludwig Liesching, Friedrich Jacobi, Theodor Plieninger und Immanuel Gottlieb Elwert zu Schiller in kameradschaftlicher Beziehung; sämmtlich geborene Würtemberger, Elwert der nämliche, mit welchem Schiller einst den Spaziergang nach Neckarweihingen gemacht hatte. Zugleich wurde Schiller mit mehreren Zöglingen aus der Abteilung der Künstler vertraut, vorzüglich mit Dannecker und mit Rudolf Zumsteeg; auch Viktor Heideloff und der Kupferstecherzögling Christian Jakob Schlotterbeck traten ihm näher. Zumsteeg setzte die Gedichte Schillers in Musik; Heideloff, dessen Talent für Dekorationen des herzoglichen Theaters vielfach in Anspruch genommen wurde, bestärkte den Freund in der Neigung für Drama und Bühne. Von den Malerzöglingen, welche außer Heideloff nachher zu größerem Ruhme gelangten, studirten Eberhard Wächter und Hetsch gleichzeitig mit Schiller an der Militärakademie; Koch dagegen trat

---

[1]) Streicher, Schiller's Flucht, S. 19.
[2]) Selbstbiographie S. 58.

erst 1785 in die Hohe Karlsschule ein, Schick 1787. Gleichzeitig mit Schiller war auch der Bildhauer Scheffauer Zögling, Danneckers Herzensfreund. Die Studienzeit des Naturforschers Cuvier, dessen Name neben Schiller und Dannecker der glänzendste in den Listen der Akademie ist, fällt später.

Professor Balthasar Haug, der Lehrer der Logik und der schönen Wissenschaften an der Militärakademie, veröffentlichte im Oktober 1776 in dem von ihm herausgegebenen „Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen" ein Gedicht Schillers durch den Druck. Es ist die Ode „Der Abend". Wenn man Petersen glauben darf, ist es das erste lyrische Produkt, welches Schiller zum Druck brachte [1]); im „Schwäbischen Magazin" erschien es

[1]) Morgenblatt 1807, Nr. 181. Vgl. der Freimüthige, 1805, Nr. 220. Hoven erzählt (Selbstbiogr. 57), nachdem er der mißglückten Anfrage bei dem Tübinger Buchhändler Erwähnung gethan hat: „So blieb also unsere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns . . . . begnügen, unsere Produktionen einzeln in andere damals existirende Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigirte Schreibtafel, in die damaligen Musenalmanache u. s. w. und diejenigen, welche wir nach unserm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudlinischen Musenalmanach, theils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu lassen"; die meisten indessen, fügt er bei, habe man bei reifer werdendem Urteil unterdrückt, und was seine eigenen Gedichte betreffe, so habe er sie nach seinem Austritt aus der Akademie größtenteils dem Feuer übergeben. Hiezu teilt Urlichs (Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, 91) aus einem Briefe Schwans an Körner, d. d. Heidelberg 14. Juli 1811, die Stelle mit: „Durch die von mir schon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller mir Beiträge geliefert, ... war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden." Diese Zeugnisse für eine Mitarbeiterschaft Schillers an der „Schreibtafel" verdienen um der Personen willen, von denen sie herrühren, Beachtung. Aber bereits Friedrich Haug, der Jugendgenosse des Dichters, hat, als es sich um die Herausgabe der Schillerschen Werke durch Körner handelte und hiebei von Cotta, Haug und Körner über Schillers Beiträge zu älteren periodischen Zeitschriften Erhebungen gepflogen wurden, brieflich erklärt, daß in der Schreibtafel von Schiller keine Beiträge vorhanden seien. (Diezmann, Goethe-Schiller-Museum, 1858.) So schildert denn auch Körner in seinen „Nachrichten von Schillers Leben" die Aufforderung Schwans, Schiller möge die Räuber für die Mannheimer Bühne umarbeiten, als den ersten Beweis einer Anerkennung im Auslande, welchen

mit der Chiffre Sch., und Haug fügte die Anmerkung bei, es dünke ihn, der Verfasser „habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum". Das Gedicht ist gereimt, ein Naturgemälde mit Hinwendung zu religiösem Gefühl; für diesen Ton waren Haller, Uz, Klopstock die Muster. Schillers Poem ermangelt in seinen malenden Schilderungen nicht des weicheren Flusses der Sprache und zarterer Töne; die strahlenden Wirkungen des Lichtes werden mit gehobener Empfindung gefeiert; alle Betrachtung des Naturlebens erweckt dem jungen Dichter den Gedanken an Gott, und von der Natur hinweg schwingt sich seine Sehnsucht zur ewigen Helle des Jenseits. Ganz im Geschmack, in der Sprache und Naturempfindung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind Wendungen wie diese:

„Der kühle West beweht die Rose,
Die eben izt den Busen schlose,
Entathmet ihr den Götterduft,
Und füllt damit die Abendluft."

---

der Dichter erfahren habe. Eduard Boas bemerkt in „Schiller's Jugendjahre" I, 149, er habe die Schreibtafel genau verglichen, darin aber „nichts gefunden, was man mit einiger Sicherheit für Schiller's Eigenthum halten könnte". „Die Schreibtafel" erschien in 7 Lieferungen von 1774—1779. Ich habe trotz mehrfacher Bemühungen von dieser selten gewordenen Zeitschrift nicht mehr als die ersten 5 Lieferungen, 1774—1776, zu Gesicht bekommen können; die großherzogl. Universitätsbibliothek zu Heidelberg hatte die Gefälligkeit, mir dieselben zu übersenden. In der Münchener Hof- und Staatsbibliothek fehlt der II. Band, in der kgl. öff. Bibliothek zu Stuttgart das Buch überhaupt. Die ersten 5 Lieferungen enthalten neben einer großen Anzahl von poetischen Nullitäten mehrere Beiträge von Müller, dem Maler, von Joh. Nicolaus Götz, auch von Stäudlin u. a., aber nicht ein einziges Gedicht, das einen Anhaltspunkt für Schillers Autorschaft gäbe. Zu dem „Lobgedicht auf den Kuhrfürsten von Bayern", 2. Lieferung v. J. 1775, welches Diezmann in Frage bringt, hatte Schiller sicherlich nicht den geringsten Anlaß. Die Chiffre Hn., welche unter einzelnen Sachen sich findet, möchte man allerdings auf Hoven deuten; aber der Inhalt derselben paßt schlecht für sein Alter und seine Umstände. Auch geben die Chiffren keinen Beleg; so ist z. B. das Gedicht der 2. Lieferung „Als er für seine Freunde ein Opfer brachte" mit W. unterzeichnet, der Autor aber ist Götz.

Bestimmter tritt die Individualität des Dichters heraus im Eingange des Gedichtes, in den parenthetischen Versen, welche mit verhüllter Hindeutung auf die Freiheit Amerikas von glückseligeren Welten sprechen, denen die nun im Westen versinkende Sonne ihr Angesicht zuwendet. Bemerkenswert sind auch die Verse, welche an das „paradisische Gefühl", das in Betrachtung der von Gott geschaffenen Natur den Dichter beseelt, den Gedanken anknüpfen:

„Für Könige, für Große ists geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O GOtt, Du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge."

Schiller empfindet den Gegensatz der Niedriggeborenen und der Großen der Welt, und er kennt auch das bessere Teil, das Jenen, das ihm zugefallen ist.

Um die nämliche Zeit mag die „Hymne an den Unendlichen" entstanden sein; gedruckt erschien sie jedoch erst 1782 in Schillers Anthologie. Der biblisch-klopstockische Ton, welcher ihr eigen ist, auch der mangelhaftere Versbau gehören, wie Boas mit Recht bemerkt, einer früheren Periode an als die Herausgabe der Anthologie. Die „Hymne an den Unendlichen" scheint identisch zu sein mit der Hymne an Gott, von welcher Schillers Vater im Brief vom 6. März 1790 dem Sohne Bericht gibt [1]).

In das nächstfolgende Jahr, 1777, fällt das Gedicht „Der Eroberer"; es wurde im Märzheft des „Schwäbischen Magazins" veröffentlicht, und Balthasar Haug machte dazu die Anmerkung: „Von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klop-

[1]) „Seine meisten Gedichte sind in der Anthologie, die Er doch noch haben wird. Sollte das nicht sein, so will ich Ihm mein Exemplar schicken. Unter meinen Papieren hab' ich nur die Hymne an Gott gefunden." Boxberger, Einl. zur Groteschen Ausgabe S. 138, ist geneigt, das in die Anthologie aufgenommene, mit der Chiffre X unterzeichnete Gedicht „An Gott" für jene von Schillers Vater erwähnte Hymne zu nehmen; ich bin anderer Ansicht, verspare aber die Erörterung auf die Kritik der Anthologie. Schillers Vater schreibt den Titel nicht, wie es nach Boxberger scheinen möchte, mit Anführungszeichen.

stoßen lißt, fühlt und beynahe versteht. Wir wollen sein Feuer bey Leibe nicht dämpfen; aber non sense, Undeutlichkeit, übertriebene Metathesen — wenn einst vollends die Feile darzu kommt; so dörfte er mit der Zeit doch seinen Plaz neben — einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen.“ Der Autor, statt dessen Namen Haug einen Gedankenstrich einsetzte, ist Schubart; es war gefährlich geworden, in Würtemberg ihn laut zu preisen; denn der tückische Haß des Herzogs hatte kurz zuvor den freigeistigen Chronisten aus der Reichsstadt Ulm auf würtembergisches Gebiet gelockt, und der Hohenasperg verschloß ihm jetzt den Mund.

Ein ganz anderer Geist atmet in dieser im Odenmaße geschriebenen Schöpfung, im Gedicht „Der Eroberer“ als in dem idyllisch-sanften Gemälde „Der Abend“, ein Geist ergrimmenden Zornes und wildentflammten Freiheitsgefühls. Wohl ist der Einfluß des Messiassängers bemerkbar[1]), aber es sind nicht mehr die Farben von Klopstock allein; sie sind viel brennender und unruhiger. Hier findet sich die erste Spur des Dichters der „Räuber“ und Empfindungsnerv wie Sprache rückt dieses Lied, in welchem mit blutiger Glorie sich sättigende Herrschaftsgier dem Hohn, dem Abscheu, der Rache preisgegeben wird, neben die Poesie Schubarts. Freilich sind Bilder und Ausdruck bis an die Grenzen des Maßes getrieben, ja öfters forcirt und überstürzend, und ein tobender Zorn scheint die Ordnung der Sprache selber zu lösen; freilich mischt die Phantasie ungehörig neben einander den Olymp und die Cherubim und Seraphim, den christlichen Himmel und den heidnischen Erebus; aber daß hier wahre Empfindung sich aufbäumt, verrät der brausende Zug der Sprache, und weder Großartigkeit der Anschauung fehlt, noch Mark der Seele.

Von gleichem Geiste scheinen die nicht erhaltenen Gedichte „Die Gruft der Könige“ und „Triumphgesang der Hölle“ gewesen zu sein; entstanden sind sie wohl erst um 1779.

---

[1]) Vgl. das Gericht über die Könige im 16. Gesang des Messias, 307—319; die Nachbildung erkannte bereits Conz, Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1823, Nr. 3.

Wir wissen von ihnen nur aus Nachrichten Petersens. Ersteres, das mit dem Verse begann:

„Jüngsthin gieng ich mit dem Geist der Grüfte"

mag der Tendenz nach mit Schubarts „Fürstengruft" Aehnlichkeit gehabt haben; doch ist die Angabe Petersens, daß Schubarts „Fürstengruft" durch die „Gruft der Könige" veranlaßt worden sei, unrichtig. Denn Schubarts Gedicht erschien im Druck zuerst 1780; niedergeschrieben ist es 1779, konzipirt noch früher [1]. Eher könnte man annehmen, daß die „Fürstengruft" zu Schillers „Gruft der Könige" Anregung gegeben habe; denn den „starken Eindruck", welchen „einige kräftige Gedichte Schubarts, vorzüglich die Fürstengruft" bei ihrem Erscheinen auf Schiller machten, bezeugt Scharffenstein [2]; und daß das Gedicht in Würtemberg in Abschriften verbreitet war, noch ehe es in den Druck kam, wäre nicht unmöglich. Aber für den Nachweis eines Zusammenhangs fehlt alles Material. Mit mehr Gewißheit ist zu glauben, daß Schiller, während er noch Zögling der Militärakademie war, Schubarts Gedicht „Auf die Leiche eines Regenten" kannte; letzteres behandelt einen ähnlichen Gegenstand, wenn auch gemäßigteren Tones, und wurde 1767 gedruckt. Uebrigens

---

[1] Vgl. den Nachweis Goedekes in der histor. krit. Schillerausgabe I, 379 und im Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 163—164. Demnach wurde „Die Fürstengruft" im „Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1781. Herausgegeben von H. Wagner" zum erstenmal gedruckt, erschien also im Herbst 1780, da die Musenalmanache im Herbst vor dem Jahr, für welches sie bestimmt waren, ausgegeben wurden; im ersten Druck führte es den Titel „Die Gruft der Fürsten". Wie Ludwig Schubart erzählt („Schubart's Karakter von seinem Sohne". Erlangen 1798), „zürnte" Schubart das Gedicht im Jahre 1779 „nieder", „als ihm Herzog Karl auf einen gewissen Termin hin ausdrüklich seine Freiheit versprochen hatte, und dieser Termin ohne Erfüllung vorüber gegangen war"; in der Seele aber habe er es seit seinem Aufenthalt in München getragen, „wo ein Requiem in der Gruft die erste Idee in ihm entzündet hatte". Er diktirte es „eines Abends einem Fourier in die Feder". Am 14. Oktober 1780 schreibt Miller an Klopstock: „Lesen und Klavierspielen darf er, aber nicht schreiben. Doch soll er ein freies Gedicht ‚die Fürsten' gemacht haben".

[2] Morgenbl. 1837, Nr. 58.

lag das Thema in der Luft. Aus Schillers „Gruft der Könige" erinnerte sich Petersen noch der Verse:

„Schwerer murrt der Donner überm Tanze,
Ueberstimmt das wilde Saitenspiel [1])".

Identisch mit dem Gedicht „Die schlimmen Monarchen", wie Boxberger glauben möchte [2]), war „Die Gruft der Könige" also nicht; doch könnte jenes eine spätere und reifere Ausführung des nämlichen Sujets sein.

Der „Triumphgesang der Hölle" war „eine regellose Ode"; „Satan zählte darin alle seine Erfindungen auf von Beginn der Welt bis auf heut', und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein [3])". „Ein Chor von Teufeln sang die wiederkehrende Schlußstrophe:

„Pfui! Heilige Dreifaltigkeit!
Pfui! Heilige Dreifaltigkeit [4])!"

Das Gedicht „Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein" halte ich für unecht. Es erschien in Haugs Magazin, im Juli 1777, kurz nachdem Kaiser Joseph II. unter jenem Namen Stuttgart und die Militärakademie besucht hatte. In Goedekes historisch-kritischer Ausgabe hat es Aufnahme gefunden, und einiger Anklang an Schillers frühjugendliche Sprache läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen; wenn man aber die Anmerkung, welche Haug unter das Gedicht setzte, in ihrem ganzen Wortlaut berücksichtigt, so sprechen gerade diejenigen Stellen, welche Goedekes Note [5]) übergeht, gegen die Autorschaft Schillers. Denn Haug, der das Gedicht „Der Eroberer" noch eben begrüßt hatte, der Schillers „Feuer bey Leibe nicht dämpfen" wollte, der mit kommender Zeit von ihm os magna sonaturum, die erhabene Dichtersprache, zu vernehmen hoffte, konnte jetzt nicht so von oben herab mit Schiller reden, konnte diesem nicht

---

[1]) Petersen in seinem handschriftlichen Nachlaß.
[2]) Grotesche Schillerausgabe I, S. 378.
[3]) Der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 220.
[4]) Petersen handschriftlich.
[5]) I, S. 52.

sagen: „Mein Freund, Sie müssen sich nicht so bald an grosse Gegenstände wagen . . . . Richten Sie sich nicht nach denen, die die Dichtkunst verachten: suchen Sie aber auch darinnen ihr Glüke nicht. Sie verfehlen des Wegs . . . . . Unsere Aufrichtigkeit muß Ihnen gefallen, wenn Sie einer Besserung fähig sind.“ Auch fehlt in der Unterschrift die Chiffre Sch., welche Haug doch den beiden früher erwähnten Gedichten Schillers beigesetzt hatte.

Dagegen fällt der Beginn der „Räuber“ noch in das Jahr 1777, Schillers achtzehntes Lebensjahr. Freund Hoven hatte ihn auf einen aus Schubarts Feder stammenden Aufsatz „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ aufmerksam gemacht, welcher im Januarstück des „Schwäbischen Magazins“, Jahrgang 1775, erschienen war. Da die dort erzählte Geschichte für die Konzeption der Räuber von Belang ist, so gebe ich sie im Wortlaut des Originals [1]).

„Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden, so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glüklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gebe.

Von uns armen Teutschen list man nie ein Anekdötchen, und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schliessen, daß wir uns nur Maschinenmäßig bewegen, und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Krais eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen

---

[1]) Eine bestimmte Angabe, daß das Jahr 1777 es ist, in welchem Schiller die Räuber begann, habe ich in Petersens Papieren nicht gefunden. Wohl aber bemerkt Petersen wiederholt, daß im Jahre 1777 Schillers Talent zum Durchbruch gekommen sei. Streicher (Flucht, S. 21) läßt den siebenzehnjährigen Jüngling die Räuber entwerfen, so daß an das Jahr 1776 zu denken wäre; S. 26 aber gibt er an, Schiller habe „in den vier letzten Jahren seines akademischen Aufenthaltes“ die Räuber geschrieben, was wieder auf das Jahr 1777, als Anfangsjahr, führt. Düntzers Darstellung, (Schillers Leben, S. 55 und 75), als habe Schiller bereits auf der Solitude den Gedanken gefaßt, die Schubartsche Erzählung zu dramatisiren, ist haltlos

will; so wird ein wenig mehr Freyheit erfordert, als wir arme Teutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröfnen kan.

An Beyspielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform, der Zustand eines Teutschen bloß paßiv ist; so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben, und handeln; so gut als ein Franzos oder ein Britte.

Wann wir einmal Teutsche Originalromanen, und eine Sammlung teutscher Anekdoten haben; dann wird es den Philosophen leicht werden, den Nationalcharakter unserer Nation biß auf die feinsten Nüanzen zu bestimmen. Hier ist ein Geschichtgen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe sie einem Genie Preiß, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wann er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland; sondern auf teutschem Grund und Boden eröfnet.

Ein B . . . . Edelmann, der die Ruhe des Landes dem Lerm des Hofes vorzog, hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter.

Wilhelm, war fromm, wenigstens betete er, so oft man es haben wollte, war streng gegen sich selber, und gegen andere, wann sie nicht gut handelten, war der gehorsamste Sohn seines Vaters, der ämsigste Schüler seines Hofmeisters, der ein Zelot war, und ein Misantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie.

Carl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Er war offen, ohne Verstellung, voll Feuer, luftig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß, und empfahl sich durch nichts, als durch seinen Kopf und sein Herz. Dieses machte ihn zwar zum Liebling des Hausgesindes und des ganzen Dorfes; seine Laster aber schwärzten ihn an in den Augen seines Catonischen Bruders und seines zelotischen Lehrmeisters, der oft vor Unmuth über Carls Muthwillen fast in der Galle erstikte.

Beede Brüder kamen auf das Gymnasium nach B . . . . . . und ihr Charakter blieb sich gleich. Wilhelm erhielt das Lob

eines strengen Verehrers des Fleisses und der Tugend, und Carl das Zeugniß eines leichtsinnigen hüpfenden Jünglings.

Wilhelms strenge Sitten litten auch auf der Universität keine Abänderung; aber Carls heftiges Temperament ward vom Strohm ergriffen, und zu manchem Laster fortgerissen.

Er ward ein Anbeter der Cithere und ein Schüler des Anakreons. Wein und Liebe waren seine liebste Beschäftigung, und von den Wissenschaften nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Kurz, er war eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen, und über jeden Anblik des Schönen in Platonisches Entzüken gerathen. Der strenge Wilhelm bestrafte ihn, schrieb seine Laster nach Hause, und zog ihm Verweise und Drohungen zu. Aber Carl war noch zu flüchtig, wie eine Moral zu leben, und seine Verschwendung und übermäßige Gutheit gegen arme Studirende versenkte ihn in Schulden, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Darzu kam noch ein unglücklicher Duell, der ihm die Gunst seines Vaters entzog, und ihn in die Verlegenheit sezte, bey Nacht und Nebel die Akademie zu verlassen. Die ganze Welt lag nun offen für ihn, und kam ihm, wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand.

Der Lerm der Trummel schreckte ihn von seinen Betrachtungen auf, und er folgte der Fahne des Mars. Er ward ein Preusse, und die Schnelligkeit, womit Friderich sein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, liß ihm nicht Zeit, Betrachtungen über sich selber anzustellen. Carl that immer brav, und wurde in der Schlacht bey Freyberg verwundet. Er kam in ein Lazareth, ein Extrakt des menschlichen Elendes schwebte hier immer vor seinen Augen. Das Aechzen der Kranken, das Röchlen der Sterbenden, und der brennende Schmerz seiner eigenen Wunde zerrissen sein zärtliches Herz, und der Geist Carls richtete sich auf, sah mit ernstem Unmuth auf seine Laster herab, verfluchte sie und dieser Carl entschloß sich tugendhaft und weise zu werden. Er hatte sich kaum etwas erholt; so schrieb er den zärtlichsten Brief an seinen Vater, und bemühte sich durch das offene Geständniß seiner Laster, durch das traurige Gemählde seines Un-

glüks, durch Reue und ernste Gelübde die väterliche Vergebung zu erweinen. Umsonst! der strenge Wilhelm unterschob seinen Brief, und Carl erhielte keine Antwort. Es ward Friede, und das Regiment, worunter Carl stund, wurde abgedankt. Ein neuer Donner in Carls Herz! doch ohne sich lange der unbarmherzigen Welt zu überlassen, entschloß er sich zu arbeiten. Er vertauschte seine Montour mit einem Kittel, und trat bey einem Bauern anderthalb Stunden von dem Rittersize seines Vaters, als Knecht in Dienste. Hier widmete er sich mit so vielem Fleisse dem Feldbau und der Oekonomie, daß er das Muster eines fleißigen Arbeiters war. In müssigen Stunden unterrichtete er die Kinder seines Bauren mit dem besten Erfolge. Sein gutes Herz und seine Geschiklichkeit machten ihn zum Lieblinge des ganzen Dorfes. Ja er wurde unter dem Nahmen des guten Hansen auch seinem Vater bekannt, mit welchem er oft unerkannt sprach, und mit Beyfall belohnt wurde. Einstmal war der gute Hans mit Holzfällen im Walde beschäftiget. Plözlich hörte er von ferne ein dumpfes Geräusch. Er schlich mit dem Holzbeile in der Hand hinzu, und — welch ein Anblik! — sah seinen Vater von verlarvten Mördern aus der Kutsche gerissen, den Postillon im Blute liegen, und bereits den Mordstahl auf der Brust seines Vaters blinken. Kindlicher Enthusiasmus entflammte jezt unsern Carl. Er stürzte wütend unter die Mörder hinein, und sein Beil arbeitete mit einem so guten Erfolge, daß er drey Mörder erlegte, und den vierten gefangen nahm. Er sezte hierauf den ohnmächtigen Vater in die Kutsche, und fuhr mit ihm seinem Rittersize zu. Wer ist mein Engel! sagt der Vater, als er die Augen wieder aufschlug. Kein Engel, erwiderte Hans, sondern ein Mensch hat gethan, was er als Mensch seinen Brüdern schuldig ist. — Welcher Edelmuth unter einem Zwilch-Kittel! Aber sage mir Hans: hast du die Mörder alle getödtet? — Nein, Gnädiger Herr, einer ist noch am Leben. — Laß ihn herkommen! — der entlarvte Mörder kommt, stürzt zu den Füssen des Edelmanns nieder, fleht um Gnade, und spricht schluchzend: Ach, Gnädiger Herr, Nicht ich! Ein anderer! Ach, — dürft ich hier ewig verstummen! Ein anderer! — So donnere

den verfluchten Andern heraus, sprach der Edelmann. Wer ist dann der Mitschuldige dises Mordes. — Ach, ich muß es sagen: der Junker Wilhelm. Sie lebten ihm zu lang, und er wollte sich auf diese verfluchte Weise in den Besiz Ihres Vermögens sezen. Ja, Gnädiger Herr, ihr Mörder ist Wilhelm. — Wilhelm? sagte der Vater, mit dumpfem Tone, schlug die Augen zu, und blieb unempfindlich liegen. Hans blieb wie die Bild-Seule des Entsezens vor dem Bette seines Vaters stehen. Nach einigen Augenbliken dieser schröklichen Unempfindlichkeit erhub der Vater die brechende Augen, und schrie im Tone der Verzweiflung; Keinen Sohn mehr? Keinen Sohn mehr? — Ha; jene scheußliche Furie mit Schlangen umwunden, ist mein Sohn — die Hölle nenne seinen Nahmen! und jener Jüngling mit Rosenwängen und dem fühlenden Herzen ist mein Sohn Carl, ein Opfer seiner Leydenschaften; — dem Elende Preiß gegeben! Lebt vielleicht nicht mehr! — — Ja er lebt noch, schrie Hans, dessen Empfindungen alle Dämme durchbrachen, er lebt noch, und krümmt sich hier vor den Füssen des besten Vaters. Ach können sie mich nicht! meine Laster haben mich der Ehre beraubt, ihr Sohn zu seyn! Aber, kann Reue, können Thränen — hier sprang der Vater aus dem Bette, hob seinen Sohn von der Erde auf, schloß ihn in seine zitternde Arme, und beede verstummten. — Diß ist die Pause der heftigsten Leidenschaft, die den Lippen das Schweigen gebietet, um die Redner des Herzens auftretten zu lassen. — Mein Sohn, mein Carl ist also mein Schuzengel, sagte der Vater, als er zu reden vermochte, und Thränen träufelten auf die braune Stirne des Sohnes herab. — Schlag deine Augen auf Carl! Siehe deinen Vater Freudenthränen weinen; — Aber Carl stammelte nichts als: bester Vater! und blieb an seinem Busen liegen. Nachdem der Sturm der Leydenschaften vorüber war; so erzehlte Carl dem Vater seine Geschichte, und beede überliessen sich alsdann der Freude, einander wieder gefunden zu haben. Du bist mein Erbe, sagte der Vater, und Wilhelmen, diese Brut der Hölle, will ich heute noch dem Arme der Justiz überliefern. Ach Vater, sagte hierauf Carl, indem er sich auf das neue zu den Füssen des Vaters warf, vergeben

sie ihrem Sohne! Vergeben sie meinem Bruder! O welche Güte des Herzens, rufte der entzükte Vater aus, deinem Verleumder, der, wie ich erst kürzlich in seinem Schreibpulte fand, deine Briefe vor mir verbarg, diesem Ungeheuer, der in sein eigenes Blut wühlte, kanst du vergeben? Nein, das ist zu viel! doch will ich den Bößwicht den Bissen seines Gewissens Preiß geben. Er soll mir aus den Augen, und seinen Unterhalt deiner Güte zu danken haben. — Carl kündigte seinem Bruder dieses Urtheil mit den sanftmüthigsten Ausdrücken an, und machte ihm zugleich einen hinlänglichen Unterhalt aus. Wilhelm entfernte sich, ohne viel Reue zu äusern, und wohnet seit der Zeit in einer angesehenen Statt, wo er und sein Hofmeister das Haupt einer Sekte sind, die man die Sekte der Zeloten heißt. Carl aber wohnet noch bei seinem Vater, und ist die Freude seines Lebens, und die Wollust seiner künftigen Unterthanen.

Diese Geschichte, die aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammen geflossen ist, beweist, daß es auch teutsche Blefil, und teutsche Jones gebe. Nur Schade, daß die Anzahl der erstern so groß unter uns ist, daß man die andern kaum bemerkt. Wann wird einmal der Philosoph auftretten, der sich in die Tiefen des menschlichen Herzens hinabläßt, jeder Handlung bis zur Empfängniß nachspührt, jeden Winkelzug bemerkt, und alsdann eine Geschichte des menschlichen Herzens schreibt, worinn er das trügerische Inkarnat vom Antlize des Nachbars hinweg wischt, und gegen ihn die Rechte des offenen Herzens behauptet."

Es ist keine Frage, daß wir in dieser Erzählung die Hauptquelle von Schillers „Räubern" haben. Dafür spricht vor Allem die Identität der psychologischen Motive, wenn auch das Drama wesentliche Bestandteile neu hinzubrachte. Aber das ungleiche Brüderpaar finden wir hier wie dort, und ihre natürlichen Anlagen und Neigungen sind in analoger Weise geschildert. Freilich läßt ein Vergleichen alsbald die poetische Größe Schillers erkennen; um wieviel tiefer, markiger und reicher ist seine Zeichnung, wie ungleich kräftigere Schlaglichter setzt er auf! Gegen dieses Gemälde gehalten, ist Schubarts Erzählung eine matte, unreine Skizze. Aus Wilhelm ist Franz geworden, für den

andern der Brüder ist der Name Karl geblieben. Auch die Figur des schwachen und betrogenen Vaters kehrt in den Räubern wieder, die Familienintrigue ist die nämliche, und die Ereignisse gehen einen ganz parallelen Gang: Franz wie Wilhelm operirt mit böswilligen Berichten, mit Unterschlagung von Briefen, und flottes Leben, Duell, Schulden, Flucht von der Akademie, Uebernahme von Kriegsdiensten stehen in der Biographie Karl Moors wie in der seines romanhaften Vorläufers. So macht auch bei Schiller wie bei Schubart der heuchlerische Bruder des Mordplans gegen den Vater sich schuldig, und durch den verstoßenen, verschollenen Sohn wird hier wie dort der Schurke entlarvt. Bei soviel Uebereinstimmung sind äußere Zeugnisse für einen Zusammenhang kaum nötig; wenn aber die Litterarhistorie auf ihrem „Schein" besteht, sind sie zur Stelle. Hovens Bericht [1]) hat den Wortlaut: „Schiller . . . schrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Versuchen seine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem . . . Schwäbischen Magazin befindliche Erzählung gab . . . . . . Daß er diesen Stoff wählte, war eigentlich ich die Ursache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich geeignetes Sujet, aufmerksam gemacht, und meine Idee war, darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenstand, oder, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden, und was ihm auch selbst" — setzt Hovens philiströse Weisheit hinzu — „in der Folge leid gethan zu haben scheint." Deßgleichen erzählt Schillers Schwägerin [2]), zu den „Räubern" habe „die Geschichte eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters, im schwäbischen Magazin" den Stoff gegeben. Endlich bezeugt der Verfasser der „Fragmente, Schillers Jugendjahre betreffend [3])", „daß Schillern ein von Schubart herrührender Aufsatz im . . .

---

[1]) Selbstbiographie S. 55—56.

[2]) Schillers Leben von Karoline v. Wolzogen, S. 14 der 5. Aufl.

[3]) Der Freimüthige, Jahrg. 1805, Nr. 221.

Schwäbischen Magazin und zwar im Jahrgange 1775, S. 30 den ersten Gedanken zu seinen Räubern gab" [1]).

Es ist von Interesse, die Schubartsche Erzählung auf ihren Ursprung hin zu verfolgen, für uns nicht so sehr um Schubarts willen als vielmehr wegen der letzten Beziehungen des Schillerschen Stückes. Ihre älteste Fassung findet sich in einem Diktat in Briefform, welches der Präzeptor Christian Schubart im im Jahre 1768 seinen Schülern zu Geißlingen in die Feder

---

[1]) In Petersens handschriftlichem Nachlaß findet sich die Notiz: „Was im Freymüthigen 1805, Nr. 220 oder 221 behauptet wird, als habe ein Schubartischer Aufsatz (im Schwäb. Magazin 1775, S. 30) Schillern den ersten Gedanken zu seinen Räubern gegeben, ist durchaus ungegründet." Seit Hoffmeister (Nachlese zu Sch. I, 43) und Viehoff diese Notiz in Umlauf brachten, ist mancher Buchstabengläubige zweifelnd geworden. Ich darf die Frage nicht ganz umgehen. Zunächst muß es auffallen, daß Petersen handschriftlich bestreitet, was er doch publizistisch behauptet hat; man möchte irre werden an der bisher allgemein geltenden Annahme, daß Petersen der Verfasser des Artikels im „Freimüthigen" ist. Ich selbst bin von dieser Tradition nicht ganz überzeugt; zu ihren Gunsten spricht aber, daß nur ein Schillers Jugend sehr Nahestehender den Aufsatz geschrieben haben kann, spricht ferner die Uebereinstimmung des Berichtes mit manchen Angaben, welche sich außerdem lediglich in Petersens Papieren finden, sowie die unterzeichnete Chiffre: — ſ —. Und wer Petersens Nachlaß jemals in der Hand gehabt und diese losen, innerlich unordentlichen, immer wieder überarbeiteten Konzeptblätter geprüft hat, wird sich wenigstens nicht wundern, wenn er einmal Petersen mit sich selbst in Widerspruch findet. Es ließe sich denken, daß Petersen jene Notiz zu eigener Korrektur einer früheren Angabe sich flüchtig eingeschrieben hat. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, materiell ist seine Behauptung hinfällig; innere und äußere Gegenzeugnisse haben das Uebergewicht. Und wenn sich Petersen auf Schillers Aeußerung in der Selbstrezension der Räuber beruht, auf die Worte: „Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch [Karl Moor] seine Grundzüge dem Plutarch und Zervantes", so thut er dies in der Manier eines engen Kopfes. Denn das Eine schließt ja das Andere nicht aus. Freilich empfing der Räuber Karl Moor als dramatischer Charakter aus Plutarch und Cervantes Nahrung, und indem Schiller diese Taufpaten nannte, gab er seinem Stück Autorität und vornehmeren Rang; aber der Annahme, daß Schubarts Erzählung zu der Fabel des Stückes den ersten Phantasieanstoß gegeben habe, widersprechen Schillers Worte nicht im Geringsten.

gab [1]). Demnach hießen die ungleichen Brüder ursprünglich Wilhelm und Louis; ihr Vater ist mit den Worten eingeführt: „Nicht weit von Crailsheim wohnte ein vornehmer und ungemein reicher Anspachischer Beamter, mit Nahmen Herr von Buttwiz.“ Die Charakterschilderung ist die nämliche wie im „Schwäb. Magazin“; von Louis heißt es: „Wann er Geld hatte; so war er den Augenblick damit fertig. Was er nicht verthun konnte, das schenkte er seinen armen Kameraden. Man kann sich denken, daß man den guten Louis oft übel vor seinen Muthwillen züchtigte.

Doch Louis sezt den Huth aufs Ohr
Und blieb der Louis wie zuvor.

Doch weil er schön war, einen guten Kopf und ein zärtliches Herz hatte; so konnte ihn doch jedermann wohl leiden. Nur sein Bruder haßte ihn, weil er vor allem Muthwillen einen Abscheu hatte.“ Wilhelm „war in allen seinen Handlungen so langsam und bedächtlich, daß er niemahls einen Fehltritt trat. Ueberdieß war er ungemein haushältrisch.“ Auch der Verlauf der Begebenheiten ist fast der gleiche wie im „Schwäb. Magazin“; Louis' Reuebrief wird von Wilhelm zwar nicht unterschlagen, aber Louis von seinem Bruder so „häßlich abgemahlt“, daß man ihn ohne Antwort läßt. Der Hofmeister fehlt; dagegen ist die Mutter der beiden Brüder als „Frau Amtmannin“ eingeführt. Als nämlich Louis unerkannt und unter dem Namen Hans „anderthalb Stund von der Wohnung seines Vatters“ sich als Knecht verdingt hatte, kommt eines Tags der Bauer nach Hause und sagt: „Hanß, unsere Frau Amtmannin ist gestorben. Das gute Weib hat noch in ihrer lezten Stunde ihren Lips [Louis] gesegnet und Gott gebetten, daß er sich seiner erbarmen möchte. — Hanns lief wüthend zur Thür hinaus, gieng in seine Kammer, wälzte sich auf dem Boden und that, wie ein verzweifelter Mensch und vergoß eine ganze Fluth von Thränen“. Der Bauer wußte nicht, was er davon denken sollte.

---

[1]) Mitgeteilt von Adolf Wohlwill, „Beiträge zur Kenntniß Chr. F. D. Schubarts“, Archiv für Litteraturgeschichte VI, 343—391.

Und noch ein drittes Mal hat Schubart eine Bearbeitung dieses Sujets unternommen. Im Ulmischen Intelligenzblatt vom Jahr 1775, im 10—16. Stück, erzählt er die Geschichte wieder, in breiterer Fassung, mit der Absicht mehr zu motiviren, führt sie aber nicht bis zum versprochenen Schluß [1]). Wilhelm und Karl sind hier Halbbrüder, zweier Mütter Söhne; Wilhelm ist der gehorsame Zögling eines orthodoxen Pastors; die Brüder beziehen das Gymnasium zu Koburg, die Universität Leipzig; das Duell, in welchem Karl seinen Gegner tödtet, ist dadurch veranlaßt, daß letzterer behauptet hatte, „Weisses komische Opern wären dem Theater der Griechen, dem Shakespeare und Lessings sämmtlichen Schauspielen weit vorzuziehen.“ Karl tritt in ein preußisches Husarenregiment, zeichnet sich aus, rettet bei einem Ueberfall österreichischer Reiter einem Landedelmann im Erzgebirge Besitztum und Leben; dessen Tochter Leonore wird seine Geliebte. Hier bricht Schubart ab.

Es ist ein doppelter Gegensatz, in dessen Ausmalung sich Schubart gefällt: der geniale Kopf, und zwar das Kraftgenie des 18. Jahrhunderts, gegenüber dem Alltagsmenschen, dem Lernkopf, der mit Angeeignetem glänzt, dem Pedanten; und das von heißem Jugendblut bewegte, doch natürlich gute Herz gegenüber dem frostigen Egoisten, dem Sklaven einer konventionellen und heuchlerischen Moral. Dieses Thema ging nach beiden Seiten hin Schubart persönlich sehr nahe. Auch die biblische Parabel vom verlorenen Sohn war so recht nach seinem Herzen; als der verlorene, der reuig wiederkehrende Sohn erschien er in vielen Stunden sich selbst [2]). Ein episches Gedicht in Hexametern, „Der verlorene Sohn,“ schrieb er auf dem Hohenasperg; vier Gesänge waren vollendet, als Rieger, der Kommandant, die Papiere unter Drohungen ihm wegnahm, um sie zu verschleudern [3]). Er hat wiederholt daran gedacht, die Geschichte jener ungleichen Brüder in einem Roman auszuführen; sein zerstreutes Leben, seine Ab-

---

[1]) Vgl. Wohlwill, ebenda.

[2]) Vgl. seine Selbstbiographie I, 47 (Stuttg. Ausgabe v. J. 1839).

[3]) Ebenda II, 38.

neigung gegen zusammenhängende Arbeiten ließen ihn nicht dazu kommen. In die kürzeren und fragmentarischen Fassungen, welche vorliegen, trug er mehr und mehr Züge seines eigenen Wesens, Erfahrungen seines Lebens hinein. Vom Bruder Lustig wußte Keiner mehr zu erzählen als er selbst. Daß der schurkische der Brüder zugleich ein Frömmler, ein Orthodoxer ist, fehlt in der ersten Fassung noch ganz, in der dritten bildet es ein gewichtiges Motiv: Schubarts Bekanntschaft mit Zillings geistlicher Hantirung fällt in die Zwischenzeit. In dieser dritten Fassung bringt Schubart — nicht eben zum Vorteil der Erfindung wie der Erzählung — sogar Details aus seinem litterarischen Treiben und Meinen auf die Palette: Karls Erzieher ist Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Karl wird auf der Universität Leipzig als ein Freigeist verschrieen, „weil er die abscheulichen Gedanken äußerte: Gellert wäre nur ein rectifizirter Gottsched, Wieland verkaufe den Deutschen Tomback für Gold, Klopstock sei der Mann unserer Nation, die Sachsen seien Deutschfranzosen und die komischen Operetten verdürben den Geschmack."

Woher aber hat Schubart seine Geschichte, das stoffliche Substrat, welches aller Varianten ungeachtet doch immer sich gleich bleibt? Die Frage drängt sich auf die Lippen. Boxberger [1]) behauptet, Schubart habe seine Erzählung aus Fieldings Roman „Tom Jones" geschöpft. Nun weist allerdings die psychologische Zeichnung der Halbbrüder Tom Jones und Blifil mit dem Schubartschen Brüderpaar manche Aehnlichkeit auf; auch bei Fielding ist ein Jüngling von sanguinischem Temperament, von leichtsinnig-feurigem Blut, von sympathischer Erscheinung, ein Mensch, dessen Fuß oftmals strauchelt, dessen Herz aber voll natürlicher Güte, voll Edelmuts, zarten und tiefen Gefühles fähig ist, das Gegenbild einer kalten und armen Natur, eines korrekten, gemein-klug angelegten Menschen, eines trockenen Schleichers, der zum Schurken heranwächst. Aber die Intrigue ist doch ganz anderen Bestandes, und die Vorgänge, welche Fiel-

[1]) Deutsche National-Litteratur, historisch kritische Ausgabe von Joseph Kürschner. Schiller III, Einleitung S. III.

dings Roman erzählt, der Lebensgang des Tom Jones selbst, haben mit Louis-Karls Schicksalen kaum noch Uebereinstimmung. Blifil unterschlägt einen Brief, um seinem Onkel die nahe Verwandtschaft, in welcher dieser mit Tom Jones steht, zu verheimlichen; Tom Jones wird verleumdet, in die weite Welt geschickt und fällt — dies ist nun das eigentliche Thema des Romans — einer Reihe grobsinnlicher Liebesabenteuer anheim, während sein Herz mit reiner Glut einem edlen Mädchen, Sophie Western, ergeben ist. Sichtlich hat von den drei Fassungen, welche Schubart seiner Geschichte gegeben hat, gerade die früheste, die Geißlinger, am wenigsten Aehnlichkeit mit dem Fieldingschen Roman. Und wenn man erwägt, daß Schubart im Schwäbischen Magazin wie im Ulmischen Intelligenzblatt sich ausdrücklich zu der Absicht bekennt, er wolle durch diese Geschichte, die „aus den glaubwürdigsten Zeugnissen zusammengeflossen" sei, darthun, daß es auch in Deutschland Stoff zu interessanten Anekdoten, daß es auch bei uns Tom Jones und Blifils gebe, so ist doch eher zu folgern, daß er nicht eine Entlehnung aus Fielding machte, sondern eine psychologische Parallele gefunden zu haben glaubte. Im Ulmischen Intelligenzblatt sagt er geradezu, man solle nur die Augen aufthun, um bald bei den Deutschen „Charaktere genug zu bemerken, die von einem Cervantes, Richardson, Fielding, Voltaire, Arnaud, oder — was brauchts fremden Plunders? von unserm Wieland, Hermes, Nikolai, Mad. la Roche, Schmit, und dem Goldmann Göthe bearbeitet zu werden verdienten".

Ich glaube, daß die Erzählung Schubarts einen historischen Kern hat. Schubart gibt an, die Geschichte habe sich „mitten unter uns" zugetragen; im Geißlinger Diktat läßt er sie „erst kürzlich" passirt sein; er verlegt die Vorgänge nach Franken. Das klingt, alle poetische Lizenz in Anschlag gebracht, nicht so, als ob die Sache ganz aus der Luft gegriffen wäre. Schubart war aus dem fränkischen Teile von Würtemberg, aus Obersontheim nicht weit von dem damals zum Fürstentum Brandenburg-Ansbach gehörigen Crailsheim, gebürtig; seine Mutter stammte aus der gleichen Gegend; sein Großvater lebte im fränkischen Altdorf, sein Vater war dort geboren, Christian Schubart selbst

brachte in Nürnberg und nahe der fränkischen Grenze seine Jugendjahre zu: wohl möglich also, daß er hier Dinge wiedererzählte und umformte, von denen er Traditionen gehört hatte. Mit der Justiz sah es in ansbachischen Landen, zumal unter der Regierung des Markgrafen Karl Friedrich Wilhelm, ziemlich wild aus, und der Adel, sofern die Familie bei Hof in Gunst war, trieb was er wollte. Der Name von Buttwiz freilich ist, wie sich erwarten läßt, fingirt[1]). Meine Meinung wird erheblich unterstützt durch ein bisher übersehenes Zeugniß, ein Wort der Gattin Schillers, welche in ihrem Aufsatz „Schillers Leben bis 1787" bei Erwähnung der Umstände, welche die Verstimmung Herzog Karls bewirkten, anführt: „Hiezu kam, daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war sondern einen wahren Grund hatte[2])."

Das Geißlinger Diktat kann kaum in die Hände Schillers gefallen sein, und auch die Erzählung im Ulmischen Intelligenzblatt wird er schwerlich gelesen haben. Um so auffallender bleibt es, daß Karl Moor in den „Räubern", als er die Bande in seine Heimat führen will, die Weisung gibt: „Auf! Nach Franken!" daß der Schauplatz seiner studentischen Streiche Leipzig ist: beides Lokalitäten, welche nicht im Schwäbischen Magazin, wohl aber in jenen Dokumenten genannt sind. Möglicherweise hat Schillers Mitzögling, Ludwig Schubart, dem Dichter Ergänzungen gegeben; oder es ist diesem von anderer Seite her, unter Angabe

---

[1]) Ein Geschlecht dieses Namens findet sich weder in Kneschkes Neuem Allgem. deutschen Adelslexikon noch in Werken gleicher Kategorie. Das kgl. bair. Allgemeine Reichsarchiv zu München hat auf meine Bitte Recherchen angeordnet, in Folge deren das kgl. Kreisarchiv Nürnberg zur Anzeige brachte, daß als Inhaber des Crailsheimischen Oberamts zwischen 1749 und 1758 ein Freiherr von Pöllnitz erscheint; derselbe hatte zwei Söhne, Ludwig Karl und Karl Wilhelm, welche 1724 resp. 1726 geboren sind. Irgend ein Ausweis über Vorkommnisse in fränkischen Landen, welche den von Schubart geschilderten ähnlich wären, ist jedoch in den Akten nicht enthalten, und ich bemerke, daß eine Berechtigung, den Namen Buttwiz mit der genannten Familie in Beziehung zu bringen, nicht gegeben ist.

[2]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Stuttgart bei Cotta 1860, I. S. 88.

näherer Umstände, die historische Wahrheit der Schubartschen Erzählung bestätigt worden. Auch die Betonung der Schönheit Karls im Kontrast zu der abstoßenden Erscheinung seines Bruders, ein Zug, der bekanntlich in den „Räubern" wesentlich ist, fehlt im Schwäbischen Magazin, während das Geißlinger Diktat darauf Gewicht legt.

Ich unterscheide für die Erfindung der „Räuber" ein erstes und ein zweites Stadium. In jenem wirkt auf Schiller die Schubartsche Erzählung, und das Motiv vom verlorenen und wiedergefundenen Sohn spielt die Hauptrolle. Hier liegt der Accent noch auf einem christlich-religiösen Gedanken, wenn auch der interessante Antagonismus zweier Charaktere den Dichter beschäftigt. Im zweiten Stadium der Erfindung aber tritt der „verlorene Sohn" in den Hintergrund, das Drama wechselt den Namen: „Die Räuber werden die Parole." Das heißt das Schwergewicht des Stückes wird vom Psychologischen auf das Soziale verlegt. Jetzt erst wächst der Bau zu seiner Riesengröße. Erfahrungen über die wirkliche Welt, in welcher Schiller lebte, Einblicknahme in sozial-politische Zustände und eine energische innere Selbstbefreiung müssen diese Umwandlung begleitet haben. Auf den Titel „Der verlorene Sohn" greift Schiller später nur vorübergehend noch einmal zurück, als er aus Rücksichten auf Dalberg den politisch-revolutionären Charakter seines Stückes einigermaßen temperiren zu müssen meinte.

Nachdem zweifellos ist, daß die Erzählung im Schwäbischen Magazin zu der Dichtung der Räuber den ersten Phantasieanstoß gegeben hat, ist die Frage, welche stoffliche Vorlagen nebenher auf die Gestaltung der dramatischen Intrigue eingewirkt haben mögen, von untergeordneter Bedeutung. Der Litterarhistoriker verfällt allzuleicht in den Fehler, eine Entlehnung anzunehmen, wo nichts weiter zu konstatiren ist als ein analoger Gang der Phantasie, welche bei gleichartigem Anstoß in gleichartigen Bahnen operirte. Wenn jedes äußere Zeugniß für einen Zusammenhang, für die Bekanntschaft des Dichters mit der angeblichen Vorlage fehlt, wenn nicht auf Grund auffällig übereinstimmender Detailzüge eine Herübernahme sich unmittelbar in die Augen drängt,

so ist es schicklicher, der freien Phantasie des Dichters die Ehre zu geben als unter Entdeckerflagge müßigen Spürsinn zu pflegen. Ich muß jedoch einige teils historische teils litterarische Beziehungen des Schillerschen Stückes erwähnen, deren Existenz nicht geradezu von der Hand gewiesen werden kann. Falls eine Einwirkung stattgefunden hat, ist auch hier wieder Schubart, beziehungsweise sein Sohn Ludwig, der Vermittler. Zwar die Geschichte eines Herrn von Scheidlin, welcher, wegen Leichtsinns von seinen Brüdern in die Gewalt Herzog Karls gegeben, 28 Jahre lang und gleichzeitig mit Schubart auf dem Hohenasperg schmachtete, möchte ich kaum heranziehen. Auffallender aber ist eine gewisse Uebereinstimmung des Schicksals des alten Moor mit Vorgängen, welche die Romanze Schubarts „Der Fluch des Vatermörders“ erzählt. Diese Romanze ist allerdings erst 1783 gedichtet, so daß von einer litterarischen Vorlage keine Rede sein kann; aber ihr Inhalt kann im Schubartschen Familienkreise zuvor besprochen worden sein, und wenn der Stoff wirklich historisch ist, wenn es in der That „weit und breit bekannt“ war, daß der „Edelmann aus Bayerland,“ der seinen Vater „in einem alten schwarzen Turm“ gefangen hielt, „zu München auf dem Rade starb,“ so gab es Wege genug, auf welchen die Nachricht zu Schiller gelangen konnte. Schwerlich hätte Schubart in Ermanglung einer thatsächlichen Unterlage die Lokalität München so bestimmt genannt [1]).

---

[1]) Vgl. den Artikel im Schwäb. Merkur, Kronik vom 10. Juli 1881. Die oben zitirten Stellen sind aus Schubarts Romanze; die Entdeckung des Verbrechens erfolgt bei dem Hochzeitsfeste des Edelmanns durch die Brautführerin, ein „Fräulein Kunigunde“; der Alte stirbt, als die Befreier, die Häscher, nahen. Ich habe versucht, mit gefälliger Hilfe des kgl. b. Allgemeinen Reichsarchivs sowie des städtischen Archives zu München das Faktum zu ermitteln, welches Schubart den Stoff geliefert hätte. Am kgl. Kreisarchiv München ist die Mehrzahl der älteren Kriminalakten seit längerer Zeit makulirt, in den Justizakten der kgl. Archivzentralstelle fand sich kein annähernd ähnlicher Betreff. In einer Sammlung von Münchener Todesurteilen und Pasquillen auf arme Sünder, Bavar. 3006 I der kgl. b. Hof- und Staatsbibliothek, ist mir unter dem Datum 20. Jan. 1773 ein Fall begegnet, bei welchem es sich um die Einsperrung eines Vaters durch den

Auch an das von Lenz gedichtete Familiengemälde „Die beiden Alten" ist, wie es scheint, mit Grund erinnert worden [1]). Ob Schiller dasselbe gelesen hat, wissen wir freilich nicht; aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Veröffentlicht wurde das kleine Produkt, dessen dramatische Form ganz äußerliche Zuthat bleibt, im Jahre 1776; Lenz bemerkte im Vorbericht, daß er das Sujet einer Zeitungsanekdote „aus dem Languedok" entnommen habe; die Gewährleistung lehne er jedoch ab. Der Inhalt ist folgender. St. Amand, ein junger Kavalier, hat, umgarnt von den Ränken einer Koquette und ihres Bruders Valentin, der die Rolle des Haushofmeisters spielt, seinen alten Vater, den Oberst Rochefort, in ein Gewölbe gesperrt und für todt ausgegeben, um in den Besitz der väterlichen Güter zu gelangen. Angelika, Rocheforts Tochter, und ihr Gatte, Major Belloi, trauern in kindlicher Ergebenheit um den Vater. Das Geheimniß wird für die Verschworenen gefährlich, als General Rochefort, der Bruder des Obersten, auf das Schloß zu Besuch kommt; so gibt St. Amand dem Haushofmeister einen Wink, dem Alten den Garaus zu machen. Valentin, im Begriff, den Auftrag zu vollziehen, empfindet eine menschliche Regung, wirft den Dolch von sich und läßt die Thüre des Gefängnisses offen. Oberst Rochefort schleicht sich während der Nacht in den Garten, in welchem Angelika, Belloi und der General, von seltsamen

---

Sohn handelt; freilich fehlt der Name des Delinquenten, und die Umstände weichen teilweise ab. Das Stück hat die Ueberschrift: „Blutiger Schrecken-Spiegel aller ungerathenen Kinder öffentlich beschaut an dem Hinrichtungstage des N. N. Welcher seinen eigenen leiblichen Vater auf eine grausame Weise durch einen Messerstich ermordet" und enthält u. a. die Verse:

„Unerhörte Raserey, dem, der dich der Welt gegeben,
Der dir Blut und Leben gab, raubtest du so Blut als Leben!
Diesen ziehst du bei dem Haare, diesen sperrst du knechtisch ein,
Der so zärtlich für dich sorgte, als du noch warst schwach und klein."

Weiteres Detail ist nicht angegeben. Schubart war im Herbst 1773 in München.

[1]) Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. I. Aufl. II S. 919.

Ahnungen und Traumbildern bewegt, sich zusammengefunden haben; er zeigt sich ihren Augen, und stürmische Freude des Wiedersehens folgt auf jähen Schreck. Nun stürzt St. Amand herbei, wirft sich dem Vater zu Füßen und bekennt seine Schuld. Indem Oberst Rochefort Verzeihung gewährt, schließt die Szene so unwahr und abgeschmackt als irgend möglich: „Laß uns nun," sagt Angelika zu ihrem Gatten, „die Arie auf die Freude singen, die du mir neulich geschrieben hast;" „sie zieht ein Papier aus der Tasche und singt. Belloi akkompagnirt auf der Flöte." Die Zeitungsanekdote wußte nichts von einem so süßlichen Ausgang; der Sohn wurde, wie Lenz angibt, zur Strafe gezogen.

Welche Anregungen Schiller für die Aufnahme des Gedankens, seinen Helden zum Räuber zu machen, empfangen haben mag, werde ich entsprechend der vorhin aufgestellten Unterscheidung späteren Ortes zur Sprache bringen. Fürs Erste war die Thatsache zu verzeichnen, daß Schubarts Appell im Herzen Schillers Widerhall fand, daß von hier aus Schillers Phantasie empfangenen Stoff zu nähren und dramatisch zu gestalten begann. Und es ist bedeutsam, daß Schiller mit diesem Stoffe Lieblingsmotive der Zeit ergriffen hat: Bruderzwist und Brudermord, Vaterfluch und Vatermord spielen in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts eine mehr als vereinzelte Rolle [1]). Wie Verirrungen und Verbrechen in der Geschichte der Menschheit wiederholt einen epidemischen Charakter annehmen, so mußte eine Gesellschaft, welche den schrankenlosen Individualismus lehrte, in der Auflehnung gegen die Herrschaft der natürlichen Bande eine gefährliche Klippe finden. Es ist begreiflich, daß der Zeit Spiegel, die Dichtung, zumal die tragische, Konflikte und Probleme dieser Art, sofern sie psychologisch vertieft und künstlerisch behandelt werden konnten, in ihren Kreis zog. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. In der Gegenüberstellung von Charakteren, wie sie ungefähr in den Figuren der Schubartschen Karl und Wilhelm erscheinen, glorifizirte die Geniezeit ihre liebsten Ideale,

---

[1]) Vgl. August Sauer, Die Sturm- und Drangperiode, Bd. 79 der Deutschen National-Litteratur, herausgegeben v. J. Kürschner.

brandmarkte sie die Träger ihres besten Hasses. Hart aneinander stießen damals „Genie und hausbackene Amtsweisheit, Gefühlsüberschwang und kühle Vernunft, Schrankenlosigkeit und einengende Convenienz, Leichtsinn und Philistermoral, Vagabundenthum und Schwerfälligkeit, große Wirthschaft und kleinliche Berechnung, Natur und Raffinement, Ideal und platte Wirklichkeit, edle Schwärmerei und Gemeinheit" [1]). Solche seelische und gesellschaftliche Kontraste vermochte die Dramatik nicht wirksamer ins Leidenschaftliche zu steigern, als wenn sie divergirende Naturen „in den engen Raum einer Familie zusammendrängte" [2]), wenn zwischen Blutsverwandten, zwischen Brüdern der Kampf der Anlagen und Neigungen austobte. In bewußtem Wetteifer oder mit instinktiver Uebereinstimmung griffen die Talente nach diesem dramatischen Problem. Von den drei Stücken, welche auf das Ackermann-Schrödersche Preisausschreiben des Jahres 1775 in Hamburg einliefen, hatten nicht nur die Dramen von Leisewitz und Klinger, sondern auch das dritte Stück „Die unglücklichen Brüder" den Brudermord zum Thema [3]). Und doch war im Preisausschreiben ein Sujet dieser Art keineswegs verlangt worden. Noch vor Abfassung der „Zwillinge" ist Klingers Trauerspiel „Otto" gedichtet; auch in ihm begegnen uns ungleiche Brüder im Kampf, Karl und Konrad, die Söhne des Herzogs; jener ein offener Held, der schon als Knabe für Größe schwärmt, dieser ein Pfaffenknecht und ein Intriguant, dem der Vater zum Opfer fällt. Aehnliche Charaktergegensätze wiederholen sich in Klingers „Stilpo und seine Kinder," der späteren Stücke nicht zu gedenken. So folgte das Drama Schillers dem Zuge der Zeit; und er hatte ja selbst im „Cosmus von Medici" Wege gleicher Richtung betreten.

---

[1]) Erich Schmidt, Lenz und Klinger, Berlin 1878. S. 85.

[2]) Ebenda, S. 86.

[3]) Der Verfasser ist ungenannt. Aug. Sauer in Kürschners Deutscher National-Litteratur, Einl. zu Klinger, vermutet in dem Stück die erste Fassung der „Galora von Venedig" von Traugott Benj. Berger. Daß Klinger durch Miller von Leisewitzens Plan Kenntniß hatte, ist nicht unwahrscheinlich; vgl. Erich Schmidt, Lenz und Klinger, S. 81 u. 65.

Die Arbeit scheint bald ins Stocken geraten zu sein; erst im Jahr 1780 kam sie in ungehemmten Fluß. Medizinische, wissenschaftliche Studien überhaupt drängten sich dazwischen; die Jahre 1778 und 1779 sind es vorzüglich, für welche sich Schiller mit Hoven das Versprechen gab, in der „Poeterei eine Pause zu machen" [1]) und das medizinische Fachstudium ausschließlich zu pflegen. Der Entschluß wurde plötzlich ins Werk gesetzt, noch vor Ablauf des Jahres 1777, mit schwerer Selbstüberwindung; aber Schiller wie Hoven fühlten, daß kein anderes Heil sei, wenn man nicht in der Medizin, wie zuvor in der Jurisprudenz zurückbleiben, wenn die Vollendung des akademischen Studiums nicht gänzlich in Frage gestellt werden sollte. Und in diesen Zwischenjahren erst reifte der Jüngling Schiller zu dem Mann, der aus seinem dramatischen Konzept das machen konnte, was jetzt vorliegt: Die Räuber.

So ist es der Gang der Thatsachen, welcher uns anweist, Schillers Verhalten zur Schule wieder in engerem Sinne ins Auge zu fassen. Bevor ich jedoch den Betrieb seiner Studien schildere, möchte ich eine Bethätigung unseres Freundes zur Sprache bringen, welche, von der Schule veranlaßt, doch auch seine Produktivität in einige Mitleidenschaft zieht. Ich meine jene befohlenen oder halbfreiwilligen Leistungen, mit welchen der junge Schiller zur Verherrlichung der von der Militärakademie veranstalteten Feste beitrug. Es scheint mir passend, diese Produkte als eine zusammengehörige Gruppe zu besprechen, wenn sie auch auf mehrere Jahre sich verteilen. Denn wie sie sämmtlich auf äußeren Antrieb, gelegentlich und zu Ehren des Herzogs oder der Gräfin von Hohenheim entstanden sind, so tragen sie alle ein mehr oder weniger unfreies, offizielles, höfisches Gepräge; und während sie uns nach einer bestimmten Seite hin mit Schiller, dem Zögling, bekannt machen, führen sie uns zugleich in gewichtige Fragen der Charakterbildung und der allgemeinen geistigen Entwicklung des Dichters mitten hinein.

---

[1]) S. den Brief Schillers an Körner vom 2. Febr. 1789. Des Vorsatzes gedenkt auch Hoven, Selbstbiogr. S. 45. Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 23.

Mehrmals wurde Schillers poetisches Talent für Festivitäten in Anspruch genommen. Wir hören von einem „kleinen Vorspiel" „Der Jahrmarkt", welches auf den Geburtstag des Herzogs verfaßt und von Zöglingen im akademischen Gebäude aufgeführt wurde; es „verrieth schon den genialischen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in alle Formen zu wandeln weiß" [1]). Weitere Angaben fehlen; auch die Jahreszahl ist nicht zu bestimmen. Inschriften für ein Hoffest nach einem von Schillers Hand geschriebenen Blatt hat v. Keller publizirt [2]); er gab auch den ersten authentischen Abdruck zweier Glückwunschgedichte, welche Schiller auf den 4. Oktober, das „Nahmens Fest Ihro Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim" verfertigt hat [3]). Sie führen den Titel „Empfindungen der Dankbarkeit". Aus dem Wortlaut der Inschriften läßt sich erkennen, daß es sich auch hiebei um eine Feier zu Ehren Franziskas handelte; und zwar paßt die Devise „Tugend und Grazien wetteiferten sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward" vielleicht eher auf ein Geburtstags- als ein Namensfest. Wir wissen, daß im Jahre 1778 der Geburtstag Franziskas hochfestlich begangen, daß ihr zu Ehren ein von Poli in Musik gesetztes Festspiel „Das Denkmal des besten Herzens" aufgeführt wurde; Zöglinge der Militärakademie und Demoiselles des Fräuleininstituts wirkten mit [4]). Da jedoch die nämliche Vorstellung, welche jene Devise enthält, in dem einen der Glückwunschgedichte wiederkehrt, so hat es fast den Anschein, als wäre das Gedicht eine Ausführung der Devise, als fielen die Inschriften und die Glückwunschgedichte, aus gleichem Impuls entstanden, zeitlich zusammen. Eine Jahreszahl ist nicht überliefert; Hoffmeister setzt für die Gedichte das Jahr 1778 an, doch ohne Begründung, und vielleicht sind sie füglich nicht früher zu datiren, da die Diktion bereits eine

---

[1]) Der Freimüthige 1805, Nr. 220.

[2]) Beiträge zur Schillerlitteratur, S. 21.

[3]) Ebenda, S. 22 ff. Die Originale, wie auch die der Inschriften, sind in Privatbesitz.

[4]) Vgl. Emma Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, S. 98—99.

ziemliche Gewandtheit zeigt. Die Devisen um „ein brennendes Herz“ u. dgl. sind freilich etwas jahrmarktmäßig.

Der erste dieser Glückwünsche, im Namen der Akademie dargebracht, preist Franziskas „seegenvollen Anblik,“ den Ruhm ihres Namens, die Harmonie ihres Lebens, weist auf die Gefeierte hin als auf die „belohnte Tugend“. Der zweite, verfaßt für die Ecole des Demoiselles, legt der jungfräulichen Sprecherin die Worte in den Mund:

„Doch wenn auch das Gefühl, das unser Herz durchfloßen,
Bei aller Liebe reichlichem Genuß
Womit Sie Edelste! uns übergoßen,
Erröthen und erlahmen muß, —
So hebt uns doch das seelige Vertrauen:
Franziska wird mit gnadevollem Blik
Auf Ihrer Töchter schwaches Opfer schauen —
Franziska stößt die Herzen nie zurük!
Und feuervoller wird der Vorsaz uns beleben,
Dem Meisterbild der Tugend nachzustreben.“

Es mag nun noch halb als jugendliche Naivetät gelten, daß hier aus Mädchenmund die Meisterschaft in der Tugend einer Dame zugesprochen wurde, welche sich auf alle Fälle kein Opfer auferlegt hatte; und auch der Galanterie des Jünglings, der „Franziskens holdes Himmelbild“ vor sich sah, wird man ein Stück Nachsicht gewähren müssen. Aber weit unleidlicher sind Ausdrücke der akademischen Festreden Schillers. Hier hilft schon die prosaische Form dazu, die Schmeichelei nackter erscheinen zu lassen, während alle poetische Form durch sich selbst den Inhalt der Empfindung idealisirt und eben damit von der direkten Nähe gemeiner Wirklichkeit entfernt. Die erste dieser Reden fällt in das Jahr 1779 und galt der Geburtstagsfeier der Reichsgräfin, dem 10. Januar. Schiller war an diesem Tage in doppelter Weise engagirt, als Schauspieler und als Redner. Denn man führte ein von Balthasar Haug verfaßtes Festspiel auf, „Der Preiß der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen, zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts-Tag“, wobei Zöglinge der Militärakademie und Demoiselles des Instituts in der Rolle von

Schäfern, Bauern, Göttern, Faunen und Nymphen auftraten. Die Szene war Hohenheim, nachher der Parnaß; Schiller hatte als „Görge, ein Bauer" einige Verse zu sprechen [1]). Bedeutsamer ist sein Anteil als Festredner, als Bearbeiter des vom Herzog gegebenen Themas: „Gehört allzuviel Güte, Leutseeligkeit und große Freygebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" [2]) Daß Schiller der Verfasser dieser Rede ist, steht außer Zweifel; ob er sie wirklich gehalten hat, will die historisch-kritische Ausgabe Goedekes dahingestellt sein lassen. Aber der Beweis dafür scheint mir vorhanden zu sein in der handschriftlichen Notiz Petersens [3]): „Da er [Schiller] schon um diese Zeit in der Akademie in dem Ruf eines ausgezeichneten Kopfes stand, so ward er vom Herzog Karl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen. Die früheste dieser Reden ist noch übrig. Die Frage, die er bei einer großen Versammlung, bei einer feierlichen Gelegenheit (bei dem Geburtstagsfest der Reichsgräfin von Hohenheim, am 10. Januar 1779) zu beantworten hatte . . . lautete: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?"

Schiller löste den dialektischen Teil der Aufgabe nicht ohne Geschick; er findet das Wesen der Tugend in der Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand, er definirt die Tugend als das harmonische Bild von Liebe und Weisheit; „Der Weise," schließt somit Schiller, „ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber er behauptet seine Würde." Der Redner wirft einen Blick in die Geschichte, prüft prangende Thaten auf

---

[1]) Vgl. Boas-Maltzahn, Schiller's Jugendjahre, I, 158 ff.

[2]) Vgl. Adalb. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitteratur (als Festgruß der Universität Tübingen zum 400. Jahrestag der Stiftung der Universität Basel), Tübingen 1860, S. 7—16. Die Rede Schillers befindet sich unter 29 von den Verfassern auf den 10. Jan. 1779 eigenhändig geschriebenen Reden in einem Prachtband, welcher ehedem im Besitz der Reichsgräfin Franziska war; jetzt ist derselbe in die Bibliothek des Freiherrn Gottlob von Süßkind zu Bächingen a. d. Brenz übergegangen. Franziska war Eigentümerin des Schlosses Bächingen.

[3]) Abgedr. bei Karl Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken, Stuttg. und Tüb. bei Cotta 1841, IV, S. 41.

ihre innerste Quelle, geht von der philosophischen und historischen Beweisführung zur psychologischen über; zitirt mehrere Verse aus dem siebenten Gesang der Messiade, sodann aus Klopstocks Ode „Für den König“ die Stelle:

„Große Wonne ist es, vor Gott gelebt zu haben!
Gute Thaten um sich in vollen Schaaren
Zu erbliken. Sie folgen
Alle nach in das ernste Gericht!“

und fährt nun fort: „Wo eine herrliche That, je zur Glückseligkeit der Menschen von Menschen unternommen — je mit mehr Liebe erdacht — je mit mehr Weißheit vollendet — Wo je eine mehr Nachahmung Gottes — Wo also eine höhere Tugendhafftere That als die Bildung der Jugend? Diese ist mehr denn Schaar. Auch diese, Durchleuchtigster Herzog! folgt nach in das ernste Gericht!!“

Noch einmal wird vergangener Zeiten gedacht, Mark Aurel als das Muster der Herrscher gepriesen, noch einmal wendet die Rede sich an den anwesenden Fürsten: „Aber was soll ich noch lange Geschichte voriger Zeiten durchirren, Muster edler Güte und Leutseeligkeit aus den verwehten Trümmern des Alterthums hervorzuheben? Durchlauchtigster Herzog! Nicht mit der schaamroth machenden Heuchelrede kriechender Schmeicheley (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) — Nein — mit der offenen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen: Sie ists, die liebenswürdige Freundinn Carls — Sie die Menschenfreundinn! — Sie, unser aller besondere Freundinn! Mutter! Franciska! Nicht den prangenden Hof, die großen Carls nicht, nicht meine hier versammelten Freunde, die alle glühend vor Dankbarkeit den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — Nein! die Armen in den Hütten rufe ich izt auf — Tränen in ihren Augen — Franciska! — Tränen der Dankbarkeit und Freude — Im Hertzen dieser Unschuldigen wird Franciskens Andenken herrlicher gefeyert, als durch die Pracht dieser Versammlung. Wenn dann der gröseste Kenner und Freund der Tugend Tugend belonet? — Carl — wo hat Ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Carl — feyert das Fest von

Franciska! — Wer ist größer der so Tugend ausübt — oder der sie belohnet? — Beedes Nachahmung der Gotheit! — Ich schweige — Aber ich sehe — ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie neidisch über uns seyn — ich sehe sie an diesem und — noch einem — Feste versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmählern ihrer Voreltern, sie suchen — suchen — Wo ist Carl, Wirtembergs trefflicher Carl? Wo ist Franciska, die Freundin der Menschen?"

Diese kühne Apostrophe, ein fast raffinirt rhetorisches Kunst- und Effektstück, macht den Schluß. Eine Verlegenheit, ein Skrupel scheint weder die gefeierte Dame noch ihren erhabenen Freund angewandelt zu haben. Vielmehr fand man den Redner so angenehm, daß Schiller auch für das Jahr 1780 den Auftrag erhielt, am Geburtstag der Gräfin pro rostris zu sprechen. Und wieder mußte gerade „die Tugend" das Thema sein, als ob nicht weibliche Delikatesse wie politische Klugheit geboten hätten, die Kritik nicht mit Gewalt zu provoziren. Im kleinen Theater zu Stuttgart wurde zur Feier des Tages „Sophie oder der gerechte Fürst" aufgeführt, im Opernhaus Demofoonte; den Erfolg des Festredners aber verkündigte diesmal Haugs Magazin [1]): „Hr. Schiller, ein geschickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Jan. in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend."

Die Rede Schillers über: „Die tugend in jhre folge betrachtet" — so lautet die handschriftliche Anweisung des Herzogs [2]) — ist in ihrem Gedankengang strenger, planmäßiger, als die im Jahre zuvor gehaltene, zugleich in der Form ruhiger. Schiller charakterisirt auch hier die Tugend als „weises Wohlwollen"; und indem er die Wirkung eines solchen Verhaltens „auf das Ganze" prüft, findet er, daß ein weiser, wohl-

---

[1]) Schwäb. Magaz. Jahrg. 1780, S. 53.

[2]) Das Blatt ist im kgl. geheimen Haus- und Staatsarchive zu Stuttgart verwahrt. Die Rede selbst ist aus dem Besitz der Gräfin Franziska an ihren Verwandten, den Reisemarschall Frhn. v. Böhnen, gekommen. Vgl. Keller, Beiträge z. Sch. S. 27 und Goedekes histor. krit. Ausg. I, 102.

wollender Mensch „die Geisterwelt", d. h. die geistigen Wesen der durch Liebe verbundenen Schöpfung vollkommener, glücklicher macht; „diß sind die äußern Folgen der Tugend". Aber der Tugendhafte macht auch sich selbst vollkommener, glücklicher, er gelangt zu einem unaussprechlichen Gefühle von Seligkeit; „diß sind die innern Folgen der Tugend", die „Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst". Den Uebergang vom psychologischen Raisonnement auf den Preis der fürstlichen Person nimmt Schiller mittelst der nämlichen Vorstellung, mit welcher die Rede des Jahres 1779 geschlossen hatte: „Meine Freunde! Welche Sonne rückt vor meine staunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zu dem Grabmal eines Fürsten — (ach, eines Fürsten, den ich Vater nennen darf,) hinzudrängen, seh' ich sie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tausend — Millionen segnend einen Einzigen?" Nun wird des Herzogs Verdienst um die Jugendbildung gefeiert, der „Gehülfin" gedacht, „welche dieser große Freund der Tugend zu seinem erhabenen Werk sich erwählte," die Zuhörer werden in Mitaktion gesetzt: „Steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude auf jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen? — Tränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater, Tränen des Danks auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!" Hiemit schließt der erste Hauptteil der Rede, die Untersuchung der Folgen der Tugend auf das Ganze; aber symmetrisch kehrt auch der Ausgang des zweiten Teiles auf die fürstliche Person zurück: „So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglükt — Dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben, dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu seyn — — dieses Gefühl — — Erlauchte Gräfin! Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend.

— Eine einzige fallende Träne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient sie zu weinen!" Letztere Wendung stammt aus Klopstock, aus dem siebenten Gesang der Messiade [1]).

Noch muß einer dritten Rede Erwähnung geschehen, doch nur um zu konstatiren, daß sie mit Unrecht Schiller zugeschrieben wurde. Betitelt „Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst aufgegebenen Frage, ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sey, wie die eines Privat-Mannes," fand sie sich in den Akten des kgl. geh. Haus- und Staatsarchives zu Stuttgart; der Name des Verfassers scheint ausgeschnitten zu sein, von späterer Hand ist „Schiller" beigeschrieben; der Schlußsatz bricht ab. Die erste Publikation gab Adalb. v. Keller in seinen „Beiträgen zur Schillerlitteratur"; den Zweifel an der Echtheit, welchen Keller damals noch aussprach, nahm er in der „Nachlese zur Schillerlitteratur" zurück, und auch Goedeke glaubte den Abdruck in der historisch-kritischen Schillerausgabe zulassen zu dürfen. Indessen war es immer unsicher, ob das Manuskript die Handschrift Schillers aufweise; und nachdem neuerdings v. Schloßberger aus den Stuttgarter Archivalakten den Nachweis führen konnte [2]), daß die Rede auf den 10. Januar 1781, auf einen Tag also, an welchem Schiller nicht mehr Zögling war, verfaßt wurde, ist ihre Unechtheit außer Frage gestellt, wenn auch der Name des Autors nicht zu ermitteln war. Mit diesem Resultat glaube ich jedoch die Annahme verbinden zu dürfen, daß die bezeichnete Rede nicht ohne Einfluß Schillers entstanden ist. Eine Prüfung des Inhalts ergibt nämlich Folgendes. Die Diktion ist weniger fertig und abgerundet, sie ist, wie Goedeke sich ausdrückt, „anfängerischer" als

---

[1]) Messias VII, 425—426; bemerkt v. R. Borberger, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausg. v. Fleckeisen und Masius, Jahrg. 1869, II. Abt. S. 162. Sokrates erscheint im Traume der Gattin des Pilatus; sie vernimmt die Worte:

„. . . . Und Eine der redlichen Thränen des Mitleids
Einer Welt gleich! Verdiene du, sie zu weinen!"

[2]) Archivalische Nachlese zur Schillerlitteratur, S. 31—32.

die der Reden über Güte und Leutseligkeit und über die Folgen der Tugend. Die Behandlung der Begriffe Tugend, Freundschaft, Glückseligkeit stimmt sehr merklich mit Schillers Denkweise überein. Letzteres ließe sich freilich auch dahin erklären, daß beide, Schiller und der Autor der Rede, aus gemeinschaftlicher Quelle geschöpft haben, aus den philosophischen Vorträgen an der Militärakademie. Nun aber findet sich im Texte der Rede über Freundschaft eines Fürsten mit den Zitatzeichen eine Strophe, welche nichts weiter ist als eine verschlechterte Variante der von Schiller in ein Stammbuch eingetragenen, durch seine Namensunterschrift und den Beisatz m. c. (medicinae candidatus) autorisirten Verse:

> „Seelig ist der Freundschafft himmlich Band,
> Sympathie, die Seelen Seelen trauet,
> Eine Träne macht den Freund dem Freund bekannt
> Und ein Auge das ins Auge schauet;
> Seelig ist es, jauchzen wenn der Freund
> Jauchzet, weinen mit ihm, wenn er weint —" [1])

Dieser Stammbucheintrag Schillers fällt spätestens in das Jahr 1780; der Verfasser der Rede erscheint somit als der von Schiller entlehnende Teil. Hiezu halte man den Schlußpassus, die Worte: „Aber was soll ich noch lange in der Geschichte Jahrhunderte durchirren, Muster ächter Freunde in den modernden Alterthümern aufsuchen. Finden wir nicht in unsern Tagen das gröste an Carl und Francisca? Thränen der Freude entfallen dem Auge, Thränen des Danks steigen zu dem Unendlichen auf, daß er Sie schuf, daß er Ihr Daseyn verliehe, dann vereint mit Ihrem erhabensten Freunde, verlieh Sie Weisheit und Tugend dem Menschen Geschlechte — Ich schweige — Aber ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre, weinen um Carl und Francisca, segnend die Vorwelt, daß sie durch solche Freunde regiert, daß sie durch Freunde beglükt —". Diese Phrasen erinnern an die Rede Schillers vom Jahre 1779, ja die hier durchschossenen Stellen sind mit

---

[1]) Goedeke, historisch-krit. Ausg. I, 361.

Wendungen Schillers identisch. Das ist nicht Zufall. Ich glaube somit, daß der Verfasser entweder eine Abschrift der Schillerschen Rede vor sich hatte und seine eigene Arbeit dieser ähnlich zu machen suchte, da ja Schiller in den Ruf eines vorzüglichen Rhetors gekommen war; oder daß Schiller persönlich dem jüngeren Zögling geholfen hat. Zwischen dem Austritt Schillers aus der Militärakademie und dem Tag, an welchem die fragliche Rede den Professoren zur Begutachtung übergeben wurde, dem 3. Jan. 1781, liegen nur wenige Wochen.

Die Reden über Güte und Leutseligkeit und über die Folgen der Tugend sind als früheste Niederschläge der philosophischen Anschauungen Schillers, als Dokumente seiner Jugendphilosophie von reicher Bedeutung. Ich glaubte mich jedoch an dieser Stelle auf wenige inhaltliche Hinweise beschränken zu sollen; denn zerstreut, sich gegenseitig stützend und erklärend begegnen uns solche Aeußerungen eines bestimmt gearteten spekulativen Denkens in Schillers Jugendschriften überhaupt, und eine abschließende Erörterung dieser Seite seines Wesens wird am füglichsten dann erfolgen, wenn uns die Chronologie bis zu jenem Punkte geführt hat, an welchem Schiller zum ersten Male das Resumé seiner philosophischen Anschauungen zieht und sie zu einer Art von System verbindet. Das geschieht in den „Philosophischen Briefen", oder besser, in der „Theosophie des Julius". Hier aber, wo uns die Bethätigung Schillers als die eines Zöglings der Militärakademie im Vordergrund steht, interessirt uns zunächst der menschlich-psychologische Wert jener Produkte und ihr schriftstellerischer Charakter im Allgemeinen.

Nicht von kurzer Hand kommen wir darüber hinweg. Die Reden Schillers haben Gedankengehalt, Originalität, Pathos, einen großen Zug; aber sie enthalten, objektiv, nach ihrem Wortbestande genommen, ohne Frage ein schmeichlerisches Element, und der Fluß einer feurigen Empfindung wechselt in ihnen mit dem Stelzengang hohler Rhetorik. Wir fühlen uns abgestoßen und dieser Widerwille wächst, sobald man sich sagt, daß in dem nämlichen Jahre, in welchem der Redner mit panegyrisch-überlautem Bombast, mit den Ausdrücken unbegrenzter Verehrung

den Herzog feiert, die Räuber, das Sturmdrama der Freiheit, geschrieben sind: der jugendliche Schiller selbst, sein persönliches Verhalten scheint einer Entschuldigung und Erklärung zu bedürfen.

Indem wir zu einem billigen Urteil zu gelangen suchen, werden wir uns vor Allem vergegenwärtigen, daß jene Reden von der Schule aus veranstaltete, erwartete, befohlene Ovationen sind, daß die gleichen Versicherungen aus dem Munde fast Aller widerhallten, welche in der Akademie aus- und eingingen, daß maßlose Lobspenden zu Ehren des Stifters gewissermaßen zur Verfassung der Akademie gehörten. Ich werde auf diesen Punkt nachher ausführlicher zurückkommen. Aber schon um deßwillen können Schillers Festreden als Ausdruck seiner Empfindungen nur für übermalte, mit fremden Farben überdeckte Bilder gelten. Ihr Stil verliert sich um so unvermeidlicher in übertriebenen Schwulst, je mehr den einzelnen Partien die innere Wahrheit mangelt; und in der unerträglichen Art, wie hier durch gehäufte Gedankenstriche, durch emphatischen Ausruf und gesuchte Wiederholungen der Satzbau zerhackt ist, spiegelt die Gewaltsamkeit der Arbeit, die Zerstörung des reinen Flusses einer unverkünstelten Empfindung sich wieder. Ja, es ist, als ob man das gehaltlose Aufquellen des Wortbaues, das Fortranken rein stilistischen Spieles ohne erfüllenden Begriff auch in der syntaktischen Redeform wiederfände; wie z. B. bei jener vorher zitirten Stelle, welche zu den Worten: „Dieses Gefühl" eine Gedankenfortsetzung endlich nicht mehr findet, so daß, da ja wirklich nichts mehr zu sagen ist, ein maskirender Gedankenstrich eintritt, und die Anrede: „Erlauchte Gräfin" die Aufgabe hat, weiter zu helfen. In ähnlicher Verlegenheit scheint sich eine zweite Stelle der Rede über die Folgen der Tugend zu befinden; dort möchte ein Satz, mit „wenn sie" begonnen, nach Vorgängern gleicher Konstruktion ein neues Ehrenprädikat aussagen; aber das letzte, „wenn sie" weiß kein Verbum mehr aufzubringen. Doch in Wahrheit ist ja hier kein Stocken, sondern diese Dinge sind schulmäßig eingelernte rhetorische Figuren.

Die Phrase war in der fürstlichen Anstalt zu Hause. Un-

natur, Lüge war schon die tausend- und tausendmal wiederkehrende Fiktion, als stünde der Herzog in einem Vaterverhältniß zu den Zöglingen, das ewige Gerede vom „zärtlichen Vatter" und den „theueren Söhnen"; an diesem Beispiel gewöhnte man sich, ehrliches Wort zu mißbrauchen. Und nun die Art der Redethemata! Als den ersten Mißgriff in dieser Richtung haben wir die Frage des Jahres 1774: „Welcher ist unter euch der geringste?" kennen gelernt; aber fast noch verwunderlicher, gesucht-spitzfindig wie pädagogisch außerordentlich ungeschickt, werden des Herzogs Einfälle in späterer Zeit. Man lese die Titel der sämmtlichen Reden nach[1]), welche derselbe im Jahr 1779 auf das Geburtsfest der Reichsgräfin ausarbeiten ließ; sie erregen billig Erstaunen. Auf den Begriff Tugend beziehen sich nahezu alle; das war ja Serenissimi Lieblingswort, das Papiergeld, mit dem er überall zahlte. Was aber soll man dazu sagen, daß darunter Aufgaben vorkommen, zu bearbeiten von Halbknaben, wie folgende: „Versuch einer Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst aufgegebenen Frage ob Tugend beim schönen Geschlecht eine Folge der Jahre, oder der Erziehung seye?" Oder die Frage: „Ob große Seelen des weiblichen Geschlechts die Standhaftigkeit der männlichen erlangen können?" Oder die Frage: „Was größer sey? eine männliche oder weibliche schöne Seele?" Konnte bei solchen Zumutungen die Jugend Anderes leisten, als Redensarten, geschraubt in der Form und affektirt in der Empfindung?

Was aber den jugendlichen Schiller betrifft, so ist auch dies wohl zu berücksichtigen, daß ein guter Teil der Ueberladung, der gesteigerten Bilder auf Rechnung schweifender Phantasie kommt. Er mag mit halbem Widerstreben seines Gefühles die Aufgabe übernommen haben; wenn er sich aber einmal dazu verstanden hatte, so war die Bewegung seiner Phantasie, die sich des Stoffes bemächtigte, ihn hob, verschönerte, in Kontrasten und Schilderungen wirksam zu machen suchte, gewissermaßen ein freier Akt der nach Neigung sich vollziehenden Produktion, und der

[1]) Bei Adelb. v. Keller, Nachlese z. Schillerlitteratur, Nr. 2.

Redner fand sich auf einem Wege, wobei ihm sein Gegenstand ein Geschöpf der Einbildungskraft wurde. Er preist in letzter Instanz nicht den Herzog Karl, so persönlich er an diesen sich wendet, sondern das Bild eines guten, wohlthätigen, hochsinnigen Fürsten, wie ein solches seine Vorstellung erfreute.

Am anstößigsten ist vielleicht die Versicherung: „Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt.“ Aber als hätte er sich beeilt, diese Unwahrheit auszumerzen, läßt Schiller seinen Räuber sagen: „O über euch Pharisäer! ...... ihr wähnt, mit diesen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Grossen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen.“

Und wie unschuldig ist doch wieder eine Art von Schmeichelei, welche den anwesenden Fürsten und die erste Dame des Hofes inmitten ihrer Lebenslust an den Nachruhm zwar, aber damit auch an Tod und Grab zu erinnern und mit Ausmalung der sich daran knüpfenden Vorstellungen zu unterhalten unternimmt! Das hätte in keines strebsamen Höflings Konzept gepaßt; diese Ungeschicklichkeit ist eine Bürgschaft für des Redners Unschuld. Ja wenn man über das Echauffement einzelner persönlicher Wendungen hinwegsieht und in das Auge faßt, was im Uebrigen von Regententugenden und Regentenpflichten vorgebracht ist, so befindet man sich nirgends anders als im Geleise der freien und großen Vorstellungen, die in jenen Jahren Schillers Eigentum wurden. Man darf nur die geschichtlichen Exkurse nachlesen, welche der Redner zur Unterstützung seiner Argumente veranstaltet. Da wird Julius Cäsar verworfen, „er, den so hoch erhob der Thoren läppischer Mund“, „wird dahinflattern auf der Waage der Gerechtigkeit Gottes, überwogen unendlich weit von Einer — Einer mitleidigen Träne in Hütten geweint;“ er wird verworfen, „denn Herrschsucht war seine Neigung, Ehrgeitz die Quelle seiner That!“ Da wird Augustus verworfen, „die Larve seiner Absichten“ wird ihm heruntergerissen, darum daß er „Roms Männerseelen entnerven wollte durch sanfftes — wollüstiges Gefühl, daß nimmer sie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm“,

darum daß er „prangen sehen wollte seinen Nahmen im Liede bestochener Sänger“. Da ist von „Großen mit Pöbelhaffter Seele“ die Rede, von „Gewissensmartern der Tyrannen“ und dem über sie ergehenden Gottesgericht, und kein ruhmwürdigeres Bild wird in der Geschichte eines Jahrtausends gefunden, als das des Ossianischen Cathmor, der ungemessene Fülle der Wohlthaten spendete, aber sich selber „verbarg tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören“. Das Alles ist aus keinem andern Geiste gesagt als aus dem in den Dramen der Jugend sich erhebenden, und es konnte an dieser Stelle überhaupt nur ausgesprochen werden, wenn zugleich der gegenwärtige Landesfürst mit markirter Betonung in die Reihen der des Nachruhms versicherten Herrscher gestellt wurde.

Den Rest aber von Unwillen, welcher nach Zuhilfenahme dieser Gesichtspunkte dennoch zurückbleibt, werfe man, wie gesagt, nicht in die Wagschale Schillers, sondern in die der Schule, welche ihn erzog, der Erwachsenen, welche ihm das Beispiel gaben. Was wurde nicht Alles im Hause der Akademie ersonnen, gutgeheißen, in Szene gesetzt, um den Namen des Stifters zu preisen! Es wird am Ort sein, wenn ich die Schilderung einiger Akademiefeste anfüge, auf welche ich bei der Durchsicht der schwäbischen Journalistik des vorigen Jahrhunderts gestoßen bin, und ich werde das Detail um so weniger sparen sollen, da der Zeit nach Schiller von ihnen Zeuge gewesen ist, da sie die Eindrücke lebhaft veranschaulichen, unter welchen er aufwuchs. Auch sind meine Vorgänger in der Erörterung dieser Dinge nur allzu wortkarg gewesen, wie überhaupt der Bericht über Schillers Erziehung in der Militärakademie sich auf wenige genügsam stets wiederholte Traditionen zu beschränken pflegte und zu einem Versuche, die allgemein-psychische Entwicklung des Zöglings Schiller während dieses Zeitraumes von acht Jahren aufzuzeigen, seitens der Biographen noch kaum der Anfang gemacht worden ist.

Ich wähle nur solche Feste aus, welche einen ungewöhnlich solennen Charakter trugen und die gesammte Jugend der Anstalt in Anspruch nahmen. Das erste fällt in das Jahr 1778. Als damals Herzog Karl von einer Krankheit genesen war, genügte

es nicht, daß Prof. Haug wie der Hofkaplan und der Akademieprediger ihre Glückwünsche, daß die Militärakademie, das Fräuleinstift und die ehemaligen Zöglinge ihre Festgedichte überreichten; vielmehr strengte der Obrist von Seeger im Bunde mit Guibal sich an, ein ausgesuchtes Merkmal der allgemeinen Freude zu errichten. So erbaute denn der sinnreiche Architekt im Speisesaal einen dorischen, mit aller Pracht ausgestatteten Tempel; „die ganze Aussenseite des Gebäudes bestund aus weissem Marmor und Gold“ [1]); „die Wölbung war mit Laubwerk und Rosen besezt“; vor dem Eingang stand die Statue der Hygiea. Drei Zöglinge befanden sich im Tempel; „der eine stellte das Herzogthum Wirtemberg vor, der andere die Herzogliche Militärakademie, und der dritte den Priester des Tempels, nebst seinen zwei Gehülfen, wovon der eine den Hahn zum Opfer, der andere aber auf einer goldenen Platte das Messer hielt.“ Das Opfer beginnt, während 330 Zöglinge in stillem Gebet ihre Wünsche mit denen des Priesters vereinen; der Repräsentant Würtembergs ruft die Göttin um Genesung an:

„Hygiée, exauce nos voeux!
Déesse, prends pitié de nos vives allarmes:
Charle est prêt à descendre au séjour ténébreux.
Mets fin à nos soupirs, et fait tarir nos larmes,
Hygiée, exauce nos voeux!“

Nun faßt der Priester das Opfermesser. In diesem Augenblick aber wird Seine Durchlaucht „in der vollkommensten Wiedergenesung“ sichtbar; der Priester läßt das Messer fallen und bricht in ein entzücktes Schreien aus; mit aufgehobenen Händen wenden sich plötzlich alle Zöglinge gegen ihren Wohlthäter und überlassen sich „dem ganzen Strom ihrer Empfindungen der Freude, Liebe, Verehrung und Dankbarkeit“. Der Herzog, der diese Komödie mitgespielt hatte, verfehlte nicht seine „ganz besondere Huld“ erkennen zu geben.

---

[1]) Die Beschreibung des Festes in Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1778, S. 874–880. Die grammatischen Fehler der zitirten französischen Verse enthält das Original.

Noch charakteristischer ist eine Ovation, welche auf den 11. Februar 1779, abermals aus Seegers Initiative, veranstaltet wurde. Wieder ist ein Teil der Lehrsäle in eine theatralische Szenerie verwandelt, und allegorische Gestalten, die Trägheit und die Unwissenheit, eröffnen das Spiel. Man erblickt steile und düstere Felsen; zerbrochene Instrumente und zerrissene Bücher liegen auf der Erde umher; die Trägheit und die Unwissenheit sprechen die Hoffnung aus, daß in dieser Gegend ihr Reich, das in Griechenland und Italien zerstört sei, wieder aufleben werde. Plötzlich erscheint ein durchschimmerndes Gemälde, eine aufgehende Sonne mit der Umschrift:

Vous triomphez, o Muses!
Charles vient de naître.
Ihr siegt, o Musen, KARL ist geboren!

Der Genius der Wohlthätigkeit tritt hervor, Unwissenheit und Trägheit stürzen sich in eine Höhle hinab; der Genius nähert sich dem durchlauchtigsten Herzog und geleitet ihn durch eine Reihe von Sälen, in welchen man Lehrer der Wissenschaften und Künste mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt sieht. Im achten Saal sind Tafeln gedeckt, „an welchen einige Zöglinge in der Stellung eines Betenden stehen, und bei ihrer eifrigen Andacht nicht auf dasjenige achten, was hinter ihnen vorgeht;" zur Seite sieht man einen kleinen Tisch, „auf welchem schwarzes Brod, eine schlecht zubereitete Suppe in einem irrdenen Gefäß und ein Wasserkrug befindlich ist." „Der Genius, immer noch an der Seite Sr. Herzogl. Durchl., welchem alle Lehrer nachfolgen, ruft mit lauter Stimme den Zöglingen zu: Zöglinge, erhebt eure Augen, und seht: KARL ist gegenwärtig! (In diesem Augenblick wenden sich alle Zöglinge, und rufen mit aufgehobenen Händen, und einem Ausdruck voll innigen Wonnegefühls:) O allmächtiger Gott!" „O allmächtiger Gott! — fällt ein einzelner Zögling ein — Erhalte unsern Vater, unsern Freund, unsern Wohlthäter." „Ein anderer Zögling nähert sich Sr. Herzogl. Durchl. und sagt mit ehrerbietiger und von der innigsten Rührung seines Herzens zeugender Stimme: Durchlauchtigster . . . Wir . . .

Wir . . . Aber . . . Worte fehlen mir . . . Ha! tausendfaches Verderben falle auf das Haupt des Elenden, dessen Herz nicht stets vom Gefühl der Dankbarkeit aufwallt." „Nach diesen Worten zeigt der Genius Sr. Herzogl. Durchl. zuerst den kleinen Tisch, der auf der Seite steht, und dann die schön besezte Tafeln, und sagt: Jenes war ehemals, diß ist nunmehr ihre Nahrung." Die Fête schließt, indem „der Ruhm" erscheint und Wolken, welche das Innere des Tempels der Unsterblichkeit verbergen, sich zerteilen: Apollo, Minerva und die Dankbarkeit setzen das Brustbild des Herzogs auf das leere Fußgestell zwischen Titus und Heinrich IV.; der Ruhm nimmt die Krone vom Haupte des Titus, teilt sie in zwei Teile und krönt mit der Hälfte das Brustbild des Herzogs, während eine majestätische Musik vernommen wird [1]).

Auch die Aufstellung des Denkmals des Herzogs im inneren Hofe der Militärakademie fällt in die Studienzeit Schillers; ein an sich unziemlicher Akt, da man Niemanden ein Monument errichten sollte, bevor er den Zoll des Todes gezahlt hat. Auch diesmal war der „würdige Intendant" der Veranstalter; die vergoldete Statue des Herzogs war nach le Jeunes Modell von den Eleven Dannecker und Scheffauer ausgearbeitet worden, die allegorischen Gestalten und Trophäen am Postament entstammten der Erfindung Guibals. Herzog Karl war an diesem Tage, dem 11. Febr. 1780, von Stuttgart abwesend. Die Festrede [2]) hielt einer der Zöglinge, v. M.; und wäre es der Mühe wert, sie zur Vergleichung mit den Reden Schillers heranzuziehen, so würde der Unterschied zwischen einer geistlos schmeichelnden Rede und einer immer doch von Geist durchtränkten Verherrlichung, wie Schiller sie gab, in die Augen springen.

Mit solchen Hekatomben von Schmeichelei feierte die Militärakademie die Thätigkeit des Stifters. Es sind aber insbesondere auch die öffentlichen Aeußerungen der Lehrer zu beachten, deren

---

[1]) Dieses Festspiel „Die Krone der Wohlthätigkeit" ist abgedruckt in Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 108—117. Vgl. ebendaselbst S. 127.

[2]) Abgedr. in Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1780, S. 106 ff.

Urteil auf die Jugend von Einfluß sein mußte. Von Monsieur Uriot will ich nicht weiter reden; ein besserer Mann aber, der ernster zu nehmen ist, war der Professor der Geschichte, Joh. Gottlieb Schott. Seine Rede, aus welcher ich die nachstehende Stelle zitire, wurde zwar erst am Schlusse des Jahres 1781 gehalten; aber Schotts Denk- und Ausdrucksweise wird zuvor die nämliche gewesen sein. Wir stoßen auf die Sätze: „Ich widerstehe nicht länger dem Drange meiner Empfindungen, nicht länger der Wollust zu sehen, daß das, was ich von der Nothwendigkeit, Aufklärung und sittliche Bildung zu vereinigen, gesagt habe, daß es nicht Ideal mehr ist, daß es hier unter unsern Augen zur vollsten Realität erhoben worden ... Daß der Fürst selbst von seinem Throne herabsteigt, unter den Zöglingen Seiner Stiftung wie der Vater unter Seinen Söhnen wandelt, daß jeder neuentdeckte, aufsteigende Keim von Kenntniß, von Tugend ihn mit der reinsten Wonne erfüllt, daß Er ihnen Führer, Rathgeber, Freund ist, daß Er in ihre Mitte hintritt und ihnen Religion, Tugend mit einer solchen Stärke des Ausdrucks, mit einer so gefühlvollen Wärme schildert, daß, wenn es möglich wäre, ihre innere Vortrefflichkeit durch neue Reize zu verschönern, sie gewiß von ihm geborgt hätten: Dieses unnachahmliche, dieses in seiner Art einzige Beispiel konnte nur Carl der Menschenfreund, Carl der Weise geben."

Wie aber ein anderer Lehrer der Militärakademie, zugleich Schillers erster Rezensent, vom Herzog zu reden und zu schreiben pflegte, das will des Näheren gewürdigt sein. Ich meine den Professor Balthasar Haug. Seine Verdienste um Hebung der Teilnahme an Gelehrsamkeit und schöner Litteratur innerhalb Würtembergs sind gewiß nicht unbedeutend; er war in dieser Richtung unermüdlich, war kenntnißreich und nicht ohne Urteil. Aber als Publizist wie als Ritter auf dem Pegasus war gerade Haug einer der vordringlichsten Lobredner seines Herrn. Man mag es für Zeitsitte nehmen, wenn er in der Widmung seines Buches „das Gelehrte Wirtemberg" als „unterthänigster Knecht" des Herzogs sich zeichnet; aber nicht so zollfrei sollen seine gereimten oder in antiker Rhythmik einherwandeln-

den Sünden, seine an den Stufen des Thrones niedergelegten Gedichte davonkommen. Nicht als ob diese ganze Gattung verwerflich wäre: Einen Fürsten im Liede zu rühmen, warum nicht? Aber drei Dinge gehören dazu: ein edler Fürst, ein lauteres Menschenherz und ein auch auf dem glattesten Boden nicht strauchelnder Takt. Dagegen solche Gesänge fertig zu bringen, wie Haug es mit seinem Päan auf das Geburtsfest des Herzogs im Jahre 1775, oder mit seiner Ode auf die Wiederkunft des Herzogs aus Italien, gleichfalls im Jahre 1775, vermocht hat, dazu brauchte es allerdings knechtische Gesinnung und persönlichen Geschmack am προσκυνεῖν. Denn damals war ja die Besserung des Herzogs noch eine recht junge und magere. Will man aber in dieser beginnenden Wendung dennoch ein entschuldigendes Moment finden, so ist zu bemerken, daß Haug bereits ein Jahrzehnt zuvor, als Herzog Karl noch in der Blüte seiner Sünden lebte, ein Schock Lobgedichte auf ihn gemacht hat. Nun also dieser Poet, der sich anstellt, als nähme er dem Volk das Wort vom Munde, singt von Stuttgart, der „Traubenstadt", die auf den Knien liege, vom Jubel der Bürger, der zum „wiehernden Getümmel" anschwelle, singt von Karls „immer grosser Seele", von Karls „Riesenlasten", die kein Herkules weiter tragen werde, ruft den Schutzgeist des Vaterlandes auf, Würtemberg „zum Räthsel der Provinzen zu sezen,"

„Ob noch ein Volk den Prinzen so getreu
Und wer in Teutschland unter Prinzen
Dem Volk so gnädig sei?" —

bricht aus in die Worte:

„Einst soll Dein Nahm an Nestors Gränzen
(O daß Du sterblich bist, wie wir!)
Wie Morgenroth, in Famens Tempel glänzen,
Dort im Elysium, in Mausoleen hier.
Dann wird ein spätes Volk, die Thränen in dem Blike,
Am goldnen Fuß von Deiner Urne schreyn:
O CARL, komm noch einmal zurüke,
Du sollt mein König seyn![1])"

---

[1]) Die Zitate sind teils aus der Ode auf Karls Wiederkunft aus

So sang Balthasar Haug. Im Jahre 1775; als man von Seite der schwäbischen Landstände noch eben mit Kaiser und Reich hatte drohen müssen, damit der „Erbvergleich“ nur im Unerläßlichsten zur Ausführung käme. Der arme Schubart! Er hatte den Päan in sein geliebtes Deutsch übertragen, und lange währte es ja nicht mehr, bis er in die Lage kam, von Grund aus die Wahrheit der Verse zu prüfen. Was aber vom Schicksal dieses Mannes Haug zu berichten wußte, davon mag ein Auszug hier folgen. „Schubart“ — heißt es [1]) — „wurde unvermuthet in Verwahrung gebracht, und auf die Herzoglich-Würtenbergische Vestung Hohenasperg gesezt. Seine Frau hält sich in Stuttgart auf, und genießt von dem Durchlauchtigsten Herzog ein jährliches Gnadengehalt von 200 fl. wie auch von verschiedenen unbekannten Freunden Unterstüzung. Sie haben zwei Kinder. Einen Sohn von 12 Jahren haben Seine Herzogliche Durchlaucht aus besonderer Huld in die Herzogliche Militair-Akademie, und die Tochter von 10 Jahren in das neu errichtete Fräuleins-Stift, wo auch einige vom bürgerlichen Stande Plaz finden, aufgenommen. Der Vater genießt neben dem sehr annehmlichen Tractament nicht nur ganz besondere Pflege für seine Gesundheit, sondern auch zu seiner weitern Fassung und Seelensorge werden alle möglichen Anstalten gemacht. Aus diesem allem zusammengenommen schließt das Publikum, daß höchster Orten bei diesem Vorgang mit eine Hauptabsicht gewesen sey, einem sichern Grund zu seiner wahren Wohlfahrt zu legen ... Wenn sie da ist, die Züchtigung, dünkt sie uns freilich nicht Freude zu seyn; sie wirkt aber eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit 2c. Wir hoffen und wünschen, ja wir wissen es gewiß, daß Schubart und die Seinige mit der Zeit Ursache haben werden,

---

Italien, teils aus Haugs ursprünglich lateinisch geschriebenem, von Schubart übersetztem Päan. Als Autor dieser Gedichte, welche im Schwäb. Magazin, Jahrg. 1775, S. 469 ff. u. 110 ff. abgedruckt sind, bekennt sich Haug im Gel. Wirtemb. S. 91 und 92.

[1]) Schwäb. Magazin, Jahrg. 1777, in Haugs „Beiträgen zur Litterarhistorie von Würtemberg“, S. 477 ff.

GOtt, ohne den nichts geschicht, und den gnädigsten Fürsten über ihre Führungen zu preisen."

Wie nun dieses „sehr annehmliche Tractament" und die sonderliche Gesundheitspflege des Gefangenen beschaffen waren, das soll ein Mann uns schildern, der, gleichfalls ein schwäbisches Landeskind, mit ehernem Griffel das Leben Schubarts beschrieben hat, ein unerbittlicher Hüter der Wahrheit gleich Lessing. Schubart „lag" — so lesen wir bei David Friedrich Strauß [1]) — „377 Tage in der gewölbten Zelle eines alten Thurms, von deren Ziegelboden, deren rauchgeschwärzter Wand mit dem drohenden Kettenringe, deren Handbreit Himmel vor vergittertem Fenster seine Gedichte und Briefe wiederholte Erwähnung thun; sein Lager Stroh, die Luft dumpf, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte; die einzigen Menschengesichter, die er zu sehen bekam, das eiserne des Commandanten und die stummen der Leute, die ihm seine kärgliche Kost und sein Cisternenwasser brachten. Nach Umfluß dieser schrecklichen Zeit, als er schon nicht mehr gehen konnte, an den Wänden sich halten mußte, um nicht umzusinken, wurde er endlich in ein erträglicheres Local, ein trockenes und luftiges Zimmer versetzt, aber immer noch ohne Schreibmaterialien, ohne Klavier, von Abends 8 Uhr an, wo er sein Licht löschen mußte, bis zum späten Wintermorgen den Schrecken der Finsterniß preisgegeben; von Büchern ward ihm nur zugelassen, was der Commandant seinem Seelenheil zuträglich fand; Niemand durfte mit ihm und er mit Niemanden reden". 2 ¼ Jahre vergingen, bis dem Gefangenen die erste Bewegung in freier Luft, ein Spaziergang auf dem Festungswall, gegönnt wurde.

Wie hatte doch Herr Balthasar Haug gesungen?

> Nun, Schuzgeist von dem Vaterlande,
> Bist Du den Antoninen gut;
> So seze CARLN dein Füllhorn selbst zum Pfande,
> Und uns den ersten Strahl von Seinem Fürstenhut.

---

[1]) Schubart's Leben in seinen Briefen. Band VIII der Gesammelten Schriften von D. Fr. Strauß, S. 240.

Ja sez Sein Würtemberg zum Räthsel den Provinzen:
Ob noch ein Volk den Prinzen so getreu,
Und wer in Teutschland unter Prinzen
Dem Volke so gnädig sey?"

Es ist genug. Man darf jene Aeußerungen Haugs über Schubarts Schicksal nicht als geradezu unfreundschaftliche betrachten; vielmehr kannten beide Männer sich persönlich, Haug hatte zu Schubarts Berufung nach Ludwigsburg beigetragen, und sie standen, wenigstens bis zur Gefangenschaft des Dichters, in ziemlich lebhaftem Briefwechsel. Haug war auch sonst im Privatleben ein wackerer Mann. Aber von Vorsicht ist der Bericht über Schubarts Gefangenschaft diktirt, und diese Vorsicht ist Schmach gegenüber dem abscheulichen Sachverhalt. Einige Tropfen geistlicher Salbe fließen mit ein: Haug war theologisch gebildet, war Pfarrer, bevor er die Lehrkanzel bestieg. Und zu den Festgedichten mochte Haug halbe Nötigung fühlen, da er Kaiserlich gekrönter Poet war und an Herzogs Karls Hofe in Gnaden stand: aber ihre Sprache ist Lüge, ist plump servil, und wer in der Sonne dieser Gnade ging, wandelte nicht in reinem Lichte. Das ist eben der Fluch des Despotismus, daß unter seinem Regiment das Niveau der allgemeinen Charakterfestigkeit sinkt, daß zahlreiche Männer, welche zu anderen Zeiten sich leiblich halten würden, in Feigheit und Lüge mithinabgerissen werden. Durchblättert man die würtembergische Journalistik jener Tage, so bemeistert man schwer die Empfindung des Ekels über eine stereotyp gewordene Anbetung, welche die geringfügigste Leistung des Herzogs bis zu den Sternen erhebt, über die Charakterlosigkeit, welche auf die bescheidenste Kritik der fürstlichen Einrichtungen Verzicht thut. Und man bekommt den Eindruck, daß gerade die herzogliche Schule ein Boden war, aus welchem, wie über einem infizirten Terrain, unlautere Dünste sich sammelten, das Gefäß, in welchem Devotion bis zu jenem Uebermaß sich erzeugte, das schließlich durch keine Rücksicht auf Zeit und Umstände mehr zu entschuldigen ist.

Bei romanischem Volk, in Frankreich hatte das Königtum seine widerlichste Form gefunden: Ludwig XIV., der sich zu

einem großen Monarchen verhält wie eine hohle Gipsstatue zu einem Monument aus edlem Marmor, und Ludwig XV. waren die Schöpfer dieses Zerrbilds. Die Mehrzahl der deutschen Höfe folgte kriechend nach, und nun ballte bei uns, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Servilismus zu den dichtesten Wolken sich an, als schon einzelne helle Geister ihre zerteilenden Blitze darein warfen, als schon über dem Rhein der große Orkan zu grollen begann, der bald als entfesselter Freiheitsgeist über die europäische Erde hinwegfegte. Mit Unwillen lesen wir heute die Dokumente einer Gesinnung, welche von persönlicher Würde nichts zu wissen scheint, mit Unwillen, auch mit Lächeln; denn ebenso lächerlich als verächtlich sind die bis in das Kleinlichste getriebenen Erweise von Aengstlichkeit, von Unterwürfigkeit jener Zeit. Im Augenblick liegen mir einige Staats- und Adreßbücher des „Hochlöbl. Schwäbisch- und Fränkischen Crayses" vor: in dem auf das Jahr 1768 verwahrt sich der Verleger, Paul Tilger zu Geißlingen, zu Eingang des Buches „auf das feyerlichste, daß in diesen Blättern, weder im Rang, noch durch sonst andere unwissend begangene Fehler, aus Vorsatz etwas nachtheiliges einverleibt worden seye". Im andern, gleichen Verlags, welches die im schwäbischen Kreis anno 1764 „florirende Höchste und Hohe Regenten, Ministri, Räthe, Canzleyen und übrigen Dienerschaften" enthält, ist das Geburtsdatum Herzog Karls mit den Worten angegeben: „Haben den 11. Febr. 1728 die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt." Dergleichen Stil kam wieder, als Napoleon, der Egoist, die Presse vergiftete; damals druckten deutsche Zeitungen das offizielle Bulletin nach: „S. Majestät der König von Rom geruhte ohne Weiteres die Brust seiner Amme anzunehmen." Wohl, wir sind aus dem Gröbsten heraus, und daß sichs so verhält, dazu hat uns — das ist gerade an dieser Stelle zu sagen — von sämmtlichen deutschen Poeten, Schriftstellern und Künstlern keiner mehr verholfen als Schiller. Es war eine Frechheit und eine Lüge, als Börne die Deutschen generaliter ein Bedientenvolk nannte; denn keine andre Nation hat mit glühenderem Unmut Fesseln der ärgsten Sklaverei zu zerbrechen gewußt als die deutsche, in keiner lebt tiefer und

ursprünglicher das Bewußtsein von Recht und Freiheit des Individuums, der Meinung, des Gedankens, und mit unsern Helden Luther und Hutten, mit Lessing und Schiller und Strauß haben wir allen Völkern die Fahne der Befreiung vorangetragen. Und es war ein glänzendes Zeugniß, welches der große Kanzler des Reichs uns ausstellte, und im Ehrgefühl schlug uns das Herz mit verdoppelten Schlägen, als er die Schwierigkeit, die Deutschen zu regieren, darauf zurückführte, daß sie ein eminent männliches Volk seien. Geht aber dennoch bei uns in merkwürdigem Kontrast mit diesem rücksichtslos ehrlichen Wahrheits- und Unabhängigkeitssinn ein vordringlicher Unterthänigkeitsgeist nebenher, so ist dies vielleicht Ausartung des monarchischen Sinnes, den wir mit gewissen Begriffen von Lehenstreue und Feudalpflicht aus dem germanischen Mittelalter ererbten, ist außerdem Nachwirkung des politischen und sozialen Elends, das mit dem dreißigjährigen Kriege über uns hereinbrach, Nachwirkung der durch Jahrhunderte währenden Enge und Kleinlichkeit unserer öffentlichen Verhältnisse, ist endlich Einfluß der Unzahl von Residenzen und Hofhaltungen, mit denen wir bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bedacht waren. So ist es gekommen, daß ein gesundes Gleichgewicht zwischen Anerkennung der Autorität und Wahrung der Persönlichkeit unter uns noch öfters schwankt; denn so lange wir uns nicht von Grund aus klar sind, daß man an den Wert monarchischer Staatseinrichtung glauben kann, ohne doch zu Lakaiendiensten verbunden zu sein, so lange es geschehen kann, daß bürgerlicher Freiheitssinn mit dem Anathema anarchistischer Neigung gebrandmarkt wird; so lange es in Deutschland noch ehrenwerte Leute gibt, denen die Schamröte nicht ins Gesicht steigt, wenn sie in Unterschriften an fürstliche Personen „ersterben“ — so lange scheint die richtige Scheidung dessen, was man dem Cäsar und was man sich selbst, was man einem großen Volke schuldig ist, noch nicht genügend feste Normen zu haben.

Um ein Bild kultureller Zustände zu geben wie mit Rücksicht auf Schiller habe ich diese Verhältnisse einläßlicher beleuchtet. Ziehen wir nun die Konsequenzen für seine Person, fragen wir, welchen Einfluß die geschilderten thatsächlichen Zustände auf ihn

haben mußten, so ist klar, daß der noch unselbständige Jüngling sich nicht völlig ablehnend verhalten konnte. Vorstellungsweise und Urteil über den Wert des fürstlichen Erziehungswerkes überkam der Eleve Schiller fixirt von seinen eigenen Lehrern. Und nun ist ja doch auch dies Wahrheit, daß bei allen Mißständen in den Einrichtungen der Akademie eine Schöpfung ins Leben gerufen war, welche in bestechendem Glanze prangte und dabei Früchte trug, denen nur ein unbilliger Sinn jegliche Anerkennung versagt hätte. Die fürstliche Thätigkeit verdiente in Wahrheit einen sehr reservirten Dank, dem Scheine nach einen unumwundenen. Hier sicher zu unterscheiden, mit völlig freiem Blicke zu überschauen, konnte am wenigsten dem jugendlichen Alter, den in der Tradition der Anstalt heranwachsenden, die große Welt noch sehr „durch ein Fernglas, nur von weiten" sehenden Zöglingen zugemutet werden. Und in Schiller, in seinem guten Gemüt lebte ja auch das natürliche Gefühl des Dankes, zu welchem er sich dem Herzog um Gewähr materieller Wohlthat willen verpflichtet meinte. Das war immerhin Thatsache, daß er auf des Herzogs Kosten studirte, daß seinem Vater die Sorge um Aufwand für seine Erziehung abgenommen war. Der Erinnerung an empfangene Wohlthaten dieser Art entschlägt sich auch bei widersprechenden Eindrücken kein edler Sinn. Schiller hat sich bald nachher mit peinlichen Zweifeln des Gewissens abgekämpft, ob die Pflicht der Dankbarkeit ihm nicht gebiete, in den Diensten des Herzogs zu bleiben, obgleich dieser die Lebensluft ihm entzog. Und noch in seinen Mannesjahren ist eine gemischte Empfindung gegenüber dem Herzog Karl bemerkbar. Es wird gerne hervorgehoben, mit welchen nachsichtigen Worten der Dichter seiner gedachte, als er im Jahre 1794 auf einem Spaziergang mit Freund Hoven zur fürstlichen Gruft hinübersah. Aber um dieselbe Zeit schrieb Schiller aus Ludwigsburg an Körner: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich, noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten, und auch in jeder schlimmen Bedeutung des

Wortes.“ Und damit spricht sich doch Schillers innerste Meinung aus; der „alte Herodes“ war der Wohlthäter, aber noch mehr der Verderber seiner Jugend. Wie Schiller in reifen Jahren über die Einwirkung der Akademie auf den Gang seines Lebens gedacht hat, bezeugen genugsam zwei briefliche Aeußerungen an Personen, denen sein Herz sich öffnete. Im Jahre 1785 schreibt Schiller an Körner, den neugewonnenen Freund: „Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte; das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet.“ In gleichem Sinne schreibt Schiller an Karoline von Beulwitz, mit deren Schwester er sich eben verlobt hatte, im August 1789: „An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — ach ich fühle ihn in diesem Augenblicke! Denn ohne ihn würde selbst dieses Mißtrauen mich nicht martern.“ Das Mißtrauen, von welchem hier Schiller spricht, bezieht sich auf seine Sorge, daß um „wandelbarer Erscheinungen“, um der Wolken willen, die zuweilen über seine Seele gehen, sein Wesen mißkannt werden möchte. Indem er aber solchen Befürchtungen durch ein wahres Gemälde seines Innern zuvorzukommen sucht, hören wir von ihm selbst in einem Augenblick, wo sein sehnlichster Wunsch ist, Vertrauen zu empfangen und Vertrauen zu erwecken, über den Einfluß seiner Jugendgeschichte das aufrichtigste Urteil und ein Verdikt über die Akademie, welches kein Pinsel der Biographen hätte übertünchen sollen. Aber auch Palleske trägt hier eine starke Schicht von japanischem Glanzlack auf.

Wägt man so sachlich und objektiv als irgend möglich Vorteile und Schädigung ab, welche Schiller bei dem Gang seiner Erziehung erfahren hat, so wird feststehen, daß ihm an keiner andern Schule so reiche geistige Anregung hätte zufließen können, als dies in der Militärakademie der Fall war. Ein Landesgymnasium oder das Tübinger Stift hätte ihn, wie damals der Stand des Unterrichts war, intellektuell noch weniger befriedigt als die Schule des Herzogs. Darin liegt gewiß ein Gewinn. Aber diesem gegenüber stehen Schädigungen, welche zunächst mehr das Gemütsleben und die moralische Seite seines Wesens, mittelbar aber doch auch seine allgemeine geistige Entwicklung treffen. Ich glaube, daß die Erziehung in der Militärakademie nicht zum Geringsten Ursache ist, wenn uns in Schillers jugendlichem Wesen so manches Ungesunde, Ungeklärte, Disharmonische, Forcirte begegnet. Es handelt sich nicht allein darum, daß eine Natur, wie Schiller, welche ein so energisches Freiheitsgefühl in sich hatte, den Zwang der Militärakademie oft genug als völlig unerträglich empfinden mußte; sondern der Widerspruch zwischen seinen natürlichen Anlagen und Neigungen und den Absichten und Formen der herzoglichen Schule war überhaupt zu grell, als daß nicht gewaltsame Störungen seines seelischen Lebens erfolgen mußten. Jenes war zu überwinden, zu vergessen; dabei half ihm zuletzt doch immer wieder der frische Puls seines Herzens und der Jugend glücklich-leichtes Blut. Das Andere, der stetige innere Widerspruch, wirkte stiller, tiefer, schwerer. Die Frage hängt auch zusammen mit der nach dem Werte der Institutserziehung gegenüber der Erziehung in der Familie. Will man über diesen Punkt sich klar werden, so darf man nicht geltend machen, daß viele Väter und noch viel mehr Mütter in der Erziehung ihrer Kinder unvernünftig sind; man darf auch nicht ein pädagogisches Genie, das etwa einem Institut vorstünde, in die Rechnung einsetzen; denn das Eine sollte die Regel nicht sein und das Andere ist immer die Ausnahme. Ich möchte überdies diejenigen Anstalten außer Betracht lassen, welche, wie gewisse militärische Institute, bei der Erziehung besondere Berufszwecke verfolgen. Die Frage kann nur so gestellt werden, ob unter

Durchschnittsverhältnissen, ob prinzipiell die Institutserziehung für die Jugend vorteilhafter sei als die häusliche; und das wird man bestreiten müssen. Denn wenn auch die erstere den Sinn für Gehorsam und Ordnung nähren, wenn sie abhärtend wirken und den kameradschaftlichen Geist erwecken wird, so bleibt doch dies Alles zumeist im Gröberen und Aeußerlichen stecken. Dagegen ist die Erziehung in der Familie der normale Zustand und ein gesundes Regulativ für die höherwertigen Seelenkräfte. Nur ihr ist die ganze Fülle der Liebe und Aufsicht möglich, deren der heranwachsende Mensch bedarf, nur in ihr ist Raum für die Entfaltung individueller Anlage. Keine Pädagogik, welche für hunderte von Zöglingen gleichzeitig zu sorgen hat, vermag den leiseren und intimeren Regungen der jugendlichen Seele zu folgen. Das ist Sache des Vaters; nur der sieht seinem Kinde ins Herz. Es ist auch an sich ein Mangel, wenn das weibliche Element, die Mutter, gänzlich ausgeschlossen ist; eine Menge bildender Einflüsse geht damit verloren. Treffend lautet das Wort Nägelsbachs: Die Institute „verkümmern die Freiheit um der Ordnung willen und sie können auch nicht anders; denn sowie dreißig oder vierzig junge Leute beisammen sind, muß Casernenzucht eintreten. Dies ist aber für das junge Gemüth kein natürlicher Zustand. Man kann nicht den ganzen Tag angespornt und immer nur fremdem Willen unterworfen sein; man muß auch zuweilen seinen eigenen Willen haben dürfen, so weit er sich in der Familie geltend machen kann; denn sonst ist das Kind um die Gelegenheit gebracht, das Gute auch freiwillig zu thun. Aber auf Commando essen, schlafen, arbeiten ist eben so unnatürlich als es andererseits dort nothwendig ist“ [1]). Es bedarf keines Nachweises, daß auf diesem Wege gerade feinere, reichere, ungewöhnliche Organisationen in Gefahr sind, erdrückt zu werden. Nebenbei ist nicht zu unterschätzen, daß in einem Erziehungsinstitut jede Unart die beste Gelegenheit hat, von Einem zum Andern sich zu vererben, daß leicht eine förmliche Tradition von

[1]) Gymnasialpädagogik (herausgeg. von Autenrieth, Erlangen 1862) S. 13.

Bosheit und Lüge sich bildet. Eine halbwegs verständige Praxis wird manchen dieser Uebelstände nicht zu beseitigen aber doch abzuschwächen wissen; auch ist die größere oder geringere Anzahl von Zöglingen hier von sehr großer Wichtigkeit. Was jedoch die herzogliche Militärakademie betrifft, so war gerade sie von einer solchen Verfassung, daß sie so ziemlich die ganze Summe von Nachteilen, welche die Institutserziehung haben kann, in sich vereinigte. Ihre Einrichtungen waren sittlich niedrige, und sie verkümmerte nach Möglichkeit die natürliche Jugendlust. Darüber kann sich nur ein Biograph täuschen, der Glasfluß für Perlen nimmt. Schiller hatte während eines Zeitraumes von acht Jahren nicht einen einzigen Ferientag, nicht einen einzigen Tag ohne Regel und Aufsicht; das war barbarisch. Freie Bewegung in Wald und Flur, tausend harmlos kleine Freuden, welche die Liebe der Angehörigen im eigenen Hause gewährt, blieben ihm geraubt. Man kann sagen: hätte Schiller nicht in früher Jugend despotischen Druck erfahren, so wäre sein Wille weniger gestählt, so wäre seine Dichtung vielleicht nicht eine so glühende Verkünderin der Freiheit geworden. Aber da die Einflüsse, welche bei Erziehung außerhalb der Militärakademie sich in gleicher Richtung etwa geltend gemacht hätten, ein unbekannter Posten sind, so ist ein Privilegium auf dieses Verdienst zum mindesten fraglich. Das Treibende für seine Willensentwicklung lag ja doch in ihm selbst. Dagegen ist gewiß, daß Schiller auf dem Wege, den seine Jugend gegangen ist, in sich zu kämpfen hatte, um Verzerrung und Unnatur endgültig auszuscheiden.

Der junge Schiller war kein bemerkbar widerspenstiger Zögling. Die Zahl der Strafbillets, welche er während seiner Studienzeit erhalten hat, beläuft sich nach Ausweis der Akten auf nicht mehr als sechs [1]); merkwürdiger Weise fallen sie sämmtlich in die Zeit von Oktober 1773 — Februar 1774. Zur Hälfte beziehen sie sich auf die „Propreté", die Beobachtung der Vorschriften über Frisur, Uniform, Bettmachen. Im Jahresetat der

---

[1]) Vgl. die Mitteilungen Jul. Klaibers in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer", Juliheft 1884.

Anstalt finden sich 461 Gulden für vierzig Zentner Puder verzeichnet, und die Zopflänge der Zöglinge war nach dem Monatsmaß ihrer Träger genauestens regulirt, so daß, wenn der Herzog im Rangirsaal hinter der Front vorbeischritt, die Zopfenden eine schnurgerade Linie zu bilden hatten. Das Reinigen der Kleider, Blankputzen der Knöpfe und Schnallen mußten die Zöglinge selbst besorgen; ebenso hatte jeder am Morgen sein Bett zu machen, wobei Vorschrift war, daß sämmtliche Bettdecken zu der nämlichen Höhe emporstiegen; während der Nacht mußten die Strümpfe rechts und links über die Bettenden herabhängen.

Ueber dergleichen Dinge wachte der Intendant mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, und treulich half ihm dabei sein Adjutant, der dicke Nies. Diese gefürchtete, doch halbkomische Persönlichkeit, welche polizeilichen Talentes halber vom Schneider zum Lieutenant und Oberaufseher avancirt war, spionirte Tag und Nacht und brummte Jedem, der sich gegen das Zopf- und Knopfreglement verfehlte, einen „Schweinpelz" entgegen. Bedientenarbeit, wie die geforderte, mußte einem Jüngling von Kopf unsäglich abgeschmackt erscheinen: hier lag also eine Quelle disziplinärer Anstöße für Schiller. Zwei Vorkommnisse anderer Art flößen ernstes Mitleid ein. Die Kost war, so lange die Anstalt sich auf der Solitude befand, gering und spärlich. Hungrig vielleicht, verschaffte sich der Eleve Schiller einmal „vor 6 kr. Wecken auf Borg"; er wird am 21. November 1773 „mit 12 Weydenstockstreichen" dafür gezüchtigt; und zwar vermutlich vor den Augen seiner sämmtlichen Kameraden, bei Tisch; denn dies war gemeiner Usus der Anstalt. Ein zweites Billet aus ähnlicher Ursache erhielt er am 24. Dezember 1773; der Eintrag, welcher die Strafe nicht beigefügt, lautete diesmal: „Eleve Groß jun., weil er sich durch die Reinigungsmagd Coffé machen lassen, und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil sie in der Gesellschaft des Eleven Groß jun. Coffé bey besagter Cammermagd getrunken." Der 24. Dezember 1773 war der erste Vorabend des Weihnachtsfestes, welchen Schiller fern vom elterlichen Hause verlebte.

Aus den späteren Jahrgängen ist keine Aufzeichnung über

ein Strafbillet, welches sich Schiller zugezogen hätte, vorhanden. Er war eingeschüchtert und fügte sich dem eisernen Zwang. Auch vermochte nach Vergrößerung der Anstalt kein Argus mehr jedes kleine Vergehen zu bemerken; und die Jugend selbst lernte mit der Zeit, den Aufsehern manches Schnippchen zu schlagen. Verwandte und Freunde aus der Stadt schmuggelten bei den Sonntagsbesuchen nicht selten Eßwaaren, Rauch- und Schnupftabak herein, und ein pfiffiger älterer Zögling etablirte mit diesen Sachen einen förmlichen Handel. Man hieß ihn den Marketender der Akademie, und weil er bei seinen Wagestücken niemals erwischt wurde, erhielt er von Schiller den Beinamen „der Allmächtige". Sehr wahrscheinlich gehörte Schiller zu seiner Kundschaft; das Tabakschnupfen fing er schon in frühen Jahren an. Auch ein gutmütiger alter Krankenwärter leistete der medizinischen Abteilung Speditеurdienste; und der Vertrieb war bei diesem so geregelt, daß man ihm nur eine Nummer zu nennen brauchte, um je nach Wunsch eine der damit bezeichneten „Sünden", d. h. Tabak, Knackwürste, Butterbrezeln, Hefenknöpfe zu erhalten [1]).

Wurde so das eine und andere Mal das strenge Gebot umgangen, so war dies doch nur eine unwesentliche Erleichterung des beengenden Bannes, in welchem die Akademie ihre Angehörigen festhielt. Und wenn sich Schiller mit den Jahren in eine gehorsame und vorsichtige Haltung gefunden hatte, so mußte doch ihm, dem auf Freiheit und Idealität vor Allen angelegten, das Getriebe der Anstalt schließlich verhaßt werden. Sein Widerspruch war nach innen gedrängt, sein Urteil konnte schwanken; aber knechten ließ es sich nicht, und er wagte zuweilen eine den Umständen nach gefährlich freie Aeußerung. Petersen bemerkt [2]): „In einer so soldatischen Bildungsanstalt, wie die auf der Solitude, war blinde Unterwürfigkeit eine der geschätztesten, belohntesten Eigenschaften. Schiller hielt seine, hierin sehr verschiedene Gesinnung keineswegs verborgen, sondern sagte in seinen Schilderungen von manchem seiner Mitgenossen bestimmt: seine

---

[1]) Vgl. Hoven, Selbstbiographie S. 33—34.

[2]) Morgenbl. 1807, Nr. 182.

Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten gränzt an Niederträchtigkeit." Petersen hat den „Bericht über Mitschüler und sich selbst" im Auge, welchen Schiller, gleich den übrigen Zöglingen, im Jahre 1774 auf Befehl des Herzogs zu verfertigen hatte; darin heißt es z. B. vom Eleven Plieninger, daß er sich „durch eine kriechende Demuth verächtlich" mache[1]). Und die Sehnsucht und den Unwillen seines Herzens malt Schiller in den Versen, welche er, eine Strophe aus Klopstocks Ode „Das neue Jahrhundert" variirend, seinem Mitzögling Orth in das Stammbuch schrieb:

„O Knechtschaft
Donnerton dem Ohre
Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl."

In der That kam es nur darauf an, daß Schillers Wesen zur Einheitlichkeit erstarkte. Und dazu half ihm jedes vorrückende Lebensjahr, half ihm der innere Aufschwung seiner produktiven Kraft. Mit diesem, mit dem mächtigeren Anschwellen dichterischer Konzeptionen vollzieht sich bei Schiller gleichzeitig eine Erstarkung des Willens und eine entschiedenere Hinwendung zum Geiste der Freiheit. Die ersten Spuren einer energischen, Talent und Charakter erfassenden Konzentration begegnen uns im Jahre 1777. Damals, glaubt Petersen[2]), ist Schiller seines Dichterberufes sich bewußt geworden; in diesem Jahre schreibt er das kühne Gedicht „Der Eroberer". Mehr und mehr schält er in den nächstfolgenden Jahren sich los von fremden Hüllen: Der Gang der Gestaltung der Räuber wird dessen Zeuge. Er ist ein Mann, er gibt zum ersten Male sich ganz, als er sein Drama in die Welt wirft: soviel Selbstpublikation war erst möglich, als er die Schulbank hinter sich hatte.

Wesentlich befördert wurde diese innere Befreiung und Erstarkung durch die Lektüre der Schriftsteller, welche das Interesse

[1]) Histor. krit. Ausg. Goedekes I, S. 21. Die Urteile Schillers über seine Mitzöglinge vollständig zuerst abgedruckt bei Hoffmeister, Nachlese IV, S. 4—27. Vgl. S. 146—149 des vorliegenden Buches.

[2]) Morgenbl. 1807, Nr. 182.

Schillers während seiner letzten Studienjahre fesselten. Und hier scheint mir die Einwirkung Schubarts eine bedeutsamere gewesen zu sein, als aus einer ablehnenden Bemerkung Körners [1]) über das Verhältniß zwischen Schiller und Schubart geschlossen werden möchte. Wir wissen durch Scharffenstein [2]) wie durch Streicher [3]), daß Schiller mit lebhaftem Anteil Schubarts Gedichte gelesen hat; und wenn auch von beiden Zeugen wenigstens der letztere die bezügliche Notiz erst für das Jahr 1782 macht, so mußte das Interesse für Schubart in Schiller doch um so gewisser bereits in der Militärakademie erwacht sein, da der Sohn des Unglücklichen sein Mitzögling war. Es wäre möglich, daß am Schicksal Christian Schubarts unserm Freunde das erste grelle Licht über die wahre Natur des Herzogs aufgegangen ist. Es ist aber auch reichlich innere Verwandtschaft zwischen Schubart und dem jugendlichen Schiller vorhanden: die wilde Derbheit, der Auftrag sinnlicher Farben, das Schwelgen in Entzückungen, die lodernde Sprache des Freiheitsverlangens, das Alles ist beiden gemeinsam, entstammt aus einer heimatlichen Region. Schubart ist ein Vorläufer Schillers, und jener erkannte bald und begrüßte enthusiastisch den Größeren, der nach ihm kommen sollte. Als poetisches Muster betrachtete ihn Schiller freilich nicht; denn in Schubarts Dichtung liegen die Goldstufen zwischen einer Menge von Schlacken, und während er die dramatische Produktion unangebaut ließ, war wieder das Beste der Schubartschen Lyrik, das Naive, der volksliedmäßige Ton, nicht Schillers Sache. Aber im Menschlichen, in der persönlichen Empfindungs- und Ausdrucksweise begegneten sie sich, und Schubarts Anruf traf lauter, als Klopstock es vermocht hätte, an das Geheimniß von Schillers eigener Individualität.

Von anderer Seite her übte auf seine geistige Befreiung einen starken und nachhaltigen Einfluß Plutarch. Schiller

---

[1]) In den „Nachrichten von Schillers Leben“, S. 172 der von Adolf Stern herausgegebenen Schriften Körners.

[2]) Morgenbl. 1837, Nr. 58.

[3]) Schillers Flucht, S. 82.

las ihn in der Schirachschen Uebersetzung. Wenn er, wie Petersen bemerkt[1]), in historischen Werken damals im Grunde nur Stoffe zu Schauspielen suchte, so mußten biographische Darstellungen geschichtlicher Charaktere noch einen besonderen Reiz für ihn haben; denn hier fand er psychologische Gemälde und damit eine Vorschule für die dramatische Kunst. Aber der griechische Historiker wurde für Schiller noch mehr als ein bloßes Mittel zum Zweck. Denn Plutarch erfüllte seine Vorstellung mit den Gestalten großer Menschen. Er lehrte ihn die Maßstäbe für die Beurteilung des Handelns kraftvoller und vielseitiger Naturen kennen und führte ihn aus der Enge und Dürftigkeit des heimatlichen Lebens auf den Schauplatz einer die Welt bewegenden Geschichte. So stählte und befruchtete er seinen Geist und verlieh ihm einen großen und kühnen Blick. Auch Schlözers freisinnig geschriebene Vorstellung der Universalhistorie blieb auf seine Ansichten nicht ohne tiefere Wirkung.

Und an dritter Stelle führte ihn die Hand philosophischer Schriftsteller zur Stufe eines reiferen Denkens und einer männlicheren Lebenserfassung. Schiller las Herders Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", einzelne Schriften von Sulzer, von Lessing, Mendelssohn, Zimmermann und Helferich Peter Sturz[2]). Vorzüglich aber liebte er Garve und dessen Anmerkungen zu Adam Fergusons Moralphilosophie. Der Bau des frommen Kinderglaubens, in dessen Innigkeit der Knabe herangewachsen war, zerbröckelte, als die Aufklärung der Wolffschen Schule und die eklektischen Denker, die von ihr hierüber eine vermittelnde Verbindung mit den englischen Deisten, mit Shaftesbury, mit Ferguson suchten, ihre Kreise um ihn zogen. Ferguson lehrte, daß Tugend und Trieb nach Vollkommenheit auf die Natur des Menschen gegründet sei; daß Tugend und Glückseligkeit „ein und dieselbe Sache" sei, daß die Glück-

---

[1]) Morgenbl. 1807, Nr. 186.

[2]) Herder, Sturz, Zimmermann, Schlözer führt nach Petersen Hoffmeister-Viehoff auf, Mendelssohn, Sulzer, Lessing ergänzt Karoline v. Wolzogen in Schillers Leben.

seligkeit somit in einer persönlichen Eigenschaft, nicht in einer gewissen Art des äußerlichen Zustandes beruhe; daß das größte Gut, das der Mensch habe, seine Liebe zum Menschen sei; daß man als die „natürlichen und notwendigen Arten", die Frömmigkeit gegen Gott auszudrücken, Handlungen der Wohlthätigkeit, als die „willkürlichen Arten" die verschiedenen Religionsgebräuche in den verschiedenen Ländern betrachten müsse. Im Streben nach fortschreitender Entwicklung aller geistigen Anlagen sucht Ferguson das höchste Tugendgesetz. Erkenntnisse dieser Art wurden für Schiller von jetzt an leitende Gedanken. Er wird den Bruch mit dem Glauben seiner Eltern nicht leicht, nicht ohne Schmerz vollzogen haben; aber dem Bruch mit der christlichen Dogmatik entzieht sich kein logisch klarer, kein einheitlich denkender Kopf, und wir sehen Schiller, nachdem er einmal frei zu denken gelernt hatte, sehr bald mit pointirter Schärfe die Rechte der Vernunft verfechten. Und Fergusons Lehre spielt nicht nur in der Rede über die Folgen der Tugend eine Rolle; sondern sie beeinflußt auch, wie sich demnächst zeigen wird, Schillers akademische Dissertationen.

Entzündet aber und zu leidenschaftlichem Widerspruche gegen die Zustände, die vor seiner Erfahrung lagen, gereizt wurde sein Herz durch die Bekanntschaft mit Jean Jacques Rousseau. Dieser Schriftsteller, der die Gleichheit Aller als die Grundbedingung des Staates und eine demokratische Verfassung als die allein würdige Staatsform verlangte, der gegen alles konventionelle Herkommen, gegen alle unter dem Zwange und der Lüge der Kultur mißbildete Sitte, Gesellschaft, Erziehung, Gewohnheit anstürmend sich erhob und mit der hinreißenden Wärme des Herzens die Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit und Unverdorbenheit ihrer Zustände zur Parole machte, hatte die Gemüter Frankreichs und Europas zu entflammen und in die Gewalt seiner Vorstellungen zu bannen gewußt.

So hatten mächtig nährende Elemente auf einem empfänglichen Boden sich zusammengefunden. In der Brust des Jünglings baute eine Welt sich auf, die zu Form und Bestand seines äußerlich-gegenwärtigen Lebens in einem unvermittelten und

trotzigen Kontraste stand. Und während solche Erregungen allgemein-geistiger Art aus den Träumen der Kindheit zur Helle und Härte des Tages ihn führten, war auch die Zahl der poetischen Geister, deren Stimmenchor Friedrich Schiller vernahm, größer und größer geworden. Vielstimmig war ihr Gesang und vieltönig. Young wurde gelesen, Klopstock wieder vorgenommen und die Lyriker, welche um ihn sich schaarten, Hölty, Voß, die Grafen von Stolberg, auch Bürger. Aber die Herrschaft Meister Klopstocks ging zu Ende. Sein Einfluß beginnt schon zurückzutreten, sobald in Schiller die Ahnung seines dramatischen Berufes lebendig wird. Er hatte sich nicht nur von Klopstocks religiöser Richtung abgewendet; auch seine Poesie überhaupt und ihr geistiger Charakter wurden ihm allmählich fremder. Klopstock ist eine große Gestalt der deutschen Litteraturgeschichte, eine epochemachende Erscheinung des 18. Jahrhunderts; aber er ist ein mittelmäßiger Dichter. Das wird man jetzt sagen dürfen, nachdem Niemand mehr daran denkt, den Ruhm, den er als einer der ersten Begründer unserer neueren Litteratur sich erworben hat, zu schmälern. Sein Wille, seine Persönlichkeit, seine Gesinnung gab unsrer Poesie zuerst wieder Würde, Größe des Inhalts und nationales Gepräge. Aber sein gestaltendes Vermögen und die Kraft der Intuition — und diese ists, die den Dichter macht — bleiben hinter seinem litterarischen Programm weit zurück. Seiner Dichtung fehlt es an Blut. Er ist erhaben; aber diese Erhabenheit wird endlich Manier und Absicht; er führt uns über die Erde hinweg; aber dort schwankt uns der Boden. Seine Gesammtwirkung kam der deutschen Sprache, kam der geistigen und poetischen Bildung der Mitwelt, der nächsten Generation zu gute; aber heute sind seine Schriften, wenige Oden ausgenommen, nur noch ein Gegenstand des gelehrten Studiums; die Messiade wird nicht mehr gelesen. Klopstock ist nicht reich genug an Gedanken, die für alle Zeiten Macht haben. Und die Verehrung für seine Persönlichkeit hat noch aus anderen Ursachen ihre bestimmten Grenzen. Man kann über seine Schrullen hinwegsehen; aber der kleinlichen Mißgunst, mit welcher er später den aufsteigenden Stern Goethes und Schillers verfolgte, gebührt

nicht mehr Verzeihung. Sein Leben lang von Bewunderern verwöhnt, gefiel sich Klopstock im Alter auf dem pythischen Dreifuß, und der Dünkel einer oberpriesterlichen Rolle machte ihn blind. Ich werde die Nachweise beibringen, wenn es am Ort ist; es handelt sich durchaus nicht allein um die bekannte Predigt nach Weimar. Für jetzt ist hervorzuheben, daß dem jungen Schiller das Unzureichende in Klopstocks dichterischem Vermögen zum Bewußtsein kam; er wurde an ihm zum Kritiker. In seinem Exemplar strich er von der Ode „Mein Vaterland" alles aus, was auf die Worte folgt: „Ich liebe dich, mein Vaterland"; denn er meinte, der Eindruck des schönen Anfangs werde dadurch nur geschädigt. Damit fiel freilich auch die des Lebens werte achte Strophe zum Opfer. Die Ode „Die Genesung" wurde ganz ausgestrichen, da aus ihr trotz pomphafter Redeblume nichts heraus zu lesen sei als der Gedanke: „Wär' ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine Messiade nicht vollenden können" [1]). Und die Ode ist in der That leer.

Ein an Geist und Genie, an Gehalt des Lebens und Größe der Seele den hamburgischen Sänger Hochüberragender wurde der Gott der Jugend, Wolfgang Goethe. Jetzt klang das Evangelium, das Rousseau predigte, bedeutungsvoller zurück aus dem Werther und öffnete wiederum das Verständniß der Goetheschen Dichtung. Auch Ossian, der von ihr gefeierte, wurde bewundert, und zu den schattenhaften Helden, zu den Nebelgestalten der nordischen Küste schwärmte die Phantasie Schillers und seiner Freunde. Von dorther wirkte kräftigend ein anderes Buch: die von Ursinus veranstaltete Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart". Aber auch Werthers empfindsamer Bruder, Millers thränenreicher Roman „Siegwart" hatte den Weg in die Akademie gefunden [2]). Wir sehen Schiller, wie er stundenlang am einsamen, vergitterten Fenster stand, bei den Lilien, die er in Scherben sich zog, versunken in die Gefühle, welche der Siegwart erweckte. Es ist

---

[1]) Der Freimüthige, 1805, Nr. 220.

[2]) Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, S. 18 der 5. Aufl.

ein rührendes, ein symbolisches Bild; es vergegenwärtigt noch einmal die Unschuld und Idealität, die Gemütsweichheit seines ersten Lebenstages. Ein paar Jahre darnach schleuderte er die Fackel seines Wortes in die Welt und sein Ruf heißt Sturm und sein Schritt dröhnt im Streite.

Nebenwirkungen übten Wielands Schriften; sein Agathon, „Idris", die „Komischen Erzählungen" schlichen sich in die Akademie ein [1]). Dazu die Gedichte Friedrich Müllers des Malers. Ein leichteres poetisches Element vermittelte schon der Eleve Haug dem Freundeskreis; in einem Wettstreit, den er zu erregen wußte, rangen Haug, Hoven, Petersen und Schiller um den Kranz, um die poetische Lösung einer Aufgabe „Rosalinde im Bade" [2]). Doch alle Macht, welche die Poesie über Schiller gewann, fand mehr und mehr ihren Brennpunkt in seiner Neigung zum Drama, und Studium und Vorbild wurde zuletzt von allen Poeten ihm der Titane der dramatischen Dichtung, Shakespeare.

Ich habe im Vorausgehenden die geistigen Einflüsse stärksten Gewichtes, welche während der letzten Studienjahre Schillers bemerkbar sind, zu summiren gesucht. Es bleibt jedoch übrig, gesondert zu untersuchen, bis zu welchem Grade ihn die Schule mit den Schriftstellern des klassischen Altertums bekannt gemacht hat, und diese Erörterung hängt mit der Frage zusammen, welchen Anteil er als Jurist und als Mediziner an den allgemeinbildenden Fächern, insbesondere an den philologischen, philosophischen und geschichtlichen Lehrstunden, genommen hat. Ich darf zu diesem Zwecke in erster Linie an die prinzipiellen Ausführungen erinnern, welche ich über den Unterrichtsbetrieb und die Lehrmethode der Militärakademie an früherer Stelle gegeben habe; es mußten auch manche Einzelheiten, welche den Unterrichtsgang Schillers geschichtlich markirten, bereits zur Erwähnung gebracht werden. Jetzt aber handelt es sich um einen zusammenhängenden

---

[1]) H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule, I, S. 76 nennt diese Schriften unter den im Jahre 1779 konfiszirten Büchern.

[2]) Ueberliefert von Waiblinger (Gesammelte Werke IV, 256), der einer mündlichen Erzählung Friedrich Haugs folgte. (Boas I, 151.)

Ueberblick über die Hilfsmittel, welche die Schule in dieser Richtung der geistigen Entwicklung Schillers an die Hand gab.

Was die seitherige Biographie hierin geboten hat, ist sehr bescheiden; sie fühlte kaum das Bedürfniß in das Detail einzugehen, verfügte auch über kein irgendwie zureichendes Material. Erst seit Julius Klaiber den gewaltigen Aktenbestand der Karlsschule auf jene Frage durchforschte und die gewonnenen Ergebnisse wenigstens stückweise publizirte [1]), lassen sich vereinzelte ältere Ueberlieferungen und neuere Data zu einem größeren Komplexe verbinden. Indessen ein lückenloses und in allen Teilen helles Bild ist auch heute noch schwer zu geben; schon deßhalb, weil das bezügliche Aktenmaterial der Karlsschule nicht ganz vollständig erhalten zu sein scheint. Aber auch noch besondere, den Ueberblick erschwerende Umstände kommen hinzu. Der eine ist der, daß Schiller nicht in eine innerlich fertige und zu einer gewissen Stetigkeit gekommene Anstalt eintrat; vielmehr trafen seine Studienjahre, zumal die ersten, in die am meisten stürmische und Experimente aller Art aufzeigende Entwicklungs- und Expansionsperiode der herzoglichen Schule. Die Größe und Tragweite der Organisationsumwandlungen, welche Schiller miterlebte, wird am schlagendsten durch einige Zahlen vergegenwärtigt. In seinem Eintrittsjahre 1773 beträgt die Zahl der Lehrer in den wissenschaftlichen Fächern, Professoren sowohl als Lehrmeister, gegen 20 [2]); am 12. März 1781 aber, wenige Monate nach Schillers Austritt, weist der Personalstatus der herzoglichen Militärakademie nahezu 50 Lehrer in wissenschaftlichen Fächern auf [3]). Die Zahl ist also um mehr als das Doppelte gewachsen, deßgleichen die Zahl der Lehrfächer. Der andere erschwerende Umstand liegt darin, daß wir in der Geschichte der Militärakademie nirgends einer feststehenden Numerirung von Klassen begegnen.

---

[1]) Vgl. das Programm des Stuttgarter Realgymnasiums vom Jahr 1872/73, sowie den Artikel „Schiller auf der Solitüde" in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer", Juli 1884.

[2]) Nach Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule, I, 602—604.

[3]) Der gesammte Personalstatus dieser Zeit ist verzeichnet in Haugs Zeitschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben", Jahrg. 1781.

Es war der Wille des Herzogs, daß Jahr für Jahr ein neuer Unterrichtsplan entworfen wurde und je nach der Leistung von Zöglingsgruppen neue Klassenbildungen erfolgten. Letztere Einrichtung möchte auf die jeweilig vorhandenen Schülerindividualitäten sorgsame Rücksicht nehmen und wird in diesem Sinne verteidigt; es scheint mir aber, daß ein derartiges Fluidum von Unterrichtsprogramm und Klassenbestand weder in den Lehrern noch in den Schülern ein sicheres Gefühl des Maßes der Anforderungen erwecken konnte; die Wirkung mußte mehr verwirrend als fördernd sein. Hiebei läßt sich nun für den einzelnen Zögling und den Unterricht, welchen derselbe thatsächlich genoß, kein für eine Reihe von Jahren gültiges Normativ befragen; sondern das Studium sämmtlicher in seine Zeit fallender Einzelprogramme und einer Unsumme von Spezialtabellen wird notwendig. Die Unterrichtsprogramme sind umfassende Aktenstücke, welche oft 100 Folioseiten ausfüllen; aber nicht alle Jahrgänge der Schillerschen Zeit liegen vor. Komplizirt wird an sich der Stand der Dinge, da neben den Klassenabteilungen die großen Fachabteilungen, die nachherigen Fakultäten, sich herausbilden, wobei doch jeder Studirende vorschriftsmäßig oder nach freier Wahl an Vorträgen, welche außerhalb seines engeren Faches liegen, teilnimmt. Bei dieser Sachlage wird man darauf verzichten müssen, Jahr für Jahr der Studienzeit Schillers vor den Augen der Leser vorüberzuführen; ich werde mehr nach den Kategorien einzelner Fächer zusammenstellen, was sich aus Klaibers Publikationen sowie aus mehreren über den Bestand der Karlsschule und die Thätigkeit der Lehrer Aufschluß gebenden Quellenwerken ermitteln ließ.

Zur Zeit als die Anstalt noch auf der Solitude sich befand, war Schillers Hauptlehrer in den philologischen Fächern der alte Jahn. Er lehrte Latein und Griechisch; überdies auch Philosophie, Geschichte, Geographie und Statistik. Ein Bericht Jahns vom 26. Nov. 1774 bemerkt für die Klasse, in welcher Schiller sich befand, es sei der Terenz beendet, ein Buch von Ciceros Briefen kursorisch gelesen, Horazens Ars poetica sammt den darin enthaltenen ästhetischen Regeln erklärt und die Uebung im lateinischen

Reden fortgesetzt worden. Im Griechischen seien Hambergers fabulae Aesopicae, 150 an der Zahl, absolvirt worden. Von der Geschichte der Philosophie sei noch der dritte Zeitlauf übrig. In der Statistik, mit welcher man auch die Geographie verbunden habe, seien Portugal, Spanien, Rußland und Venedig behandelt worden; dazu habe der Vortrag sich auf die Bestimmung des Charakters eines Volkes erstreckt. Als Einleitung in die Psychologie sei Sulzers Theorie von den Empfindungen und sodann die Seelenlehre selbst erklärt worden.

Jahn war höheren Lehranforderungen nicht gewachsen. „Widerwillig" nennt ihn Klaiber, und Wagner [1]) zitirt ein herzogliches Rescript d. d. Winnenthal, 4. Dez. 1771, welches die Unzufriedenheit des Herzogs mit Jahn deutlich erkennen läßt. In der Geographie, heißt es, habe der Professor „sich aller möglichen Deutlichkeit und Kürze zu befleißen, ohne wie es bißher geschehen, und von Mir Selbsten wahrgenommen worden, sich in Nebenumstände einzulassen, die nicht allein zum Hauptzweck nichts dienen, sondern vielmehr diese Stud. ridicule machen". Das Voltzsche Kompendium solle dabei zu Grund gelegt werden; Landkarten, bemerkt der Herzog sehr richtig, müßten beständig auf dem Tisch sein, wogegen man mit vielem Schreiben sich nicht aufhalten dürfe. In der Historie sei das Essigsche Kompendium zu verwenden. Für die Sittenlehre habe der Prof. eine schriftliche Ausarbeitung zu machen, welche ihm, dem Herzog, alle Sonntag bogenweise „zur correction" einzureichen sei. Schließlich erhält der Intendant Ordre, darauf zu sehen, daß dieser „Befehl auf das pünktlichste befolgt, und bey dem Prof. in keinem Stück der geringsten Nachsicht Platz gegeben" werde.

Schillers Fortschritte in den Jahren 1773—1775 sind durch verschiedene Umstände gehemmt. Den Uebergang vom elterlichen Hause zur Pensionatserziehung empfand er schwer; er ist öfter „marode"; der geistlose Unterricht der Mehrzahl der Lehrer wußte ihn nirgends zu fassen, und die rohe und verkehrte Disziplin

---

[1]) Geschichte der Hohen Carls-Schule, I, S. 230.

verschüchterte sein Gemüt. Er war auf sich selbst zurückgeworfen. Dazu störte doch der frühe Beginn der juristischen Studien seinen Bildungsgang, wenn auch der juristische Unterricht im Jahre 1774 nicht mehr als 8 Wochenstunden beanspruchte, wozu im Jahre 1775 noch 2 Stunden Rechtsgeschichte hinzukamen. Der Lehrer für Naturrecht, Reichshistorie und Römische Altertümer war Prof. Heyd; er las seine Kollegien lateinisch „pro captu adolescentium". Rechtsgeschichte trug Prof. Seybold vor. Beide faßten ihre Aufgabe in formalistischem Geist und bewiesen nach des Herzogs Zeugniß „zu wenig Feuer". Der Unterricht in der Philosophie wurde nicht lebendiger, als nach Jahns Abgang Prof. Bök von Tübingen den Auftrag erhielt, das Pensum philosophiae theoreticae einige Zeit zu doziren, d. h. Logik zu treiben und Disputirübungen zu halten. In der Mathematik finden sich während der ersten Jahre nur Rechenmeister angestellt, von 1774 an Professor Rappolt, bei welchem Schillers Klasse im Jahre 1775 acht Wochenstunden Mathesis hat. 1775 kam der begabtere M. Moll; aber ein lebhafteres Interesse für Mathematik gewann Schiller nicht. Wer im Schulwesen Erfahrung hat, weiß, daß Köpfe, welche auf die Logik der Sprache und das Element der Phantasie hervorragend angelegt sind, in der Regel für Mathematik gleichgültig bleiben; die mathematische Gehirnthätigkeit, ihre Vorstellungsweise, auch das mathematische Gedächtniß, ist eine Spezialität. Das Französische lehrte Prof. Uriot seit 1774; zuvor liegt der Unterricht in den Händen der Sprachmeister Guinard und Mayerlin. Ein Sprachmeister für Englisch, Gosse, ist erst seit 1776 angestellt.

Ich habe die wenig günstigen Zensuren, welche der junge Schiller in den Jahren 1773—1775 erhielt, zum Teil schon angeführt. In den beiden ersten Jahren exzellirt er nur im Griechischen; im Lateinischen hält der Erwerb der Schule zu Ludwigsburg noch etwas nach. Im Französischen, in der Philosophie, der Geschichte, zumeist auch in der Mathematik ist seine Note vorwiegend „mittelmäßig"; im Tanzen hat der Ungelenke beharrlich „sehr mittelmäßig" oder „schlecht". So kommt es, daß er in der Lokation, welche auf den 15. jedes Monats

aus den einzelnen Fächern berechnet wird, zu Anfang 1774 noch der 7te unter 11 Mitschülern ist, während er das ganze Jahr 1775 hindurch den letzten Platz in der Klasse behauptet. Diese von Klaiber neuestens ermittelte Kuriosität will nun auch ihren Platz in der Schillerbiographie, auf daß man darüber lächle und sich erinnere, wie gar manchmal in dergleichen Zensuren die Urteilsgrenze der Examinatoren zu den Akten gegeben wird.

Besser wurden die Zeugnisse Schillers, als geistig regsame Lehrer die unfähigen ablösten, als mit der Uebersiedlung nach Stuttgart in die Anstalt ein gesteigertes Leben kam. Von jetzt an erhält er gute, ja glänzende Prädikate. Für das Fach der Philosophie wurde an Stelle Böks zu Ende Dezember 1777 der Tübinger Professor Ploucquet berufen, ein damals berühmter Gelehrter, aber ein plumper Gesell und ein Sonderling, der durch gesellschaftliche Zynismen Aufsehen erregte [1]. Die Jugend für diese Disziplin zu gewinnen, verstand erst Abel, welcher, seit Ende 1772 an der Militärpflanzschule angestellt, schließlich der Hauptvertreter der Philosophie wurde; Psychologie und Moral waren im engeren Sinne seine Fächer. Der Einwirkung Abels auf Schiller ist bereits öfters gedacht; seine Vorlesungen wieder besuchen zu dürfen, baten auch Juristen und Mediziner der höheren Semester, darunter Schiller in den Jahren 1778 und 1779. Als „eine wahre Nathanaelseele“ wird Abel von einem anderen medizinischen Hörer, von Christoph Heinrich Pfaff, gerühmt [2]. Professor der Logik und Metaphysik war seit 1778 Joh. Christoph Schwab. Daß Schiller mit dem Prof. Balthasar Haug vielfach in Beziehung stand, wissen wir bereits; Haugs Lehrthätigkeit war eine halbphilologische, halbästhetische. Der Hauptlehrer aber in den alten Sprachen, vorzüglich im Griechischen, wurde nach Jahns Abgang Prof. Joh. Jak. Nast. Bei ihm hat Schillers Klasse im Jahre 1775 wöchentlich 3 Stunden Griechisch, und zwar verwendete Nast dieselben auf den Homer, freilich, nach seinem eigenen Geständniß, „mit Schwierig-

---

[1]) Einzelne Anekdoten bei Hoven, Selbstbiographie S. 38—39.

[2]) Lebenserinnerungen, Kiel 1854.

keit“ [1]). Das griechische Original war zur Hand, und zuweilen las Nast seinen Schülern einzelne Gesänge aus der Bürgerschen Uebersetzung vor „zu erfreulich-begeisternder“ Wirkung auf Schiller, wie dieser selbst später seinem Landsmann Conz erzählte [2]). Schiller hörte auch in späteren Jahren noch zweimal „Griechische Literatur“ bei Nast.

Welche Klassiker Schiller im Uebrigen damals kennen gelernt hat, läßt sich für seine Person schwer übersehen. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß ihm der Betrieb der medizinischen Studien eine nur beschränkte Anteilnahme an den sprachlichen Lehrstunden erlaubte; er habe in seiner Jugend „selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft“, schreibt er in späteren Jahren an Humboldt [3]). Im Gebrauch war die Gesnersche Chrestomathie, welche

---

[1]) Siehe Klaiber im Programm des Stuttg. Realgymnasiums 1872/73. Düntzer in Schillers Leben, S. 48 setzt irrtümlich Jahns Namen für Nast.

[2]) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5. Diesen bestimmten und zum Teil aktenmäßigen Zeugnissen gegenüber ist die von Fielitz im Archiv für Litteraturgesch. VIII, 534 ff. aufgestellte Hypothese, Schiller habe erst lange nach seinem Austritt aus der Militärakademie, vielleicht erst in der Volkstedt-Rudolstädter Zeit, den Homer kennen gelernt, hinfällig. Fielitz möchte sich auf eine Aeußerung Schillers in der Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ (hist.-krit. Ausg. Goed. X, S. 447) stützen; aber es ist nicht notwendig, daß Schiller bei dieser Stelle an ein „kennen lernen“ im äußerlichen und wörtlichen Sinn, an ein erstmaliges und flüchtiges Bekanntwerden gedacht hat. Auch der von Fielitz versuchte Nachweis, daß für das Lied „Der Abschied Andromachas und Hektors“ nicht sowohl Homer als Ossian das Vorbild gewesen sei, wird Niemanden überzeugen; eine philologische Akribie in der Situation brauchte der Poet nicht. Homer hat zu Schillers Zeit in der Militärakademie eine gewisse Rolle gespielt, und Conz sagt ausdrücklich, Schiller habe damals das griechische Original, d. h. ja freilich nur Partien desselben gelesen. Von einem Eindringen in den Geist des Dichters, ja nur von einer irgendwie genügenden Vertrautheit mit der Sprachform kann freilich keine Rede sein; wie gering Schiller selbst den Gewinn seiner griechischen Sprachstudien bei Nast anschlug, darüber geben seine Briefe an Humboldt vom 6. Okt. u. 9. Nov. 1795 den deutlichsten Aufschluß, und ebenso sein Brief an Charlotte v. Wolzogen vom 15. Nov. 1789; letzterer enthält die Stelle: „Nast, bey dem ich das Griechische lernte (oder vielmehr lernen sollte)“.

[3]) Brief vom 6. Okt. 1795.

ausgewählte Stücke aus Herodot, Xenophon, Thukydides, Theophrast, Aristoteles und Plutarch gab, daneben Volborths Chrestomathia tragica graeco-latina. Zum Unterricht im Lateinischen hatte man Schellers Sprachlehre, und das Lexikon von Kirsch; Hausleutners Chrestomathie, welche von Klaiber unter den Lehrbüchern aufgeführt wird, erschien erst nach Schillers Zeit. Von lateinischen Schriftstellern wurden in der Militärakademie Ovids Metamorphosen und Elegien gelesen, Terenz, Vergilii Aeneis, die Oden und Episteln, insbesondere die Ars poetica, des Horaz, Lucan, Silius Italicus; dazu von Prosaikern Cornelius Nepos, Curtius, Livius, Sallust, Sueton, einzelne Schriften von Cicero. Bestimmt bezeugt ist Schillers Teilnahme an Prof. Drücks Vorträgen über Virgil[1]). Auf Lektüre der Oden des Horaz, der Metamorphosen des Ovid, des Catilina des Sallust deuten Zitate, welche Schiller in das Stammbuch eines Mitzöglings[2]), beziehungsweise als Motto vor seine zweite akademische Dissertation und seinen Fiesko setzte[3]). Ferdinand Drück, ein Marbacher wie Schiller, wurde erst 1779 an der Militärakademie angestellt. Seine Lehrthätigkeit scheint von großem Einfluß gewesen zu sein, seine Methode galt als vortrefflich; zu den Vorträgen über ältere Geschichte, welche er hielt, schleppten die Schüler, wenn der Platz nicht reichte, Subseillen aus anderen Hörsälen herbei[4]). Schiller gewann den Virgil lieb, und der Anregung Drücks wird es zuzuschreiben sein, daß er ein Stück aus dem ersten Buch der Aeneide zu übersetzen unternahm. Es ist der „Sturm auf dem Tyrrhener Meer", zuerst abgedruckt im Jahrgang 1780 des „Schwäbischen Magazins", mit der Anmerkung Haugs: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn,

---

[1]) Durch Conz in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5.

[2]) Hist.-krit. Ausg. Goed. I, 361.

[3]) Eine Stelle aus Sallust schrieb der nachherige Regimentsmedikus Schiller seinem Landsmann Conz in das Stammbuch, und Conz bemerkt (Ztg. f. d. eleg. Welt, 1823, Nr. 3), Sallust sei damals Schillers Lieblingsschriftsteller gewesen.

[4]) Vgl. Albert Moll, die medicinische Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart, Stuttg. 1859.

viel, viel dichterisches Feuer" [1]). Die Uebersetzung hält sich dem Original gegenüber ziemlich frei und ist nicht ganz ohne sprachliche Mängel; aber die Stellen, welche die Erregung der Natur, das Toben des Meeres schildern, sind voller Kraft und Leben.

Das Fach der Geschichte dozirte Prof. Johann Gottlieb Schott, mit Abel, Nast und Drück einer der jüngsten Lehrer an der Militärakademie. Drücks Geburtsjahr ist 1754, Abel, Nast und Schott waren gleichaltrig; Nestor der Lehrer war Uriot. Schott, seit 1772 angestellt, lehrte anfangs neben Geschichte auch Geographie und alte Sprachen; bald aber wurde ihm die Historie ausschließlich übertragen. Bei Erwähnung dieses Unterrichtszweiges muß ich eine apokryphe Arbeit zur Sprache bringen, die angeblich von Schiller verfaßte „Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740". Zuerst ein Wort über die Publikation der Arbeit.

Sie erschien im zweiten Hefte der bei Schaber zu Stuttgart herausgegebenen „Württembergischen Volksbibliothek"; zugleich wurde für die hundertjährige Geburtstagsfeier des Dichters ein Sonderabdruck veranstaltet. Ein „Vorwort" der Verlagsbuchhandlung übernahm die Legitimation. Bereits im ersten Hefte der „Württembergischen Volksbibliothek", wird erinnert, sei von Ottilie Wildermuth in der Biographie der Herzogin Franziska die Mitteilung gemacht worden, Schiller habe im Jahre 1778 auf Wunsch der damaligen Gräfin Franziska eine Geschichte von Würtemberg verfaßt; das Manuskript sei von andern Zöglingen der Militärakademie mit einem allegorischen Titelblatt verziert worden. Nach Franziskas Tod, wird weiter erzählt, sei das Manuskript in den Besitz des Hof- und Reisemarschalls von Böhnen gekommen, aus dessen Nachlaß an einen „adeligen Herrn aus Regensburg" und endlich, im Jahre 1830, an einen „Freund" der Verlagshandlung, einen berühmten Künstler. Letzterer habe das Schriftstück wie eine unschätzbare Reliquie in

[1]) Die Autorschaft Schillers ist bezeugt im „Freimüthigen", 1805, Nr. 220.

seiner Bibliothek verwahrt, sich aber nunmehr zur Mitteilung entschlossen.

Ein berühmter Künstler, ein adeliger Herr — warum fehlten die Namen, wozu der Geheimnißkram? Die Publikation begegnete denn auch ziemlich allseitigem Mißtrauen. Wer in das Detail der Jugendgeschichte Schillers Einblick hatte, mußte sich sagen, daß für eine so ausgedehnte Arbeit, auch wenn man sie lediglich als Neuformung an die Hand gegebenen Materials nehmen wollte, nirgends ein Platz sei; es ist ja ein förmliches Buch, und wo hätte Schiller dafür die Zeit gehabt, zumal in dem Jahre, in welchem er absichtlichen Eifers sich in die Medizin geworfen hatte! Dazu ist es ja doch befremdlich, daß Schiller selbst von einer solchen Arbeit nicht das Geringste verlauten läßt, daß kein Zeuge seiner Jugend oder seines Lebensganges überhaupt von ihr etwas weiß. Unter diesen Umständen mußte die neuere Biographie, soweit sie von der Sache Notiz nahm, die Vermutung aussprechen, daß man es besten Falls mit einem von Schillers Hand nachgeschriebenen Kollegienhefte zu thun habe. Freilich den Erweis dieser Ansicht blieb sie schuldig. Goedekes historisch-kritische Schillerausgabe verweigerte den Abdruck.

Minder skeptisch zeigte sich Johannes Janssen [1]. Janssen bringt die Entstehung der Arbeit mit der Vorliebe für historische Studien, welche Schiller durch die Lektüre des Plutarch gewonnen habe, in Zusammenhang; berichtet ohne Skrupel, der neunzehnjährige Jüngling habe der Gräfin von Hohenheim diese nach Kollegienheften „bearbeitete Geschichte von Württemberg" übergeben, und fügt — für das harmlose Opus fällt ein Lob ab — hinzu, dasselbe verdiene „im Vergleich mit der geistlosen Darstellungsart der meisten damaligen Geschichtsbücher in formeller Beziehung alle Beachtung". Auch eine weibliche Feder will nicht ganz ungläubig sein: „Ob die Geschichte von Württemberg in der That dem Dichter zugeschrieben werden darf als eigenes Werk oder ob er sie nach einem Vortrag des Professors der Geschichte

---

[1] Schiller als Historiker. 2. Aufl. Freiburg 1879.

seinem Collegienhefte entnahm, ist eine Frage, die immer noch nicht endgültig gelöst ist“, meint Emma Vely [1]).

Und doch durfte man den bei Schaber publizirten Text auf das Kriterium der Sprache nur einmal ansehen, um sich sogleich zu sagen, daß er nicht in einer Zeile die Feder Schillers verrät! Wie Schillers Ausdrucksweise, seine Diktion um 1778 beschaffen waren, das wissen wir doch ungefähr aus seiner ersten akademischen Rede. Aber kein größerer Kontrast läßt sich denken als der Stil dieses Produktes und die Prosa jener historischen Arbeit. Man wende nicht ein, daß es sich dort um Rhetorik, hier um Erzählung oder wissenschaftlichen Vortrag handelte; vielmehr sprechen zwei ganz verschiedene Menschen. Man lese die akademischen Dissertationen Schillers; sie haben ja auch wissenschaftlichen Inhalt; aber wie drängt sich in ihnen zwischen die sachliche Darlegung ein Reichtum individuellen Raisonnements und subjektiver Reflexion, wie persönlich beseelt ist die Sprache, wie vordringlich schießen Bilder in den Gedankengang, wie schlägt hinter abstrakten Auseinandersetzungen das Pathos eines feurigen und stürmischen Herzens! Der Periodenbau des jugendlichen Schiller ist reich, wechselvoll, die Diktion jetzt glänzend, jetzt unruhig, eruptiver Stil überall vorherrschend. Dagegen diese „Geschichte von Württemberg“ ist im Vergleich mit dem Strome der Schillerschen Rede ein besonnen fließendes Bächlein; sie überschreitet nirgends einen alltäglichen Gesichtskreis. Im Ganzen nicht ungewandt geformt, nicht ohne Ansätze zu einer gewählteren Diktion, fehlt ihr doch zum kühneren Schwunge die Kraft, wie zur Originalität das Mark eines individuell ausgeprägten Geistes. Keine Wendung zeigt die Sprache Schillers, die Spur seiner Denkart. So schreibt nicht ein Jüngling, der das Herz auf der Zunge trägt; so schreibt ein Mann, der eigenen Urteils sich nicht begeben will, der aber doch mit dem Lauf der Welt sich abfindet.

Der Mangel biographischer Beglaubigung, das Nichtzutreffen Schillerscher Diktion und Eigenart sind Momente, welche ein-

[1]) Herzog Karl v. Württemberg und Franziska v. Hohenheim, Stuttg. 1876, S. 101.

dringlich genug gegen Schillers Autorschaft sprechen. Aber freilich ad hominem demonstriren läßt der Beweis aus dem Charakter der Sprache sich nicht, und wenn Jemand mit Gewalt behaupten wollte, das Fehlen einer beglaubigenden Notiz aus der Zeit des Dichters sei Zufall, so kann man den Mund ihm nicht schließen. Es wäre also nützlich, wenn auf anderem Wege der Beweis für oder wider geführt werden könnte. Die Autorschaft Schillers wäre definitiv beseitigt, wenn sich die Annahme, daß man es mit einem Kollegienheft zu thun habe, von der Stufe der Hypothese zur Gewißheit erheben ließe. Und in dieser Richtung glaube ich einen neuen Aufschluß geben zu können.

Zu Schotts Lehrpensum gehörte nach H. Wagner [1]) neben allgemeiner Geschichte speziell die würtembergische. Unter seinen Schriften fand ich bei Gradmann [2]) u. a. verzeichnet: „Sätze aus der allgemeinen neueren und Würtemberg. besondern Geschichte", gedruckt zu Stuttgart 1777; und „Geschichte der Würtembergischen Herzoge: in dem Würtemb. Hofkalender auf das Jahr 1788". Den letzteren Aufsatz [3]) habe ich mit dem angeblichen Produkt Schillers verglichen und mich überzeugt, daß beide Darstellungen der nämlichen Feder zugeschrieben werden müssen. Der Hofkalender auf das Jahr 1788 erzählt die Geschichte Würtembergs allerdings nur bis zum Tode Herzog Ludwigs, bis zum Jahr 1593; aber soweit der Stoff in beiden Schriften gemeinsam behandelt ist, zeigt sich die auffallendste Uebereinstimmung.

Ich will zunächst einige Parallelstellen anführen. Von Herzog Christoph heißt es im Schaberschen Text: „In Graubündten unterstüzte er die Prediger der neuen Lehre oft mit Geld"; im Hofkalender: „In Graubünden unterstüzte er die Prediger der neuen Lehre mit Geld." Von demselben im Schaber-

[1]) Geschichte der H. Carlsschule, I, S. 603.

[2]) Das gelehrte Schwaben, Ravensburg 1802.

[3]) „Kurze Darstellung der Lebens- und Regierungs-Geschichte der Herzoge von Wirtenberg" im „Wirtembergischen Hof-Calender auf das Schaltjahr 1788, Stuttg. gedrukt und zu finden in der Buchdrukerei der Herzoglichen Hohen Carlsschule".

schen Text: „Christoph aber war so gewissenhaft, daß er einigemal, auch sogar nach Genehmigung der Landschaft, diesen Ueberrest [der Kircheneinkünfte] nicht angreifen, sondern ihn entweder zur Ablösung der Schulden oder als einen Nothpfennig zur Rettung von Land und Leuten verbraucht wissen wollte"; im Hofkalender: „Die Kirchen-Einkünfte wurden auf das gewissenhafteste verwaltet und der Ueberrest zur Tilgung der Schulden angewendet oder als Nothpfenning zur Rettung Land und Leute [sic] aufbewahrt." Von demselben bei Schaber: „Ueberdieß ließ er in dem Land herum große Schlösser theils stark repariren, theils ganz neu aufbauen"; im Hofkalender: „Neun in dem Land herum gelegene theils ganz neu aufgeführte theils stark reparirte ansehnliche Schlösser u. s. w." Von Eberhard I. im Text Schabers: „Sieben Jahre nachher machte ihn der frühzeitige Tod seines schwächlichen Bruders Ludwig des Jüngeren zum alleinigen Besitzer des Uracher Landestheiles . . . . Der rohe, ungebildete und unter schlechter Aufsicht stehende Eberhard überließ sich also allen Ausschweifungen." Im Hofkalender: „Der frühzeitige Tod seines älteren Bruders Ludwig machte ihn zum alleinigen Besizer des Uracher Antheils der damaligen Grafschaft Wirtenberg... Seine Jugend war wild, roh und ohne Aufsicht." Von Herzog Ludwig im Text Schabers: „Ludwigs Eifer für die Religion aber war so groß, daß er einige Male sich erklärte, wenn er die Gabe und die Geschicklichkeit besäße, das Wort Gottes vorzutragen, so würde er sich nicht schämen, selbst zu predigen." Im Hofkalender: „Auch brachte der Eifer für seine Religion ihn zu der Aeusserung, daß, wenn er die Gabe hätte, das Wort Gottes öffentlich vorzutragen, er sich nicht schämen würde zu predigen."

Die Zahl solcher durch den Wortlaut unmittelbar an einander erinnernder Stellen ließe sich leicht vermehren. Man könnte nun fragen, ob nicht etwa der Autor des Schaberschen Textes und der Autor des Aufsatzes im Hofkalender, jeder unabhängig vom andern, aus einer älteren Quelle entlehnt haben; wenn man nämlich darüber wegsehen will, daß die Autoren doch immer im Verhältniß von Lehrer und Schüler stehen, daß der

letztere selbständige geschichtliche Studien schwerlich gemacht haben wird. Indessen habe ich bezüglich der angeführten Beispiele eine Entlehnung des Wortlauts aus älterer Vorlage nicht bemerkt [1]); und wenn da und dort mit der Nacherzählung einer geschichtlich überlieferten Thatsache auch der Ausdruck eines früheren Historikers übernommen sein mag, so hat die „Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740" doch keinenfalls den Charakter einer Reproduktion; denn — hier kann ich mich ja auf Janssen berufen — sie ist von der „geistlosen Darstellungsart der meisten damaligen Geschichtsbücher in formeller Beziehung" bemerkbar unterschieden. Uebrigens will ich auf die völlige oder annähernde Wiederkehr einzelner Wendungen in beiden Schriften nicht einmal das Hauptgewicht legen. Entscheidender ist, daß der Schabersche Text und der Aufsatz Schotts ihrem ganzen Bestande nach Produkte des gleichen Stils sind; die Diktion, der Satz- und Periodenbau, das Genre des Ausdrucks sind durchaus homogen. Wenn man beide Schriften neben einander legen und irgend eine Partie in der einen lesen würde, um an entsprechender Stelle in der andern unmittelbar fortzufahren, so würde man dem inneren Hören nach glauben, einerlei Buch vor sich zu haben. Aber auch die stoffliche Anordnung und Verbindung geht parallel. Zwar erscheinen im Schaberschen Texte einzelne Teile breiter ausgeführt; aber an ungezählten Stellen ist doch die Anreihung der Thatsachen, die logische Verknüpfung, die Wahl der Uebergänge hier die nämliche wie dort. Und so entsprechen sich auch die Gesichtspunkte, die Auffassung der Thatsachen und Personen, das geschichtliche Urteil; in gleicher Art, wie hier in einem Kopf ein Stück Weltbild sich spiegelte, spiegelt es sich auch dort.

Ziehen wir nun die Konsequenzen. Die „Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740" und der Aufsatz Schotts im Hofkalender sind in formeller Beziehung gleichen Gepräges, inhaltlich aus gleichem Geiste. Die Uebereinstimmung geht bis

---

[1]) Vgl. hierüber meinen Artikel in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1884, Nr. 272, auf welchen ich verweisen muß, da eine nähere Erörterung dieser Frage die Grenzen des Buches überschreiten würde.

zu einem solchen Grade, daß ein zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen ist. Reproduktion eines Dritten ist gleichfalls ausgeschlossen. Der Autor des Aufsatzes im Hofkalender ist der Lehrer desjenigen, welchem die „Geschichte von Württemberg" zugeschrieben wird; und dieser saß auf der Schulbank, als das fragliche Manuskript entstand. Wird man nun glauben wollen, Schott habe den Text seines Schülers abgeschrieben? Aber das ist ja ganz und gar ungereimt! Und dennoch müßte es der Fall sein — wenn nicht die an Schaber gelangte „Geschichte von Württemberg" in der That das Manuskript eines Kollegienheftes ist, das in Schotts Unterrichtsstunden diktirt oder nachgeschrieben wurde, wenn nicht Schott ein Jahrzehnt später aus seinem eigenen für den Unterricht bestimmten Konzept einen historischen Aufsatz für den Hofkalender zusammengestellt hat.

Ich glaube, es bedarf nicht weiterer Worte. Daß die Gräfin Franziska, wenn sie über die Geschichte ihres Landes sich informiren wollte, in der Militärakademie die Reinschrift eines Kollegienheftes sich aushändigen ließ, ist ja wohl möglich; und wenn das Manuskript wirklich die Handschrift Schillers aufweist, so hat es den Wert einer persönlichen Reliquie. Die Fabel aber, daß Schiller in der Militärakademie ein historisches Werk verfaßt oder überarbeitet habe, die Annahme, daß wir in jenem Buch ein Dokument für seine geistige oder schriftstellerische Entwicklung besitzen, dürfte beseitigt sein.

Des Religionsunterrichtes in der Militärakademie möge nebenbei gedacht werden. In Verbindung mit religiösen Uebungen nahm er ziemlich viele Stunden in Anspruch. Auf der Solitude erscheint als erster Lehrer, der für dieses Fach angestellt ist, der Aufseher und Hofmeister Bernhard. 1774 kommt ein Prof. der Religion hinzu, Hartmann; und nach dessen Abgang 1777 teilen sich Prof. Cleß und Akademieprediger Müller in den Unterricht, so daß der erstere das dogmatische, der zweite das historische Pensum vorträgt; ein bedeutenderer Lehrer, Gottlieb Jakob Planck, tritt erst im Jahre 1781 ein. Hoven nennt keine Namen, hebt aber hervor, beide Religionslehrer seien strenge Orthodoxe gewesen und gelehrte, auch wegen ihres Charakters in

hoher Achtung stehende Männer. Der Vormittagspredigt in der Akademiekirche mußten sämmtliche Zöglinge jeden Sonn- und Feiertag beiwohnen; die jüngeren hatten in eigenen Stunden Katechisationsübungen; von der jährlich zweimal stattfindenden Kommunion durfte kein konfirmirter Zögling sich ausschließen.

Wir wenden uns zu Schillers medizinischen Studien. Es erhellt aus dem Vorausgehenden, daß seine mit Hoven getroffene Verabredung, vom Ende des Jahres 1777 an der Medizin mit allen Kräften sich zu widmen, nicht in wörtlichem Sinne zu nehmen ist; aber er drängte doch die Neigung zu poetischer Produktion zurück und war in seinem Berufsfache so fleißig als möglich. Ein Sektionsbericht, welchen Schiller bei der Leichenöffnung des Malerzöglings Hiller als Tagesrapport zu geben hatte, datirt vom 10. Oktober 1778, zeigt uns eine Probe dieser Studien. Auch wurden seine Leistungen von den medizinischen Lehrern anerkannt. Seit 5 Jahren hatte Schiller überhaupt keinen Preis mehr erhalten; jetzt, im Jahre 1778, wäre ihm der Preis aus der Anatomie zu Teil geworden, wenn nicht das Loos den als „gleich gut" bezeichneten Elwert begünstigt hätte. Bei den Schlußprüfungen dieses Jahres disputirte Schiller neben Hoven, Plieninger, Elwert, Liesching und Weckerlin am 7. und 8. Dezember gegen Prof. Consbruchs Thesen aus der Pathologie und Therapie [1]).

Es ist bereits an früherer Stelle gesagt, daß die medizinische Fakultät der Karlsschule zu Ansehen gelangte; tüchtige Männer gingen aus ihr hervor und Naturforscher von ausgezeichnetem Rang, wie Cuvier und der Physiologe Kielmeyer. Aber zu Schillers Zeit stand der Betrieb der medizinischen Studien in den Anfängen, und noch Christoph Heinrich Pfaff, der nachherige Prof. der Medizin zu Kiel, der zu Ostern 1788 sein Fachstudium begann, muß bezeugen, daß die meisten seiner ärztlichen Lehrer ihrer Aufgabe nicht völlig gewachsen, daß sie mehr für praktische Thätigkeit vorgebildet waren. Was uns heute als

---

[1]) Nach Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1778, S. 972. Bisher übersehene Notiz.

conditio sine qua non erscheint, die den engeren medizinischen Studien vorausgehende Absolvirung eines naturwissenschaftlichen Kurses, die Aneignung ausgebreiteter naturwissenschaftlicher Kenntnisse, war in der herzoglichen Schule nicht Regel. Ein akademisches Naturalienkabinet war zu Schillers Zeit erst im Entstehen, ein chemisches Laboratorium noch nicht vorhanden. Zum Unterricht in der Botanik diente, außer botanischen Exkursionen, der öffentliche botanische Garten zu Stuttgart, an welchem ein vorzüglicher Praktiker, der Garteninspektor Martini, angestellt war. Die Anatomie war nach Hovens Angabe ziemlich reichlich mit Leichen versehen. Zum praktischen Unterricht in der Pharmazie wurden die Zöglinge in die Hofapotheke geführt, zum klinischen Unterricht dienten die Krankenanstalten in der Stadt und die Krankenabteilung der Akademie selbst. Die älteren Eleven hatten mit dem Arzt die Runde bei den Kranken zu machen, in besonderen Fällen wurden sie wechselweise zur Ueberwachung der Kranken aufgestellt, wobei sie zu Handen des Professors Berichte über ihre Beobachtungen auszuarbeiten hatten [1]).

Die medizinischen Lehrer Schillers waren Christian Konrad Klein, Joh. Friedrich Consbruch, Christian Gottlieb Reuß und Joh. Heinrich Morstatt. Sie standen sämmtlich in den besten Jahren. Klein, seit 1774 angestellt, war ord. Wundarzt und Prof. der Anatomie, Chirurgie und theoretischen Geburtshilfe mit dem Charakter als Chirurgien-Major. Er wird als ein in seinem Fache ausgezeichneter Lehrer gerühmt, der die theoretische Anatomie mit großer Klarheit und Eleganz gelesen habe; freilich sei der Mangel von Demonstrationen am Leichnam, auch von Präparaten mißlich gewesen. Klein hatte gründliche Kenntnisse, galt als ein bescheidener und biederer Mann und war bei der Jugend sehr beliebt. Physiologie, Pathologie, Therapie und Arzneiwissenschaft lehrte Professor Consbruch, seit 1771 an der herzoglichen Schule angestellt, von 1780 ab zugleich herzoglicher Leibarzt. Er war ein freundlicher, liebenswürdiger Mann, aber seine physiologische Vorbildung war kaum zureichend. Die Pathologie

[1]) Einzelnes nach Hovens Selbstbiographie, Pfaff, Lebenserinnerungen, und Dr. Albert Moll, Die medicinische Fakultät der Carlsakademie.

trug er nach handschriftlichen Diktaten seines Göttinger Lehrers Johann Gottfried Brendel vor. Am meisten soll seine Allgemeine Therapie und sein Casuisticum befriedigt haben. Reuß, seit 1774 als Professor der Naturgeschichte, Chemie und Materia medica angestellt, Arzt der Akademie mit dem Charakter eines Hofmedikus, las die Chemie in höchst trockener Weise ohne Experimente nach Erxlebens Kompendium; als praktischer Arzt jedoch gewann er durch seine Sorgfalt und Menschenliebe das Vertrauen der Zöglinge. Morstatt, zuerst Feldscher, seit 1776 Prosektor und Repetitor der Anatomie, auch Lehrer für Osteologie, hatte zwar einen trockenen Vortrag, ging aber bei gründlichen Kenntnissen und praktischer Geschicklichkeit den Studirenden nützlich zur Hand. Storr, der Arzt der Anstalt auf der Solitude, war einem Rufe nach Tübingen gefolgt, bevor Schiller das medizinische Studium ergriff; Karl Heinrich Köstlin, ein ausgezeichneter Gelehrter, und Joh. Simon Kerner, ein vorzüglicher Pflanzenmaler, waren Studiengenossen Schillers und wurden erst 1780 als Lehrer der Botanik angestellt.

Die Humoralpathologie war damals das herrschende System, und die Lehrer der Anstalt, nur etwa mit Ausnahme von Consbruch, huldigten leidenschaftlich den Theorien des berühmten Boerhave. Es war nicht geraten, gegen ihn in Opposition zu treten; Hoven, der, mit Brendels Ansichten, auch mit den Lehren Stahls und Cullens bekannt geworden, seine Bedenken gegen das Boerhavesche System in einer Abhandlung „de causis morborum“ aussprach, mußte erfahren, daß seine Arbeit für nicht druckwürdig befunden wurde. Man empfahl den Zöglingen das Studium der Physiologie Hallers, der Anthropologie Platners, der Werke Sydenhams und Friedrich Hoffmanns, insbesondere aber der Kommentare van Swietens zu den Aphorismen Boerhaves. Schiller gab in der Pathologie Brendel den Vorzug vor Boerhave; er besaß eine eigene Abschrift von Brendels erst lange nachher zum Druck beförderten Vorlesungen „de cognoscendis et curandis morbis“ [1]). Die Werke Hallers studirte

---

[1]) Petersen, handschriftlich.

er mit großem Eifer. Gewiß schwebte ihm das Beispiel Albrecht von Hallers, der den Ruhm des Gelehrten und Arztes mit dem des Dichters vereinigte, vor Augen, als er die Jurisprudenz mit der Medizin vertauschte; aber fast noch früher, als er den Poeten Haller überwand, wagte er an Hallers Physiologie seine Kritik. Proben davon gab er in seiner ersten akademischen Dissertation, der „Philosophie der Physiologie", welche er im Herbst 1779 den Professoren einreichte. Die Wahl des Themas ist bemerkenswert: sie zeigt den Punkt an, der ihn bei allen medizinischen Studien innerlich am meisten interessirte.

Diese Abhandlung, in lateinischer Sprache vorgelegt, ist verloren [1]); nur ein Fragment, 11 Paragraphen der ursprünglich deutsch niedergeschriebenen Bearbeitung, hat sich, und zwar in der Conzschen Familie, erhalten; doch rührt die Handschrift nicht von Schiller her. Der Verlust ist schmerzlich. Denn das Wenige, was sich erhalten hat, nicht einmal völlig das erste Kapitel von fünf Kapiteln des Planes, reizt im hohen Grade die Begier, das Ganze zu kennen; und das Fragment bricht gerade an der Stelle ab, wo die Empfindung des Schönen in die Diskussion gezogen werden soll, wo wir vielleicht erste Keime zu Schillers späterer ästhetischer Anschauung finden dürften. Wenn man über die schwankende und von dem heutigen Sprachusus mehrfach abweichende Terminologie hinwegsieht, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die damalige Physiologie in ihren Hilfsmitteln bescheiden und in den ersten Versuchen begriffen war, so muß man die Kühnheit des Planes wie die dialektische Schärfe, welche der

---

[1]) Im Jahre 1790 wünschte Schiller das Manuskript aus den Händen seines Vaters zu erhalten; aber dieser erwiderte, er habe es ehemals nur zum Lesen gehabt und ihm nach Stuttgart zurückschicken müssen. Vgl. Joh. Kasp. Schillers Brief vom 6. März 1790. Als „wahrscheinlich verloren" erwähnt die Abhandlung Karoline v. Wolzogen in Schillers Leben. In handschriftlichen Aufzeichnungen Prof. Abels über Schiller, welche ihr jetziger Besitzer, Kaufmann O. Merkel in Eßlingen, mir zur Einsicht gab, findet sich die Notiz, die Dissertation sei an einen Jugendfreund Schillers, den nachherigen Oberamtmann Seubert, gelangt. Seubert studirte von 1778—1784 Jura in der herzoglichen Schule. Abels Gedächtniß erweist sich übrigens bei dem Bericht über Schillers Austritt als nicht eben treu.

jugendliche Denker entwickelt, rühmen. Das physiologische Wissen, welches Schiller in der Dissertation niedergelegt hat, ist seinem materiellen Bestande nach zum großen Teile aus Haller geschöpft; aber in der Verarbeitung des Stoffes, in der Anordnung der Teile und in dem Endzweck der Schrift zeigt sich ein selbständig gearteter, seine eigenen Wege verfolgender Geist. Die Autorität wird eher mißachtet als gläubig verehrt, und ein überall regsames kritisches Bewußtsein reizt den Trieb der Polemik. Aus dem Selbstgefühl einer lebhaften, ihrer Kraft frohen, jugendlich-kecken Individualität erhält die Darstellung eine stark subjektive Färbung; mit Lust werden Wagnisse unternommen, die Sprache wird mutwillig, witzig, tumultuarisch. Der Ausdruck ist nicht immer genügend abgeklärt, die letzte Ueberarbeitung scheint zu fehlen; die Polemik bleibt von übereilten Stößen nicht frei, und zuweilen drängt sich an die Stelle der Argumentation ein rhetorischer Satz, vom plötzlichen Mitspiel eines Gemütsaffektes verschuldet. Aber das Streben nach Wahrheit und das sachliche Interesse am Gegenstand behaupten immer das Uebergewicht, und alle Mängel im Einzelnen treten gegen den Gesammtwert der Arbeit zurück, der freilich nicht so sehr in positiven Ergebnissen, mit welchen die Forschung bereichert würde, liegt und liegen kann, wohl aber in der Bezeugung wissenschaftlichen Sinnes und ungewöhnlicher philosophischer Begabung.

Der Plan der Schillerschen Dissertation umfaßte die Abschnitte: Das geistige Leben. Das nährende Leben. Zeugung. Zusammenhang dieser drei Systeme. Schlaf und natürlicher Tod. Ich verfolge den Gedankengang des erhaltenen Stückes, verspare jedoch die Besprechung einzelner für die metaphysische Anschauung Schillers charakteristischer Sätze auf einen späteren Abschnitt. Schiller geht aus von der Bestimmung des Menschen; er findet sie in der „Gottgleichheit“, in der Anlage des Menschen, mit eben dem Blick wie der Schöpfer die Welt zu umfassen, „aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den grosen Plan des Ganzen zu entdecken“. Dies sei zwar ein unendliches Ideal; aber ewig sei der Geist: „Ewigkeit ist das

Maas der Unendlichkeit"; der menschliche Geist wird ewig wachsen, aber das Ideal niemals erreichen. Es folgt eine Erörterung der Begriffe Vollkommenheit, Glückseligkeit, Liebe. Der Satz, welchen Schiller hier an die Spitze stellt: „Eine Seele, sagt ein weiser dieses Jahrhunderts, die biß zu dem Grade erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im ganzen vor Augen hat, ist die glüklichste Seele" — erinnert an Garves Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie; Garve schrieb: „Eine der schönsten Stellen des Fergusons ist diese: ‚der Zustand einer Seele, die bis auf den Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist der Zustand der glückseligsten Seele [1]).' Schiller führt aus: Vollkommenheit ist „Ueberschauung, Forschung, Bewundrung des grossen Plans der Natur". Vollkommenheit ist „an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden". „Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigsten Unvollkommenheiten ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Diß ist Glükseligkeit. So ist es dann gleichviel, ob ich sage: der Mensch ist da, um glüklich zu seyn: oder — Er ist da, um vollkommen zu seyn". „Vollkommenheit des Ganzen" ist „mit der Glükseeligkeit des Einzelnen . . . durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden"; der Zweck der allgemeinen Liebe ist, die Vollkommenheit des Nebenmenschen zu fördern; Liebe, die Verwechslung meines Selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen, „macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz." Eine treffliche Definition des Mitleids schließt sich an: „Was wär also Mitleiden sonst, als ein Affekt, gemischt aus Wollust und Schmerz. Schmerz, weil der Nebenmensch leidet. Wollust,

---

[1]) Adam Ferguson, Grundsätze der Moralphilosophie. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Garve. Leipzig 1772 S. 409. Etwas abweichend ist die Fassung bei Ferguson selbst; im Texte des letzteren, S. 135 der Garveschen Uebersetzung, lautet die Stelle: „Der Zustand einer Seele, die bis zu dem Grade erleuchtet ist, daß sie begreift, was der Gegenstand und was die Absichten der göttlichen Vorsehung im Ganzen sind, [ist] unter allen übrigen der ergötzendste, und kömmt einer völligen Befreyung von Schmerz am nächsten."

weil ich sein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe. Schmerz und Lust, daß ich sein Leiden von ihm wende."

Bis hierher reichen die einleitenden Begriffe. Nunmehr untersucht Schiller die „Wirkungen der Materie auf den Geist", er nähert sich seinem eigentlichen Thema, der Wechselwirkung von Körper und Seele. Um die Kluft zwischen Materie und Geist zu überbrücken, um die Möglichkeit einer Wechselwirkung beider zu erklären, nimmt Schiller eine „Mittelkraft" zu Hilfe; sie sei theoretisch nicht vorstellbar, philosophisch aber nicht ganz unmöglich, und durch die Erfahrung werde sie bewiesen. Sie wohne in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Wesen, dem Nervengeist, der im Nerven, seinem Kanal, ströme. Wenn man den Nerven verletze, so sei das Band zwischen Welt und Seele dahin. Die Annahme eines Nervengeistes entlehnte Schiller aus der Physiologie Hallers; auf den Begriff und die Bezeichnung „Mittelkraft" scheint ihn die Bemerkung Hallers, einige Autoren hielten die Nervengeister für etwas Mittleres zwischen Körper und Seele, geführt zu haben [1]). Schiller suchte nach einem solchen Mittelglied, da er gegen die Vorstellung, daß der Geist Materie sei, sich sträubt, und ihm die Materie um ihrer „Undurchdringlichkeit" willen in einem unvereinbaren Gegensatz zu dem „durchdringlichen" Geiste zu stehen scheint. Uebrigens fühlt er die Unsicherheit des Bodens, auf welchem er sich bewegt: „Ich bin in einem Feld," setzt er bei, „wo schon mancher medizinische und metaphysische Donquixotte sich gewaltig herumgetummelt hat und noch izo herumtummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geister der Toden in ihren Gräbern

---

[1]) Haller, Elementa physiologiae corporis humani, tom. IV, lib. X, sect. VIII, §. XV: Bestimmter bezeichnete Cartesius die Nervengeister als eine reine Flamme, und viele Schriftsteller nennen sie füglich ein Feuer. Auf diese Seite neigt sich auch der große Karl Bonnet. Der berühmte Newton ist der Meinung, daß sie ein Teil des nämlichen elastischen Elementes seien, von welchem das Zurückwerfen und Brechen des Lichtes abhänge. Andere nennen sie ein Mittelwesen zwischen der Flamme und der Luft, zwischen dem Körper und der Seele (im Original: „medium quid inter flammam et aerem, inter corpus et animam alii"). Für letztere Ansicht zitirt Haller die Autoren Schelhammer, Perry und Santanelli.

beunruhigen oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtoden wider mich aufreizen, oder eine neue Theorie auf die Bahn bringen, und den Deum ex machina spielen wollen? Keines von allen Dreien will ich thun, und mich begnügen, nur etwas weniges festzusezen, was ich zur Grundlage des Ganzen nicht entbehren kann, und das ich mit Ueberzeugung glaube."

Wir folgen den weiteren Auseinandersetzungen. Die Mittelkraft ist es, welche der Seele die Vorstellungen zuführt. Den verschiedenen Gattungen der materiellen Kräfte werden verschiedene „Richtungen" gegen die Mittelkraft zugeschrieben, und die Mittelkraft selbst hat, da sie sich gegen jede Gattung anders verhält, gegen jede derselben eine andere Richtung. So kommt Schiller zur Einführung von mechanischen, zwischen Welt und Mittelkraft vorhandenen Kräften, „mechanischen Unterkräften", welche im Verein mit „mechanischen Schutzkräften" „den Bau" bilden; „Bau und Mittelkraft in Verbindung heißen wir Organ". Als „Schutzkräfte" für das Auge z. B. werden „die Augenlieder, die Augbrauen, die Häärchen, die Thränen" u. a. genannt. Diese ganze Terminologie ist nicht glücklich. Haller hatte von Schutzmitteln (tutamina) gesprochen.

Nachdem Schiller die Thätigkeit der Sinnesorgane auf die bisher eingeführten Begriffe geprüft hat, wendet er sich zu den Begriffen Vorstellung und Denken. „Vorstellung ist nichts anderes als eine Veränderung der Seele, die der Weltveränderung gleich ist, und wobei die Seele ihr eigenes Ich von der Veränderung unterscheidet"; das Denken ist „die Thätigkeit des Verstandes in diesem dargebotenen sinnlichen Stoff", ist „Ueberschauung, Forschung der Kräfte, der Absichten". Ein allgemeines „Sensorium" oder, wie Schiller es nennen will, ein die Vorstellung fesselndes, bleibend machendes „Denkorgan", ein Instrument des Verstandes, müsse vorhanden sein; sonst würden die Vorstellungen ebenso schnell verschwinden, als die Veränderungen in der materiellen Welt und ihnen folgend die Veränderungen des Nervengeistes flüchtig sind. Nun aber drängt die Frage sich auf: „Was sind die materiellen Ideen des Denkorgans oder der Phantasie, und wie werden sie von den materiellen Ideen der Sensation

[der Aufnahme der Vorstellungen] erzeugt?" Modern ausgedrückt: Auf welchem Wege setzen sich Sinneseindrücke in Bewußtsein um, und wie erhalten sie sich im Bewußtsein? Für das Verständniß möge bemerkt sein, daß Schiller das „Denkorgan" von den Sinnen wie von der (immateriellen) Seele unterschieden wissen will; die materiellen Ideen des Denkorgans sind ihm Errungenschaften, welche gewissermaßen noch physiologischer Natur sind, „Veränderungen in der Mittelkraft" oder im Nervengeist — da nämlich Schiller schließlich beide identifizirt. Erst die durch die Veränderung in der Mittelkraft veranlaßte Veränderung im Geiste selbst ist ihm „die Idee im strengsten Verstand". Der Terminus „Phantasie" ist unvorbereitet in die zitirte Frage aufgenommen.

Die vorhandenen Theorien werden geprüft. Zuerst wendet sich Schiller gegen die Annahme, daß „Eindrücke in den Kanal des Nervengeistes von des Nervengeists Andrang verursacht" im Spiele seien. Diese Meinung scheint ihm absurd; denn die erstaunliche Mannichfaltigkeit der Ideen und ihrer Intensitätsgrade lasse sich unmöglich aus der Form oder Tiefe der Eindrücke erklären; der an den Wänden der Nerven unaufhörlich auf- und abeilende Nervengeist werde die Eindrücke bald auslöschen; überdies, da die Nervenkanäle selbst von ihren Bestandteilen verlieren und neue Teile an die zerstörte Stelle treten, so müßten entweder Ideen hiemit losgerissen werden, oder man müsse sich die Eindrücke als erstaunlich grob vorstellen. Vorteilhafter, aber doch nicht zureichend, sei eine zweite Annahme, welche die materiellen Ideen in „Bewegungen des Nervengeistes, harmonisch mit jenen ursprünglichen in den sinnlichen Geistern" setzt. Dabei werde doch der Begriff von Nervengeist und Seele gewahrt, und gewisse psychologische Erscheinungen seien damit in Uebereinstimmung. Am entschiedensten bekämpft Schiller eine dritte Theorie, welche die materiellen Ideen in „Schwingungen saitenartig gespannter Fibern, deren Summe und Zusammenhang das Denkorgan ausmacht", suchen möchte. Die unendliche Mannichfaltigkeit der sinnlichen und abstrakten Ideen und ihrer Grade stehe in keinem Verhältniß zu den geringen Unterschieden von Spannung

in solchen Denkfibern, und die Anatomie, welche das Denkorgan unter allen Teilen des Körpers am wenigsten elastisch, am weichsten gefunden habe, spreche dagegen. Den Ausdruck „Denkorgan" gebraucht Schiller hier ungehörig für Nerven, wie oben undeutlich den Ausdruck „sinnliche Geister" für Bewegungen in der sinnlichen Welt. Aus einer „ohngefähren Combination" jener drei Theorien habe sich Bonnet eine Hypothese zurecht gemacht: „mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der Französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterlande gefallen, der schwerfällige Teutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und nichts als Luft sieht."

Im Abschnitt über die Assoziation der Ideen, von welcher Schiller zuerst eine an sich lichtvolle, allerdings von Haller in ähnlicher Weise gegebene, Exemplifikation beibringt, wird die Untersuchung in gleicher Richtung fortgesetzt. Wenn jeder Saite und Schwingung in der sinnlichen Welt eine schwingende Denkfiber entspreche, so werde nur ursprünglich auf einander Bezügliches in Bewegung gesetzt, aber jede Schwingung bleibe isolirt, Assoziation sei unmöglich. In dieselbe Verlegenheit gerate die zweite Annahme; denn jede Idee entspreche notwendig lediglich ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Kanälen, und nach Hallers Beobachtung anastomosire kein Kanal mit dem andern; wogegen Assoziationen doch Verbindungen und zwar äußerst willkürliche und unendlich zufällige seien. Am größten sei die Schwierigkeit bei der ersten Theorie, bei der Lehre von den Eindrücken. Eindrücke könnten logischermaßen nicht in Bewegung kommen, also auch nicht Verbindungen bewirken. An dieser Stelle muß sich der gute Haller die Bemerkung gefallen lassen, daß er zuweilen sein Schläfchen mache: „Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreif ich nicht. Haller ist zu gros, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus."

Schiller selbst resignirt. Er will nicht unter denen sein,

welche den Anker ihres Verstands „in diesem Sternlosen Meer" vollends verlieren. Der Mechanismus könne nicht gefunden werden. Aber in den materiellen Ideen müsse die Assoziation schlechterdings ihren Grund haben. Denn mache man die Seele selbst zum „ordnenden Prinzipio", so mute man dieser zu, daß sie für eine einzige Assoziation das ganze Heer der schlummernden Ideen im Denkorgan durchlaufe, um die einer ersten Idee ähnliche zweite zu finden.

Eine Kritik dieser Aufstellungen Schillers muß von der Stufe der physiologischen Einsicht der Zeit, welche ihn unterrichtete, Kenntniß nehmen; die Geschichte der Medizin kommt hier in Betracht. So mögen einige Bemerkungen in letzterer Richtung als gerechtfertigt gelten. Vielleicht ist keine andere Disziplin durch einen solchen Wust von Irrlehren, willkürlichen Annahmen, eigensinnig festgehaltenen Hypothesen, durch soviel Zwang des Autoritätsglaubens und wieder durch soviel Sucht, Systeme zu bauen und zu wechseln, hindurchgegangen, als gerade die Medizin, so groß auch die Reihe der geistreichen und redlichen Männer ist, welche in ihr gearbeitet haben. Gewiß aber war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer ihrer unfertigsten Zweige die Physiologie; der Mangel einer irgendwie ausgebildeten Anatomie des Nervensystems, die Dürftigkeit in der Erkenntniß physikalischer und chemischer Prozesse, die Uebergriffe theologischer Meinungen machten das Gebiet der Physiologie zu einem Tummelplatz des unerquicklichsten Tastens und Ratens. Die erste Autorität der Zeit war Albrecht von Haller. Ich weiß nicht, ob dieser reichangelegte, vielseitige, unermüdliche Mann nicht dennoch überschätzt wird, wenn man ihn als schöpferisches Genie nimmt; auf alle Fälle ist es des Guten zu viel, wenn die Geschichte der Medizin von Häser [1]) Hallers Universalität mit der eines Aristoteles oder Leibniz oder Goethe auf eine Linie stellt. Haller hat zahlreiche neue Thatsachen ermittelt, und seine Lehre von der Irritabilität der Muskeln gab der Physiologie

[1]) Lehrbuch der Geschichte der Medicin, 3. Bearbeitung, Jena 1881, Bd. II S. 568.

einen kräftigen Anstoß; aber er hat keine Entdeckung gemacht, welche von einem so umwälzenden Gewicht und von so unbedingter Gültigkeit wäre wie die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey oder die des Sauerstoffs durch Priestley. Er hat die Richtung auf das Experiment wesentlich gefördert; aber er hat nicht wie Malpighi und Leeuwenhoek, die Schöpfer der mikroskopischen Anatomie, der Methode der Untersuchung neue, ins Unendliche wirkende Hilfsmittel aufgeschlossen. Hallers vorzüglichste Bedeutung innerhalb der Medizin — und nur von dieser kann hier die Rede sein — ruht doch wohl darin, daß er das Wissen seiner Zeit enkyklopädisch zusammenfaßt, daß er dasselbe kritisch verarbeitet und systematisch verbindet. Die „Elementa physiologiae corporis humani“, ein Koloß von acht Bänden, ein Werk, mit dessen Vorbereitung und Herstellung Haller 36 Jahre beschäftigt war, sind mit so großer Gründlichkeit als Klarheit geschrieben und geben von Allem Rechenschaft, was die physiologische Litteratur bis dahin von Theorien und Meinungen produzirt hatte. Ueber das vermeintliche Agens der Nervenfunktionen, den Nervengeist, findet sich darin etwa folgende Lehre [1]).

Von jeher haben die Alten in den Nerven eine äußerst subtile Flüssigkeit angenommen oder besser ein Fluidum, da der Name Flüssigkeit („humor“) bereits auf etwas trägeres deutet, und sie haben ihr den Namen „Geist“ („spiritus“, Lebensgeister, Nervengeister) gegeben, weil sie unsichtbar und doch von so großer Kraft als die Luft sei. Gegen die Annahme eines solchen Fluidums lassen sich stichhaltige Einwendungen nicht machen; und soll dasselbe dazu dienen, die Empfindung und die Bewegung zu verrichten, so ist ihm folgende Beschaffenheit zuzuschreiben. Das Nervenfluidum („fluidum nerveum“) muß erstens höchst beweglich und zugleich höchst empfänglich sein, so daß es auch von der kleinsten Ursache in wirksamer Weise erregt wird. Es muß vom Herzen unabhängig sein und lediglich vom Willen und dem Eindruck der Sinne in Bewegung gesetzt werden können. Es muß

---

[1]) Nach Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, lib. X, sect. VIII „Conjecturae“.

drittens ein höchst flüssiges Element sein, geeignet, höchst schnelle Bewegungen zu verrichten, mag man nun annehmen, daß in der Weise eines sehr schnellen Stromes seine sämmtlichen im Nerven enthaltenen Teilchen gegen das Gehirn zu eilen, oder daß gleichsam eine Reihe von Kügelchen von einem Anstoß getroffen wird, so zwar, daß das letzte derselben ohne Zeitintervall den Anstoß, welche das erste erhielt, empfindet. Das Nervenfluidum muß ferner höchst dünn sein, um höchst kleine, durch kein Mikroskop zu entdeckende Röhrchen („tubulos") durchlaufen zu können. Dennoch muß sich .mit dieser Dünnheit oder Flüchtigkeit die Eigenschaft einer Adhäsion an den Nerven verbinden, so daß das Nervenfluidum den Nerven nicht vor verrichtetem Geschäfte verläßt, sich also nicht in das benachbarte Zellgewebe oder in die Muskeln ergießt. Endlich darf das Nervenfluidum weder Geschmack noch Geruch noch Farbe noch Wärme noch irgend eine andere Eigenschaft besitzen, durch welche es einen starken Eindruck auf unsere Sinne machen würde; denn wäre solches der Fall, so würde sich das Nervenfluidum selbst der Seele beständig vorstellen und bewirken, daß die Seele gegenüber schwächeren Sensationen taub bliebe. Aus diesen sechs Bedingungen folgt weiter, daß die Natur der Geister („spirituum") nicht wässerig und eiweißartig, nicht weingeistartig, nicht sauer, nicht schwefelig ist; daß sie weder aus Luft noch aus Aether gebildet und daß sie auch nicht elektrischer Art sind. Vielmehr sind die Geister ihrer Natur nach ein dickeres Element als das Feuer, der Aether, die elektrische und die magnetische Materie, weil sie nämlich von Gefäßen eingeschlossen sind und weil sie durch Unterbindung des Nervens in ihren Funktionen gehemmt werden; sie sind als ein wirksames Wesen zu nehmen, als ein besonderes Element, viel zu subtil, als daß es mit unsern Sinnen begriffen werden könnte, und nur aus seinen Wirkungen bekannt.

Die Annahme von „Lebensgeistern" geht, wie Haller selbst bemerkt, auf die Alten zurück, in Sonderheit auf Galenus. Bald in diesem bald in jenem Körperteil bereitete man ihnen Wohnsitz, bis schließlich das Gehirn die geeignetste Bildungsstätte für sie zu sein schien. Die als drüsenartig angenommene Rindensubstanz

des Gehirns sollte die Lebensgeister absondern; ja der Nasenschleim galt eine Zeit lang als die bei der Bereitung der Nervengeister zurückbleibende Schlacke [1]). Diese wahrhaft ergötzliche Katarrhtheorie suchte in Malpighi und Wharton ihre Stützen. Sylvius lehrte, daß das Nervenfluidum oder die Nervengeister vom Gehirn ausgehen und mittelst der Lymphgefäße einen Kreislauf im Körper beschreiben. Boerhave läßt das Nervenfluidum, das er sich als eine Art verfeinerten Wassers denkt, die Muskelsubstanz in Bewegung setzen. Haller hat das Abgeschmackteste dieser Lehren überwunden; aber von der Theorie der Nervengeister blieb er gleichwohl beeinflußt. Welche Fehlgriffe in der Argumentation ihm dabei begegnen, zeigt ein Beispiel. Zu Gunsten der Eigenschaft des Nervenfluidums, von der kleinsten Ursache zu einer kräftigen Bewegung veranlaßt zu werden, führt Haller den Umstand auf, daß die Seele beim Anblick des vollen Mondes sehr lebhaft gerührt werde, während doch der Andrang der Mondenstrahlen sehr sanft sei und auch das stärkste Brennglas ihnen keine Wärme entlocken könne. Deßgleichen geschehe es, daß die Seele durch die feinsten Buchstaben auf das Heftigste erregt werde; so könne Jemand, wenn er einen Brief von traurigem Inhalt lese, plötzlich den Geist aufgeben [2]). Haller, der anderwärts „das Geschäft der Seele" von der mechanischen Thätigkeit des Nervenapparates sehr wohl zu scheiden weiß, verwechselt doch an dieser Stelle beides aufs Gröbste; denn nicht von der sinnlichen Erscheinung sondern von der geistigen Bedeutung der Buchstaben hängt der Grad der Seelenerregung ab; die Buchstaben des Briefes in ihrer Verbindung zu Worten sind ja nur Zeichen für Begriffe, und längst vor der sinnlichen Wahrnehmung dieser Zeichen im einzelnen Fall hat sich die Seele gewöhnt, mit ihnen bestimmte Vorstellungen zu verbinden. Gleich ungehörig ist der Hinweis auf die Wirkung der Mondenstrahlen. Die Argumentation ist hier nicht einmal optisch passend; denn in der That ist die leuchtende Scheibe des Mondes im Kontrast

---

[1]) Häser, Geschichte der Medicin, II S. 324.

[2]) Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, pag. 372 (Lausanne, 1762).

einer verdunkelten Umgebung eine verhältnißmäßig starke, auf den Gesichtssinn sehr intensiv wirkende Lichtquelle. Die Rührung der Seele aber, welche Haller zur Sprache bringt, beruht ebenso sehr auf einer Verbindung von Gesichtswahrnehmungen, indem die Mondenscheibe in Zusammenhang mit weichen, dämmernden Umrissen einer Landschaft, mit ziehenden Wolken u. dgl. gesehen wird, als auf einem Komplexe psychischer Assoziationen. Das proton pseudos rächt sich an Haller: die physiologische Irrlehre bringt schließlich auch sein psychologisches Raisonnement in Verwirrung. Uebrigens setzt er sich zu Gunsten der Nervengeistertheorie auch über das naturwissenschaftliche Experiment hinweg. Er weiß nämlich wohl, daß die Nerven nicht hohl sind; aber er ist dennoch geneigt, die feinsten Fasern oder „Fibern" der Nerven als röhrig anzunehmen, wenn auch diese Röhrchen nicht mehr sichtbar seien.

Die Lehre, welche den Vorgang des Empfindens in eine Spannung oder Schwingung der Nerven setzen möchte, wird von Haller unter Hinweis auf zustimmende Aeußerungen von Krüger, de Sauvages, Robinson u. a. geprüft; auch die von Newton und Hartley vertretene Modifikation dieser Ansicht, wornach vermöge gegenseitiger Einwirkung sowohl der Aether als die Nerven durch den Anstoß eines sinnlichen Objektes in gleichzeitige Schwingung versetzt werden kommt zur Erwähnung. Jedoch bekämpft Haller diese von der Stahlschen Schule mehr oder weniger begünstigten Auffassungen lebhaft; die offenbare Weichheit, die breiige Beschaffenheit des Gehirns und der Nerven, ihr anscheinend nicht elastischer Zustand, das Fehlen einer thatsächlichen Spannung u. a. spreche dagegen.

Ich habe diese Dinge ausführlich zur Sprache gebracht, weil ich die Grundlage sichtbar machen wollte, auf welcher Schillers physiologische Vorstellungen ruhen, und weil der Gegenstand an sich von allgemeinerem Interesse ist. Schiller selbst nennt die Autoren, welche er bekämpft, zumeist nicht mit Namen; man erkennt aber nun leicht, mit welchen Schulen er im Streit liegt und bis zu welchem Grade er von Haller abhängig ist. Hiebei ist zu bemerken, daß seine Polemik gegen diesen Meister über

das Ziel hinausschießt. Denn Haller, wenn bei ihm von „materiellen Ideen" im Sinn Schillers die Rede wäre, würde ihren Sitz in das Zentralorgan des Nervensystems, in das Gehirn, verlegen. Dafür spricht seine gesammte Auffassungsweise wie eine große Reihe einzelner Aeußerungen. So sagt er z. B. — und es ist diese Stelle zugleich charakteristisch für die Art, in welcher Haller mit dem Endpunkt der Frage sich abfindet: „Im empfindenden Nerven erfolgt keinerlei Veränderung, abgesehen von jenem ersten Druck, welchen ein Gefäßchen oder, wenn man will, die vom Nervengeist erfüllte Marksubstanz erleidet. Hier aber geht die Empfindung nicht vor; sondern nach einem ihm eingepflanzten Gesetz läuft dieses Fluidum zum Gehirn zurück und trägt den Druck, welchen es erlitten hat, am Sitze der Seele vor; mag es nun sein, daß das Fluidum daselbst auf eine selbständige empfindende menschliche Monade trifft, oder daß nach göttlicher Anordnung der Druck des Fluidums, sobald es an seine bestimmte Stelle gelangt ist, die Seele verändert. Diese Thatsache schlägt diejenigen, welche des Glaubens sind, die Seele empfinde im Sinnesorgan, nicht aber uns, die wir glauben, daß die Eindrücke der Sinne im Gehirn dem Geist vorgestellt werden" [1]). Zur Erklärung des Gedächtnisses nimmt Haller bleibende Spuren, „vestigia", an, welche die Eindrücke im Gehirn hinterlassen, und er vergleicht das Gehirn einer ungeheuren Bibliothek, in welcher Zeichen und Bilder, gleichsam als Bücher, nach ihren Gattungen und Verwandtschaften aufgestellt sind, wobei nur die Verbindung dieser Zeichen und Bilder das Unbegreifliche bleibe [2]). Gegen den Vorhalt Schillers, „Eindrücke" müßten im Wechsel der materiellen Bestandteile der Nerven zu Grunde gehen, bemerkt Ueberweg [3]) mit Recht, daß nach einem allgemeinen Gesetze des organischen Lebens im Stoffwechsel die Form sich erhalte.

Merkwürdig, auch wegen seiner teutonischen Färbung, ist der Ausfall gegen Bonnet. Einigermaßen skeptisch hatte bereits

---

[1]) Elem. phys. corp. hum. Tom. IV, pag. 370—371.

[2]) Ebendaselbst, Tom. V, pag. 544.

[3]) Schiller als Historiker und Philosoph. Leipzig 1884. S. 60.

Haller sich über Bonnets Hypothese geäußert, und zwar in demjenigen Paragraphen seines Werkes, welcher vom Mechanismus der Anordnung der Spuren handelt. Haller erklärt daselbst, er gebe es auf, den Mechanismus finden zu wollen; sicher sei ihm nichts als die thatsächliche Wahrheit der Erscheinungen. Wolle man aber mit Mutmaßungen, welche nicht ohne Geist seien, bekannt werden, so möge man die Hypothese Hooks oder die Hartleys oder die überaus feine des Charles Bonnet nachlesen [1]). Bonnet nahm wie Haller in den Nerven ein flüssiges Wesen an, und er denkt sich dasselbe in der Art eines Elementarfeuers; gleichzeitig gebraucht er dafür den Namen Lebensgeister, „esprits animaux". Ein „Spiel der Fibern", abhängig vom Anstoß des Objektes „oder der vom Objekt ausfließenden Körperchen" erzeugt die Ideen; dabei wird die Form und Anordnung der Grundteilchen der Fibern verändert, und diese selbst bedürfen zu ihren Verrichtungen das Hin- und Herfließen der Lebensgeister. Eigentümlicher ist Bonnets Ansicht, daß jeglicher Empfindung und Vorstellung eine besondere Nervenfiber entspreche; so besitze z. B. das Geruchsorgan einige Fibern, welche zur Aneignung der aus der Rose fließenden Körperchen bestimmt seien, andere Fibern für die Nelke u. s. w.; jede Art von Körpern finde in den Sinnesorganen gewisse Fibern, welche lediglich ihr und keiner andern zugehören. Die Fibern verschiedener Ordnung und Richtung, die Fibernlagen stehen durch Kettenglieder, „chaînons" [2]), d. h. durch Verbindungsstücke, welche die Grundteilchen mehrerer Fibernordnungen enthalten, mit einander in Zusammenhang; hierauf beruht die Mechanik der Assoziationen.

Bonnet nennt seine Arbeit einen analytischen Versuch, und er glaubt eine völlig sachliche, eine induktive Methode gewählt zu haben, indem er nach dem Vorbild Condillacs eine Statue fingirt und untersucht, welche Eindrücke in ihr entstehen müßten, wenn man sie stufenweise mit lebendigen und wirksamen Sinnen

---

[1]) Elem. phys. Tom. V, lib. XVII, sect. I, §. VIII: „ordo vestigiorum".

[2]) Essai analytique sur les facultés de l'ame, chap. XXV.

begaben würde. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Plan mit Aufwand von Scharfsinn durchgeführt ist und daß eine reiche psychologische Beobachtung mitspricht; aber dennoch macht das Buch, bei seinem Bestreben, auf Schritt und Tritt den Mechanismus der psychischen Funktionen aufzuzeigen, während doch dafür ein physiologisch-exaktes Wissen noch völlig fehlt, den Eindruck des Spintisirens ins Blaue, und je breiter der Vortrag ist, um so fühlbarer macht sich der Widerspruch zwischen dem Schein einer voraussetzungslosen „Zergliederung" und der thatsächlichen Befangenheit in willkürlichen Vorstellungen. Derselbe Autor, welcher den Grundsatz voranschickt, daß die abstraktesten Ideen aus den Sinnen ihren Ursprung nehmen, will uns schließlich glauben machen, daß seine Methode auch den Lehren der christlichen Offenbarung gerecht zu werden vermöge; er vermutet, daß der Schöpfer das corpus callosum, die Hirnschwiele, zur Hülle der Seele gemacht habe und daß diese Hülle eine kleine Maschine, einen menschlichen Körper im Kleinen, einen geistlichen Leib enthalte, welcher, feuerartig und unverweslich, nach dem Tode des Menschen wiederauferstehen werde. Diese innere Unwahrheit des Operirens, verbunden mit dem Umstand, daß eine scharfe Trennung der von Schiller auseinander gehaltenen Theorien bei Bonnet nicht stattfindet, mag das herbe Urteil des Verfassers der „Philosophie der Physiologie" verschuldet haben.

Freilich scheiterte auch Schiller an seiner Aufgabe. Selbständige anatomische Untersuchungen standen ihm nicht zu Gebot; dergleichen war von dem Anfänger und dem Zögling der Militärakademie kaum zu fordern, und überdies bedurfte es des Aufschwungs der gesammten Naturwissenschaften, um die Wege der Forschung nur vom Spuk solcher Schemen, wie der Nerven- und Lebensgeister, zu säubern. Daß Schiller das Thema in Angriff nahm, daß er vor den Schwierigkeiten der Aufgabe nicht augenblicklich zurückschrack, ist dennoch eher zu rühmen als zu tadeln; würde der Hebel des Nachdenkens nur dann angesetzt, wenn der Erfolg der Mühe zuvor gesichert wäre, so hätte das Menschengeschlecht eine Entwicklung des Wissenstriebes niemals gesehen. Indem das Interesse des Autors mehr ein philoso-

phisches als ein physiologisches ist, sind auch die Mittel seiner Kritik mehr logischer und psychologischer als naturwissenschaftlicher Art; die Gefahr, den Gegner zu verfehlen, lag dabei nahe. Fragt man nun aber, was denn uns, den Modernen, vom „Mechanismus“ des Nerven- und Gehirnlebens bekannt ist, so haben wir allen Grund, kleinlaut zu sein. Zwar wer auf den Klang der Fanfaren, mit welchen die Zeit die Erfolge der modernen Naturwissenschaft begleitet, zu hören gewohnt ist, der wird sich gerne einreden, daß wir es auch in jenem Punkte herrlich weit gebracht haben. Dem ist jedoch nicht so. Der Materialismus machte sichs freilich bequem: Karl Vogt meinte, man könne die Gedanken als das Produkt des Gehirns mit dem Urin als dem Produkt der Nieren vergleichen. Nur eine vollkommene Oberflächlichkeit des Geistes konnte einen solchen Satz aussprechen, nur niedriger Zynismus konnte sich daran behagen; nicht die geringste Spur einer Analogie zwischen dem Gedanken als dem Erzeugniß des Gehirns und einem Ausscheidungsprozeß oder -Produkt ist vorhanden. Und nicht einmal original war die Formel Vogts; schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Cabanis, im Ausdruck nur etwas weniger roh, gelehrt, von den Operationen, durch welche im Gehirn der Gedanke erzeugt werde, gebe die Verdauungsthätigkeit des Magens oder die Gallenfiltrirung in der Leber eine Vorstellung. Heute führt exakte Arbeit die Untersuchung; die Physiologie der Sinnesorgane hat sich glänzend entwickelt; aber was hinter der Funktion der Sinnesorgane liegt, der psychische Akt selbst, bietet Rätsel auf Rätsel. Wir dürfen annehmen, daß der Reiz, welchen ein Sinnesorgan empfängt, im leitenden Nerven eine Molekularbewegung hervorruft, daß diese Bewegung zu den Zentralganglien sich fortpflanzt; ein Vorgang chemisch-physikalischer Art scheint also stattzufinden, und dieser Vorgang ordnet sich auch insofern dem natürlichen Geschehen ein, als er an Zeitbedingungen gebunden ist: wir können das Zustandekommen einer Empfindung von ihrem ersten Anstoß an bis zur Perzeption im Zentralorgan auf die Zeitdauer messen. Wir sehen im Gehirn Nervenenden und unzählige Verbindungsbahnen; wir weisen die Bildungsstätte der höheren psychischen Akte

der grauen Gehirnrinde zu, und wir haben sogar einen Anfang gemacht, einzelne psychische Thätigkeiten, wie das Sprachverständniß, auf bestimmte Gehirnbezirke zu lokalisiren. Aber damit bewegen wir uns doch nur in höchst allgemeinen Vorstellungen; was erreicht worden ist, scheint, verglichen mit dem, was zu erreichen wäre, gering; es ist keine Rede davon, daß wir nun für die Bildung einer Empfindung, geschweige einer Vorstellung, die entsprechende materielle Modifikation der Nervenmasse oder das Einzelne des Vorgangs aufzuzeigen vermöchten. Vorzüglich aber entzieht sich aller Physik die Erklärung des Ichbewußtseins. Von der Fortpflanzung einer Empfindung vermag elektrische Leitung u. dgl. ein Bild zu geben, elektrische Ströme sind ja wirklich in den Nerven mitthätig; aber für ein scheinbar so einfaches Geschehen, wie das Vergleichen zweier Vorstellungen, fehlt jede Veranschaulichung, jede aus der Welt des Physikalisch-Chemischen entnommene Analogie. Kein Vergleichen, kein Sich-erinnern kann ohne Einheit des Bewußtseins, ohne Ichbewußtsein stattfinden; diese in der Erfahrung doch vorhandene Kontinuität, das wirkende Ich, spottet aller Physik. Du würdest mich verstehen, ruft das Ich dem Naturforscher zu, wenn du den Sinn der Welt verstündest; frage die Philosophen, was sie davon halten.

Es bleibt noch übrig auf den Schluß des Schillerschen Fragmentes einen Blick zu werfen. Der vorletzte Paragraph beschäftigt sich mit der „Wirkung der Seele auf das Denkorgan". Die Freiheit des Willens wird gewahrt; indem die Seele auf das Denkorgan einen thätigen Einfluß hat, indem sie die materiellen Ideen stärker machen, nach Willkür auf ihnen haften kann, macht sie auch die geistigen Ideen, die Beweggründe des Handelns stärker. Diese Thätigkeit der Seele nennt Schiller, in Uebereinstimmung mit Haller und Wolff, „Aufmerksamkeit" [1]). Die Folgerung, welche er anschließt, ist von psychologischer Feinheit: „Wird nun eine materielle Idee kraft dieses thätigen Einflusses öfters in starke Lebhaftigkeit gesezt, so wird sie

[1]) Vgl. Elem. phys. Tom. V, lib. XVII, sect. I, §. 11.

endlich eine gewisse Stärke auch nachher noch beibehalten, und gleichsam deoteropathisch vor allen hervorstechen. Sie wird die Seele treffender rühren. Sie wird in allen Assoziationen dem Verstand heftiger sich aufdringen, ihn mächtiger bestimmen, sie wird die Tyrannin des zweiten Willens [des Willens zum Handeln] werden, da der erste Wille [der Wille zur Aufmerksamkeit] gar nicht ausgeübt war. So kann es Leute geben, die zulezt mechanisch gutes oder böses thun. Anfangs hatten sie es frei, moralisch gethan, da nehmlich ihre Aufmerksamkeit noch unbestimmt war. Izo aber ist die Idee auch ohne Aufmerksamkeit die lebhafteste, sie feßelt die Seele an sich, sie herrscht über den Verstand und Willen. Hierinn ligt der Grund aller Leidenschaften und herrschenden Ideen, und zugleich der Fingerzeig beede zu entlarven."

Aber noch weitere Wirkungen ergeben sich. Die Seele heftet ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Ideen und bringt sie in neue Assoziationen: sie „erdichtet". Sie läßt ihre Aufmerksamkeit auf einzelnen Bestimmungen mehrerer Ideen ruhen und denkt dieselben aus ihren Assoziationen heraus: sie „sondert ab". Die so gewonnenen neuen Ideen „feßelt sie besonders im Denkorgan wieder", „ja selbst das Bewußtseyn ihrer selbst bei diesen Wirkungen scheint sie in materiellen Formen zu feßeln, weil sie diß Bewußtseyn zugleich wieder mit den alten Ideen zurückbringt. In diesem Fall sagen wir: Sie erinnert sich wieder." Und indem die Seele kraft ihrer Aufmerksamkeit eine materielle Idee stärker erschüttert, „wird diese die nächst angränzende auch stärker erschüttern. Die Assoziation wird also rascher, lebhafter werden." So ist das Denkorgan dem Verstand [der Denkkraft] und der Verstand wieder dem Denkorgan unterworfen; „ganz ist er davon abhängig biß auf die Aufmerksamkeit .... Ganz ist es abhängig von dem Verstand, biß auf den Einfluß der Sensation."

Doch die Seele ist ja „nicht allein ein denkendes; Sie ist auch ein empfindendes Weesen". So soll nun untersucht werden, wie genau Denken an Empfinden gebunden ist. Die Empfin-

dung des Schönen wird herausgehoben, die Frage gestellt, ob das Melodische, das Schöne den Menschen vollkommener macht als das Unmelodische, das Häßliche. Hier aber, vor einer sehr anziehenden Perspektive, bricht das Fragment ab. Und so bleibt uns auch ein Anderes entzogen, was die Einleitung versprochen hatte, der Nachweis nämlich, daß alle Vergnügungen der Sinne sich „durch mancherlei Krümmungen und Widersprüche" dennoch endlich zum großen Plane der Natur zurückneigen.

Die Dissertation fand nicht die Billigung der Lehrer. „Zweimal habe ich" — berichtet der Chirurgien-Major Klein unter dem 27. Oktober 1779 — „diese weitläufige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefärliche Hang zum besser Wissen allzuviel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllet. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigste Männer hard und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greiffet er den unsterblichen Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben so redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist. — Uebrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von deß Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden, nützlichen Gelehrten."

Aehnlich urteilte unter dem 8. November der Hofmedikus Reuß. Auch er findet, daß den Sinn der philosophischen Betrachtungen Schillers „öffters schwehrlich jemand

errathen" werde. Der Aufsatz enthalte „den ganzen Umfang der Physiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meynungen und Erklärungen durchwoben". „Der Styl ist durchaus frey und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stellen noch laconisch." Die Schrift zum Druck zu befördern, könne er „niemalen vor rathsam halten". Das ausführlichste Gutachten, datirt vom 6. November, gab Consbruch, sichtlich der intelligenteste der medizinischen Lehrer Schillers. Consbruch allein hebt eine größere Anzahl von einzelnen Punkten heraus, um seinen Tadel zu begründen. An der Sprache, welche sich Schiller gegen Haller erlaubte, nimmt auch er Anstoß; eine weniger blühende Schreibart wäre zu wünschen gewesen; der Witz spiele zu viel. Uebrigens enthalte die Streitschrift sehr viel gutes und mache den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre.

Man wird einzelne dieser Ausstellungen nicht ohne Lächeln lesen. Es ist auch wunderlich, daß sich Consbruch, der Mann der Naturkunde an einer Stelle seines Gutachtens den Einwurf gestattet: „Mir ist kein Thier ohne Kopff bekannt." Aber man muß billig sein; von „ängstlichen Pedanten", von einem „schielenden" Bericht der Professoren zu reden, wie dies z. B. von Boxberger geschieht [1]), ist nicht am Ort. Vielmehr liegt etwas Naives und Grundehrliches in jenen Urteilen; einzelne Bemerkungen sind sogar vorzüglich charakterisirend. Der philosophische Flug Schillers überstieg den Gesichtskreis der Beurteiler; Klein und Reuß verraten sehr deutlich, daß sie die Empfindung hatten, als ob ihnen ein Mühlrad im Kopf herumgehe. Das Unternehmen Schillers war anspruchsvoll; die Tendenz der Arbeit setzte das medizinische Wissen auf die Stufe eines Mittels zum Zweck herab; und doch war das medizinische Wissen des Verfassers nicht an allen Punkten in Ordnung. Dabei waren Männer, welchen die Zeit Verehrung schuldete, ziemlich burschikos behandelt. So erklärt sich wohl die Abneigung der ärztlichen Lehrer, zumal gegen den Druck. Nicht mit Unrecht spöttelte

---

[1]) In der biographischen Einleitung zur Groteschen Schillerausgabe.

Consbruch über jene von Schiller eingeführten „Kräfte"; und indem er der Meinung Schillers, daß die Seele erst während der Geburt in das Kind komme, widerspricht, greift er einen Punkt heraus, über welchen richtiger zu denken nicht eben schwer war; daß der Beginn der Beseelung in den Augenblick der Empfängniß zu setzen sei, wußte, wie Schiller bei Haller finden konnte [1]), bereits der alte Hieronymus von Florenz. Wie es scheint, war auch die Latinität der Dissertation ziemlich bedenklich, derart, daß selbst die medizinischen Herren, die doch in solchen Dingen von jeher etwas vertragen konnten, beunruhigt wurden [2]).

Der Herzog entschied unter dem 13. November aus Hohenheim, die Probeschrift des Eleven Schiller solle nicht gedruckt werden, obschon er gestehen müsse, daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe. „Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Die herzogliche Ordre hat wenig Befremdendes. Ob die Dissertation druckfähig sei oder nicht, das mußten die Fach-

---

[1]) Elem. phys. Tom. VIII, lib. XXIX, sect. III, §. 1.

[2]) Consbruch rügt z. B. impulsit für impulit, haut, wie Schiller wiederholt schrieb, für haud (nicht), dirematur anstatt dirimatur u. a. Auch vom lateinischen Stil erweckt Schillers „dantur animalia acephala" keinen hohen Begriff; und wenn dem neunzehnjährigen Kandidaten solche Dinge in die Feder kamen, so läßt sich der Schluß machen, daß seine trefflichen lateinischen Distichen früheren Datums nicht ohne namhafte Mithilfe der Lehrer zu Stande gekommen sind; aber auch der, daß der lateinische Unterricht an der Militärakademie nicht gerade der glücklichste war. Die Urteile der Professoren sind vollständig abgedruckt bisher nur im Morgenblatt, Jahrg. 1847, Nr. 70 u. 71; Goedekes histor. kritische Ausgabe bringt Consbruchs Gutachten leider verkürzt. Die Originalhandschrift Consbruchs befindet sich im kgl. Staatsarchive zu Stuttgart. Vgl. den Anhang des Buches.

gelehrten am besten wissen; der Herzog konnte kaum anders als ihrem Urteil sich anschließen. Uebrigens verrät sich in den Worten: „obschon ich gestehen muß u. s. w." einiges Gefühl des Bedauerns. Es ist überhaupt einzuräumen, daß Herzog Karl Scharfblick genug besaß, um in dem jugendlichen Schiller einen hervorragend begabten Zögling zu erkennen. Hatte er doch schon früher, als Schiller in einer Prüfung mehrere Antworten schuldig blieb und der Lehrer die Frage aufwarf, ob solche Unwissenheit von Unfleiß oder von Mangel an Kopf herrühre, das klare und klärende Wort gesprochen: „Laßt mir diesen nur gewähren! Aus dem wird etwas"[1]). Und auch diesmal vermochten ihn die Ausstellungen der Fachlehrer in seinem allgemeinen Urteil über Schiller nicht zu beirren. Ihm gefiel das Pathetische des Tones wie der moralische Gehalt der Arbeit, und er war einigermaßen stolz, daß ein solches Schriftstück aus seiner Militärakademie hervorgegangen war. Am 19. November überschickte er die „Philosophie der Physiologie" dem Geh. Legationsrat von Mosheim zu Stuttgart mit den begleitenden Worten: „Ich gebe Mir das Vergnügen, dem Herrn Geh. Leg. Rath hiebey eine von dem Eleve Schiller in Meiner herzoglichen Militair-Academie verfertigte Streit-Schrifft zur Einsicht obwol in der Stille mitzutheilen, weil Ich Anstand nehme, sie vor der Zeit bekannt werden zu lassen, und wird der Herr Geh. Leg. Rath das vorzügliche Genie dieses jungen Menschen daraus wahrnehmen"[2]). Man muß diesen hellen Blick gelten lassen, auch wenn man sich erinnern darf, daß das Wort „Genie" in diesem Zusammenhang und dem damaligen Sprachgebrauche gemäß nichts anderes sagen will, als was wir mit dem Wort „Befähigung" bezeichnen. Herzog Karl fühlte, daß sein Marbacher Zögling Geist habe. Als dieser Geist sich nachher in seiner Urkraft entfaltete, als ein Riese von Intelligenz und ein Träger poetischer Genialität aus den Hüllen stieg, fehlte dem Herzog freilich der Maßstab für

---

[1]) Karoline v. Wolzogen, nach Hovens Mitteilung, in Schillers Leben, S. 11 der 5. Aufl.

[2]) Das herzogliche Schreiben publizirt v. Schloßberger, Archivalische Nachlese, S. 18.

die wirkliche Größe wie für die Art dieser Begabung, und die Empfindung, die er unter diesen Umständen hatte, läßt sich nicht besser bezeichnen als mit dem Bild von „der Henne, welche die ausgeheckten Wasservögel ihrem Elemente zulaufen sieht“[1]).

Düntzer weiß seinen Lesern zu erzählen, Schiller sei über die verweigerte Entlassung „entsetzlich aufgeregt“ gewesen. Ueberliefert ist davon nichts. Bei Boas heißt es noch: „Wie sehnsüchtig mag er die Entscheidung, die von Hohenheim kommen sollte, erwartet und mit welchem Schrecken mag ihn des Herzogs Schreiben durchzuckt haben.“ Man sieht, wie dergleichen wird und wächst. Doch wenn etwa Schiller sich auf die Entlassung gar nicht Hoffnung gemacht hätte? Und das scheint am Ende der Fall zu sein. Denn ein fünfjähriges medizinisches Studium war in der Militärakademie Regel; da nun Schiller zu Ende 1775 in die medizinische Fakultät eingetreten war, so durfte er vor 1780 die Entlassung nicht erwarten. Es geht auch aus den Akten hervor, daß im Jahre 1779 nicht ein einziger Kandidat der Medizin die Entlassung aus der Militärakademie erhielt; ein Gefühl der Zurücksetzung gegenüber Kameraden konnte Schiller in dieser Beziehung also keinenfalls haben. Plieninger, der im gleichen Jahre wie Schiller in die herzogliche Anstalt aufgenommen worden war und mit Schiller gleichzeitig zur Medizin sich gemeldet hatte, reichte 1779 eine Dissertation ein, deren Druck der Herzog gestattete[2]); aber entlassen wurde er erst im Dezember 1780; auch Elwerts medizinische Dissertation wurde 1779 gedruckt, aber erst im März 1780 ließ man ihn nach Hause.

---

[1]) Das Bild wird im Morgenblatt, 1847, Nr. 70 gebraucht. Wenn aber das Morgenblatt dabei ausführt, des Herzogs Urteil, Schiller könne ein recht großes Subjektum werden, verliere dadurch viel an Bedeutung, daß der Stifter der Militärakademie „gar nicht selten Aehnliches von Subjekten aussagte, an denen es sich keineswegs bewahrheitet hat“, so ist dies kaum richtig. Wenigstens geben die Akten der Karlsschule, wie H. Wagner, II S. 280 bemerkt und v. Schloßberger, Archiv. Nachl. S. 17 bestätigt, dafür keinen Beleg.

[2]) Vgl. die Ordre des Herzogs vom 13. Nov., die nämliche, welche mit Schiller sich befaßt, ihrem vollständigen Wortlaut nach abgedruckt im Morgenbl. 1847, Nr. 72 und bei H. Wagner II, S. 279.

Hiemit ist thatsächlich erwiesen, daß von der Drucklegung einer Dissertation die Entlassung nicht abhängig war; und das Gleiche geht aus dem autobiographischen Bericht Hovens [1]) hervor. Hoven reichte 1779 die Dissertation „de causis morborum“ ein; sie wurde ihm als des Druckes nicht würdig zurückgegeben, und dieser Umstand ist es, den er als beschämend schildert, nicht eine etwa fehlgeschlagene Hoffnung auf Entlassung; von letzterer ist bei ihm gar keine Rede. Zuvor macht Hoven die Angabe: „Am Schlusse der zwei letzten Studienjahre mußte . . . von den Zöglingen eine sogenannte Probeschrift vorgelegt werden, die, wenn sie den Beifall der Lehrer erhalten hatte, gedruckt wurde.“ Der Sinn dieser zeitlichen Bestimmung kann kein anderer sein, als der, daß die Probeschrift am Schlusse des letzten oder des vorletzten Studienjahres eingereicht werden konnte oder sollte; sonst müßten die zwei letzten Studienjahre eine besondere Einheit gebildet haben, was nicht der Fall war, sonst würde auch Hoven kurzweg geschrieben haben: am Schlusse des letzten Studienjahres. Man wäre geneigt zu glauben, daß die Bezeichnung „Probeschrift“ recht eigentlich von einem vorläufigen Versuch, einer wissenschaftlichen Abhandlung, welche zu der dem Abgangsjahr vorausgehenden Schlußprüfung geschrieben wurde, gelten könnte; aber der offizielle Ausdruck wechselt zur Zeit Schillers ganz willkürlich zwischen Probeschrift, Streitschrift, Abhandlung, Dissertation u. s. w. Zu beachten ist noch, daß diejenigen, welche über Schillers Jugend die ersten oder die maßgebendsten Nachrichten überliefert haben — Hoven, Streicher, Petersen, Scharffenstein, Conz, Christophine Reinwald, Körner, Charlotte Schiller, Karoline von Wolzogen — nichts davon wissen, daß Schiller 1779 um der Entlassung willen eine Probeschrift eingereicht habe, daß ihm eine derartige Hoffnung vereitelt worden sei; die Fassung ihrer Berichte spricht eher dagegen, und zum Teil nennen sie doch die „Philosophie der Physiologie“ ausdrücklich. So bleibt höchstens auffallend, daß der Herzog in seiner Ordre vom 13. November die Nichtentlassung Schillers zur Sprache bringt, während er bezüglich Plieningers

[1]) Selbstbiographie S. 46.

und zweier anderer Zöglinge, über deren Probeschriften der gleiche Erlaß Resolution gibt, dieses Umstandes gar nicht gedenkt. Aber mir scheint, die Aeußerung, es werde für Schiller recht gut sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibe, ist nur gelegentlicher Zusatz, Ausfluß von Herzog Karls immer regsamem, immer redseligem väterlichen Despotismus und Fingerzeig für die Lehrer, wie nützlich es doch für diesen jungen Mann, der bei soviel Talent wirklich d. h. zur Zeit nur allzustarkes Feuer zeige, sein werde, wenn ihn die herzogliche Erziehungsanstalt noch ein Jahr lang in Zucht nehme.

Die öffentlichen Schlußprüfungen begannen am 29. November. Schiller disputirte am 4. Dez. bei Prof. Haugs Sätzen über „Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack", verteidigte als „Respondent" am 10. Dezember in lateinischer Sprache die Thesen des Prof. Reuß aus der Materia medica, disputirte am 9. und 11. Dezember als „Respondent" und „Opponent" bei Consbruchs Thesen aus der praktischen und gerichtlichen Medizin [1]). Er wird es nicht in froher Stimmung gethan haben. Denn wenn auch keine Freiheitshoffnung vernichtet war, so mußte doch das abfällige Urteil über die Probearbeit selbst ihn entmutigen. Zwei volle Jahre hatte er gewaltsam die poetische Bilderwelt, die seines Geistes Lust und Leben war, zurückgedrängt, mit Aufwand mühevollen Fleißes war eine wohldurchdachte Arbeit gefertigt, welche die Summe seiner Kenntnisse zog: und nun versagten ihr die Lehrer die öffentliche Anerkennung, nun schien der Gewinn seiner wissenschaftlichen Studien in Frage gestellt.

Aber die Muse gab dem, den sie längst schon liebte, ein Zeichen. Sie führte den Mann vor sein Angesicht, an dessen Geistesglut und Fülle der dichterischen Schönheit Phantasie und Herz sich ihm entzündet hatten, der in deutscher Muttersprache zum Innersten seines Lebens redete wie kein Anderer. Es war ein Abend, der 12. Dezember des Jahres 1779,

---

[1]) Nach Haugs Schwäb. Magazin, Jahrg. 1779, S. 786, 813, 817. Bisher übersehene Fakta.

die öffentlichen Prüfungen gingen zu Ende. Da trat, an der Seite des Herzogs von Weimar, der hohe Mann in die Säle der Akademie, auf dessen Lippen das selige Lächeln der Götter schwebte, der auf der Stirne das Siegel allherrschenden Geistes trug, des deutschen Volkes genialster Sohn, Wolfgang Goethe. Sie hefteten die Augen auf ihn, die dreihundertsechzig Zöglinge, sie sahen, wie der Herzog von Würtemberg den Freund des Fürsten auszuzeichnen suchte, sie wußten, daß Herzog Karl um der Gäste willen an der lange vorbereiteten Rede in einem Nebenzimmer noch Aenderungen machte, und Einem muß das Herz geschlagen haben, als ob die Brust zu eng würde, und das Wort der Bewunderung und Freude, das die Lippen nicht sagen durften, sog der Strahl des Auges in sich auf, es hinüberzutragen nach dem Fremden. Und dieser Eine war Friedrich Schiller.

Am 14. Dezember wurde der Stiftungstag der Militärakademie gefeiert. Nach 11 Uhr fuhr der Herzog von Würtemberg in einem achtspännigen Staatswagen, begleitet von seinem Hofstab, unter Vorritt der Leibgarde, mit Gefolge sämmtlicher Edelknaben, vom neuen Schloß zur Militärakademie, wurde dort vom Intendanten, den Professoren und Offizieren der Anstalt empfangen und in die Akademiekirche geleitet, woselbst sämmtliche Zöglinge versammelt waren.

Der Gottesdienst begann unter Trompeten- und Paukenschall und unter Absingung des Te Deum; Hofprediger Rieger hielt die Gedächtnißpredigt. Goethe wohnte dem Gottesdienst bei. Hierauf begab sich Herzog Karl mit seinen Gästen, dem Herzog Karl August von Weimar, dem Geheimen Rat Goethe, dem Oberjägermeister von Wedel aus Weimar, dem kaiserlichen General von Seeger, dem Vicekammerpräsidenten von Dalberg aus Mannheim, dem fürstl. Speierischen Geheimen Rat v. Thurn, unter Kondukt des ganzen Hofes, durch die Schlaf- Lehr- und Kunstsäle der Militärakademie nach dem Speisesaal der Zöglinge und dem Examinationssaal, woselbst Mittagstafel gehalten wurde. Am nämlichen Abend fand im weißen Saale des neuen Schlosses die Preisverteilung statt; die fremden Gäste,

der Herzog mit seinem Hof, die gesammte Akademie waren zugegen.

Prof. Consbruch hielt hier die Festrede über das von Herzog Karl gegebene Thema „von dem Einfluß der physikalischen Erziehung in die Bildung der Seelenkräfte". Bei der nun folgenden Preiseverteilung stand Goethe zur linken Seite des Herzogs von Würtemberg, Karl August zur rechten. Schiller erhielt aus der Hand des Herzogs gegen Erstattung des Rockkusses drei Preise aus der praktischen Medizin, aus der Materia medica und aus der Chirurgie, drei Medaillen aus Silber, welche auf der einen Seite das Brustbild des Landesfürsten, auf der andern ein Sinnbild der Wissenschaft, in welcher die Auszeichnung errungen war, trugen. Auch in der deutschen Sprache war er für preiswürdig erklärt worden, und wäre das Loos ihm hierin günstig gewesen, so würde er zum Chevalier des kleinen akademischen Ordens ernannt worden sein; aber Hoven, Ferdinand Friedrich Pfeiffer und Elwert waren im Deutschen gleich gut zensirt, und Elwert war glücklicher als Schiller. „Mächtig erregte" diesen „das Anschauen Goethes. Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen!"[1]) Aber verschlossen lag die Zukunft dem Auge Goethes, und äußerlich bemerkbar wurde Schiller kaum; denn bei der großen Menge der Preisträger verlor sich der Einzelne[2]).

---

[1]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, S. 18. Vgl. Charlotte v. Schillers biographischen Aufsatz bei Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, S. 86.

[2]) Nach dem Schwäb. Magazin vom Jahr 1779, S. 756 wurden 124 Preise ausgeteilt, vier Zöglinge wurden zu Chevaliers des kleinen, einer zum Chevalier des großen akademischen Ordens ernannt. Eine vollständige Beschreibung der Festlichkeiten publizirte v. Schloßberger nach dem Wortlaut des „Befehlbuchs" der Militärakademie in der besondern Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" vom 13. Dez. 1879. Palleske wie Düntzer geben den Tag von Goethes erstem Besuch in der Militärakademie unrichtig an; vgl. hierüber zu weiterem Beleg Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 756 und 757. Vgl. auch Hovens Selbstbiographie, S. 61—62. Nach Hovens Bericht

Goethe kam damals mit dem Herzog Karl August von einer Schweizerreise zurück. Er stand im Alter von 30 Jahren, in Ruhmesglanz, in der Blüte von Kraft und männlicher Schönheit. Egmont war begonnen, Iphigenie in Prosa vollendet; sein Leben in Weimar, vom Sternenblick hoher Liebe gesegnet, wendete sich aus der überschäumenden Bewegung der ersten Genialitätsperiode zu in sich gekehrter Sammlung, zu ruhiger Klarheit und innerer Versöhnung, zur höchsten Pflichttreue in ausgebreiteter Thätigkeit. Gerade diese Zeit ist in Goethes Leben um geistigen und sittlichen Ernstes willen höchst anziehend und von außerordentlicher Bedeutung; eben vor Antritt der Schweizerreise hatte er in seinem Tagebuch jenes schöne und ehrliche Selbstbekenntniß niedergelegt, das mit den Worten schließt: „Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Da war freilich der um 10 Jahre jüngere Schiller noch ganz ein Werdender, nach der Gestaltung seiner Zukunft dunkel Tastender. Aber in allernächster Zeit begannen die Schleier zu reißen. Dämpfen wollte der Herzog das Feuer des „jungen Menschen", zähmen wollte er noch ein wenig seine Sprache.

soll Goethe während der Rede Consbruchs, als dieser ein Zitat aus dem Werther einflocht, sichtbar errötet sein und die Augen niedergeschlagen haben; aber, wie Boas I, 171 bemerkt, findet sich ein solches Zitat in der Rede Consbruchs nicht, und eine andere Stelle der Rede, welche Boas anführt, bezog gewiß Niemand auf Werther. Die Rede Consbruchs wurde abgedruckt im Programm der Militärakademie von 1779; mir ist dasselbe nicht zugänglich gewesen. Man könnte vermuten, daß der Herzog selbst oder der Grand-Chevalier von Mandelsloh, welcher zum Schlusse im Namen der Preisträger und der Beförderten die Danksagungsrede hielt, mit einer feiernden Anspielung den Dichter des Werther berührte; aber wenigstens die Rede des Herzogs, welche im Schwäb. Mag. 1780, S. 57—65, zu lesen ist, enthält nicht eine Silbe anderes als seine herkömmlichen pädagogisch-moralischen Phrasen. Die Patente zu den Preismedaillen Schillers wie auch das Patent zu dem Preis aus der griechischen Sprache, den er 1773 erhielt, veröffentlichte nach den auf Pergament geschriebenen, zu Tübingen in Privatbesitz befindlichen Originalen Adalb. v. Keller in der „Nachlese zur Schillerlitteratur"; „die Blätter stammen aus Oggersheim, wo Schiller sie bei der Abreise in einer Schublade seines Zimmers . . . zurückgelassen hat".

Aber dem rief jetzt der Geist das erlösende Wort zu: Sei frei, sei du selber! Und die Funken, die lange schon knisterten, bekamen Luft, daß lodernde Flamme emporschlug, und Gestalten der Phantasie drängten heran und mischten sich mit aufquellenden Gebilden des Grimmes und der Sehnsucht: da erwuchs eine Dichtung, und ihr Name heißt „die Räuber".

„Die Ausarbeitung dieses Trauerspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780, und es war beinah vollendet, als Schiller zu Ende dieses Jahres die Akademie verließ." Mit diesen Worten gibt uns Karoline von Wolzogen[1]) die gesicherte chronologische Bestimmung. Nach Mitteilungen von Schillers Schwester Christophine erzählt sie des Weiteren: „Die Zöglinge der Akademie durften Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale die Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch, ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft." Auch in Stunden, in welchen Schiller zur Beaufsichtigung von Patienten kommandirt war, entstand manche Szene; waren doch die Krankensäle schon in früheren Jahren manchmal die Zufluchtsstätte gewesen, wenn Schiller verbotener Lektüre von Poesie sich hingeben wollte. Das Zimmer, in welchem Schiller an den Räubern schrieb, ein Mansardezimmer in der nordöstlichen Ecke des jetzigen Schloßnebengebäudes, der alten Akademie, wird jetzt noch gezeigt[2]).

Was so im Geheimen, wider alle Hausordnung entstanden war, teilte Schiller in Bruchstücken den Vertrauten mit. Einen Vorgang dieser Art hat der Stift eines Zeugen uns aufbewahrt. Ich meine

---

[1]) In Schillers Leben, S. 15 der 5. Aufl. Damit übereinstimmend ist Körners Angabe in den „Nachrichten von Schillers Leben".

[2]) Adalb. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, Nr. 21.

die Skizze Viktor Heideloffs, welche in späteren Jahren von dem Sohne desselben, Karl von Heideloff, als Aquarellbild ausgeführt wurde und in dieser Gestalt dem Publikum bekannt geworden ist [1]. Es scheint mir zwar zweifelhaft, ob der Vorgang, wie V. Heideloff will, in das Jahr 1778 gesetzt werden darf, da um diese Zeit die Ausarbeitung der „Räuber" noch lange nicht so weit vorgeschritten war, als es nach der Erzählung den Anschein hat; aber von dieser chronologischen Unwahrscheinlichkeit abgesehen, welche hier wenig Bedeutung hat, ist der Bericht vollkommen glaubwürdig. Die Erzählung lautet ungefähr folgendermaßen. Schiller hatte mit seinen Kameraden beschlossen, die Gelegenheit eines Spaziergangs zu benutzen, um an einem ruhigen und ungestörten Orte die Räuber zur Beurteilung vorzutragen. Als nun die Zöglinge in Begleitung eines Hauptmanns am Morgen eines schönen Sonntags im Mai über die Weinsteige in das Bopserwäldchen einen Spaziergang machten, sonderten sich die in den Plan Eingeweihten von den übrigen ab und gingen, von der Nachsicht des Hauptmanns mit etwas Freiheit begünstigt, tiefer in den Wald hinein. Hier lagerten sie sich um Schiller, der auf den hervorstehenden Wurzeln eines der stärksten Fichtenbäume Posto gefaßt hatte. Seine Stimmung war während des Vortrags eine sehr heitere; er kostete die Luft der Freiheit, die Einsamkeit des Waldes, und die bewundernde Teilnahme der Freude hob ihm das Herz. Lauschend folgten sie seinen anfänglich ruhiger gesprochenen Worten. Als er aber zu der Stelle des vierten Aktes gelangte, in welcher Karl Moor mit Entsetzen seinen todt geglaubten Vater vor dem Turm anredet, steigerte sich Schillers Stimme in dem Grade, daß die Freunde über den Ausbruch seines Affektes in Bestürzung gerieten, bis sie der Eindruck der Großartigkeit der Dichtung in fast endlose Beifallsbezeugungen ausbrechen ließ. Den Moment der anschwellenden Bewunderung vergegenwärtigt die gefällige Skizze: Schiller, dessen Linke das

[1] Das Aquarellbild wurde 1856 zu Stuttgart ausgestellt. Ein darnach gefertigtes Titelkupfer mit Erklärung von Karl v. Heideloff findet sich in H. Wagners Gesch. d. H. Carlsschule, Band I. Vgl. daselbst im Ergänzungsband S. 38—40.

Manuscript straff nach abwärts hält, spricht frei, das Auge zur Höhe gerichtet, der rechte Arm macht eine Bewegung gegen das Herz; Schlotterbeck, im Rücken Schillers an die Fichte gelehnt, hält den Finger an die Lippen, Hoven, der daneben auf einem gefällten Stamm sitzt, erhebt die Hände, um Beifall zu klatschen; ihnen gegenüber steht Heideloff, vom Stahlgeist der Dichtung gebannt, zwischen Dannecker, dessen Auge gutmütig staunend, die Zukunft wägend, an Schiller hängt, und dem am Rasen sitzenden Militäreleven Kapff, welcher mit Lippen und Händen die enthusiastische Erregung seiner Seele bekundet. In der Ferne, tief unten erblickt man die Türme von Stuttgart. Der breite Schädel Danneckers, das rundliche freundliche Gesicht Hovens, Schiller selbst, dessen Haltung von Energie gespannt ist, während der Hauch des Genius das Antlitz adelt und der Welt ihn entrückt — sind sichtlich mit der Wahrheit des Porträts gezeichnet.

Vom Argwohn der Aufseher umgarnt, mit List sie bekämpfend, in der Stille der Nacht, unter dem Reiz des Geheimnisses, vom Dämon getrieben, in den Wetterschlägen sich entfesselnder Kraft, so schrieb Schiller das gigantische Stück. Szene um Szene löste sich ab von seiner Seele, und die ihn liebten, träumten mit ihm, jauchzten mit ihm und hielten mit dem Dichter den ersten kritischen Rat. An seinen Flammenworten entzündete sich ihr eigenes Freiheitsgefühl, und er wiederum ahnte in der Zustimmung ihrer Herzen den kommenden Beifall der Welt. Wo ein Stelldichein sich ermöglichen ließ, im Garten der Akademie, in Ecken und Gängen des weitläufigen Gebäudes, frischweg von der Produktion, macht er sie zu Zeugen des Fortschritts der Dichtung. Manchmal auch ließ er von einem Freunde eine Szene sich vorlesen, um freier den Eindruck, den sie mache, beurteilen zu können. Es ist kein Wunder, wenn das Stück für immer die Jugend und alle, welche innere Lebensglut sich bewahren, bezwingt; denn der Blutstrom der Jugend ist in das Stück ergossen, und aus einem grenzenlosen Enthusiasmus geboren, dem Leben abgerungen, vom Widerklang der Freundschaft genährt, bringt es den ganzen Zauber des Lebens eines Dichters, die Bilder seiner Tage uns mit herauf.

Von seiner Art zu produziren, haben wir eine charakteristische Schilderung [1]). „In ihrer äußeren Wirkung betrachtet," erzählt Petersen, „war die Begeisterung bei Schiller korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michelangelo, während seiner Bildhauerarbeiten, bemerkt hat. Mehr als hundert Male haben Schillers Bekannte diese Erscheinung an ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schiller einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken, des noch lebenden Hofmusikers R. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth er dichtend in solche brausende Bewegung und heftige Zuckungen, daß dem Kranken angst und bange ward, sein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobsucht verfallen sein."

Erinnern solche Bezeichnungen an Ausdrücke der alten Philosophen, welche den Dichter als einen vom göttlichen Geiste Trunkenen schildern, an Shakespeares Vers „Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend", ist alles Zeugen der Phantasie ein Akt, der nur in der konzentrirtesten Verinnerlichung, in einem Zustande des der Welt Entrücktseins blitzartig sich vollzieht, wobei dann freilich die künstlerische Besonnenheit für die Ausgestaltung des Kunstwerkes mitthätig wird, so sind doch körperlich sich kundgebende Erregungen so konvulsivischer Art, wie sie aus Schillers Jugendzeit geschildert werden, eine besondere Erscheinung. Sie repräsentiren aber sowohl den gewaltsamen Durchbruch seiner Begabung, das leidenschaftliche Niederreißen der seinem Talent entgegenstehenden Dämme als auch die Schwere des Ringens einer Geistesanlage, welche in alle poetische Produktion die Macht des Gemüts, das Vollgewicht des ganzen innern Menschen wirft und welche — darin ruht die höchste Eigentümlichkeit des Schillerschen

---

[1]) In Petersens handschriftlichen Aufzeichnungen. Ebendaselbst die Angabe, daß Schiller einzelne Szenen von Freunden sich vorlesen ließ.

Genius — die Gestaltung des Kunstwerks unter einer nicht minder hohen Erregung des Intellekts als der Phantasie zu vollziehen genötigt ist.

Die Heftigkeit des Affektes, welche sich Schillers bemächtigte, sobald er dichterische Empfindungen zu veräußerlichen, in Form zu bringen veranlaßt war, verrät sich auch in der Art, wie er dramatische Rollen zu spielen versuchte. Der 11. Februar 1780, als Geburtstag des Herzogs, sollte von den Zöglingen durch Aufführung eines Schauspiels gefeiert werden. Da die Wahl des Stückes wie die Verteilung der Rollen Schiller überlassen wurde, so bestimmte dieser das Trauerspiel „Clavigo"; ein Tribut, den er dem Andenken des Dichters zollte, welcher die Räume der Akademie kaum erst betreten hatte, wie ein Bekenntniß seiner eigenen Vorliebe für das Stück. Die Hauptrolle spielte Schiller selbst. Aber er verdarb sie durch ein Uebermaß von Pathos in der Deklamation, durch schreiende Stimme und forcirte Gesten; in der Unterredung zwischen Clavigo und Beaumarchais warf er sich so gewaltsam auf seinem Sessel umher, daß er beinahe zu Boden gestürzt wäre [1]).

Einige ergänzende Züge zu dem bisher über Schillers Charakter, sein Verhalten gegenüber der Anstalt und seinen Kameraden Mitgeteilten gibt Karoline von Wolzogen [2]) auf Grund einer Schilderung, welche sie von Hoven erhielt. Ich lasse die Stelle hier wörtlich folgen, da sie um ihrer Authentizität willen als ein bleibender Bestandteil der Schillerbiographie erachtet werden muß. „Was sein sittliches Betragen während des Aufenthalts in diesem Institut [der Militärakademie] betrifft, so erinnere ich mich, sagt von Hoven, von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische

---

[1]) Vgl. Der Freimüthige 1805, Nr. 220 und Petersens Notiz im Morgenblatt 1807, Nr. 57.

[2]) In Schillers Leben, S. 15.

Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine, mehr nach Innen als nach Außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer. Dennoch geschah es zuweilen, daß er mit einem oder dem andern seiner Vorgesetzten, zu denen nicht immer die verständigsten Menschen gewählt wurden, in Streit gerieth. Gewöhnlich wußte er diesen durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von jenen selten, aber desto besser von seinen Mitzöglingen verstanden wurde, abzubrechen. Wie in seinem Knabenalter, hatte er auch als Jüngling unter den dreihundert Zöglingen der Akademie nur wenig vertraute Freunde. Bei seiner Wahl sah er eben so sehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geistestalente. Wen er für gemein, unzuverlässig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er, und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, so betrug er sich gegen ihn mit zurückschreckender Kälte. Beschränkte Menschen ertrug er; Beschränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben diese, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Anderer an ihm immer einen Beschützer fand."

Er hatte die Jünglingsreife erlangt, sein Selbstgefühl hob sich, das Bewußtsein ungemessener Geisteskraft war über ihn gekommen. Nun gab die Vornehmheit der Seele auch seinem Aeußeren Haltung und Stolz. Bezeichnend ist die von Hoven [1]) überlieferte Anekdote, eine Frau, welche in der Akademie ihren Sohn besuchte, habe, als sie Schiller den Schlafsaal hinunterschreiten sah, ausgerufen: „Sieh doch, der bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg!" Aehnlich erzählt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen: eine Frau, an deren Haus Schiller nach seiner Entlassung aus der Militärakademie oftmals vorüber kam, pflegte zu sagen, der Regimentsarzt Schiller trete einher, als ob der Herzog der Geringste seiner Unterthanen wäre. Vielleicht liegt beiden Ueberlieferungen der gleiche Vorgang zu Grund, der Unterschied der Zeit, welche in Frage käme,

[1]) Selbstbiographie S. 127.

ist nicht wesentlich; die Fassung Abels ist aber schärfer pointirt, hat mehr Bildlichkeit, das „Einhertreten" ist hochcharakteristisch. Die Veränderung, welche in Schillers Wesen vorgegangen war, entging keinem seiner Freunde; auch Petersen lieh in seiner Art diesem Eindruck das Wort, indem er aus seiner Erinnerung schildert: „Schiller zu Ende dieses Zeitlaufs war ein ganz anderer Mensch als zu Anfang desselben. Ehmals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend, und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitlehrlinge, einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in ein Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: Wenn du gegessen und getrunken hast und NB. satt bist, so sollst du den Herrn deinen Gott loben [1])."

Doch in diese Stimmungen sarkastischen Mutwillens, sich aufbäumenden Trotzes, hochschwellenden Selbstgefühls, in die enthusiastischen Schauer, welche die Berührung der Muse ihm erweckte, mischten sich wieder die Gefühle des Bangens und der Niedergeschlagenheit. Jetzt wußte er was es heißt: Du, Mensch, bist ein Sohn des Schicksals, du stehst unter der Gewalt einer dunklen Urmacht, welche im Komplex deines Wesens von seinem ersten Werden an wirkt und treibt und gebietet. Jetzt beschlich ihn ein Vorgefühl, was es kosten möchte, wenn Einer von den geebneten Bahnen der Mittelmäßigkeit, welche Millionen von Menschen Frieden und Schutz gewähren, sich losreißt, um auf hohen Wogen eines unbekannten Meeres die einsame Fahrt zu wagen. Er war an einem Punkte angelangt, an welchem er die absolute Unvereinbarkeit seiner inneren und äußeren Zustände bis in das Mark empfand; denn während der Zwang eines unbändigen dichterischen Wollens, das ihn umtrieb, ihm jeden Zweifel benahm, wohin die Zeiger seines Lebens wiesen, belehrte ihn der erste beste Anprall der Gegenwart, jede nüchtern die Zukunft überrechnende Stunde, daß Alles darnach angethan sei, ihm den Kopf zerschellen zu machen. Was sollte er mit seinem Freiheitsdurst, seiner bis zum Himmel ausgreifenden Ideenwelt, mit

---

[1]) Morgenblatt 1807, Nr. 186.

seinem von Rousseau und Shakespeare glühenden Herzen beginnen, er, seit seiner Knabenzeit gezeichnet als das willenlose Geschöpf eines selbstsüchtigen, gewaltthätigen, starrsinnigen Fürsten, der seinen Landeskindern nichts Höheres zu bieten wußte, als eine „egale Kultur" nach französischem Zuschnitt, dem jede unabhängige Regung eines Unterthans als ein Unding und als ein Verbrechen galt? Und was versprach ihm ein auferzwungener Beruf, der seine innerste Seele leer ließ, was hatte er vom Leben inmitten einer bürgerlichen Gesellschaft zu erwarten, welche zu gehorchen, zu schmeicheln, zu beten und das Herkommen zu verehren gewohnt war? Gab Schiller solchen Gedanken Raum, so warfen die Geister der Melancholie, das Gespenst des Lebensüberdrusses auf seine Wege ihre Schatten.

Ein Brief, den er am 19. Juni 1780 an seine Schwester Christophine schrieb [1]), gibt von solchen Stimmungen Zeugniß. Schiller bezieht sich darin auf den Tod eines Mitzöglings, des jüngeren der Brüder von Hoven, und fügt bei: „Und ich darf Dir sagen, mit Freuden wär ich für ihn gestorben. Denn er war mir so lieb, und das Leben war, und ist mir eine Last worden. O meine gute Schwester — was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach mein ehrwürdiger mein bester Vater, der so viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leisten werde — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieses Stelle gewesen wäre, und doch, doch hätte es ja seyn können; kann es vielleicht noch seyn, daß ihr die Freude nicht mehr erlebt mich aus der academie treten zu sehen, daß ich — Siehst Du ich mag Dirs nicht aussprechen, aber es kann ja seyn — Wer hier in die geheimen Bücher des Schiksals schauen könnte — Mir wärs erwünscht, zehntausendmal erwünscht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlaßen darf. Ich bitte Dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sey klug und tröste Dich und tröste Deine Eltern .... Ich habe

[1]) Abgedruckt dem Wortlaut des Originals getreu bei v. Maltzahn, Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine, S. 1—3.

das Glük von vielen Tausenden (das unverdiente Glük) den besten Vater zu haben ... Ich habe viele Freunde in der academie die mich sehr lieben. Ich habe Dich meine Theure, und doch kan dis alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weist nicht, wie ich so sehr im innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Dus gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geists untergräbt."

Wir werden nun allerdings tröstlich beruhigt, wenn wir am Schlusse des Briefes lesen, daß Christophine den Auftrag erhält, den lieben Papa für den Bruder um ein Buch Papier und einige Kiele zu bitten und die liebe Mama an „Strümpffe" zu mahnen; aber jene Ergüsse schwermütiger Lebensbetrachtung behalten dennoch daneben ihre momentane Wahrheit. Die nämliche Stimmung mischt sich auch in den Trostbrief, welchen Schiller am 15. Juni 1780 an den Hauptmann von Hoven geschrieben hatte, obwohl er zugleich eine allgemeiner geltende Färbung erhält durch den Niederschlag jener schmerzlichen Verdüsterung, welche ein edel angelegtes jugendliches Gemüt leicht befällt, sobald es die ersten ahnungsvollen Erfahrungen macht, wie wenig die wirkliche Welt in ihrem Zwange zum Egoismus und ihrer überwuchernden Gemeinheit den idealen Vorstellungen, die das Herz sich bildete, zu entsprechen geneigt ist. August von Hoven, der juristischen Abteilung zugehörig, war am 13. Juni gestorben[1]); wenn er auch Schiller nicht so nahe stand als Friedrich Wilhelm, sein Kamerad in medizinischen Studien wie in poetischer Neigung, so nahm Schiller doch an August von Hovens Erkrankung den wärmsten Herzensanteil und durchwachte mit der Mutter des Sterbenden eine Nacht an dessen Bette. Indem er nun den trauernden Vater aufzurichten versucht, schreibt er ihm unter anderm: „Was verlor Er, das Ihm nicht dort unendlich wieder ersetzt wird? Was

[1]) Vgl. Hovens Selbstbiographie S. 53 und 373—375, woselbst Schillers Brief an den Hauptmann v. Hoven abgedruckt ist, und zwar mit dem Datum „15. Janr. 1780". Dagegen gibt Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, S. 357 den 13. Juni als den Todestag an, und Schillers vom 19. Juni datirter Brief an seine Schwester Christophine bestätigt die zeitliche Nähe des Ereignisses. Vgl. Goed. hist. krit. Ausg. I, 365.

verließ Er, das er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens, mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh' er noch die Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele Hoffnungen vereitelt werden? .... So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem er gekommen ist, so kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen ..... Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig seyn, so aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen."

Dieser Brief flößte den trauernden Eltern wirklich eine Spur von Trost ein, und der alte Hoven schrieb an Schiller zurück, er wolle ihn für seinen zweiten Sohn halten. In Schiller aber regte sich nun auch der Poet; das Mitgefühl des Herzens und der Anblick der Bilder des Todes erweckten in ihm einen Trauergesang, „eine Leichenfantasie" [1]. Einzelne Vorstellungen dieses Gedichtes kehren in der Elegie auf Weckerlin, welche nicht lange nachher entstand, wieder; aber an poetischer Schönheit und Reife der Form steht die Elegie weit höher. Die „Leichenfantasie" schwelgt in einer Schilderei des Grauens, wobei doch

---

[1]) Vgl. Hovens Selbstbiographie, S. 54. Schiller nahm das Gedicht nachher in die Anthologie auf und setzte ihm die Jahreszahl 1780 und die Bemerkung „In Musik zu haben beim Herausgeber" voran.

konventionelle Züge mitunterlaufen; Kraft der Empfindung fehlt keineswegs, aber ein Mosaik pathetischer Worte drängt sich an die Stelle der Sprache der Natur und eines organischen Bilderstromes. Gesuchte, übertriebene Ausdrücke erkälten den Hörer; so wenn z. B. der dem Sarge nachgehende Vater mit den Worten gezeichnet ist:

„Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich."

Deßgleichen läßt Schiller die Kirchhofthüre „brausen", und gehobene Stunden der Freundschaft werden mit den Worten geschildert: „Da wir trunken um einander rollten". Dazwischen liegen freilich auch reinere Perlen. Die auf Mozarts Grabstein wiederholten Verse:

„Geh du holder, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollendung zu,
Lösche nun den edeln Durst nach Wonne
Gramentbundner, in Walhallas Ruh"

ertönen in einem süßen und weichen Klang; die drei Schlußzeilen der achten Strophe sind von wahrer Schönheit, und auch die Verse, welche die Lebenslust und Hoffnungsfülle des Frühgeschiedenen schildern, sind mit dem Zauber dichterischer Sprache getränkt, und das lebendigere, daktylische Versmaß, welches für sie gewählt ist, kommt der Versinnlichung ihres Inhalts zu statten. Allerdings paßt die Charakterzeichnung mehr auf einen Jüngling nach Schillerschem Ideal als auf den Verstorbenen; denn dieser war, wie den Worten seines Bruders zu entnehmen ist, fleißig, ordnungsliebend, von ruhigem Temperament, der Poesie abhold, wohl ein etwas trockener und regelrechter Kamerad.

Während der Monate Juni und Juli wirkte noch ein anderes Erlebniß beunruhigend auf Schiller. Des mit ihm befreundeten Zöglings Grammont aus Mömpelgart hatte sich ein hypochondrisches Leiden bemächtigt, das eine tiefgehende körperliche und seelische Störung herbeizuführen drohte. Schiller, dem Grammont das Geständniß gemacht hatte, daß er an Selbstmord denke,

hielt ihn von diesem Schritte zurück, und da er zur Beobachtung und Pflege des Kranken beordert ward, so widmete er ihm die gewissenhafteste Sorgfalt. Von Schillers Hand sind acht „Tagesrapporte[1])“ erhalten, welche eine beachtenswerte Schärfe und Feinheit des Urteils über psychologische Zustände verraten und das Geschick, mit welchem der junge Seelenarzt die Behandlung leitete, in das günstigste Licht setzen. Schiller findet die Ursache des Leidens in pietistischer Schwärmerei, welche die Begriffe des Patienten verwirrt habe; auf dem Wege metaphysischer Studien sei derselbe sodann „zum andern Extremo“ gelangt, einem Skeptizismus, der ihn an Gott und Welt und an sich selbst verzweifeln lasse. Mit dieser Zerrüttung der Seele verbänden sich körperliche Anomalien, Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen. Schiller folgte in der Diagnose den Gutachten Abels und der medizinischen Professoren[2]); er versucht aber seinerseits eine strengere logische Verbindung der kausalen Momente; dabei hebt er, einem Lieblingsgedanken Ausdruck gebend, das „genaue Band zwischen Körper und Seele“ nachdrücklich hervor. Mit Vorsicht, unter Abwarten der geeigneten Stunde, unter Vermeiden direkten Widerspruchs, wählt Schiller seine Gesprächsthemen, in der Absicht, den Kranken zu beruhigen, zu erheitern, ihm Vertrauen einzuflößen; er gewinnt ihn für Beachtung der diätetischen Regeln, trinkt im Garten mit ihm Wein, liest ihm aus den Biographien des Plutarch vor und legt den Leitern der Anstalt ans Herz, daß man dem Patienten einige Befreiung von der herkömmlichen Hausregel gönnen müsse. Das ist Alles ein ganz vernünftiges Verfahren. Mußte indessen der Verkehr mit dem Verstörten, der nach nichts so sehr sich sehnte als nach Entlassung aus der Militärakademie, düstere Stimmungen in Schillers eigener Seele wachrufen, so nahm zugleich der Verlauf der Sache für letzteren eine besonders unerfreuliche Wendung. Schiller sah sich genötigt, gegen häßliches Mißtrauen seiner Vorgesetzten sich zu

---

[1]) Publizirt von A. v. Schloßberger, Archivalische Nachlese, S. 18 bis 29. Der Text bei H. Wagner, auf welchen noch die histor. krit. Ausg. Goedekes angewiesen war, ist unvollständig und ohne diplomatische Treue.

[2]) Ihre Gutachten im Auszug bei H. Wagner, I, 583.

verwahren. Den redlichen Eifer, welchen er aufgeboten hatte, lohnte der Intendant mit dem Verdacht, daß Schiller das Begehren des Erkrankten nach Befreiung aus der Akademie heimlich unterstütze. Schiller mußte bemerken, daß man ihn mit Grammont allein zu lassen vermied, und eine Aeußerung des Intendanten gegenüber dem Kranken, daß dieser vielen traue, denen er gar nicht trauen sollte, schien gegen Schiller gerichtet zu sein. In den Grenzen loyaler Form, aber mit dem Unmut einer edlen Seele legte Schiller im Rapport vom 23. Juli 1780 Protest gegen solchen Verdacht ein. Die Antwort Seegers liegt nicht vor. Grammonts Befinden zeigte große Schwankungen; zeitweiliger Aufenthalt in Hohenheim und nachher im Bad Teinach brachte keine entscheidende Wirkung, so daß man ihn 1781 nach Hause entließ. Hier fand er seine Gesundheit wieder.

Es war die höchste Zeit, daß für Schiller die Stunde der Freiheit schlug. Das letzte Drittel des Jahres nahm die Ausarbeitung der Dissertationen für seine Entlassung in Anspruch. Schiller selbst hatte zwei Themata vorgeschlagen und zwar aus dem „philosophischen und physiologischen Fach", welches das ganze Jahr hindurch „der hauptsächlichste Gegenstand" seines Studiums gewesen sei, so daß er „etwas erträgliches" in diesem Felde versprechen könne: erstens eine Abhandlung „über den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; an zweiter Stelle eine Abhandlung „über die Freiheit und Moralität des Menschen". Die erstere Aufgabe wurde für zuläßig befunden; doch verlangte man zugleich eine lateinisch geschriebene Dissertation aus dem Gebiete der Pathologie, eine Abhandlung „über den Unterschied der entzündlichen und der faulen Fieber. Dieselbe unter dem Titel „Tractatio de discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum" am 1. Nov. 1780 von Schiller eingereicht, wurde unter dem 13. Nov. von den Professoren Reuß, Consbruch und Klein gemeinschaftlich begutachtet; sie sei zwar des Lobes würdig, aber doch nicht so vollkommen ausgearbeitet, um ohne viele und große Veränderungen dem Druck übergeben werden zu können. Der Autor habe in jene großen Klassen der

Fieber eine „löbliche Einsicht", sage „von ihren Ursachen, Symptomen und Cur-Arten Manches Guthe" und wisse „bei dem Mangel eigener Erfahrung die Erfahrung des Hippokrates und seiner eigenen Lehrer schicklich zu benützen". In mehreren Punkten jedoch — der Nachweis geschieht im Einzelnen — vermisse man Vollständigkeit und Sorgfalt der Ausführung. Herzog Karl gab unter dem 15. Nov. aus Hohenheim die Weisung: da der Gegenstand sein Fach nicht sei, so komme es auf das Urteil der Lehrer an, ob die Abhandlung verdiene, dem Druck überlassen zu werden, oder nicht; ersterenfalls hätten diese dafür zu sorgen, daß die Abänderungen „nach ihren monitis" gemacht würden. Ein zweites gemeinschaftliches Gutachten der medizinischen Professoren vom 17. Nov. erwidert hierauf, die Streitschrift Schillers könne auf das bevorstehende Examen nicht gedruckt werden, „da der Verfasser, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwant und deßwegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden müßte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beynahe gleich käme, worzu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre" [1]).

Ich werde darauf verzichten dürfen, den Inhalt dieser Disser-

[1]) Den lateinischen Text der tractatio de discrimine febrium inflammatoriarum et putridarum publizirte Bd. XV, I der histor. krit. Ausg. Goedekes nach einer im Besitz der Familie von Gleichen-Rußwurm befindlichen Kopie des Originals. Ebendaselbst das Gutachten der Professoren vom 13. Nov. und die Entschließung des Herzogs. Das zweite Gutachten vom 17. Nov. publizirte aus den Akten der Militärakademie H. Wagner, II, S. 281; nach ihm Goedeke I, S. 134. Die Originale der tractatio, des ersten Gutachtens der Professoren und der Entschließung des Herzogs sind neuerdings aus dem Nachlaß des Medizinalrats Leydhecker zu Darmstadt zum Vorschein gekommen und zum Verkauf ausgeboten worden; eine Tochter des Intendanten v. Seeger war mit dem Staatsrat v. Lotter verheiratet, dessen Schwiegersohn wiederum Medizinalrat Leydhecker wurde; so gelangten die Papiere mit mehreren Briefen Schillers nach Darmstadt. Im „Berliner Tagblatt" vom 11. Nov. 1882 gibt R. Wulkow über diesen „Schillerfund" Bericht, veröffentlicht auch einige Auszüge, verrät jedoch Unkenntniß der Schillerlitteratur, beziehungsweise der früheren Publikationen. Das Original der tractatio de discr. febr. wird als ein Heft von 51 Seiten, enthaltend 38 Paragraphen, bezeichnet.

tation auch nur zu skizziren; derselbe gehört im engeren Sinne in die Geschichte der Medizin, und eine Untersuchung, bis zu welchem Grade Schiller von den damals herrschenden Vorstellungen abhängig ist, in welcher Weise er die ihm überlieferte Doktrin sich zurechtgelegt hat, wäre eine hübsche Ferienarbeit für einen Arzt, der ein warmes Interesse für Schiller bethätigen wollte. Unsere jetzige Medizin hat die pathologische Theorie jener Zeit mit ihren Lehren von den Säften als dem Sitze der Krankheiten, von der Fiebermaterie und dem Entzündungsstoff, der im Blut umherschweife, längst zum alten Eisen geworfen; von den ärztlichen Autoritäten, deren Werke den Zöglingen der Militärakademie empfohlen wurden, ist dem heutigen Publikum fast nur noch der Name Friedrich Hoffmanns, des Erfinders der Hoffmannschen Tropfen, geläufig. Schiller nimmt Bezug auf Hippokrates, Aretäus, Sydenham, Boerhave, Brendel u. a.; beruft sich auf die Vorträge seiner Lehrer, insbesondere Consbruchs, polemisirt zuweilen gegen Stahl, den er der Träumereien („somnia") bezichtigt; mitten unter die Namen der gelehrten Perücken verirrt sich ein englisches Zitat aus dem Hamlet. Einige Anläufe zu eigener Meinung zeigen sich immerhin, doch kann dies Alles nur ein höchst unsicheres Tasten bedeuten. Schiller wußte wohl und hebt es in den Eingangsworten hervor, daß ihm die zureichende Beobachtung am Krankenbett fehle.

Die deutsche, in das Fach der Physiologie und Psychologie fallende Dissertation, betitelt „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", reichte Schiller gleichfalls im November ein. Die Widmung an den Herzog trägt das Datum vom 30. Nov. 1780; doch gilt dies nur für den Druck, zur Zensur unterlag die Arbeit den Professoren bereits einige Wochen zuvor. Denn bereits unter dem 16. November gaben Reuß, Consbruch und Klein ein gemeinsames Gutachten ab, unter dem 17. ein Einzelgutachten Prof. Abel.

Ich möchte zuerst auf eine Stelle der Widmung an den Herzog aufmerksam machen. „Ein Arzt," schreibt Schiller, „dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß

der Maschine dreht, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weißt, kann vielleicht vor dem Krankenbett Wunder thun, und vom Pöbel vergöttert werden; — aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brodwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie: Diese leihet jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seyen die Rechtfertigung meines Unternehmens."

Schiller spricht hier sehr bestimmt die Ansicht aus, welche er von der Medizin sich gebildet hatte. Nicht in praktischer Thätigkeit, nicht in der Heilkunde im engeren Sinn scheint ihm die erste und höchste Aufgabe des Arztes zu liegen; sondern in der wissenschaftlichen Durchbildung der medizinischen Lehre und in der Verwertung der ärztlichen Empirie für die Erkenntniß der Totalität des Menschen. Hätte er nach Vollendung der akademischen Studien im ärztlichen Berufe Boden fassen können, so würde er die Therapie immer als ein untergeordnetes Geschäft betrachtet haben; dagegen fänden wir ihn auf den Wegen der „medizinischen Systematiker", deren Bestrebungen damals in Boerhave, Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl ihren geschichtlichen Ausdruck gefunden haben, und unter den Mitarbeitern der Physiologie. Ich sehe hier davon ab, daß Schillers dichterischer Genius unter allen Umständen die Herrschaft an sich gerissen und den Raum für jede andere Thätigkeit eingeschränkt hätte; nur um einen Durchgangspunkt seines Lebens hätte es sich handeln können, und nur darnach läßt sich fragen, ob für einen solchen Prämissen vorhanden und welcher Art dieselben gewesen sind. Man kann sich ja einmal vorstellen, Schiller wäre etwa in der Schweiz geboren worden, wie Haller, und eine äußere Nötigung hätte ihn dort dem medizinischen Studium zugeführt. In irgend einer Ausübung dieses Berufes hätte er dann wohl fürs Erste unbehindert sein Brod gefunden. Oder

man nehme an, der Herzog von Würtemberg wäre ein humaner Fürst und eines tieferen Einblicks in Schillers Natur fähig gewesen; alsdann hätte er ihn nicht in die Uniform eines Regimentsarztes gesteckt, sondern dem akademischen Lehrberuf zugewiesen. Schillers Verhalten zur Medizin bleibt nicht so äußerlich, wie es in der Regel gedacht wird; vielmehr findet eine gewisse Assimilirung bereits statt. Indem er innerhalb der Medizin die bezeichnete Richtung erwählt, sucht er für seine Person nach einem Einklang zwischen den Grundbedürfnissen seiner Natur und den Verpflichtungen des realen Lebens. Mit innerer Notwendigkeit nimmt er aus der Medizin den physiologischen Teil für sich heraus; denn die Physiologie sieht sich durch die Art ihrer Aufgaben immer wieder bis zu jenem Grenzgebiete hingedrängt, an welchem das philosophische Interesse beginnt; und dieser Sphäre brachte Schiller eine angeborene Potenz entgegen. Der generalisirende Trieb eines tiefer angelegten Geistes macht sich geltend, insofern Schiller vom Empirischen hinweg nach Prinzip und Gesetz strebt, die Breite seines Blickes, welche das Einzelne im Zusammenhang des Ganzen sieht; allerdings auch die Schranke seiner Individualität. Ihm dünkt das Wirken am Krankenbette gering, weil ihm die Perspektive einer höheren, reingeistigen Thätigkeit vor Augen liegt; doch auch weil er für das Konkrete, für die Beobachtung des Kleinen und Besonderen der körperlichen Natur das schwächere Organ, den minder liebevollen Sinn hatte.

Die Dissertation „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ vermeidet die Abgründe, in welche die „Philosophie der Physiologie“ das Senkblei wirft; dafür zeigt sie in Bezug auf Ruhe der Gedankenentwicklung und Klarheit des Vortrags einen merklichen Fortschritt. Das Thema beider Abhandlungen ist verwandt; aber die Aufgabe ist diesmal doch anders gestellt, sie ist beschränkter. Während in der „Philosophie der Physiologie“ die Möglichkeit eines Zusammenwirkens von Materialität und Geist im Menschen den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet, ist dieser Zusammenhang hier als thatsächlich vorausgesetzt, und die Reihe der Erscheinungen, welche

aus ihm folgen, beansprucht in der Behandlung den breitesten Raum. Dort explizirt sich mehr physiologisches Detail, während zugleich metaphysische Vorstellungen stärker in das Gewicht fallen; hier hält sich die Untersuchung im Wesentlichen im Gebiete der Psychologie. Die Dissertation des Jahres 1780 ist mehr populärer Art, aber auch in sich fertiger und reifer; das Mißverhältniß zwischen der Größe der Probleme und den Mitteln, sich ihrer zu bemächtigen, ist beseitigt. Der Verfasser fühlt sich seinem Stoff gegenüber freier, er kann von seinem Eigenen weit mehr hinzugeben. Die Dissertation liest sich vortrefflich, und sie ist gleichinteressant für den Arzt, den Psychiater, den Psychologen, den denkenden Laien; denn die immer lebhafte Darstellung hat große und anziehende Schönheiten und ein außerordentlicher Gedankenreichtum ist entfaltet.

An die Spitze stellt Schiller auch hier den „Elementarsaz": „Vollkommenheit des Menschen ligt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwischen dem Maase der Kraft und dem Zwek, auf den sie wirket, die genaueste Harmonie sein muß, so wird Vollkommenheit in der höchstmöglichsten Thätigkeit seiner Kräfte, und ihrer wechselnden Unterordnung bestehen." Er bemerkt, daß die Thätigkeit der menschlichen Seele an die Thätigkeit der Materie gebunden sei — „aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne und auf eine Art, die ich noch nicht begreiffe". Drei Organismen, „in den genauesten Lokal- und Realzusammenhang gebracht", bilden den menschlichen Körper: der Organismus der Seelenwirkungen, der der Ernährung und der der Zeugung. Unter dem Organismus der Seelenwirkungen versteht Schiller die Thätigkeit der Sinne, die Thätigkeit der „Maschinen der willkürlichen Bewegung" und die Operationen des Denkens und Empfindens. Die organischen Kräfte des menschlichen Körpers teilen sich in zwei Hauptklassen, von denen die eine diejenigen begreift, welche sich den allgemeinen Gesetzen der Physik unterordnen lassen — also die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menschlichen Körpers, aus welcher das vegetabilische Leben erwächst; die andere diejenigen, welche „wir nach keinen bekannten Gesetzen und Phänomenen

der physischen Welt begreiffen können". Zur letzteren Klasse rechnet Schiller die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Er erwähnt, daß die Reizbarkeit der Muskelfaser in einen „gewissen Nisum, sich auf Veranlassung eines fremden Reizes zu verkürzen, und beide Endpunkte näher zu bringen" gesetzt werde. Die Auffassung des Nerven als eines Kanals, der ein Fluidum enthalte, wird wiederholt; doch wird diese dunkle Materie alsbald verlassen.

Die nächsten Paragraphen beschäftigen sich mit den Begriffen des „thierischen" (körperlichen, physischen) Lebens des Menschen und seinen „thierischen" Empfindungen. Indem die Seele die Erfahrung macht, daß sie aus einem schlimmen Zustande des Körpers Mißvergnügen, aus seinem Wohlstand Vergnügen schöpft, indem sie somit veranlaßt wird, ihn gegen schädliche Einflüsse zu schützen, verliert das Leben des Organismus seinen rein vegetativen Charakter. Die thierischen Empfindungen von Wohl- und Uebelstand des Körpers können nicht aus dem Verstand, dem Denken entspringen, wie die geistigen Empfindungen; sie müssen auf einem festeren Grunde ruhen; sonst würden Trägheit oder Zerstreuung oder Ueberwallen der Leidenschaften sie außer Kraft setzen, sonst müßte man dem Kind, in dem sie doch wirksam sind, eine Kenntniß der Oekonomie seines Körpers zuschreiben. Die thierischen Empfindungen sind vielmehr unmittelbar mit dem Organismus verknüpft, in einem ewigen Gesetze der Weisheit begründet, und in ihnen erscheint bereits der untrennbare Zusammenhang beider Naturen, der physischen und der intellektuellen, des Menschen. Die Verbindungspfeiler sind die stärksten, denn es gilt die Erhaltung der Maschine: „Der Geist, wenn er einmal in den Geheimnissen einer höhern Wollust eingeweiht worden ist, würde mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten herabsehen, und den niedrigen Bedürfnissen des physischen Lebens nicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thierische Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen schweifte, und in der Abstraktionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus seinem intellektuellen Schlummer empor, den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zer-

gliedert und den irrenden Planeten durchs Unermesliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurük, den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zu sich selbst zurük, und lehrt ihn, daß er das unseelige Mittelding von Vieh und Engel ist." Gegenüber dem Einwurf, daß ein solcher Zusammenhang in moralischer Hinsicht höchst störend und nachteilig wirke, appellirt Schiller an ein „kälteres Nachdenken", bei welchem aus anscheinender Verwirrung und Planlosigkeit eine große Schönheit hervorgehen werde. Diesen Nachweis zu führen, macht sich Schiller zur Aufgabe, und hierin liegt eine der vornehmsten Absichten der Schrift; hatten doch die ersten Zeilen der Einleitung sogleich Widerspruch gegen die Vorstellung derjenigen Philosophen erhoben, welche den Körper als den Kerker des Geistes betrachten, ebensosehr wie gegen diejenigen, welche in der Verbesserung des Körpers, in der Erhöhung der Glückseligkeit der Sinne die Vollkommenheit des Menschen suchen: zwischen den Extremen einer spiritualistischen und einer materialistischen Auffassungsweise liegt für Schiller die „Mittellinie der Wahrheit".

Bis hierher reicht der erste Abschnitt der Dissertation, die Untersuchung des „physischen Zusammenhangs" oder der physischen Natur des Menschen, als des Fundamentes seiner geistigen Thätigkeit; der zweite Abschnitt führt den Titel „Philosophischer Zusammenhang" und betrachtet „die höheren moralischen Zweke, die mit Beihülfe der thierischen Natur erreicht werden", oder allgemeiner die Arten der Beziehungen zwischen sinnlicher und geistiger Thätigkeit. Zuerst soll gezeigt werden, daß thierische Triebe die geistigen weken und entwickeln. Es wird der Fall gesetzt, der Mensch sei Geist ohne Leib, ein Wesen ohne körperliche Organisation, also auch ohne körperliche Empfindung, nur mit der formalen Möglichkeit begabt, zu Vorstellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen: wie würde er alsdann seine Kräfte entwickeln, wie wirken können? Zum Denken wird ihn nichts bestimmen

können als die Erfahrung der daraus entspringenden angenehmen Empfindung; eine Erfahrung ist ohne Vorstellung, ohne Denken nicht möglich; das Denken aber ist in ihm nicht vorhanden. Somit gerät man in einen logischen Widerspruch. Deßgleichen wird den Geist nichts zur Betrachtung der Welt einladen als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit und nichts zur Uebung seiner Kräfte als die Erfahrung ihres Daseins; aber alle diese Erfahrungen soll er zum erstenmal machen, und der Anstoß dazu bleibt doch immer entzogen. Der Geist wird also niemals in Thätigkeit kommen, es müßte denn sein, daß er von Ewigkeit her thätig gewesen ist, was doch wider den angenommenen Fall geht. Dagegen sobald thierische Natur zum Geiste hinzutritt, sobald der erste physische Schmerz das Bewußtsein überrascht, wird mit der Empfindung der Wille und mit dem Willen das Denken in Thätigkeit gesetzt, „das innere Uhrwerk des Geistes" ist in Gang gebracht. So bezeugt denn auch die Geschichte des Individuums, wie die Geschichte des Menschengeschlechtes, daß alle unsere Geistesthätigkeit aus sinnlichen Bedürfnissen sich entwickelt. Schiller unternimmt den Erweis, indem er das Individuum durch seine Altersstufen, die Menschheit durch ihre Kulturstufen verfolgt; hier ist ein reiches konkretes Material aufgeboten und die von Phantasie durchtränkte Diktion wird kühn und glänzend. Schlözers Ideen wirken mit ein. Bemerkenswert ist neben andern die Stelle: „Die Kollision der thierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erzt zum Schwerdt, zeugt Abentheurer, Helden und Despoten. Städte werden befestiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter." Der Paragraph schließt mit den Worten: „Der Mensch mußte Thier seyn, ehe er wußte daß er ein Geist war, er mußte am Staube kriechen, eh er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit."

Aber thierische Empfindungen erwecken nicht nur, sie begleiten auch die geistigen. „Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes; d. h. Jede Ueberspannung

von Geistesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberspannung gewisser körperlicher Aktionen zur Folge, so wie das Gleichgewicht der erstern, oder die harmonische Thätigkeit der Geisteskräfte mit der vollkommensten Uebereinstimmung der letztern vergesellschaftet ist. Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt sie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Lust, Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so kann man dieses Gesez auch also ausdrücken: Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine thierische Unlust zur Begleiterin." Hierin erkennt Schiller das erste Fundamentalgesetz gemischter Naturen, und die weise Absicht desselben liegt ihm darin, daß der Verstand des Menschen und ebenso die von ihm erzeugten Empfindungen äußerst beschränkt sind, daß somit beide Naturen, die geistige und die thierische, zu wechselseitiger Mitteilung und Verstärkung ihrer Modifikationen auf das Engste in einander verschlungen werden mußten, um den Empfindungen einen größeren Schwung zu geben und den Willen mit doppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen.

Der Erläuterung und Exemplifikation dieses Gesetzes dienen die nächsten 5 Paragraphen, welche nach den Gesichtspunkten sich gliedern: Geistiges Vergnügen befördert das Wohl der Maschine, geistiger Schmerz untergräbt es. Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger. Auch der umgekehrte Fall findet statt, thierische Empfindungen wirken zurück auf die geistigen. So ergibt sich als ein zweites Gesetz der gemischten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derselben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens verbunden ist. Oder kürzer: die allgemeine Empfindung thierischer Harmonie ist die Quelle geistiger Lust und die thierische Unlust ist die Quelle geistiger Unlust. Für das Verhältniß zwischen den Stimmungen des Körpers und denen des Geistes gebraucht Schiller ein schönes Gleichniß, eine Nachbildung vielleicht, wie Ueberweg glaubt, des Leibnitzschen Gleichnisses zweier gleichgestellter Uhren. „Man kann," bemerkt er, „Seele und Körper nicht gar unrecht zweien

gleichgestimmten Saiteninstrumenten vergleichen, die neben einander gestellt sind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret, und einen gewissen Ton angibt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig anschlagen, und eben diesen Ton nur etwas schwächer angeben ... Diß ist die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menschen gleichsam zu Einem Wesen macht, der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung der beiden Substanzen."

Der nächste Unterabschnitt handelt von den **körperlichen Phänomenen, welche die Bewegungen des Geistes verraten.** „Jeder Affekt hat seine specifiken Aeusserungen, und so zu sagen seinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar ist diß ein bewundernswürdiges Gesez der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende [Affekt] den Körper verschönert, den der niederträchtige und gehäßige in viehische Formen zerreißt ... So ladet das sanfte Aussenbild des Menschenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trozige Blik des Zornigen jeden zurükscheucht. Diß ist der unentbehrlichste Leitfaden im gesellschaftlichen Leben." Die Wirkung der verschiedenen Affekte auf Bewegung und Haltung des Körpers wird geschildert. Hier entlehnt Schiller manches aus Hallers Physiologie [1]); doch geht Schiller einen bedeutsamen Schritt weiter: er hebt nicht nur viel nachdrücklicher, wenn er auch den Namen dafür nicht hat, die Symbolik der Geste hervor, sondern er bringt auch psychische Vorgänge zur Sprache, welchen erst modernes Denken eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt und Benennung gegeben hat: das physiognomische und das mimische Einfühlen des Subjekts in die ruhige und in die bewegte Form der Erscheinung [2]). Dies geschieht im Verlauf der Stelle: „Es ist merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affekten haben .... Ein großer kühner erhabener Gedanke zwingt uns

---

[1]) Tom. V. lib. XVII. sect. II.

[2]) Vgl. Robert Vischer, Ueber das optische Formgefühl; Leipzig 1873. S. 21.

auf die Zähen zu stehen, das Haupt empor zu richten, Nase und Mund weit aufzusperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Aussicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unsere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausfliessen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, auf Stürmen und Wellen dahin brausen; gähe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinunter; der Haß äussert sich im Körper gleichsam durch eine zurückstossende Kraft, wenn im Gegentheil selbst unser Körper durch jeden Händedruk, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmonisch sich mischen."

Mit dem folgenden Absatz lenkt Schiller in den Gedankengang Hallers wieder ein. Wird eine Empfindungsart der Seele habituell, so werden auch die ihr entsprechenden körperlichen Züge dauernd und endlich organisch; „die feste perennirende Physiognomie des Menschen" formirt sich. „In diesem Verstande also kann man sagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu seyn, und die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Karakters sind." Der nächstfolgende Satz hat in der erheiternden Naivetät des Ausdrucks seinen besonderen Reiz: „Eine unthätige und schwache Seele, die niemal in Leidenschaften überwallt, hat gar keine Physiognomie, wenn nicht eben der Mangel derselben die Physiognomie der Simpel ist. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerschuf, und die Nutrition vollendete dauren unangetastet fort. Das Gesicht ist glatt, denn keine Seele hat darauf gespielt. Die Augbrauen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affekt hat sie zerrissen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in seinen Zellen; das Gesicht ist regelmäßig, vielleicht auch so gar schön, aber ich bedaure die Seele."

Eine Notiz über Stahl möge hier eingeschaltet sein; dieser Name begegnet uns an verschiedenen Stellen der Dissertationen Schillers, und noch in der Widmung der Anthologie („Meinem Principal dem Tod") kehrt er wieder. Georg Ernst Stahl,

geboren zu Ansbach, gestorben 1734 als Leibarzt zu Berlin, ist der Schöpfer eines antimaterialistischen Systems, welches als das bildende und erhaltende Prinzip des Körpers, als die belebende und zweckvoll bewegende Ursache aller Thätigkeit der Organe die Seele annimmt. Dies klingt diskutabel; aber in der Anwendung auf die praktische Medizin gelangt der Animismus Stahls zu wunderlichen und willkürlichen Lehren. So gelten ihm die Krankheitserscheinungen als Heilsbestrebungen der Seele, mittelst deren sie der Krankheitsursachen sich zu entledigen sucht; und auch die körperlichen Aeußerungen der Affekte werden auf das Bestreben der Seele, sich von üblen Gemütseindrücken frei zu machen, zurückgeführt. Hiegegen wendet sich Haller in seiner Erörterung des Mechanismus der Affekte; Schiller reduzirt den bildenden Einfluß der Seele auf das der populären Vorstellung entsprechende Maß.

Noch wird die Frage gestreift, ob eine Physiognomik einzelner organischer Teile, z. B. der Nase, der Augen, des Mundes, der Farbe der Haare u. s. w. möglich sei. Schiller will sie nicht geradezu verwerfen, meint aber spöttisch: „sie dörfte wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände schwärmen sollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft, und mütterlich beschenkt hat, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eines werde.“

Der letzte Unterabschnitt beschäftigt sich mit dem Nachlaß der thierischen Natur als einer abermaligen Quelle der Vollkommenheit. Es wird ausgeführt, daß nach den Gesetzen der Ideenverbindung eine jede Empfindung, indem sie gleichartige erwecke und ergreife, ins Unendliche wachse. Zugleich lehre die Pathologie, daß jede Nervenbewegung durch sich selbst wachse. Bei der Verbindung beider steigere überdies jedes dieser Momente wiederum das andere. Demnach ziele jede Schmerzempfindung auf die Destruktion der Maschine, auf den Tod des Subjekts ab; aber auch die höchste Aktivität, höchste augenblick-

liche Vollkommenheit in Folge der Erregung durch angenehmen Affekt sei Exzeß der Gesundheit und hebe „diejenige gute Beschaffenheit der natürlichen Aktionen, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher ligt", auf. Darum sei der Nachlaß der thierischen Natur, wie er in der Abspannung, der Erschlaffung, dem Schlaf sich geltend mache, notwendig; dieser Zustand lasse den empörten Lebensgeistern Zeit, sich auszugleichen, den Organen, sich zu erholen; so werde neue Harmonie und neue Kraft gewonnen. Dennoch sei bei der Gründung unserer physischen Natur die Einrichtung getroffen, daß die Konsumtion der Kräfte ungeachtet der steten Kompensationen das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche und also der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keime sich entwickele. So werde der ursprüngliche Zusammenhang getrennt; die Materie, in ihre letzten Elemente wieder aufgelöst, wandere „in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur ... Die Seele fähret fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können, aber weiß man dann, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen izo manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser". Der nämliche Gegenstand und eine ähnliche Betrachtung ist es, welche den letzten Band der Hallerschen Physiologie schließt.

Eine bedeutsame Rolle spielt in der Abhandlung Schillers die Bezugnahme auf dichterische Aussprüche und Charaktere. Damit gewinnt die Darstellung an Wärme und Farbe; aber zumeist nicht um des Schmuckes, sondern um der Argumentation willen sind solche Hinweise eingefügt. Schiller schöpft aus den Werken der Dichter als aus der besten und reichlichsten Quelle, welche dem psychologischen Studium zufließt; da doch die Gabe des Dichters, wie keines Andern, es ist, dem Menschen in die Seele zu schauen. Und es ist völlig bezeichnend für die Einheitlichkeit seines geistigen Lebens, es ist nicht bloß das Spiel eines geistreichen, hinter den Zeilen dieser Schrift so manchmal hervor-

blitzenden Uebermuts, daß Schiller seine eigenen „Räuber“ als Beweismaterial heranzieht; denn die in seinem Schauspiel niedergelegte Psychologie war die konzentrirte Summe seiner Seelenkenntniß, und Besseres, wahrer Empfundenes konnte er der wissenschaftlichen Abhandlung nicht mitgeben. Mit sich selbst in Uebereinstimmung und ganz gewiß in einer allerbesten Laune fühlte er sich, als er sein gegen alle Vorschriften der Akademie zur Welt gekommenes Geschöpf den Professoren vorstellte, und zwar unter Mitgabe einer englischen Visitenkarte; er zitirt seine „Räuber“ als „Life of Moor. Tragedy by Krake“. Die Zensoren merkten den Teufelsfuß nicht, und indem sie die Verantwortung für die Existenz des englischen Werkes dem Verfasser der Dissertation überließen, schlüpfte das Zitat hindurch. Es ist eine Stelle aus der ersten Szene des fünften Aktes, aus dem Gespräch zwischen Franz Moor und Daniel, welche in §. 15 verwertet wird, um die Gewissensangst in ihren Wirkungen auf die physische Natur des Menschen zu schildern. Etwas versteckter ist die Anspielung auf Spiegelberg. „Ein durch Wollüste ruinirter Mensch“, bemerkt Schiller in §. 19 — „wird leichter zu Extremis gebracht als der, der seinen Körper gesund erhält. Diß eben ist ein abscheulicher Kunstgrif derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß die Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: ‚Man muß Leib und Seele verderben.‘“ Hiemit vergleiche man die dritte Szene des zweiten Aktes der „Räuber“, das Gespräch zwischen Razmann und Spiegelberg; dort erzählt Spiegelberg von den „Kunstgriffen“, mit denen man Kameraden fängt: „Du gehst weiter, du führst ihn in Spiel-Kompagnien und bey liederlichen Menschern ein, verwickelst ihn in Schlägereyen, und schelmische Streiche, bis er an Saft und Kraft und Geld und gutem Gewissen, und gutem Namen bankrut wird, denn incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst.“

Indem wir die Zitate der Dissertation überblicken, zieht nahezu die ganze Reihe der Dichter, welche auf den jugendlichen Schiller entscheidenden Einfluß übten, an uns vorüber. Shakespeare wird an mehreren Stellen zitirt. Bei der Erwähnung

der Indignation, des schleichenden Zornes, der an den Grundfesten des Körpers nage (§. 15), erinnert Schiller an die Aeußerung Julius Cäsars: „Der Kaßius dort hat ein hageres hungriges Gesicht; er denkt zu viel, dergleichen Leute sind gefährlich.“ Der gleiche Paragraph nennt Richard III. und Lady Macbeth, die „phrenitische Delirantin“. §. 19 nimmt Bezug auf den Tod Winchesters in der Tragödie Heinrich VI.; in §. 26 werden aus dem zweiten Akte des Macbeth Shakespeares Worte über den Schlaf zitirt. Von Goethe ist Götz von Berlichingen in Anspruch genommen: Bruder Martin schildert in §. 19 die Wirkungen des Weines. §. 26 hat ein Zitat aus dem vierten Gesang des Klopstockschen Messias [1]. Haller erscheint wiederholt. Zuerst in §. 5; hier ist der Ausdruck „das unseelige Mittelding von Vieh und Engel“ den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ entlehnt; Hallers Verse lauten:

„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.“

Aus Hallers Gedicht „Von der Ewigkeit“ stammen die in §. 10 zitirten, die Kindheitsstufe schildernden Verse:

„Sein Denken reicht nur noch bis zum Empfinden,
Sein ganzes Kenntniß ist Schmerz, Hunger und die Binden [2].“

Eine Stelle aus Gerstenbergs Ugolino dient in §. 5 als Beleg für die Heftigkeit, mit welcher „die thierische Fühlung auf den Geist wirkt“; aus Addisons Cato in §. 20 eine Reihe von Versen für die Schilderung der Unverletzlichkeit und Unvergänglichkeit der Seele. Auch die Lektüre der Bibel macht sich geltend; die Stelle in §. 26: „Der Taglöhner hört die Stimme seines Drängers nicht mehr“ bringt die Worte Hiobs wieder: „Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen, und hören

---

[1]) Bemerkt von R. Boxberger, Grotesche Schillerausgabe, Bd. VII.

[2]) Ueber Hallers dichterischen Einfluß auf Schiller vgl. Adolf Frey, Albrecht von Haller, Leipzig 1879; über die Parallelstellen insbesondere die fleißige Abhandlung R. Boxbergers „Schiller und Haller“, Erfurt 1869.

nicht die Stimme des Drängers[1])." Von Poeten des klassischen Altertums begegnen uns in §. 11 Ovid und Virgil; doch ist die Anwendung ihrer Verse eine rein verzierende.

Die Urteile der Lehrer mögen nunmehr ihre Stelle finden. Das von den Medizinern gemeinsam abgegebene Gutachten lautet nach seinem vollständigen Texte[2]): „In unterthänigster Befolgung des Herzoglichen Gnädigsten Befehls haben wir des Eleven Schillers Versuch „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" genau durchgegangen, und darbey besonders auf diejenige Stellen gesehen, welche sowohl physiologischen als psychologischen Inhalts sind.

Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schwehres Thema mit vielem Genie behandelt, und nicht allein guthe Schriftsteller schicklich benuzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat. Jedoch fanden wir einiges, worüber wir mit dem Autor nicht gleicher Meinung seyn können.

Gleich Anfangs (§. 1) eiffert er über die Partheylichkeit der Philosophen, wovon die mehreste den Körper als den Kerker des Geists vorstellen, andre hingegen alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammeln. In der Folge aber ist der Autor selbsten nicht unpartheyisch genug, und zuviel wider die erstere Meinung eingenommen.

§. 9 dünckt uns dieser Saz zu allgemein: „Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistiger Schmerz jederzeit thierische Unlust zur Begleiterin." — Was der Verfasser §. 10 versichert, können wir ihm nicht so ganz glauben. Er sagt: „Also ist wenigstens die Möglichkeit anschauend deutlich, wie die Geschäffte des thierischen Lebens mit der Seele zusammenhängen". — §. 11. „Der Zustand der grösten Seelen-Lust ist zugleich der Zustand der grösten körperlichen Gesundheit." Dieses läßt sich gewiß nicht allgemein sagen. Wer offt mit Kranken um-

---

[1]) Hiob 3, 18. Bemerkt von R. Boxberger, Grotesche Schillerausgabe, Bd. VII.

[2]) Veröffentlicht aus den Akten der Militärakademie im Morgenblatt 1847, Nr. 72. H. Wagner II, S. 280—281 und nach ihm Goedeke in der histor. krit. Ausgabe geben einen um wesentliche Teile verkürzten Text.

geht, wird finden, daß nicht selten die Seele des Menschen, in den traurigen Augenblicken, wann sich der Körper seiner Auflösung nähert, unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die seelige Ewigkeit empfindet. Der große Haller wußte dieses Wonne-Gefühl des sterbenden Christen als einen starcken Beweis vor die Unsterblichkeit der Seele zu benuzen. — §. 14. VIII. „Die erhöhteste Gesundheit des Körpers beschleunigt seine Auflösung so sehr als die hefftigste Kranckheit.“ Dieses ist offenbar zu viel gesagt; dann obschon die vollkommenste Gesundheit großen Gefahren ausgesezt ist, so muß man doch bekennen, daß zum Exempel der Brand die Auflösung des Körpers ungleich schneller beschleunigt als der vollkommenste Zustand seiner festen und flüssigen Theile.

Uebrigens können wir nicht unterlassen, auch noch anzumerken, daß der Verfasser sich manchmal zu viel von seiner Einbildungskrafft fortreißen läßt. Daher jene poetische Ausdrücke, welche so offt den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen. Wir wollen zum Beyspiel nur einige dergleichen Stellen anführen: §. 5. „Tönender Wohlklang auf die grosse Laute der Natur.“ — §. 7. „Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang u. s. w.“ — „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürckenden Merkur.“ — Und am Ende des nehmlichen Paragraphen: „So hat uns die Pest einen Sydenham gebohren.“

Bei allem diesem dünkt uns, daß, wann die nöthige Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrifft des Drucks würdig seye.

Solches nun wollten wir hiermit in tiefster Unterthänigkeit bezeugen.“

Inwieweit die gemachten Ausstellungen im Sachlichen berechtigt waren, läßt sich nicht mehr völlig übersehen. Denn nicht der ursprüngliche handschriftliche Text der Dissertation, sondern der für den Druck überarbeitete liegt uns vor; und daß Schiller an jenem Abänderungen vorgenommen hat, erkennt man aus dem Nichtübereinstimmen der Paragraphenziffern des Gutachtens mit denen

des Druckes. Dennoch wird man gegenüber manchem Einwurf sagen dürfen, daß er auf Wortklauberei oder auf Mangel an Verständniß beruhe. So ist der Tadel gegen den Satz des §. 9 — §. 12 des Druckes — schwerlich begründet; denn Schiller formulirt ein „Gesetz", eine Definition, und eine solche ist immer generalisirender Natur; den „Ausnahmen", welche der Druck in §. 16 bringt, wird wohl auch der ursprüngliche Text eine Stelle eingeräumt haben. Das Argument gegen §. 11—13 des Druckes paßt nicht zum Gedankengang Schillers. Richtig ist der Einwand gegen §. 14, VIII. Schiller denkt, wie aus §. 25 des gedruckten Textes hervorgeht, an die höchsten Grade stürmisch-freudiger Bewegung.

Was aber die Sprache Schillers betrifft, so fällt ohne Zweifel jeder Vorwurf auf die Tadler zurück. Der Ausdruck „tönender Wohlklang auf die grosse Laute der Natur" („tönender Goldklang auf die Laute der Natur" in §. 9 des Druckes) ist nichts weniger als eine Unterbrechung philosophischer Diktion; er ist vielmehr eine stilistische Schönheit, denn er ist wohlvorbereitet durch den Zusammenhang, er ist das letzte, gesteigerte Glied einer Reihe von Bestimmungen, und ein kühneres Bild ist hier völlig am Platze, da das überraschende Eintreten eines neuen Momentes geschildert werden soll. Steifleinene Fachgelehrsamkeit wittert überall „poetische Ausdrücke", wenn ihr eigenes bettelhaftes Stilvermögen der reicheren Durchempfindung eines Begriffes nicht zu folgen vermag. Verwunderlicher noch ist es, daß die Zensoren an der Stelle „der leblose Gyps scheint zu erwarmen u. s. w." Anstoß nahmen; sie mußte im Druck ganz wegfallen. Auch das Andere „Dann grub er aus dem Bauch der Gebürge den allwürckenden Merkur" und „So hat uns die Pest einen Sydenham geboren" beanstandete nur ein kleinlicher Sinn. Daß „Merkur" für Quecksilber gesetzt wird, liegt doch innerhalb des medizinischen Sprachgebrauchs. Befriedigt und erfreut wird man, nicht befremdet, wenn man die ganze Stelle, um welche hier es sich handelt, überliest; sie ist eine der glänzendsten und reichsten der Dissertation: „Izt nehmen die Künste einen kühneren ungehinderten Schwung, izt gewinnen die Wissen-

schaften ein reines geläutertes Bild, Naturgeschichte und Physik stürzen den Aberglauben, die Geschichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philosophie lacht über die Thorheit der Menschen. Wie aber nun der Luxus in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menschen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet, und die Atmosphäre verpestet, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtigwirkenden Merkur, und preßt den kostbaren Saft aus dem orientalischen Mohn. Die verhohlensten Winkel der Natur werden durchsucht, die Scheidekunst zertrümmert die Producte in ihre lezte Elemente, und schaft sich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeschichte, der mikroskopische Blik eines Schwammerdams ertappt die Natur bei ihren geheimsten Prozessen. Der Mensch geht noch weiter. Noth und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Messer — und hat das gröste Meisterstük der Natur, den Menschen entdekt. So mußte das schlimmste das gröste erreichen helfen, so mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γνωθι σεαυτον. Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame wie der Krieg Generale gebar, und der einreissenden Lustseuche haben wir eine totale Reformation des medicinischen Geschmaks zu verdanken." Wie man sieht, hat Schiller in den beanstandeten Sätzen den Ausdruck um ein Geringes abgedämpft.

Kürzer aber auch bequemer als die medizinischen Lehrer faßte sich Abel. Sein Gutachten lautet: „Die Abhandlung des Eleven Schiller hat manche gute Stellen, aber zugleich auch viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Säze; doch scheint sie mir nach vorgenommenen Veränderungen in jenen Säzen des Drucks nicht unfähig."

In der Offizin von Christoph Friedrich Cotta zu Stuttgart wurde die Dissertation, die erste Schrift Schillers, gedruckt. Sie umfaßt einschließlich der Widmung 52 Seiten in Quart und trägt den Titel: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht,

während der öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie". Im Jahre 1790 wünschte sie Schiller zugleich mit der „andern medicinischen Dissertation, die noch nicht gedruckt worden ist", aus den Händen seines Vaters zu erhalten; er brauche diese Dinge als Belege zur Geschichte seines Geistes [1]). Der alte Schiller bezieht sich in seiner Antwort nur auf die „lateinisch und deutsche philosophische Pathologie", also die Dissertation vom Jahr 1779. Das „noch nicht" der Anfrage könnte vermuten lassen, daß Schiller damals an einen Druck der „Philosophie der Physiologie" dachte; doch enthält die im Jahre 1802 von ihm veranstaltete Sammlung „Kleinere prosaische Schriften" keine der beiden Dissertationen. Der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" erschien zu Wien 1811 in „neuer, unveränderter" Ausgabe; Fr. Nasses „Zeitschrift für psychische Aerzte", Leipzig 1820, Heft 2, und die „Neue Berliner Monatsschrift", Berlin 1821, Heft 12, wiederholten den Abdruck, erstere auf Veranlassung des Geh. Medizinalrates M. Romberg. Die Cottasche Gesammtausgabe der Werke Schillers enthält die Schrift seit 1838.

Ich füge für die Werthschätzung der Schillerschen Dissertationen nur noch wenige Bemerkungen bei. Indem ich ihren Inhalt in seinen wesentlichen Punkten wiederzugeben und Einzelnes in ein helleres Licht zu rücken meinte, sollte der Leser mit dem Gedankenleben Schillers, welches abseits von seinen dichterischen Stimmungen und doch nicht ganz ohne Beziehung auf sie sich entwickelt hatte, vertraut werden. Meine biographischen Vorgänger haben zumeist auf gut Glück ein paar Sätze herausgegriffen; von den Schriften aber, welche Schillers historische und philosophische Arbeiten zum besonderen Gegenstand nehmen, weiß zwar die reichste und geistvollste, das große Werk Karl Tomascheks [2]),

---

[1]) Siehe Schillers Brief vom 4. Febr. und die Antwort seines Vaters vom 6. März 1790.

[2]) Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Wien, 1862.

den Wert der Dissertationen bestens zu schätzen; sie beschränkt sich indessen darauf, dieselben auf ihre „allgemeinsten Beziehungen zur philosophischen Entwicklung Schillers" zu prüfen. Eine erschöpfende Behandlung beabsichtigt auch Friedrich Ueberweg [1]) nicht, der freilich den philosophischen Inhalt der Jugendwerke weit mehr in sein Detail verfolgt.

Zurückweisen muß ich die Auffassungen Karl Twestens [2]). Es ist allerlei ungereimtes Zeug, was er über die Dissertationen Schillers zu Tag bringt. Zunächst liest man von „Geringfügigkeit" der Kenntnisse und des Eifers, durch welche Schiller den schlechten Erfolg der „Philosophie der Physiologie" verschuldet habe. Das ist nicht richtig. Consbruch, Klein und Reuß äußerten, wie wir sahen, das Gegenteil, wenn sie auch den Druck widerrieten. Für den „Eifer" des Zöglings ist ihr Urteil entscheidend, unter ihren Augen lebte er Tag für Tag. Und das Maß der Kenntnisse, welches von ihm zu verlangen war, kannten zu allernächst wieder sie, in deren Unterricht er stand, am besten. Aber auch wenn man einen modernen Maßstab anlegt: das physiologische Wissen Schillers, wie es in der Abhandlung vorliegt, ist reich genug; man muß das Fragment eben lesen. Dieser Mühe scheint Twesten sich überhoben zu haben. Den Inhalt der Dissertation de differentia febrium kannte er nicht; sie war damals noch nirgends veröffentlicht. Aber die „Philosophie der Physiologie" war in Hoffmeisters Nachlese bereits im Jahre 1841 zu finden. Twestens absprechendes Urteil wiederholt sich gegenüber der Dissertation „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; der medizinische Inhalt beschränkt sich nach ihm auf die Nennung einiger Namen, auf ein paar Redensarten; „dazu", meint er, „brauchte man nicht Physiologie studirt zu haben". So wenig Medizinisches und Physiologisches sei in der Schrift, daß „nur eine große Genügsamkeit" sie als ärztliche Probearbeit habe zulassen können.

Man könnte solche Aussprüche, deren Leichtfertigkeit hand-

[1]) Schiller als Historiker und Philosoph. Nach dem Tode Ueberwegs herausgegeben von Moritz Bratsch. Leipzig, 1884.

[2]) Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Berlin, 1863.

greiflich ist, ignoriren, wenn man es mit der Meinung eines Einzelnen zu thun hätte. Aber Twesten findet Parteigänger. So will ich nur über die angebliche Genügsamkeit der ärztlichen Fakultät noch einige Worte verlieren. Diese Behauptung übersieht vor Allem, daß das achtzehnte Jahrhundert die scharfe Trennung der wissenschaftlichen Disziplinen, welche wir Neuere gewohnt sind, nicht kannte. Und am wenigsten wollte die Schule des Herzogs Karl von einseitigem Betrieb einer Fachwissenschaft etwas wissen. Unter diesen Umständen hatte das Thema „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", von einem Mediziner bearbeitet, für Niemanden etwas Auffallendes. Professor Abel kommt in den handschriftlichen Aufzeichnungen, welche ich eingesehen habe, auf die Sache zu sprechen; man entschied sich für eine mehr psychologische Aufgabe, bemerkt er, teils, weil Schiller „in der psychologie wirklich mit großem Eifer studirt hatte" ... teils, „weil er aus diesem Fach eine materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und in so weit auch zu einer Probeschrift für den medicinae studiosus sich eignete." Und nicht anders scheint man außerhalb der Militärakademie gedacht zu haben. Die „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" vom 21. Febr. 1781 brachten in der Form von Inhaltsauszügen eine „Anzeige von 12 Schriften, welche aus der Herzoglichen Militärakademie [zu Stuttgart] geflossen sind, und rühmliche Proben von der Thätigkeit, die in dieser öffentlichen Anstalt herrscht, und von dem Fleisse und der Einsicht der Lehrer sowohl als Zöglinge ablegen"; unter Nr. 12 ist der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, von J. C. F. Schiller, Kandidat der Medizin" aufgeführt.

Letztere Thatsache ist bekannt; übersehen aber scheint bisher zu sein, daß ebendaselbst unter Nr. 11 ein Auszug aus der Dissertation Friedrich Wilhelm von Hovens gegeben ist. Und wie lautet das Thema Hovens, des „Kandidaten der Arzneykunst"? „Versuch über die Wichtigkeit der dunklen Vorstellungen in der Theorie der Empfindungen." Also wieder ein psycholo-

gischer Gegenstand! Der Inhalt dieser Dissertation kann hier nicht erörtert werden; aber soviel ist gewiß, daß sie nicht im Geringsten mehr „Medizinisches und Physiologisches“ enthält als die Dissertation Schillers. Nebenher ist ein anderer Umstand von Interesse. Man stößt bei Hoven auf die Begriffe „thierische Empfindung, geistige Empfindung, Vollkommenheit, Unvollkommenheit“, auf die Sätze: „Diese thierischen Empfindungen stehen mit den geistigen im genauesten Zusammenhange. Bey Vergnügen, so wie bey Schmerz, ist Geist und Körper auf das innigste in einander geschlungen“ u. s. w. Sprache und Gedankenkreis erinnern also unmittelbar an die Abhandlung Schillers; man gewahrt eine durch den Unterricht der Militärakademie vermittelte Ideenmasse, deren Form und Bestand auch für die Beurteilung Schillers zu beachten ist.

Die Philister mögen sich trösten: Schiller wußte, als er die Akademie verließ, von der „Arzneykunst“ soviel wie sein Freund Hoven; und der brachte es doch zum leibhaftigen Obermedizinalrat. Das Merkwürdige ist nur, daß derselbe Jüngling, in dessen Kopf ein die Welt bewegendes Drama gährte, sein Schulpensum so respektabel bewältigte. Interessant durch ihren Gedankenreichtum, oft anziehend durch ihre Diktion, für die philosophische Entwicklung ihres Urhebers bedeutsam, sind Schillers Dissertationen zugleich Zeugnisse für die Willenskraft und die Pflichttreue, mit welcher er das ärztliche Studium ergriffen hat. Freilich darf man ihnen nicht einen Wert beilegen, welcher gleich groß bliebe, wenn man den Namen Schillers von ihnen abtrennt. Auch in dieser Richtung sind Schätzungsfehler gemacht worden. So hat zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Verein der St. Petersburger Aerzte Dr. med. Otto Müller einen Vortrag gehalten [1]), welcher der Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ eine epochemachende Stelle in der Geschichte der Psychiatrie zuweisen möchte. Müller rühmt nicht nur von einzelnen Ausführungen

---

[1]) Abgedruckt in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie“, Band 16, Berlin 1859.

Schillers, daß sie den besten psychiatrischen Schilderungen würdig zur Seite stehen und einen „ebenso denkenden wie fein beobachtenden Arzt erkennen lassen"; sondern er versucht auch, soweit ihm bei reichlichen Zitaten aus der Abhandlung Raum bleibt, nachzuweisen, daß Schiller der Psychiatrie den allein richtigen Weg vorgezeichnet habe, den der „physiologischen und ethnologischen Forschung". Man halte es kaum für möglich, daß schon damals den somatischen Faktoren, welche für die Genesis der Psychosen in Frage kämen, so treffend Rechnung getragen worden sei; die Psychiatrie habe trotz Jacobi und Damerow diese ausschließlich fruchtbringende Methode verlassen und sich von Heinroth in die Irre führen lassen; sie müsse auf den Weg Schillers zurückkehren. Das ist im Einzelnen nicht richtig und im Ganzen unhistorisch gedacht. Das Schiefe der Müllerschen Auffassung liegt zunächst darin, daß die Dissertation Schillers geradezu als eine „psychiatrische" genommen, daß ein untergeordneter Gesichtspunkt zum hauptsächlichen gemacht wird; absichtsvoll und für sich bedeutsam erscheint so, was Schiller nur gelegentlich äußert, was ihm Mittel für seine weiteren Zwecke ist. Gleich Heinroth alle Seelenstörungen von der Sünde abzuleiten, ließ sich Schiller freilich nicht beifallen; aber eine solche Verirrung lag den besseren Köpfen der Zeit überhaupt ferne; der herrschende Rationalismus ließ dergleichen nicht aufkommen. Müller legt ein großes Gewicht auf den Satz, daß der Mensch die innigste Vermischung zweier Substanzen, der Seele und des Körpers, sei; aber diese Ansicht ist nicht Schillers Eigentum; im ersten Kapitel Bonnets z. B. war zu lesen, der Mensch sei aus zwei Substanzen zusammengesetzt, aus einer immateriellen und einer körperlichen, er sei „être mixte", ein gemischtes Wesen. Ferner decken sich, wie Ueberweg ausführt [1]), Schillers und Jacobis Ansichten über das Verhältniß von Körper und Seele nicht; der Irrenarzt Maximilian Jacobi identifizirte Leib und Seele als eine Substanz und unterschied von dieser als eine zweite den Geist; Schiller aber „lehrt nicht Einheit, sondern nur inniges Vereintsein

[1]) Schiller als Historiker und Philosoph, S. 65.

von Seele und Leib als zweien Substanzen", wobei ihm die Ausdrücke Seele und Geist als gleichwertig gelten.

Wir begleiten Schiller zu seiner Entlassung aus der Schule. Die Schlußprüfungen des Jahres 1780 eröffnete der Herzog am 29. November mit einer Ansprache an die Zöglinge. „Alle jugendliche Hize", meinte er, sollten sie weit von sich entfernt halten; daraus folge nur Unzweckmäßiges. Würden sie seinen Mahnungen gehorchen: so „werdet Ihr, liebste Söhne, auf dem Weg der wahren Gerechtigkeit wandeln, ich sage Tugend." Eine längere Rede hielt er zum Beschluß der Prüfungen, am 12. Dezember, vor dem Abendessen der Zöglinge unter Anwesenheit zahlreicher Väter und Mütter. Sie ist charakteristisch für den pädagogischen Jargon, den er sich angewöhnt hatte. Moralische Gemeinplätze von Anfang bis zu Ende; Trivialitäten, aber immer in hochtrabendem Ton; die Auseinandersetzung breit, aber der Gedankengang doch nachlässig geordnet; der Satzbau oft fast skurril. Das Thema: Der Wert der öffentlichen Erziehung, der Wert Seiner Erziehungsmethode; „der zärtliche Vater, die nachgebende Mutter seynd selten Erzieher." Darum Seine Militärakademie. Glückseligkeit, Harmonie, Tugend sind Trumpfworte; man merkt, daß Herzog Karl nicht ohne Frucht so viele durch Abels philosophisches Laboratorium hindurchgegangene Dissertationen gelesen hat. „So viele Erziehende [zu Erziehende], so viele Hauptplans, jedoch im Ganzen nur Ein Hauptplan: Tugend. So viele Erziehende, so viele Unterschiede an Leibesbeschaffenheit, Seelenkräften, an Neigungen, an Endzwecken, doch alle müssen zu Einem Weg geführt werden, Ich sage Tugend." „Alles durch den Weg der Erkenntniß zu Einem Zweck, Ich sage wiederholter, Tugend."

Am 14. Dezember, als dem Stiftungstage, fand die Preiseverteilung statt; das Festprogramm war nahezu dasselbe wie im Jahre zuvor. Diesmal wurden 142 Preismedaillen ausgeteilt. Schiller erhielt keinen Preis; er war auch bei der Ausloosung unter den als preiswürdig Zensirten nirgends in Frage gekommen. Für seine Beteiligung an den Prüfungen des Jahres 1780 liegt nur ein einziges Zeugniß vor, welches seinen Namen nennt;

und zwar in der Schrift Andreas Streichers, der, indem er sich unter dem Buchstaben S. einführt, folgendermaßen erzählt: „Es war im Jahr 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die ... alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden, und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer medicinischen in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichten Haare — die gegen einander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an, und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu seyn, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte [1])."

---

[1]) Streicher in Schillers „Flucht" S. 65—66. Eduard Boas in „Schillers Jugendjahre" I, S. 213 vermutet, Streicher habe sich bezüglich des Gegenstandes der Disputation geirrt; Schiller werde bei Prof. Drücks philosophischer Streitschrift „de Virtutibus Vitiisque ex Seculi ipsorum indole aestimandis" Opponent gewesen sein. Palleske wiederholt diese Vermutung, ebenso Düntzer, der noch den Zusatz macht, für die letzten Prüfungstage sei nur eine lateinische Streitschrift von Prof. Drück vorgelegen. Würde Düntzer die Quellen gesehen haben, so hätte er diese Behauptung nicht machen können. Für die Schlußprüfungen des Jahres 1780 sind zwei ausführliche Original-

Nach der Nationalliste der Militärakademie [1]) maß Schiller damals 6 Fuß 3 Zoll. Mit dieser Körperlänge überragte er die meisten der Zöglinge, und es mag richtig sein, daß er, wie

---

berichte vorhanden: 1) „Beschreibung des Zehenden Jahrs-Tags der Herzoglich Wirtembergischen Militär-Akademie. Stuttgard, den 14. Dezember 1780, bei Christoph Friedrich Cotta". Sie hat in Quart 112 Seiten und ist nach Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" 1781, S. 205 aus der Feder des Hofrats und Prof. der Kameralwissenschaft an der Militärakademie Jak. Friedr. Autenrieth. 2) Die Nachrichten über die Schlußprüfungen des Jahres 1780 in Haugs „Schwäbischem Magazin", 1780, S. 745—754. Außerdem hat H. Wagner in der Gesch. d. H. Carlssch. I, 634—635 aus archivalischen Urkunden die Themata der Streitschriften des Jahres 1780, jedoch ungenau und unvollständig, zusammengestellt. So eingehend die Beschreibung des Zehenden Jahres-Tags gehalten ist, sind doch die Namen der Respondenten und Opponenten, soweit es Zöglinge sind, nicht genannt; und auch Haugs Magazin, das z. B. für das Jahr 1779 die Respondenten und Opponenten überall mit Namen aufführt, begnügt sich für das Jahr 1780 allgemeinhin zu bemerken, daß zumeist Eleven der Militärakademie die Stelle der Opponenten und Respondenten vertraten. Für Schiller ergibt sich aus dem Mangel einer Erwähnung der Dissertation über die Fieber wie der philosophisch-medizinischen Dissertation nur das Eine mit Gewißheit, daß er weder diese noch jene öffentlich zu verteidigen hatte. Eine medizinische Dissertation wurde im Jahre 1780 überhaupt nicht auf den Katheder gebracht, abgesehen von einer Probeschrift Köstlins über die Sauerbronnen. Bei Schillers Teilnahme an den Vorträgen Prof. Drücks über Virgil ist es nun allerdings nicht unmöglich, daß er unter den Respondenten war, mit welchen Prof. Drück seine lateinisch geschriebene Streitschrift gegen die Einwürfe der Professoren Nast und Schwab verteidigte (Vgl. „Beschreibung des Zehnden Jahrs-Tags"). Andrerseits wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß Schiller, der vor der Entlassung stehende Kandidat der Medizin, in den medizinischen Gegenständen geprüft wurde. Solche Prüfungen fanden nämlich statt, und zwar examinirte Leibmedikus Elwert am 9. Dez. aus der Anatomie und Nachmittags Consbruch aus der Geschichte der Arzneywissenschaft; Physiologie prüfte am Nachmittag des 12. Dez. Consbruch. Ob hiebei die lateinische Sprache gebraucht wurde, ist nicht überliefert; 1779 aber war dies der Fall. Drücks Streitschrift über Virgil kam nicht in den letzten Tagen, sondern am ersten Prüfungstage, Nachmittags, zur Disputation. Bei dieser Lage der Dinge scheint mir doch kein zureichender Grund vorhanden zu sein, den Zeugen Streicher des Irrtums zu bezichtigen. Ich möchte eher glauben, daß Streicher zugegen war, als Consbruch mit den Kandidaten der Medizin über physiologische Thesen verhandelte. Palleske meint, Streicher

Hoffmeister-Viehoff beisetzt, später in Weimar als der größte Mann der Stadt galt. Doch sollte man nicht übersehen, daß die Nationalliste nach würtembergischem Maß rechnet; der würtembergische Fuß ist kleiner als der Rheinische, auch als der Bairische und der Pariser; 6 Fuß, 3 Zoll würtembergisch sind 1,79 Meter oder 5 Fuß 8 Zoll rheinischen Maßes. Man wird freilich annehmen müssen, daß Schiller nach dem einundzwanzigsten Jahre noch gewachsen ist. Scharffenstein [2]) bezeichnet Schillers Statur als „lang und gerade"; „seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen . . . und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wange blaß, eher eingefallen, als voll und ziemlich mit Sommerflecken besät; die Augenlieder waren meistens inflammirt [entzündet?] . . . Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte."

„Eher geistermäßig als männlich" ist ein ungefüger Gegensatz; Scharffenstein scheint sagen zu wollen, das Gesicht habe etwas Befremdendes, Dämonisches, Geheimnißvolles gehabt. Auch im Uebrigen hat die Schilderung Scharffensteins, welche ich nur abgekürzt gebe, manche täppische Ingredienzien. Es ist ein Unstern, daß wir für die Jugend Schillers zumeist auf die Berichte des einfältigen Petersen und auf Scharffenstein angewiesen sind,

---

werde nicht genügend lateinisch verstanden haben. Aber als geborener Stuttgarter kannte Streicher die Personen der Professoren doch wohl dem Ansehen nach und wußte, ob er einen Mediziner vor sich habe.

[1]) Bei Schwab, Urkunden S. 45 und in v. Kellers „Beiträgen zur Schillerlitteratur", Nr. 22.

[2]) Morgenblatt 1837, Nr. 58. Vgl. Nr. 56.

welcher mit der deutschen Sprache ein Radbrechen treibt und sie mit seinem Mömpelgarter Französisch unleidlich verquickt. Die Schilderungen beider sind alte Inventarstücke der Schillerbiographie; man muß sie mitschleppen und braucht sie da und dort; aber ihre sämmtliche Absurditäten zu wiederholen, halte ich mich nicht für verpflichtet. Nur einen Punkt will ich noch herausgreifen. Langarmig und „lang gespalten" nennt Scharffenstein seinen Jugendfreund. Das Wahre ist, daß Schillers große, hagere Gestalt ebenmäßig gebaut war; die Extremitäten standen zum übrigen Körper in gutem Verhältniß. Er hatte nicht die Kurzbeinigkeit, welche man in Süddeutschland so häufig sieht. Man frage doch die Künstler: sie wissen, das richtige Verhältniß besteht darin, daß die unteren Extremitäten die halbe Länge des ganzen Körpers haben. Schlechtgewohnten Augen erscheint dies als „lang"; aber es ist das Symmetrische. Ein Stück Ungelenkigkeit wird man für Schiller dabei zugeben dürfen; das ist deutsche Jünglingsart, und ein großer Gliederbau scheint mehr Zeit zu gebrauchen, bis er den Bewegungen des Körpers sich adaptirt, als ein kleiner. „Etwas Steifes" findet Scharffenstein in Schillers Gestalt; „etwas von militärischer Haltung", was ihm aus der Akademie geblieben sei, verbessert Karoline von Wolzogen [1]). Man vergleiche für die späteren Lebensjahre die prächtige Stelle bei Eckermann: Riemer sagt von Schiller: „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz; nur die Augen waren sanft." „Ja," erwiderte Goethe, „alles Uebrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft."

Was Scharffenstein von der Bildung der Lippen sagt, wird durch Karoline von Wolzogen bestätigt: „Die Unterlippe," bemerkt sie, „stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner Empfindung." Uebereinstimmend spricht jener von einem „sehr langen", diese von einem „schlanken, etwas starken Halse". Darin liegt ein Charakteristikum für Schiller. „Sein langer Gänsehals .... sein ... überhangendes buschichtes Augenbraun" — sagt Franz Moor vor dem Portrait seines Bruders; das ist nicht

---

[1]) Schillers Leben, S. 372—373 der 5. Aufl.

ohne Beziehung auf Schillers eigene Persönlichkeit. Im Uebrigen möge die Schilderung Karolinens uns das Bild des Dichters bis auf wenige Punkte ergänzen: „Die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal; und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös .... Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den ... ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien derselbe, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz .... Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht."

Die Sommersprossen der Jugend verloren sich in den späteren Jahren. Das Haar Schillers, welches Scharffenstein „buschig" nennt, ist in der Folge weicher geworden; „lang und fein" heißt es bei Karoline von Wolzogen. Es war gelockt und von Farbe rot, wie die Reliquien zeigen; nicht ein Blond, sondern ein Goldrot, intensives Fuchsrot; das schimmernde Haar also der alten Germanen, sehr verschieden vom schreienden, harten Braunrot der Juden.

Schiller war kurzsichtig [1]). Die Farbe seiner Augen war blau. Wohl erschien diese Farbe nicht sehr bestimmt, so daß sie Karoline als „unentschieden, zwischen blau und lichtbraun" bezeichnen konnte. Aber die Familientradition hat an der blauen Farbe festgehalten, und das von Frau Simanowiz gemalte, treue Portrait des Dichters ist damit in Uebereinstimmung. Ein von andrer Seite nicht publizirtes Zeugniß liegt mir vor, ein Brief, welchen Schillers Tochter, Emilie von Gleichen, am 4. Mai 1860 an den Ingenieurgeographen Peter Löhle zu München schrieb, als ihr dieser die Kopie eines von Höflinger zu Ludwigsburg 1781 gemalten Schillerportraits eingesandt hatte. Die bezüg-

---

[1]) Vgl. Schillers Brief an Lotte, bei Fielitz, 3. Ausgabe des Briefwechsels, I, S. 37. Von „kranken Augen" Schillers spricht Streicher S. 67.

liche Stelle lautet: „Diese Copie ist sehr schön gemalt, ein sehr interessantes schönes Bild, macht einen sehr anziehenden Eindruck, hat viel Schillerisches in den Zügen — nur die braunen Augen berühren mich sehr fremdartig, da Schiller entschieden blaue Augen gehabt haben soll. Ich selbst konnte ja leider nie hineinblicken, aber nur eine Stimme ist es von Allen, die ihn gekannt, daß er blaue Augen gehabt ... Schon einmal ist diese Illusion vorgekommen, in einem Oelbild Schillers von Tischbein, welches ich besitze, mit braunen Augen in einem rothen Mantel." Als das in Rede stehende Originalbild im Herbst 1881 von Retouchen und Uebermalungen befreit wurde, kamen blaue Augen zum Vorschein [1]).

Einige Schwierigkeit macht die Bestimmung der Nase. Daß dieser Gesichtsteil Schillers Veränderungen erlitten habe, wird mehrfach berichtet. Bei Karoline von Wolzogen heißt es: „Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sey von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar." Aehnliches erzählten, wie Boas [2]) hinzufügt, nach Schillers „eigenen Worten" Minna Körner und Dannecker; daß nach Danneckers Versicherung Schiller sich die Nase „gezogen" habe, erwähnt bereits Schwab. Eine Notiz Petersens [3]) läßt sie noch im Jahre 1782 „eingedrückt" sein. Jene von Karoline überlieferte Aeußerung sieht nun freilich wie ein Scherz aus, welchen der Dichter sich gerne erlaubte, wenn er wegen seiner Nase beredet wurde; dennoch wird sich um des Zusammentreffens der Zeugnisse willen die Annahme, daß irgend ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liege, kaum ausschließen

[1]) Näheres hierüber in meinem Artikel in der Berliner „Gegenwart" 1882, Nr. 2. Name und Persönlichkeit des Malers sind inzwischen durch Nachforschungen, welche auf Ersuchen der J. G. Cottaschen Buchhandlung Oberbürgermeister Abel zu Ludwigsburg anzustellen die Güte hatte, gesichert worden.

[2]) I, 215.

[3]) Handschriftlich und im Morgenblatt 1809, Nr. 253.

lassen. Zwar „eingedrückt“, also in der Mitte nach einwärts gebogen, war die Nase gewiß niemals; der erhabene Nasenrücken, welcher aus den Bildnissen bekannt ist, muß, als auf knöcherner Grundlage beruhend, ursprünglich vorhanden gewesen sein. Es ist auch unwahrscheinlich, daß eine Veränderung erst nach Schillers 23. Lebensjahre eintrat. Aber Umbildungen der Nasenform kommen während des Wachstums allerdings vor, und daß der jugendliche Schiller mit seinen Bemühungen, die Spitze kühner nach unten zu biegen, dem Bildungstriebe der Natur gewissermaßen zu Hülfe kam, ließe sich doch wohl denken. Eine Kritik der Bildnisse Schillers, welche ich mir für den zweiten Band der Biographie vorbehalte, wird uns auf die Frage zurückführen. Auf alle Fälle ist am männlich-fertigen Schillerkopf die Nase außerordentlich charakteristisch entwickelt und höchst individuell: sehr groß, spitz, schmal; der Rücken in der Mitte der Nase ist hochgewölbt, von da folgt mit ziemlich steilem Abfall eine scharfe Zuspitzung; die Nasenflügel sind scharf ausgeschnitten. Diese Form wird mit vorzüglicher Deutlichkeit vergegenwärtigt durch die ganz im Profil gehaltene Radirung von F. Kirschner, welche im Besitz des Staatsarchivsekretärs von Alberti zu Stuttgart ist, sowie durch das Portrait von Reinhart, welches in den Besitz des Königs Ludwig I. von Baiern gelangte. Die übliche Bezeichnung „Adlernase“ (C-Form) ist, wie Hermann Welcker mit Fug bemerkt, nicht strenge richtig; denn „die Convexität beginnt keineswegs ... an der Wurzel, sondern erst in der Mitte der Nase“ [1]).

Am 15. Dezember 1780 wurde Schiller aus der Militärakademie entlassen und als „Regiments-Doctor“ bei dem in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment v. Augé angestellt [2]). Er hatte die Feldscheruniform zu tragen ohne Degenquaste und stand demnach im Rang unter den Lieutenants. „Regimentsfeldscher“, wie er herkömmlich genannt wird, war nie sein Titel;

[1]) H. Welcker, Schillers Schädel und Todtenmaske. Braunschweig 1883. S. 30. Vgl. S. 76.

[2]) Laut Original der Nationalliste der Militärakademie. Vgl. v. Schloßberger, Archiv. Nachl. S. 32. Demnach ist das Datum bei H. Wagner, auch bei Düntzer (Schillers Leben, Leipzig 1881) zu verbessern.

in einem Schreiben an den Herzog Karl vom 1. September 1782 unterzeichnet er sich als „Regimentsmedicus". Deßgleichen führen ihn die bei Bürkh gedruckten Stuttgarter Adreßbücher auf das Jahr 1781 und 1782 sowie Haugs Schwäbisches Magazin für das Jahr 1780 als „Regiments-Medicus" auf. Das Regiment bestand aus 240 Soldaten, halben Invaliden und untüchtigen Leuten, die man anderwärts nicht mehr gut unterbringen konnte; sie gingen in einer Uniform einher, welche bei ihrer Schadhaftigkeit das Lachen erregte. Lange Zeit sagte in Würtemberg das Sprichwort: „er kommt zu Augé", soviel als: er taugt nichts mehr. Die Gage eines Grenadierlieutenants betrug monatlich 23, die Schillers 18 Gulden Reichswährung.

Das war also magerste Gnade und eine Art Wortbruch von Seiten des Herzogs, wenn man bedenkt, daß dieser den Eltern Schillers, als er ihren Sohn der theologischen Laufbahn entriß, versprochen hatte, ihm einmal eine sehr gute Versorgung zu geben. Ich habe nicht unterlassen zu erzählen, daß Herzog Karl für Schiller da und dort ein gewisses Interesse zeigte; aber der Mangel einer irgendwie ernsteren Teilnahme soll nicht minder konstatirt sein. Es ist Euphemismus, oder besser, es ist Unwahrheit, wenn man sagt, Schiller sei ein Liebling des Herzogs gewesen; für seine Lieblinge, zumal die Söhne des Adels, die v. Normann, v. Mandelslohe u. s. w. sorgte Herzog Karl unverhältnißmäßig besser; sie verließen als Regierungsräte die Militärakademie. Und zum mindesten als Lieutenant trat doch jeder aus der Schule, der das Militärfach ergriffen hatte oder dem Militärstatus eingereiht wurde. Die Benachteiligung Schillers lag aber nicht nur in der untergeordneten Stellung, welche er angewiesen erhielt, und in der niedrigen, ein Auskommen nicht ermöglichenden Gage, sondern auch darin, daß mit dem Posten eines subalternen Militärarztes ein sehr empfindlicher Grad von Abhängigkeit verbunden war. Schillers sämmtliche Kameraden fanden bessere Umstände: Scharffenstein, der 1778 die Militärakademie verließ, war bereits 1777 zum Lieutenant ernannt worden; Petersen trat 1779 als herzoglicher Unterbibliothekar aus; Hoven kam 1780 als Doktor des militärischen

Waisenhauses nach Ludwigsburg, dem Wohnort seiner Eltern. Liesching wurde 1780 Physikus in Gochsheim, Plieninger und Jacobi gingen „als Medici" auf Reisen. Schiller, der unter allen nach Freiheit der durstigste war, sollte ihrer das geringste Maß kosten. Wie bitter enttäuscht seine Eltern waren, merkt man an den Aeußerungen Christophinens [1]).

Der alte Schiller machte einen Versuch, die finanziellen Aussichten des Sohnes zu verbessern. Unter dem 17. Dezember reichte er eine Vorstellung an den Herzog ein, in welcher er dem herkömmlichen Stile gemäß ausspricht, daß er durch die allergnädigste Placirung seines Sohnes zu heißen Thränen des Dankes gerührt worden sei und „ganz trunken vor Freude" sich nach Stuttgart begeben habe, um seinen Sohn durch ungesäumte Anschaffung „zweier anständigen ganzen Kleidungen" in Stand zu setzen; nun habe er zwar nach der Parade erfahren, daß sein Sohn Feldscheruniform tragen solle, werde auch solche sogleich herstellen lassen; da jedoch in der besten väterlichen Absicht ein Aufwand von 120 Gulden für die Kleidungen bereits gemacht sei, so bitte er tief unterthänigst, daß sein Sohn „außer seiner Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande diese Kleidung anziehen" dürfe. Was der Herzog auf die Eingabe erwiderte, waren die Worte: „Sein Sohn soll uniform tragen [2])."

---

[1]) Vgl. ihre „Notizen über meine Familie".

[2]) Die Eingabe publizirt bei v. Schloßberger, Archivalische Nachlese.

Fünftes Kapitel.

Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart. Die Räuber. Die Gedichte der Anthologie. Schillers Flucht.

Der erste Gewinn der errungenen Freiheit wird ein Besuch auf der Solitude gewesen sein, die frohe Einkehr im Hause der Eltern; die jüngste seiner Schwestern, Nanette, hatte Friedrich bisher noch gar nicht gesehen. Aber die Dienstpflicht rief ihn alsbald nach Stuttgart zurück. Auf dem nämlichen Platze, auf welchem sich heute das majestätische Denkmal des Dichters von Thorwaldsen erhebt, wurde der Regimentsmedikus seinen Grenadieren vorgestellt. Inhaber und Chef des Regimentes war der Generalfeldzeugmeister Joh. Abraham David von Augé; Oberst und Commandeur Otto Wilh. Alex. von Rau-Holzhausen; Oberstlieutenant ein Herr v. Scheler; Oberstwachtmeister ein Herr v. Wolff; Auditor der Hauptmann Bregenzer. Noch 16 andere dem Regiment zugehörige Offiziere, zumeist Hauptleute und Lieutenants, nennt das Stuttgarter Adreßbuch auf das Jahr 1781. In ärztlichen Dingen war Schillers Vorgesetzter der herzogliche Leibmedikus Joh. Friedr. Elwert, der Vater von Schillers Mitzögling. Der Regimentsmedikus hatte vorschriftsmäßig jeden Morgen die Kaserne und das Lazaret zu besuchen, sodann zum Rapport auf der Wachtparade sich einzufinden. Die „steife und abgeschmackte" Uniform Schillers schildert Scharffenstein: zu ihrem Bestande gehörten drei vergipste Lockenrollen an jeder Seite des Gesichtes, ein auf dem Kopfwirbel

sitzender kleiner Militärhut, ein langer, dicker Zopf, eine den Hals einzwängende Roßhaarbinde, knappe Hosen und mit Filz unterlegte Gamaschen. Der Rock, „nach altem preußischen Schnitt“ frackartig, war dunkelblau, Hosen und Gamaschen weiß [1]).

Bereits in den ersten Wochen scheint Schiller seine Wohnung gewechselt zu haben; er bezog im Laufe des Januar 1781 ein kleines Zimmer im Erdgeschoß eines Hauses der jetzigen Eberhardstraße, welche damals der „kleine Graben“ hieß und dicht an der Stadtmauer die Südwestgrenze der Stadt bildete; jenseits der Mauer sah man auf die Rebengelände und Obstgärten des Heslacherthals. Das Haus gehörte gleich dem benachbarten dem Professor Balthasar Haug; in dem einen Gebäude wohnte er selbst; im andern hatte er sich ein Auditorium eingerichtet und die übrigen Räume an die Hauptmannswittwe Luise Vischer vermietet, welche wiederum einzelne Zimmer abgab. Hier wohnte Schiller, „eine Zeit lang“ [2]) gemeinschaftlich mit seinem früheren Mitzögling, dem nunmehr zum Lieutenant im v. Gabelenzschen Infanterieregiment beförderten Franz Joseph Kapff. Das Haus ist heute durch einen Neubau ersetzt.

Die Stunde, in welcher Schiller auf der Parade vorgestellt wurde, führte auch die erste Wiederbegegnung mit Scharffenstein herbei. Längst hatte diesen Sehnsucht nach dem alten Kameraden erfaßt; der Gedanke, mit Schiller entzweit zu sein, war ihm unerträglich geworden; „bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen“ [3]) seiner neuen Existenz fühlte er sein Herz verarmt. Ein Brief, welchen der Infanterielieutenant an Schiller gerichtet hatte, war in versöhnlicher Stimmung erwidert worden; doch

---

[1]) Vgl. Streicher, S. 32. Die Uniform der Augéschen Grenadiere findet sich auf den kolorirten Tafeln von Stadlingers Geschichte des würt. Kriegswesens abgebildet: dunkelblauer Rock mit roten Besätzen, weiße Hosen, gelber, spitz zulaufender Tschako; was gegenüber unrichtigen Angaben bemerkt sein möge. Vgl. auch Stadlinger S. 679.

[2]) Conz in der „Zeitung für die elegante Welt“, 1823, Nr. 3. Vgl. Scharffenstein im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

[3]) Scharffenstein ebenda, Nr. 57.

wurde ein Wiedersehen, so lange Schiller noch in der Militärakademie war, nicht möglich. Jetzt, bei der Vorstellung Schillers, zürnte Scharffenstein „dem Dekorum“, das ihn hinderte, „den lang Entbehrten zu umfassen“. Zum neu sich bildenden Freundschaftsbunde gesellte sich auch Karl Ludwig Reichenbach, der Sohn eines Regimentsfeldschers; in der Militärakademie erzogen, war er gleichzeitig mit Petersen zum herzoglichen Unterbibliothekar ernannt worden [1]). Die Reichenbachsche Familie stand zu Schillers elterlichem Haus in freundschaftlichem Verhältniß; insbesondere hatte Ludovike Reichenbach, geboren in Schorndorf und bei ihrem Oheim, dem Leibmedikus Johann Friedrich Reichenbach, erzogen, herzliche Beziehungen zu Christophine Schiller und zur Mutter des Dichters, die sie gern ihren Liebling nannte. Das durch schöne Eigenschaften des Gemütes und durch ein vortreffliches Talent für Malerei ausgezeichnete Mädchen verlobte sich mit dem Artillerielieutenant Simanowiz; wir werden ihr in späteren Jahren noch öfter begegnen.

Der erste äußere Anstoß für Schiller, die Poesie wiederaufzunehmen, scheinen zwei Todesfälle gewesen zu sein. Am 27. Dezember 1780 starb zu Stuttgart Joseph Anton von Wildmeister aus Amberg, Hauptmann im Augéschen Regiment, dem nämlichen Offizierscorps also angehörig wie Schiller und letzterem schon von der Militärakademie her nicht ganz unbekannt, da Wildmeister im Jahre 1774, allerdings nur auf wenige Wochen, als Aufsichtsoffizier an diese Anstalt kommandirt war. Auf sein Ableben bezieht sich ohne Zweifel das „Carmen“ auf „Wiltmeister“, dessen Schiller in dem schon mehrfach erwähnten Briefe an seinen Vater vom 4. Febr. 1790

[1]) Goedeke, histor. krit. Schillerausg. I, 377 nennt irrtümlich 1776 als das Jahr, in welchem Reichenbach aus der Militärakademie entlassen worden sei; die Angabe bei H. Wagner I, 358, welcher Goedeke folgte, ist einer der zahllosen Druckfehler der „Geschichte der H. Carls-Schule“. Siehe dagegen Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 853 und H. Wagner selbst I, 605. Deßgleichen ist bei Goedeke I, 374 unrichtig 1781 als Kapffs Austrittsjahr genannt; Kapff wurde am 15. Dezember 1780 zum Lieutenant befördert. Vgl. Haugs Schwäb. Mag. 1780, S. 754 und H. Wagner II, S. 316.

gedenkt. Aus der Antwort des alten Schiller geht hervor, daß dieser das Gedicht nicht mehr aufzutreiben vermochte, und es ist bis heute verloren geblieben, obgleich es nach Schillers eigenen Worten gedruckt war und die litterarische Forschung sich ausdauernd darum bemühte. Doch hat v. Schloßberger neuestens aus archivalischen Quellen und Stuttgarter Sterberegistern wenigstens Wildmeisters Verwendung in der Militärakademie, das Datum seines Todes und einige andere persönliche Umstände zu ermitteln vermocht, nachdem zuvor Wilh. Vollmer und Wilh. Ludw. Holland die Spur des Adressaten des Gedichtes gefunden hatten [1]).

Das andere Leichencarmen Schillers galt dem Andenken eines Freundes, des Apothekersohns Johann Christian Weckerlin (Weckherlin) aus Stuttgart, welcher zu Ende 1778 aus der Militärakademie ausgetreten war, um das Studium der Medizin mit dem Geschäfte seines Vaters zu vertauschen [2]). Er starb am 16. Januar 1781. Das schmerzliche Ereigniß erschütterte Schiller und erfüllte seine Seele mit Bildern und Vorstellungen von der Nichtigkeit und Jämmerlichkeit menschlichen Schicksals und Lebens; in der „Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckerlins“ sprach er die tiefergreifende Wehklage aus. In einem mächtigen Rhythmenstrom, in einem wahren Sturm der doch harmonisch fließenden Verse ergießt sich die Kraft einer vollen, reichen, liebesfähigen Seele, die Erkenntniß eines Geistes, der nackte Wahrheit zu schauen begehrt, der die feige Zufriedenheit unmündigen Denkens aus ihrer Ruhe aufrüttelt und nur skeptisch mit den überlieferten Trostmitteln sich zu begnügen vermag. Wohl ist da Bitterkeit das vorherrschende Gefühl; aber das entspricht der Grausamkeit der Natur, welche niemals sinnloser erscheint, als wenn sie ihre Geschöpfe in der ersten Blüte niederknickt.

Schon die Eingangsstrophe des Gedichtes trifft mit einem ans Herz gehenden Ton; wer lebte, den dieser Appell nicht rührt:

---

[1]) Näheres hierüber bei v. Schloßberger, Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie. Stuttgart 1884, bei Cotta.

[2]) Ein Stammbuchvers Schillers für Weckerlin aus der Zeit der Militärakademie bei Goedeke, hist. krit. Schillerausg. I, 133.

„Banges Stöhnen, wie vorm nahen Sturme
Hallet her vom öden Trauerhauß,
Todtentöne fallen von des Stiftes Thurme —
Einen Jüngling trägt man hier heraus.
Einen Jüngling — noch nicht reif zur Bahre —
Einen Jüngling — in dem May der Jahre —
Weggepflükt in früher Morgenblüth!
Einen Sohn, das Pralen seiner Mutter,
Unsern theuren, vielgeliebten Bruder —
Auf, was Mensch heißt folge mit!“

Und nun in den nächsten Strophen, welche Gewalt, welche hohe Schönheit, welche die ganze Skala der Empfindungen durcheilende Flut der Sprache! Jetzt ein weiches, zartes Gemälde in Thränen erstickter Hoffnungen, eine süßschmeichelnde, wehmütige Melodie:

„Oft erwärmt die Sonne Deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest Du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest Du nicht mehr;
Liebe wird Dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen Deine Braut wirst Du,
Nie, wenn unsre Tränen stromweis rollten, —
Ewig, ewig, ewig sinkt Dein Auge zu.“

Jetzt resignirende Stimmung und herber Trost:

„Aber wohl Dir! — köstlich ist Dein Schlummer,
Ruhig schläft sichs in dem engen Hauß
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.“

Und jetzt der grelle Schrei des Hohnes über diese Lebewelt und allen ihren Schein und ihre Lüge:

„Ueber Dir mag auch Fortuna gaukeln
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Tronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfüzen drehn;
Wohl Dir, wohl in Deiner schmalen Zelle;
Diesem komischtragischen Gewühl,
Dieser ungestümmen Glükeswelle
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleißigen Gewimmel
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — diesem Bosheitsvollen Himmel
Schloß Dein Auge sich auf ewig zu.“

Eine ungehemmte Offenbarung poetischer Kraft, ein Gesang von Herz zu Herzen ist dieses Gedicht, und der Hauch tiefster Beseelung, welcher es durchdringt, wird auch in den kleineren Eigentümlichkeiten des Baues erkennbar und wirkt in ihnen als künstlerisches Mittel. So ist in der fünften Strophe, im Verse:

„Und die Welt, die Welt war Ihm so süß“

die Wiederholung des Wortes „Welt“ bedeutsam: sie verdoppelt für das Ohr sogleich das Gewicht des Verlustes. Und anderwärts scheinen, dem natürlichen Gange des Gefühles folgend, mit dem Andrang des Schmerzes und Grimmes Worte und Verse durch den Verlauf der Strophe hindurch ungezügelt anzuschwellen, um dann am Ende in den kürzer sich zusammenfassenden Schlußzeilen wie ermüdet auszutönen.

Die „Elegie“ erschien auf Kosten der medizinischen Genossen, als Nachruf der Freunde, im Einzeldruck bei Mäntler in Stuttgart. Das vorgesetzte Motto ist aus Hallers Gedicht über die Ewigkeit. Die oben gegebenen Zitate folgen dem Einzeldruck, als der geschichtlich ersten Fassung; für den Abdruck in der „Anthologie“ nahm Schiller ziemlich eingreifende Veränderungen vor, nicht zum Nachteil des Gedichtes: einige schleppende Partien sind ausgeschieden und der Versbau ist korrekter geworden.

Aber bei den Pharisäern der Stadt erregte die Elegie schweren Anstoß. Voll von Stacheln steckte sie doch bei aller Gefühlsweichheit und das Uebergewicht religiöser Zweifel über tröstlichen Glauben verhüllte sie nur schlecht. Die pietistischen Traktätchenverfertiger Stuttgarts mußten stutzig werden über Ausdrücke wie „des Pöbels Paradiß“, „Gauner durch Apostel Masken schielen“, über die Frage „ob noch jenseits ein Gedanke sey, ob die Tugend übers Grab geleite?“, über die — in der Anthologie beseitigten — Verse:

„O ein Mißklang auf der grossen Laute!
Weltregierer, ich begreif es nicht!
Hier — auf den Er seinen Himmel baute —
Hier im Sarg — barbarisches Gericht!“

So schildert denn Schiller vierzehn Tage nach der Veröffentlichung, am 1. Febr. 1781, in einem Briefe an Hoven die Wirkung des

Gedichtes. Das in mehrerer Hinsicht merkwürdige Schreiben [1]) lautet: „Bester Freund! Denk doch den Tausendsakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden schicktest — gestern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geschrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen — ist der Hunds .... mein Kerl schuld. Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerst habe schicken wollen, durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Aeltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus schickten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den Unsrigen. Ich soll Dir auch von den Aeltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich Fl. 2. 12 kr. denn soviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft) Weil aber alle Mediciner, selbst Dr. Elwert ungefragt dazu gezogen worden sind, so nahm ich um so weniger Anstand in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn sie sind zum Todtlachen; ich spare sie also bis auf Wiedersehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig! Sey so gut und schicke mit dem nächsten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schwestern. Ich bin der Deinige. Schiller."

Der Ton, der in diesem Brief angeschlagen wird, nimmt in Schillers Freundeskreise jetzt überhand. Ein studentisch-

[1]) Mitgeteilt von Hoven, Selbstbiographie, S. 376.

burschikoses Treiben reißt ein, mit starkem Wirtshausbesuch, mit Kartenspiel und Kegelschieben. Die gesunde Frische und der Humor der Jugend mußten sich für die Gefangenschaft der Akademie einmal schadlos halten; und es geschah in brüderlichem Sinn und in sprudelnder Laune. Die Stammkneipe der wilden Gesellen war das Gasthaus Zum Ochsen in der Hauptstätterstraße; hier huldigte man im Sommer dem Kegelspiel, und des Abends vereinigte der Ecktisch am Fenster in der obern Stube, der noch heute gezeigt wird, die Getreuen Schillers zu hochflutendem Gespräch und tollem Gelächter. Eine Rechnung des Ochsenwirts, des ehrsamen Johannes Brodhag, datirt vom 1. August 1782, eine allerliebste Reliquie aus unvergeßlicher Zeit, hat sich erhalten: Herr „Doctor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn“, beginnt sie, „belieben güttigst wie folgt“; worauf in langer Reihe, eines Bogens Seite füllend, verzeichnet ist, was in der Zeit vom 13. Mai bis zum 19. Juli bald der Eine bald der Andere oder auch „beede Herrn“ zusammen, an „Schunken und Brodt“, Salat und Wein zur Erhaltung des Leibes und Geistes verzehrt und nicht bezahlt haben. 1½ Maß Wein ist das Höchste, was sich Schiller erlaubt; in der Regel begnügt er sich mit einer halben oder teilt mit „Herrn Petersinn“ ¾ Maß. Auf Abwechslung der Gerichte wird nahezu verzichtet. Einmal erscheint im Ansatz eine Pfeife für den Herrn Doctor. Die Summe der Schuld beträgt 13 Gulden 39 Kreuzer [1]).

Auch vom Kartenspiel, der Manille, welches im Schillerschen Kreise beliebt war, hat sich, mit Petersens Papieren, ein Zeugniß auf die Nachwelt vererbt, ein Zettel, welchen Schiller

---

[1]) Das Original der Rechnung, Eigentum des freih. v. Cottaschen Archivs, liegt mir vor. Bei Hoffmeister-Viehoff findet sich zuerst die Bemerkung, es gehe aus der Rechnung hervor, daß Schiller auch seinen „Bruder Hoven“ redlich bewirtet habe. Darnach erzählt Eduard Boas bei Erwähnung der Rechnung: „wenn Bruder Hoven einmal aus dem Ludwigsburger Waisenhaus herüber kam, durfte er nicht über schlechte Bewirthung klagen“. Palleske wiederholt diesen Satz Wort für Wort und, wie bei ihm üblich ist, ohne Zitatzeichen. Aber Hoffmeister hatte in der Rechnung den öfter vorkommenden Ausdruck „Beede Herrn“ irrtümlich als „Bruder Hoven“ gelesen, und das Uebrige that man hinzu.

im Wirtshaus zurückließ, als er auf die Kameraden vergebens gewartet hatte. Von der Leber weg sagt ihnen ihr Herr und Meister die Meinung: „Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsacerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.“ Zu Hause aber sah es toll genug aus. Ich greife dem Gange der Dinge um einige Monate voraus, indem ich die Schilderung Scharffensteins hier einfüge. Er erzählt: „Wir waren arm und hatten meistens gemeinschaftlich frugale, aber durch jugendlich gute Laune sehr gewürzte Abendmahlzeiten, die wir selbst bereiten konnten, denn eine Knackwurst und Kartoffelsalat war alles. Der Wein war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schillers Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß seines Magazins überraschen und erfreuen konnte; da war die Welt unser. So blieb es eine gute Weile, doch fing nach und nach das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. Ich erinnere mich, daß einige Reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man befand sich in dem größten, nicht weniger als eleganten Négligé, in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen 2c. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran.“ Zu diesem Gemälde des Hauses gehört unentbehrlich das Bild des Aufwärters, den Schiller unter seinen Grenadieren sich ausgesucht hatte, die „groteske“ Gestalt des Fourierschützen Kronenbitter. „Mein Kerl“ nennt ihn Schiller im Briefe an Hoven. „Kerl“ war ein Lieblingswort des Kreises; mit „Kerl“ und mit „Schlingel“ redet Zumsteeg seinen geliebten Schiller an in einem Briefe, den er am 11. Oktober 1783 nach

Mannheim richtet [1]). Noch echter im Genie- und Kraftstil war „alter Sauhund“; mit diesem Epitheton wird Christian Schubart von Zumsteeg schmeichelnd genannt [2]). Zumsteeg verließ 1781 als Hofmusikus die Militärakademie, Dannecker war als Hofbildhauer ein Jahr zuvor ausgetreten; beide behaupteten unter den nächsten Vertrauten des Regimentsmedikus und Dichters ihre Stelle.

Wohl in der Absicht, sein geringes Einkommen etwas aufzubessern, vielleicht auch um mit dem journalistischen Handwerk bekannt zu werden, übernahm Schiller im Jahre 1781, doch nur auf „kurze Zeit“ [3]), die Redaktion der bei dem Stuttgarter Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, erscheinenden „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen“. Es war ein dürftiges und bedeutungsloses Blatt, und Schillers Anteilnahme war sicherlich nur eine geringe; sein Name bleibt ungenannt, und seine Autorschaft ist nur für ein einziges Produkt bezeugt, die in Nr. 19 vom 6. März veröffentlichte „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten“. Ueber den sonstigen Inhalt der „Nachrichten“ hat Eduard Boas in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ [4]) Aufschluß gegeben, nachdem auf seine Bitte in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart nach der gänzlich vergessenen Zeitung gesucht und ein Exemplar derselben aufgefunden worden war; erwähnenswert an dieser Stelle scheint etwa Folgendes zu sein.

Die Mäntlersche Zeitung brachte vermischte Nachrichten, welche wohl zum größeren Teile aus anderen Blättern zusammengetragen waren, Neuigkeiten aus der politischen und litterarischen Welt, Gemeinnütziges, „Anekdoten“ u. dgl. Unter ihren litterarischen Notizen interessirt am meisten die Meldung von Lessings

---

[1]) Abgedruckt bei Urlichs, Briefe an Schiller. Stuttg. 1877, bei Cotta.

[2]) Brief Zumsteegs an Schiller vom 15. Januar 1784, veröffentlicht von Speidel und Wittmann in den „Bildern aus der Schillerzeit“, Stuttg. 1884.

[3]) Der Freimütige, 1805, Nr. 221.

[4]) Jahrg. 1850, Nr. 30, 127, 128.

Tod; mit der Aufschrift „Empfindlicher Verlust eines großen Gelehrten“ bringt eine Korrespondenz aus „Braunschweig, vom 19. Februar“ die Trauerbotschaft. Lessing wird bezeichnet als „der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit unterstützt wurde, und der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er ihr sich näherte.“ Gerne würde man diese Bemerkung auf Schillers Rechnung setzen, aber schwerlich würde dieser bei der sich anschließenden Aufzählung der Schriften Lessings Nathan den Weisen zu erwähnen vergessen haben. Daß die in der letzten Nummer des Jahrgangs 1781 sich findende Notiz: „In Madrid starb der berühmte Dichter Aanzo Chignez in seinem 121. Jahr — ein lebhaftes Genie kann also auch alt werden“. von Schiller herrühre, hält Boas für glaublich; der Zusatz ist allerdings in des Dichters damaligem Geschmack. Was im Uebrigen von „Gelehrten Sachen“ und litterarischen Persönlichkeiten mitgeteilt wird, ist kaum der Rede wert; diese Rubrik ist ohnehin sparsam vertreten. In politischer Beziehung geben die „Nachrichten“ eine warme Bewunderung für Kaiser Joseph kund; dem Befreier Oesterreichs konnte Schillers Sympathie nicht fehlen. Erzählt wird u. a. die Antwort, welche der Kaiser einer Deputation von Klostergeistlichen gab, welche ihn bewegen wollte, seine Reformen zurückzunehmen. „Ich begreife gar wohl, meine Herren,“ sagte Joseph, „daß Ihnen Veränderungen dieser Art nicht ganz angenehm sein können; weil es aber Länder gibt, in denen man in diesen Stücken weniger genirt ist, so steht es zu [bei] Ihnen, sich da niederzulassen.“ Auch Friedrich der Große genießt die volle Verehrung des Wochenblättchens. Dagegen werden die prahlenden Siegesberichte der Engländer während des amerikanischen Freiheitskriegs in einer Anekdote verspottet.

Die Feder Schillers erscheint am ersten in einigen „Anekdoten“ oder, wie sie besser bezeichnet worden wären, kurzen Erzählungen; insbesondere erinnert eine kleine, in Nr. 41 mitgeteilte Geschichte an den Dichter. Der Gegenstand ist folgender. Ein Graf P** liebt ein Fräulein v. B. aus ganzer Seele; der Tag

der Vermählung ist angesetzt. Aber der bairische Erbfolgekrieg ist ausgebrochen, und das Regiment des Grafen erhält Marschordre. Ohne die Geliebte zu leben, scheint ihm unmöglich, und diese reist in Begleitung von Mutter und Bruder nach dem Kriegsschauplatz, nach Schlesien, ab. Inmitten der glücklichsten Hoffnungen, in der Nähe des zur Zusammenkunft bestimmten Ortes, begegnen dem Reisewagen der Damen Soldaten, welche einen tödtlich verwundeten Offizier tragen: es ist Graf P. Er stirbt unter den Augen seiner in Jammer vergehenden Braut. Die lebhafte, knappgefaßte, vorwärts drängende Art der Erzählung, welche hie und da mit einem gefühlvollen Wort ein Schlaglicht aufsetzt, trägt Schillersche Züge; die Anwendung von Namenschiffern liebte er in solchem Fall, wenn er auf die Wirklichkeit des Ereignisses hindeuten wollte; und daß ein geschichtlicher Vorgang in der That zu Grunde liegt, verrät die Bemerkung, der Bruder des Fräuleins habe dem Erzähler eine Schilderung gemacht.

Ob zwei andere, von Boas hervorgehobene Anekdoten, deren eine den Liebeskummer der Gräfin von Cornwallis erzählt, während die zweite das Entsetzen eines menschlich gesinnten Reisenden schildert, welcher beim Besuch eines adeligen Schlosses ein zur Tortur der Bauern dienendes Burgverließ kennen lernt, Schillers Eigentum sind, mag dahingestellt bleiben. Sehr wohl zu Gesicht steht aber dem Dichter der Räuber und der Elegie auf Weckerlin ein in Nr. 71 zum besten gegebenes Geschichtchen; der Eingang ist freilich schlecht stilisirt, aber die Fassung des Nachsatzes hat Schillers Gepräge. „Welches gemeiniglich die Instructionen sind“ — so beginnt der Artikel — „welche Väter ihren Kinder geben wenn sie hohe Schulen oder fremde Länder besuchen, weiß Jedermann. Nachfolgende also, welche ein englischer Lord seinem Sohn mit auf den Weg nach Oxford gab, mag Manchem sehr parador, und vielleicht mit Recht, scheinen. ‚Zieh hin, junger Wildling, und lerne, was Welt ist! Ein Gelehrter sollst du absolut nicht werden, und wirst du's doch, basta! so falle mein Fluch auf deinen Nacken, denn wisse: solch Zeug ist Zeug! Lern' was Gescheites, das heißt: lerne kriechen und recht klein thun und unwissend scheinen, wie's die Andern meistens

sind, so wirst du Gönner und Freunde finden, und sie werden dich unter den Schatten ihrer Flügel aufnehmen. Sieh, Bursche! Durch solche Künste bin ich schon drei mal Repräsentant meiner Provinz im Parlament geworden, und . . . Adieu!'" Nun folgt der für das spießbürgerliche Blättchen merkwürdig kühne Schlußsatz: „So wird die Sache geschrieben; ob sie wahr ist, wissen wir nicht. Der Mann war wahrscheinlich bei Hof, und so frei die englische Nation auch immerhin sein mag, so hindert dies doch nicht, daß die gewöhnlichen Weltkünste auch in England hier und da Einem Brot verschaffen." In einer harmlosen mutwilligen Laune berichtet Nr. 61 über „eine neue", zu Calverton gestiftete „Religionssekte", nach deren Heiratsgesetzen der Liebhaber ein Mädchen verliert, wenn er bei der unter Beisein eines Geistlichen veranstalteten Auslosung einen weißen Zettel zieht; der kaustische Vortrag, der Hinweis auf Werther und Siegwart, der Spott über die „holzherzenen Einwohner von Calverton" erlauben, an des Dichters Feder zu denken. An den Mediziner Schiller erinnert ein ziemlich derbsatirischer Artikel gegen den Wunderdoktor Cagliostro, sowie eine Notiz über die Verwendung der Elektrizität in der Therapie. Ein bestimmterer Nachweis seiner Autorschaft läßt sich freilich in allen diesen Fällen nicht geben.

Was aber das als Schillers Eigentum sicher bezeugte Gedicht anlangt, so gab den Anlaß zu demselben die Rückkehr des Herzogs Karl von einer zweimonatlichen Reise nach Nordwestdeutschland, und ein solches Ereigniß in Versen zu feiern, war eine Pflicht, über welche die würtembergische Publizistik jener Tage sich kaum hinwegsetzen durfte. „Eine stürmische Verehrung" für den Herzog wird in der Schillerschen Ode außer Eduard Boas nicht leicht Jemand finden; dafür ist der Ton im Ganzen zu matt oder die Phrase zu laut. Auffallend erscheint die Nichterwähnung Franziskas, welche die Reise doch mitgemacht hatte. Im Vergleich mit der Sprache, welche Haug bei ähnlichen Anlässen zu führen pflegte, hat das Lob Schillers etwas Gehaltenes; ja man könnte die wiederholte Anspielung auf die „gesegneten" Völker, von denen Karl zurückkommt, als eine Art versteckter

Mahnung, als die Präsentation eines vom Gepriesenen einzulösenden Wechsels nehmen. Dies gilt insbesondere von der dritten, erst neuerdings bekannt gewordenen Strophe[1]):

„Groß zog Er hin — die Schätze fremder Weisen
Zurückzubringen die der laute Ruf versprach,
Dort zog er hin, wo Menschen glücklich heißen
Und diese Kunst der Gottheit ahmt Er nach."

Und fast ironisch, möchte man sagen, klingt die Schlußzeile:

„Wir haben Ihn — und spotten Eures Golds."

Ueberwiegt so der Eindruck, daß das Gedicht hart an der Grenze eines ernsthaften Panegyrikus sich bewegt, so bleiben doch Ausdrücke, wie die der vorletzten Strophe, der Anruf des Auslands, welches mit neidischen Blicken auf Würtemberg schiele, der Republiken, welche um eines Herrschers wie Karls willen gerne Ketten trügen, unleidlich im Munde Schillers, der jetzt nicht mehr der Militärakademie angehörte. Jene im Texte der „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" fehlende (dritte) Strophe scheint durch den Zensor beanstandet worden zu sein, wofür ein Grund freilich nicht recht ersichtlich ist; wegen einiger „zu starker Ausdrücke", erzählt „Der Freimüthige", sei Schiller mit dem Zensor in scharfen Wortwechsel geraten, und von wiederholten Verdrießlichkeiten, welche Jener als Redakteur gehabt habe, berichten ergänzend Petersens Papiere; einmal habe Schiller, heftig aufgebracht, den Zensor zur Rede gestellt und der Streit habe damit geendet, daß dem Dichter die Thüre gewiesen und ihm gedroht wurde, man werde ihn die Treppe hinunterwerfen, wenn er nicht gehe. Zensor war Joh. Christian Volz, Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart und Pädagogarch der lateinischen Schulen des Herzogtums unter der Steig[2]).

---

[1]) Veröffentlicht von Goedeke, hist. krit. Ausg. I, S. 368.

[2]) Von der furchtsamen Art seiner Zensur geben die Randglossen zu Schillers Elegie auf Weckerlin, mitgeteilt von Goedekes hist. krit. Schillerausgabe I, 368 eine Probe. Näheres über Volz in Haugs Schwäb. Mag. 1766, S. 667 ff.

Doch auf eine größere Angelegenheit, eine der allerbedeutsamsten in Schillers Leben, richtet nunmehr sich unser Blick; denn jetzt endlich, gleich einer überreifen, vom mütterlichen Baume fallenden Frucht, lösen, nach oftmaliger Unterbrechung der Arbeit, nach mannichfacher Umgestaltung, die Räuber von seinem Innern sich ab: während der ersten Monate des Jahres 1781 legt der Dichter die letzte Hand an das Werk und zu Anfang Mai, zur Jubilatemesse 1781, erscheinen „Die Räuber" im Druck.

Vorsichtig abwägend hatte Schiller über die Ausführung des Stückes sich noch einmal Rechenschaft gegeben, und wieder nahm er die Kritik seiner Freunde in Anspruch, um mit seinem eigenen künstlerischen Gewissen vollends ins Reine zu kommen. „Noch immer erinnere ich mich," erzählt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, „eines Spazierganges, den er mit seinem innigsten Freunde, Bibliothekar Petersen, und mir machte, und auf dem die Fehler des Stückes der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinne spürte er selbst allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel seiner Freunde" [1]). Daß Schiller gegen Ausstellungen, welche triftig zu sein schienen, sich nicht starr unempfänglich verhielt, bezeugt auch die Mitteilung im Freimüthigen [2]): „Die Kritik seiner Freunde vermochte so viel über ihn, daß er manche zu grelle und sittenlose Szene in seinen Räubern, die er größtentheils auf dem Krankenzimmer ausarbeitete, wegließ oder milderte. Der Auftritt, da die Räuber mit Karl Moor in's Nonnenstift,

---

[1]) Diese von Hoffmeister-Viehoff (II. Ausg. von Schiller's Leben I, 100) veröffentlichte Notiz ist in den zur Zeit in Eßlingen befindlichen Aufzeichnungen Abels, welche mir zur Verfügung gestellt waren, nicht enthalten; wie es scheint, haben sich die auf Schiller bezüglichen Papiere Abels zerstreut. Vorberger (Ausgabe der Räuber in Kürschners deutscher National-Litteratur, S. X) bemerkt, die Abelschen Originalien seien im Besitze der J. G. Cottaschen Buchhandlung; dies ist wenigstens bezüglich eines Teiles derselben der Fall.

[2]) 1805, Nr. 220.

wo Amalia war, mit Waffengewalt eindringen, und der Geliebte im Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, die Geliebte zum Eigenthum fordert, oder, im Falle der Weigerung, die Kirche auf Einen Wink zum Bordell umzuschaffen droht, war gräßlich." Die Erwähnung des Krankenzimmers und der Zusatz, das Schauspiel sei jedoch erst erschienen, als Schiller Regimentsarzt geworden war, deuten darauf hin, daß es sich hiebei um eine noch in die Zeit der Militärakademie, in das Jahr 1780, fallende Abänderung handelte; es scheint jedoch, daß Schiller unmittelbar vor dem Druck noch einmal das fertige Manuskript an Petersen gab, um ein Urteil über das Ganze zu hören. Wenigstens beziehe ich hieher den Brief Schillers an Petersen, welcher folgendermaßen lautet: „Zur Nachricht. Ich erwarte von dir keine schaale und superficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zergliederung, nach dramatischer Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Carakteren, Dialog, Interesse u. s. w. und ich habe Dir deßwegen auch das Stück communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nuzen könne. Darum hoff ich wirst Du thörichte Schmeicheleyen bei seite sezen. Längstens biß Samstag mußt Du mirs wieder zurükschiken, und da ich weis daß Du wirklich nicht occupirt bist, so hoffe ich das von Dir fordern zu können. Wenn die Recension unter 6 Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen. Aber je größer sie ist, desto begieriger bin ich — und desto vergnügter machst Du mich Deinen herzlichen Freund Schiller." Die neueren Biographen haben, dem Vorgang Boas' folgend, diesen Brief mit der Bühnenbearbeitung der Räuber in Verbindung gebracht, und die Beziehung scheint um so weniger sicher zu sein, da der Brief bald mit dem Datum vom 21. September bald mit dem vom 12. März zum Abdruck gelangte. Aber das im Besitz des Freiherrn v. Cotta befindliche Original liegt mir vor: der Brief ist ohne jedes Datum, und ich ziehe es vor, ihn in das Frühjahr 1781 zu setzen, weil doch wohl irgend ein Hinweis auf die für das Theater vorgenommenen Veränderungen sich in ihm fände, wenn Schiller diesen Entwurf an Petersen geschickt hätte.

Die Herausgabe der „Räuber“ bedeutet im Leben des Dichters den Beginn seines langjährigen Kampfes mit Armut und Not. Kein Verleger in Stuttgart ließ sich bereit finden, den Druck auf seine Kosten zu wagen, geschweige ein Honorar für das Werk zu geben; Schiller mußte nach auswärts seine Hoffnungen richten. Um diese Zeit machte Petersen eine Reise in die rheinischen Gegenden, welche ihn nach Mannheim führte; von dort, wo ein lebendiges Interesse für Theater und Drama erwacht war, schien ein besseres Glück zu winken. Schiller legte dem Freunde ans Herz, bei den Mannheimer Buchhändlern für ihn anzuklopfen, und schrieb ihm bei diesem Anlaß mit flüchtiger Hand die nachstehenden Zeilen [1]): „Liebster Freund — daß Du siehst, wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich dich izt schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Hoven schon, nach allen Künsten des überredenden Franzens, gehört haben wirst. Der erste und wichtigste Grund warum ich die Herausgabe wünsche ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Ducaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollt ich nicht für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusaz 12—14 Bogen enggedrukt geben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen können. Was über 50 Gulden abfällt ist Dein. Du must aber nicht glauben als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wesen ertappen wollte (ich kenne Dich ja) sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst [es] brauchen.

Der zweite Grund ist wie leicht zu begreiffen, das Urtheil der Welt, Dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Rich-

---

[1]) Das Original ist im Besitze des Frhrn. v. Cotta. Ich glaube den ganzen Text um so mehr geben zu sollen, da der Abdruck bei Boas, Schillers Jugendjahre I, 242 nicht völlig treu ist.

ter, dem Publicum preißzugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Auffenthalt im Loche der Prüfung verkürzen und versüßen, und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlicher weise auch wißen, was ich für ein Schiksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht als in einem Fache zu arbeiten. D. h. Ich suche mein Glük und meine Beschäftigung in einem Amt wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nüzen kan, und wenn ich etwas draußen schreibe so ists in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödien u. s. w. würden mir in meinem Plane, Profeßor in der Physiologie und Medicin zu werden hinderlich seyn. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreib mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist! Daß es herauskomme ist nicht zu besorgen, meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es — so ist es immer Zeit daß Du Deiner Brüder einen als Autor davon ausstreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst will ich Dir nicht zumuthen, auch wär es zu schmeichelhaft von meinem Product gedacht — Vergiß auch das Geld vor die Bücher nicht, denn ich und Kapff habens wirklich verflucht nöthig. Betreib es ja. 4—5 Gulden kannst Du doch immer davor kriegen.

P. S. Höre Kerl! wenns reussirt. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder drauf schmeken laßen. Leb recht wol. Schiller."

Ein merkwürdiger Brief! So viel Verlegenheitsraisonnement als Menschenunkenntniß, so viel augenblickliche Selbsttäuschung als unter der Oberfläche pulsirender energischer Wille! Den letzteren spürt man am Schlußwort; das Postskript ist das Beste am Brief; es wirft die künstliche Rechnung über den Haufen. Verwunderlich ist ja nicht die Absicht Schillers, als Mediziner sich eine Existenz zu verschaffen; denn leben muß man, und aufs Verhungern war ein vermögensloser Dichter von damals noch sicherer verwiesen als heute; und daß Schiller hoffte, mit physio-

logischen Schriften Glück zu haben, ist eben so wenig auffallend, da er gerade in jenen Tagen von dieser Seite her der Oeffentlichkeit empfohlen worden war, nicht nur, wie schon erwähnt, in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen" vom 21. Februar, sondern auch in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" vom 19. Februar 1781 [1]). Naiv war nur die Vorstellung, daß ein gelehrtes Amt sich draußen in der Welt für ihn leichter finden werde, wenn er zuvor in Schwaben seinen poetischen Unholden den Laufpaß gegeben hätte. Und gar die Zumutung, der Freund solle einen seiner Brüder für den Autor der Räuber ausgeben! Die Familie Petersen, welche in geistlichen Hofämtern glänzte, hätte sicherlich schleunigst Verwahrung erhoben [2]).

Petersen kehrte unverrichteter Dinge nach Hause. Nun blieb dem Dichter kein anderer Weg, als die Räuber auf eigene Kosten drucken zu lassen und hiefür, „da seine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen" [3]). „Dieses Borgen konnte aber nicht bei dem Darleiher selbst geschehen, sondern es verwendete sich, wie es gewöhnlich geschieht, eine dritte Person

---

[1]) Vgl. den Wiederabdruck des letzteren Artikels bei Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Leipig, 1882. I, 1, S. VII.

[2]) Der Vater, Georg Petersen, von der Insel Alsen stammend, war in seiner Jugend als kgl. dänischer Legationsprediger nach Paris gekommen; von der Herzogin Karoline von Pfalz-Zweibrücken nach Bergzabern berufen, wirkte er daselbst als Hofprediger, erster Stadtpfarrer, Oberkonsistorialrat und Superintendent der sämmtlichen lutherischen Kirchen und Schulen des Herzogtums Zweibrücken. Er starb 1783. Seine Frau, Euphrosine Regine, war die Tochter des Konsistorialrats und Stadtpfarrers von der Lith zu Ansbach. Von den Söhnen hatte Georg Wilhelm am Gymnasium zu Zweibrücken, dann an den Universitäten Tübingen und Göttingen studirt, war Erzieher der Hessen-Darmstädtischen Prinzen geworden und nunmehr seit 1775 Hofdiakonus zu Darmstadt; später wurde er gleichfalls Konsistorialrat. Er gab Predigtsammlungen heraus. Der andere der Söhne widmete sich dem ärztlichen Berufe. Vgl. Strieder, „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte", Kassel 1795, Band X, und Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, III. Sect. 19. Teil.

[3]) Streicher, S. 28. Vgl. Scharffenstein, Morgenblatt 1837, Nr. 57.

dabei, welche die Bezahlung verbürgte" [1]). Die Summe, welche Schiller aufnehmen mußte, betrug gegen 150 Gulden [2]).

Die Geschichte des Druckes bietet manches Dunkel. Wir wissen nicht, mit welcher Offizin Schiller schließlich sein Abkommen traf; ich finde auch kaum irgendwo diese doch nicht nebensächliche Frage verfolgt. Meine Vorgänger begnügten sich, den Ausdruck Scharffensteins, der von „Accord mit einem subalternen Buchdrucker" spricht, zu wiederholen; einen „Winkelbuchdrucker" setzt Vorberger [3]) dafür ein. W. v. Maltzahn in der Vorbemerkung zum zweiten Bande der Hempelschen Schillerausgabe vermutet Augsburg als den Druckort, vorzüglich deßhalb, weil die Vignetten zur ersten Räuberausgabe die Unterschrift Aug. V. (Augustae Vindelicorum) zeigen. Ich bin im 85. Stück der „Gothaischen gelehrten Zeitungen" vom 24. Oktober 1781 auf die „kurze Nachricht" gestoßen: „Das in der letzten Jubilatemesse (ohne Benennung des Verlegers und Druckorts, aber) bei Metzler in Stuttgardt herausgekommene Schauspiel, die Räuber, hat den Hrn. Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgardt zum Verfasser." Datirt ist diese Korrespondenz, oder doch die unmittelbar zuvorstehende, aus Tübingen; sie ist nahezu gleichlautend mit einer Notiz der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" vom 22. Okt. 1781, welche Julius W. Braun [4]) zum Wiederabdruck gebracht hat. Eine Entscheidung wage ich nicht, aber beachtenswerte Zeugnisse liegen hier vor. Interessant genug sind sie schon deßhalb, weil die Zeit des Erscheinens der Räuber, welche bisher immer in den Juli oder August gesetzt wurde, durch sie ohne Zweifel gesichert ist: der Jubilatesonntag des Jahres 1781 fiel auf den 6. Mai. Was den Druckort anlangt, so läge es immerhin aus mehr als einem Grunde am nächsten, an Stuttgart zu denken. Daß die für das Darlehen sich verbürgende „Zwischenperson" in Stuttgart lebte, geht aus der Fassung des Streicherschen Berichtes hervor; man sollte aber auch glauben, Streicher würde, wenn der Dar-

[1]) Streicher S. 106.
[2]) Ebenda.
[3]) Grotesche Ausgabe, I, S. XXXIX.
[4]) Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen, I, 1,8.

leiher selbst, d. h. der Drucker, auswärts gewohnt hätte, diesen Umstand hervorgehoben haben, da hiemit die Notwendigkeit einer Bürgschaft noch besser ins Licht gestellt worden wäre. In Betracht kommt ferner, daß die „Gothaischen gelehrten Zeitungen" in den bis zum Schlusse des Jahres folgenden Nummern einen Widerruf nicht enthalten; und daß Joh. Benedikt Metzler es war, welcher nicht nur das Gedicht Schillers „Der Venuswagen" ohne Nennung von Firma und Druckort veröffentlichte, sondern auch, mit erdichtetem Druckort, die „Anthologie"; als den Verleger der letzteren bekannte er sich erst in der Titelausgabe von 1798. „Subalterner Buchdrucker" paßt freilich nicht auf die ansehnlich alte Metzlersche Firma; man müßte also annehmen, daß Scharffenstein dieses Ausdrucks sich bedient habe, um das Geheimniß zu schützen. Eine mir vorliegende Originalrechnung Metzlers für Schiller, Eigentum des freih. v. Cottaschen Archives, nach welcher Metzler im April 1782 zehn Exemplare der „Räuber. Mannheim" zum Preise von 5 Gulden und im gleichen Monat drei Exemplare der Räuber „alte Edition" zum Preise von 1 Gulden 30 Kreuzer geliefert hat, gibt keine Klärung.

Der Druck erlitt empfindliche Störungen; denn Schiller zog einzelne im Satz bereits fertige Bogen zurück. Er unterdrückte die ursprüngliche Vorrede und ersetzte sie durch eine neue; er verwarf die Fassung des zweiten Bogens (B), er nahm auch im vorletzten und im letzten Bogen (N und O) Kürzungen vor. Hiebei half sich die Druckerei, um allzuvieles Umbrechen zu vermeiden, durch Einschieben von größeren Ausschlußstückchen; die Folge war, daß die Exemplare der ersten Ausgabe einen sehr ungleichmäßigen Druck zeigen, indem eine Anzahl von Seiten weit splendider gesetzt ist als die übrigen, normal 28 Zeilen enthaltenden Seiten. Auch der Satz des zwölften Bogens (M) scheint von einer derartigen, jedoch kleineren, Aenderung betroffen worden zu sein [1]). Streicher gedenkt dieser Vorgänge in der Stelle: „Um zu versuchen, ob er [Schiller] nicht zu einigem Er-

[1]) Vgl. Goedeke in der histor.-krit. Ausgabe II, S. V und Albert Cohn im Archiv für Litteraturgeschichte IX, S. 277 und 278.

satz seiner Auslagen gelangen könne, und um sein Werk auch im Ausland bekannt zu machen, schrieb er, noch ehe der Druck ganz beendet war, an Herrn Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, der durch den vortheilhaftesten Ruf bekannt war, und schickte ihm die fertigen Bogen zu, welche er, mit Bemerkungen begleitet, wieder zurück erhielt. Ob allein die Ansichten des Herrn Schwan den Verfasser aufmerksam machten, oder ob er selbst darüber erschrack, wie grell und widerlich sich Manches dem Auge darstelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Presse schon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue, mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle gesetzt" [1]).

„Von den bereits abgezogenen Bogen hat sich, durch Zufall oder durch Veruntreuung in der Druckerei der eine und andere erhalten" [2]). Die unterdrückte Vorrede existirt dreimal: als Einzelbogen, aus dem Nachlaß Petersens stammend, besitzt sie die J. G. Cottasche Buchhandlung; zugleich ist sie in einem zu Berlin befindlichen Exemplar des ersten Druckes der Räuber enthalten; über ein zweites berichtet Wilhelm Vollmer im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 279, A. 4. Einen Faksimileabdruck hat der Senator Friedrich Culemann zu Hannover herstellen lassen. Den unterdrückten zweiten Bogen enthält ein anderes gleichfalls zu Berlin in Privatbesitz befindliches Exemplar der ersten Ausgabe der Räuber; ihn hat neuestens seinem ganzen Texte nach Albert Cohn in Schnorr von Carolsfelds Archiv für Litteraturgeschichte veröffentlicht [3]). Die übrigen Bogen der ursprünglichen Fassung sind noch nicht zum Vorschein gekommen.

Man hat kein Recht, ein Produkt, welches der Autor selbst zurückzuziehen und durch ein anderes zu ersetzen für gut fand, als vollgültige Nummer in die Litteratur wiedereinzustellen; aber ich muß gestehen, die unterdrückte Vorrede ist mir lieber als die

---

[1]) Schillers Flucht, S. 29. Von Palleske I, S. 188 wörtlich wiederholt, und, wie bei ihm üblich, ohne Zitatzeichen oder Angabe der Quelle.

[2]) Goedeke, histor.-krit. Ausg. II, S. VI des Vorworts.

[3]) IX. Band, S. 277—296. Der frühere Besitzer war Herr v. Maltzahn in Weimar.

zweite, und ich freue mich des glücklichen Zufalls, welcher uns jene erhalten hat. Denn sie ist in den meisten Teilen mit größerer Frische und Schlagkraft des Wortes geschrieben, mit mehr Freiheit und Kühnheit, und sie ist für den Dichter der Räuber und das ungezügelt wilde Genie, das gleich einer Feuergarbe jetzt über Deutschland aufflammte, charakteristischer. Ebendeßhalb behält sie zum mindesten als biographisches Dokument ihren besonderen Wert. In ihr gibt Schiller sich unmittelbar; in der zweiten Vorrede fühlt man eine durch Einsprache von Andern ihm aufgedrängte Zurückhaltung. Daß dabei einzelne Gedanken besser herausgearbeitet sind, soll nicht in Abrede gestellt werden; die Motivirung ist sorgfältiger geworden, aber auch breiter.

„Es mag beym ersten in die Hand nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplaz bekommen wird" — so beginnt die ursprüngliche Vorrede. Man könne eine Geschichte dramatisch behandeln, ohne die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk zu machen, ohne für den theatralischen Geschmack schreiben zu wollen; die dramatische Methode habe an sich vor dem Roman und der Epopöe die größere Lebendigkeit und Wirksamkeit voraus. Hier macht Schiller einen Ausfall gegen Corneille: die Flagge Shakespeares wird aufgezogen. Es sei aber nicht die Länge des Stückes, nicht — wie die zweite Vorrede dafür einsetzt — Erkenntniß der Unmöglichkeit, „binnen drei Stunden drei ausserordentliche Menschen zu erschöpfen," welche dem Dichter jenen Verzicht auferlege; sondern der Inhalt des Schauspiels verbanne das Stück von der Bühne. „Die Oekonomie desselben machte es nothwendig daß mancher Karakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört . . . Noch mehr — Diese unmoralische Karaktere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja offt von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtigt, ja so gar genöthigt, wenn er anders der getreue Kopist der wirklichen

Welt seyn soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe die gut, viele Thätigkeiten die edel sind. Er ist nur minder vollkommen." „Ich wünschte zur Ehre der Menschheit" — fügt Schiller bei — „daß ich hier nichts denn Karrikaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Karrikaturen-Register"; matter, und ohne seine persönliche Meinung mitauszuspielen, setzt er in der zweiten Vorrede dafür ein: „Ich denke, ich habe die Natur getroffen."

Es folgt eine Orientirung über die seelische Verfassung der Räuber. Ungern vermisse ich in der zweiten Vorrede den bezeichnenden Satz: „Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist." Im Uebrigen ist hier die spätere Fassung, welche das ursprünglich über die gesammte Räubergesellschaft verstreute Licht auf Einen, ihren Hauptmann, konzentrirt, die reichere und glänzender stilisirte: „Nächst an diesem [an Franz Moor] steht ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit sezen möchte. Ein Geist, den das äusserste Laster nur reizet um der Grösse willen, die ihm anhänget, um der Kraft willen, die es erheischet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömmt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweyte, und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Geseze übersprudelt, mußten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthousiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Donquixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dörfen, daß ich dieses Gemählde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geisselt." Aber gerade bei der

Art und dem Inhalt des Stückes müsse er selbst, der Dichter, die Aufführung widerraten.

Niemand wird diesen Verzicht Schillers als einen ernstlichen genommen haben. Ein Buchdrama zu bleiben, wäre völlig wider die Natur des Werkes gewesen; und ihm, dem geborenen Dramatiker, lechzte ja die Seele darnach, seine Gestalten über die Bühne schreiten zu sehen. Aber gewiß fühlte er angesichts der Veröffentlichung aufrichtig die moralische Verantwortung, welche das kühne Werk ihm zuwälzte; er fürchtete, daß die grobstoffliche Auffassung des Publikums die Dichtung mißbrauchen werde, um unlautere Leidenschaften an ihr zu entzünden. „Die Kenner," bemerkt Schiller, „die den Zusammenhang des Ganzen befassen, und die Absichten des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen . . . würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schäzen oder wohl gar eine Apologie des Lasters darin finden." So wollte er wenigstens einen Teil der Verantwortung denjenigen überlassen, welche seiner Warnung ungeachtet die theatralische Aufführung wagen würden; und zugleich hoffte er durch erläuternde Winke der erregten und verwirrten Masse einen Kompaß an die Hand zu geben, damit sie die Spur zu den reinen Absichten des Dichters zu finden vermöchte. Auch eine Art Verwahrung für seine Person schien notwendig in einer Zeit, deren Bürger mit spärlichen Ausnahmen vor den Machthabern feige sich beugten, und in einem Lande, welches mit politischen Freigeistern wenig Federlesens zu machen pflegte. Um dieser Rücksichten willen hebt Schiller in der zweiten Vorrede noch breiter und sichtlicher als in der ursprünglichen Fassung den positiv-moralischen Gehalt des Stückes und das tragische Endschicksal des verirrten Helden hervor, ja er verwahrt sich dagegen, unter den modischen Spöttern über die biblischen Lehren zu sitzen, und beruft sich darauf, daß er der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft zu haben hoffe, indem er die mutwilligen Schriftverächter in der Person seiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber das Temperament, in welchem die Dichtung geschrieben

ist, bricht ganz wieder hindurch, während das Theaterpublikum, mit dessen Urteil der Dichter nun rechnen soll, ihm zum innerlich geschauten Bilde wird. „Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, der Pöbel wurzelt (unter uns gesagt) weit um, und gibt zum Unglük — den Ton an.“ So heißt es in der zweiten Vorrede. Deutlicher, gut naturalistisch war die ursprüngliche Kennzeichnung: „Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch und noch viel mehr manchen Federhut, und manchen Tressenrok, und manchen weissen Kragen zu zählen Ursache habe).“ Mit dichterischem Behagen und in wachsender satirischer Stimmung spinnt Schiller diese Bilder weiter; es folgt die prächtige, die Roheit wie die Geziertheit der Zuschauer mit Peitschengeknall geißelnde Stelle: „Mort de ma vie sagt Herr Eisenfresser das heiß ich einen Sprung! Fy — Fy flistert die Mamsell, die Coeffure der kleinen Sängerin war viel zu altmodisch — Sacre dieu sagt der Friseur, welche göttliche Simfonie! da führen die Deutsche Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hättest du sehen sollen das rosenfarbene Mädel hinter die spanische Wand schmeissen, sagt der Kutscher zum Laquaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Komödie eingeschlichen hatte — Sie fiel recht artig, sagt die gnädige Tante recht gustös sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus) — was kostet Sie diese Eventaille mein Kind? — Und auch mit viel Expreſſion viel submiſſion — Fahr zu Kutscher! — Nun gehe man hin und frage! — Sie haben die Emilia gespielt. —“

Aber nicht das Publikum allein, sondern auch das Theater selbst schrecke ihn ab, für die Bühne zu schreiben, ergänzt Schiller: „Wehe genug würde es mir thun, wenn ich so manche lebendige Leidenschaft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edlen Zug erbärmlich maßakriren, und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechts müßte erzwingen sehen.“ Und dennoch läßt ihn der innerste Trieb seines Herzens ganz vergessen, was er soeben alles gegen die Aufführung sagen zu müssen glaubte; in vollem Widerspruch mit dem Voraus-

gegangenen entschlüpft ihm der Wunsch: „Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdient.“ Diese liebenswürdige Inkonsequenz ist in der zweiten Vorrede beseitigt; hier schließt Schiller, indem er die Erwartung ausspricht, der Leser werde — nicht den Dichter bewundern, aber den rechtschaffenen Mann in ihm hochschätzen. Auch die spöttische Bemerkung gegen die Dichter des deutschen bürgerlichen Trauer- und Rührspiels, gegen Gotter, Christian Felix Weisse und Stephanie den Jüngeren, vor deren „à la mode (verschönerten oder verhunzten?) Kopien“ der britische Äschylus „in seiner rohen Pracht“ werde weichen müssen, ist weggeblieben. Unterzeichnet sind beide Vorreden: Geschrieben in der Ostermesse 1781. Der Herausgeber.“

Der unterdrückte zweite Bogen enthält auf seiner ersten Seite den Schluß von Franz Moors erstem Monolog; die folgenden Seiten bringen die zweite Szene des ersten Aktes, welche in der „Schenke an den Gränzen von Sachsen“ spielt, bis zu den Worten Spiegelbergs: „Also denn! Wenn noch ein Tropfen“, worauf der dritte Bogen mit den Worten einsetzt: „deutschen Heldenbluts in euren Adern rinnt“. Der Dialog, insbesondere das Gespräch zwischen Karl Moor und Spiegelberg zu Beginn der Szene, weicht vom bekannten Texte vielfach ab; Schiller kürzte da und dort, beseitigte ein paar Sätze, welche den Christlichgesinnten ein Aergerniß geben konnten, vertauschte einen medizinischen Ausdruck mit der Nennung eines anständigeren Uebels, und nahm auch sonst einige Zynismen und Derbheiten hinweg. Viel Konsequenz war bei letzterem Bestreben freilich nicht; und das ist gut so. Schade ists auch um jenes Stück des Dialogs, über welches freilich alle Pfarrermäßig-Frommen sich entsetzen mußten, das aber mit dem urkräftigen Geiste und Willensethos der Räuberdichtung getränkt ist, um die hier folgende, von Schiller nachher größtenteils getilgte Stelle:

„Karl Moor: ... Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit springt über die Pallisaden des Herkommens, und brütet Kolosse und Extremitäten aus — Ich weis nicht Moriz ob du den Milton gelesen hast — Jener der es

nicht dulden konnte daß einer über ihn war, und sich anmaßte den Allmächtigen vor seine Klinge zu fordern, war er nicht ein ausserordentliches Genie? — Er hatte den Unüberwundenen angegriffen, und ob er schon erlag, so hatte er doch seine ganze Kraft erschöpft, und ward doch nicht gedemüthiget, und macht immer neue Versuche bis auf diesen Tag, und alle seine Streiche fallen auf seinen eigenen Kopf zurück, und wird doch nicht gedemüthigt. Dieser ists über den unsere Waschweiber das Kreuz machen.

Spiegelberg. Scheußlich anzuschauen vor unsern Kirchthüren mit einem lästerlichen Schwanz, und Bocksfüßen, und einem Horn auf der Glaze.

Moor. Ein weiterer Kopf, der gemeine Pflichten überspringt um höhere zu erreichen soll ewig unglücklich seyn, wenn die Kanaille die ihren Freund verrieth, und vor dem Feinde floh, auf einem wol angebrachten Seufzer gen Himmel reutet. Wer möchte nicht lieber im Backofen Belials braten mit Borgia und Katilina als mit jedem Alltags-Esel dort droben zu Tische sitzen?

Spiegelberg. Geh mir mit dem Schlaraffen Leben — dank du Gott, daß der alte Adam den Apfel angebissen hat, sonst wären wir mit sammt unsern Talenten und Geisteskraft auf den Polstern des Müssiggangs vermodert."

Beträchtlich ausführlicher als in der bekannten Fassung malte ursprünglich Spiegelberg seinen Plan, das Königreich Jerusalem wieder aufzurichten. Auch diese Stelle ist, wenigstens um ihrer realistischen Sprachkraft willen und als ein flottes, ergötzliches Phantasiestück bemerkenswert.

„Spiegelberg aufspringend: Bravo! Bravissimo! Du bringst mich eben recht auf das Chapitre. Ich will dir was sagen Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann, dem ich das sagen kann — Sauf Bruder sauf — was meinst du, wenn wir uns beschneiden ließen, Juden würden, und das Königreich wieder aufs Tapet brächten?

Moor. Hahaha! Nun merk ich, warum du schon gegen Dreyviertel Jahr eine hebräische Grammatik herumschleifst.

Spiegelberg. S—ßkerl! Just deswegen. Aber sag, ist das nicht ein schlauer und herzhafter Plan? Wir wollen sie im Thal Josaphat wieder versammeln, die Türken aus Asien scheuchen, und Jerusalem wieder aufbauen. Alle alten Gebräuche müssen wieder aus dem Holzbügel hervor. Die Bundslade wird wieder zusammengeleimt. Brandopfer die schwere Meng. Das neue Testament wird hinausvotirt. Auf den Messias wird noch gewartet, oder du, oder ich, oder einer von beyden — —

Moor. Hahaha!

Spiegelberg. Nein! lach nicht. Es ist hol mich der Teufel mein Ernst. Wir sezen dir eine Taxe aufs Schweinefleisch, daß fressen kann, wer zahlt, und das muß horrend Geld abwerfen. Mittlerweile lassen wir uns Zedern hauen aus dem Libanon, bauen Schiffe, und schachern mit alten Borden und Schnallen, das ganze Volk.

Moor. Saubere Nation! Sauberer König!

Spiegelberg. Drauf kriegen wir dir die benachbarten Ortschafften, Amoriter, Moabiter, Russen, Türken und Jethiter, ohne Schwerdstreich, unter den Pantoffel. Dann, must du wissen, wir sind mächtig im Feld, und der Würgengel reutet vor uns her, und mäht sie dir nieder wie Spizgras. — Und haben wir erst um uns herum Feyerabend gemacht, so kommen wir uns selbst zwischen Jerusalem und Samaria in die Haare — du König Moor von Israel, ich König Spiegelberg von Juda, und hauen einander wacker herum im Wald Ephraim, und wer Sieger ist geht her, läßt die Dächer abdecken und beschläft die Kebsweiber des andern, daß da zugaffen alle zwölf Stämme Israel."

Eine Aenderung mehr untergeordneter Art nahm Schiller gegen den Schluß des Bogens vor. Ursprünglich weigert sich Schwarz, den Brief, der für Karl Moor vom Vaterhaus eingelaufen ist, auszuliefern, neckt diesen, als wisse er nichts davon, stellt sich an, als wolle er den Brief zerreißen, da Karl Moor die Kameraden jetzt verlassen werde, bis dieser mit Gewalt und Drohung die Herausgabe erzwingt — eine allerdings überflüssige Beigabe. Bedeutsamer aber, in das Gefüge der dramatischen Charakterzeichnung wesentlich eingreifend, ist eine Abänderung,

welche der Eingang der Szene erlitten hat. Hier begann Spiegelberg ursprünglich mit den Worten: „Daß Dich die Pest! — Aber ich muß Geld haben, und die Uhr ist doch nur gestolen." Dies Spiegelberg in Gegenwart Karl Moors sagen zu lassen, den Helden des Stückes zum schweigenden Mitwisser eines Diebstahls zu machen, noch ehe das Räuberleben begonnen hat, war ein falscher Griff des Dichters; sein Karl Moor wird damit erniedrigt. Mit glücklichem Takte beseitigte Schiller für den endgültigen Text diesen Zug. Was Spiegelberg im Folgenden vorbrachte, behält in mehreren Punkten einiges Interesse: „So sieh doch nicht so sauer drein wie der alte Urehni Tobias, als er sich den Schwalbenmist aus den Augen rieb . . ."— ruft Spiegelberg dem Karl Moor zu — „Frisch Mutter — zwey Bouteillen Ungrischen! So sey doch lustig Moor . . . — Auch Schinken dazu Mutter — Und laß dir nicht bang seyn Bruder! Gibt ja noch Narren genug in der Welt, denen man um ihr Geld ihren Steckengaul sattlen kann — sag doch einmal was das für Schmiererey ist? — Glaub, es soll den verlorenen Sohn vorstellen." „Ich habs schon lang drum betrachtet," erwidert Moor, „wenigstens die Schweine würde ich nicht hüten, auch keine Träber fressen." Erinnert hier die Bezeichnung der „Schmiererey" als einer bildlichen Darstellung der Geschichte des verlorenen Sohns an ein Grundmotiv der Schillerschen Dichtung, so klingt andrerseits aus der Redeweise Spiegelbergs der Gesprächston der Schillerschen Genossen in der Stammkneipe Zum Ochsen vernehmlich wieder. In der endgültigen Fassung des Bogens liest Moor im Plutarch; es folgt die Aeußerung: „Mir ekelt vor diesem Tintenklecksenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." Dieses für die geistige Verfassung und Stimmung des Helden im höchsten Grade bezeichnende Wort enthält der unterdrückte zweite Bogen nicht; ebenso fehlte noch der hier sich anschließende Teil des Gespräches zwischen Spiegelberg und Moor mit den nicht minder schwerwiegenden Mark- und Kraftstellen: „Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt" u. s. w. — „Pfui über das schlappe Kastraten-Jahrhundert" u. s. w. — „Da verrammeln sie sich

die gesunde Natur mit abgeschmackten Konvenzionen" bis zu dem Satze: „Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht." Indem Schiller diese Partien nachträglich einfügte, arbeitete er in der That seine tiefsten Intentionen erst zum Lichte heraus.

Nun also, nachdem Genie und Fleiß und vorsichtiges Abwägen ihre Arbeit vollendet zu haben schienen, wurden „Die Räuber" der Oeffentlichkeit übergeben. Als einen Jubel- und Festtag sollte das deutsche Volk den Jubilatesonntag des Jahres 1781 feiern und den Namen Schillers mit dieser Maiwoche für immer verknüpfen, wenn es einmal in den Jahreskalendern seiner großen Männer geziemend gedenken wird. Höher als zuvor erhob damals die Muse des deutschen Dramas das Haupt: denn, das sei sogleich an dieser Stelle gesagt, nicht Lessings Dramen, nicht Goethes Götz von Berlichingen oder der Egmont können mit der d r a m a t i s c h e n Größe der Schillerschen Räuber sich messen. Und brausend, mit kräftigerem Wehen als er zuvor einem deutschen Schauspiel entstiegen war, fegte über die deutschen Lande jetzt der Frühlingswind der Befreiung, auf daß der alte Winter in allen Fugen erkrachte und hartherziges Eis zu Trümmern zerschmolz.

Die erste Ausgabe des Stückes trägt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. 1781." Der Verfasser ist nicht genannt. Unter den Worten „Ein Schauspiel" befindet sich eine kreisrunde Vignette in Kupferstich. Sie bezieht sich auf die fünfte Szene des vierten Aktes: im Hintergrund sieht man Wald, zur Linken vom Beschauer einen Turm; hier liegt der alte Moor am Boden, Hermann hält ihm das Haupt; Karl Moor steht daneben, in der Rechten ein Schwert, den linken Arm erhebend, in der Geste eines mit Pathos Deklamirenden. Rechts unter der Vignette liest man die Worte: N. Sculp. Aug. V. Auf der Rückseite des Titelblattes steht unter dem Namen „Hippocrates" das Motto „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat." Auf der dritten Seite folgt das Personenverzeich-

niß, die vierte ist leer. Mit der fünften beginnt die Vorrede; hier ist zu oberst eine kleine allegorische Zeichnung sichtbar, ein Pelikan auf liegendem Kreuz. Mit der 17. Seite beginnt der Text des Schauspiels; ihr oberer Rand zeigt eine Guirlande. Deßgleichen findet sich am Ende des ersten Aktes eine kleine Zeichnung, ein Blumenzweig; am Ende des zweiten ein Mann unter einer Palme; am Ende des vierten Aktes eine Häusergruppe. Am Schluß des Stückes unter den Worten: „Er geht ab" folgt wieder eine große Vignette, diese viereckig: Cäsar steht in Charons Nachen, in welchen Brutus eben einsteigen will; im Nachen, links vom Beschauer, sitzt Charon; die Umgebung ist eine Felsszenerie. Beide Römer sind behelmt. Die Unterschrift ist die gleiche wie bei der Vignette des Titelblatts. Das Format des Buches ist Kleinoktav; das Schauspiel ohne Titelblatt, Vorrede und Personenverzeichniß hat 222 Seiten.

Die Vignetten sind von geringem Kunstwert. Der Ausdruck der Gesichter ist nichtssagend, Karl Moors Haltung kann man nur affektirt nennen. Antikes Kostüm trägt auch er. Nach A. Haakhs Ermittlung [1]) geht die Namenschiffre der Unterschrift auf Nielson; Johann Esaias Nielson, Maler, Zeichner und Kupferstecher, starb 1788 als Direktor der kaiserlichen franciscischen Malerakademie zu Augsburg. Die erste Ausgabe der Räuber ist selten und kostbar geworden. Ich habe ihre Ausstattung nach dem in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Exemplar beschrieben. Die unterdrückte Vorrede hat stärkeres Papier und kleinere Schriftgattung als die veröffentlichte und mit dieser das Buch, zeigt auch an Stelle des Pelikans eine andere Zeichnung, eine Guirlande mit Mittelschild.

Ueber die Art und Beschaffenheit der nächstfolgenden Ausgaben der Räuber sowie über die Umwandlung, welche das Drama Schillers bei seiner Zurüstung für die Bühne erlitt, werde ich, dem geschichtlichen Gange der Dinge gemäß, später berichten; hier aber schließt füglich eine ästhetisch-kritische Be-

---

[1]) Vgl. Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg, 1860, S. 43.

trachtung sich an, nachdem das Werk, welches jahrelang das Innere des Dichters in Gährung hielt, nunmehr seinen Abschluß und sichtbare Gestalt gefunden hat.

Goethe nennt bei Eckermann die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko „Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck“, und in vielerlei Varianten kehrt diese Bezeichnung wieder. Aber die psychologische Genesis der Räuber ist damit nicht zureichend erklärt, und was dieses Produkt zu einem unablösbaren Ring in der Kette von Schillers Geistesprodukten macht, was ihm auch mit den späteren Stufen seiner geistigen Entwicklung den organischen Zusammenhang wahrt, das ist damit nicht gesagt. Ein treibender Stachel für den Dichter war freilich der Unwille über den „schweren Erziehungsdruck“ der Militärakademie; aber Schiller fühlte darin mehr als eine nur persönliche Schädigung. Ihm zeigte sich der fürstliche Absolutismus des 18. Jahrhunderts zuerst unter dieser Gestalt, und die Unbill, die seine Jugend erfuhr, wußte er als einen Teil und eine Form der allgemeinen Knechtung, welche die Gewalthaber über das Volk gebracht hatten. Wie mit der Natur, so ist auch mit den Mächten der Geschichte der Genius „in ewigem Bunde“; schwerer und tiefer zu leiden als Andere ist sein Schicksal, nicht nur weil für das Persönliche sein Herz die feinere und umfassendere Empfindlichkeit hat, sondern deßhalb, weil die ausgebreitetste Fühlung mit Allem, was die Zeit erfährt, sein Vermögen ist, weil sein Ich, immer fähig, immer willig, zum Ich der Menschheit sich zu erweitern, mit geschärftem Auge den Zusammenhang der Erscheinungen erkennt und in den leidvollen Begegnissen des eigenen Lebens der Schmerz der Brüder ihm mitbewußt wird. So sind denn die Räuber der erste große Fehdebrief Schillers gegen die Zustände der sozialen und politischen Welt, wie er sie in der Nähe fand, und sie offenbaren, geradezu ein Prototyp des Schillerschen Geistes, eben so sehr seine Art und Neigung, in zeitgeschichtlichen Stimmungen dichterische Konzeptionen aufquellen zu lassen, als seine Tendenz, mit Hilfe der Dichtung einem subjektiv-leidenschaftlichen, sittlichen Pathos Ausdruck zu geben. Dieses sittliche Element ist es, was am wenigsten

außer Rechnung gelassen werden darf. Die aus der beginnenden Einsicht in den Gang der Dinge dieser Welt fließende Herzensempörung hat die Räuber großgezogen; sie sind, auf ihren letzten Ursprung betrachtet, das Produkt des ersten Stoßes der Wirklichkeit auf ein absolut wahr, unschuldig und ideal angelegtes Gemüt, der glühende Ausdruck des edelsten Zornes und einer mit Widerwillen aus der Reinheit ihres Bewußtseins aufgeschreckten Seele. Man hat Schiller unzählige Male einen Idealisten genannt und hat das Wort wiederholt, bis es im Munde der Redner zur Phrase wurde. Man denkt dabei wohl an die Charakterhoheit, welche aus Schillers Werken mit so überwältigendem Lichte hervorleuchtet. Aber noch weit öfter mischt sich in den Begriff des Schillerschen Idealismus die Erinnerung an jene lässige Formel, wonach Goethe die Menschen gezeichnet habe, wie sie sind, Schiller, wie sie sein sollen; und dieser Vorstellung folgend sucht man den Idealismus in einer Art geistiger Methode, die Welt und die Dinge unter einer gewissen Entfernung von der Wirklichkeit aufzufassen. Aber der Idealismus Schillers kommt aus dem Herzen, ist sein Lebensblut, ist nichts als die unmittelbare Herausgabe seines persönlichen Wesens, die Erscheinung einer in seltenstem Maße und in außerordentlicher Macht vorhandenen Hoheit und Güte der Seele. Die nämliche sittliche Kraft, welche auf der Höhe seines Lebens seine Gestalt so zeigt, daß Goethe ihn freispricht vom Gemeinen, „das uns alle bändigt" — sie ist es, die in den Räubern zum ersten Mal hervorbricht. Wohl ist im Gange seiner Tage ein Läuterungsprozeß erkennbar, in Geschmack und in Sitte, ein Sichvorwärtsringen zu innerer Harmonie; aber daß er das werden konnte, was mit jenem Worte im Epilog zur Glocke der überlebende Freund ihm nachrühmt, das ist nur denkbar bei einer von erster Jugend an in ihm übermächtigen Richtung auf sittliche Idealität. Und diese sonnenhelle Seele, die geschaffen war wie zum Spiegel alles Guten, die mit tausend Keimen der Menschenliebe und des Wahrheitsdranges dem Leben entgegenwuchs, mußte um der Intensität dieser Anlage willen vom Einblick in den Kampf der gemeinen Alltäglichkeit gegen die Existenz des Guten und Wahren sich auf das

schmerzlichste berührt und von der Erschütterung des reinen Weltbildes, das sie sich gehegt hatte, wie zerstört fühlen. Hier ist die tiefste Quelle jener melancholischen Stimmungen zu suchen, welche für Stunden über Schiller die Herrschaft gewannen, jener bereits früher zitirten Aeußerungen der Niedergeschlagenheit: „Du weist nicht, wie ich so sehr im innern verändert, zerstört bin .... Je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, um so mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein.“ Wer von solchen Stimmungen in den Tagen aufwachender Jugend gar nichts verspürt hat, wer bei den ersten Beobachtungen von der Verbreitung menschlicher Charakterlosigkeit, bei den ersten Erfahrungen von Wortbruch des Freundes, von Heuchelei der Zunge, von Allmacht des Geldes, von der Möglichkeit gemeinsinnlicher Lüste niemals die dunkelsten Schatten über alles Leben sich ausbreiten sah, wer in solchen Augenblicken sich öffnender Ahnung niemals wähnte, die ganze Welt wäre der Verachtung wert, dem fehlt eine wesentliche Vorbedingung für die Sympathie mit dem Geiste der Schillerschen Jugenddichtung, der ist aber auch kein Kind deutschen Wesens, deutschen Empfindens. Und es ist nicht nur der Abscheu vor der Niedrigkeit menschlichen Treibens, der Ekel an verschuldeter menschlicher Schwäche, der das Gemüt befängt; auch die Trauer über die Abhängigkeit besten Willens und höchsten Bestrebens vom grausamen Gegenspiel unbekämpfbarer Mächte schleicht sich ein, und indem wir vom Baume der Erkenntniß essen, wächst mit der Klugheit die Schwermut.

Aber aus der Passivität der Ergebung erlöst energisch energischer Wille des Geistes, und aus dem immer verscheuchten, immer zurückkehrenden Traum einer schöneren Erde quillt das Verlangen, zu arbeiten, zu wirken für ihre Gestaltung. Da wird die Liebe zum Guten zum thätigen Haß gegen das Schlechte und die Sehnsucht nach dem Ideal zur Auflehnung gegen verkehrte Ordnung des Lebens, zum Ruf nach Befreiung. Und zum Träger dieses aktiv-sittlichen Grimmes macht Schiller seinen Karl Moor, der flammende Ausbruch seines ethischen Unwillens werden „die Räuber“. Es ist eine totale Gemütsrevolution, welche der Dichter mit und an seinem Stücke durchgemacht hat. Man ver-

gleiche die achte Strophe der Elegie auf Weckerlin mit der Aeußerung Karl Moors: „Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäffte, das wunderseltsame Wettrennen nach Glückseligkeit; — dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein anderer der Nase seines Esels — ein dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worein so mancher seine Unschuld, und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen — und Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darinn. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Tränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwergfell zum Gelächter kizelt." Bis auf den Wortlaut finden sich diese Vorstellungen in der „Elegie", und hier wie dort spricht Schiller eine Stimmung aus, wie sie aus dem schreienden Gegensatz zwischen dem jugendlich-reinen und jugendlich-starken Ideal seines Herzens und der Erfahrung des wirklichen Welttreibens mit Notwendigkeit sich bilden, mit Notwendigkeit als Satire, verbitterte Klage, wehmütige Trauer und wieder als jäher Willensdrang, zu helfen, zu bessern, sich kundgeben mußte.

Welches Namens und Standes aber die gewissenlosen Verderber des Rechts, die gewaltthätigen Verwüster der Schöpfung sind, zu deren Geißelung im Namen des Dichters der Räuberhauptmann das Schwert erhebt, das sagt uns Schiller aus dem Munde Razmanns, das erzählt Karl Moor selber dem Pater. „Er mordet nicht" — rühmt Razmann dem Spiegelberg — „um des Raubes willen, wie wir — nach dem Gelde schien er nicht mehr zu fragen, sobald ers vollauf haben konnte, und selbst sein Dritteil an der Beute, das ihn von Rechtwegen trifft, verschenkt er an Waysenkinder, oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung studiren. Aber soll er dir einen Landjunker schröpfen, der seine Bauern wie das Vieh abschindet, oder einen Schurken mit goldenen Borden unter den Hammer kriegen, der die Geseze falschmünzt und das Auge der Gerechtigkeit übersilbert oder sonst ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da ist er dir in seinem Element und haußt teufelmäßig, als wenn jede Faser an ihm eine Furie wäre." Und der Pater muß anhören: „Diesen

Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstling emporgeschmeichelt; der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit schemel — Tränen der Waisen huben ihn auf. — Diesen Demant zog ich einem Finanzrath ab, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre sties. — Diesen Achat trug ich einem Pfaffen Ihres Gelichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme." Der bitterste Haß stürmt an wider Heuchelei und Scheinheiligkeit, und es sind Worte der Verdammung, scharf wie ein zweischneidiges Schwert, Worte der rächenden Wahrheit, von einer ehernen Wucht und Macht gleich der Sprache, die in Donnern von Sinai ging: „Da . . . predigen [sie] Liebe des Nächsten und fluchen den achzigjährigen Blinden von ihren Thüren hinweg: — stürmen wider den Geiz, und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heyden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt. — Sie zerbrechen sich die Köpffe, wie es doch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischariot schaffen, und nicht der schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehen Silberlinge verrathen. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen, und foltert euer Fleisch mit Fasten; ihr wähnt mit diesen erbärmlichen Gaukeleyen demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden nennt, nicht anders, als wie man der Grossen am bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat." Alle diese in der Sprachgewalt Luthers und der alttestamentlichen Propheten hinströmenden, der Menschheit ins Herz geschleuderten Anklagen sind des Geistes Gottes voll und sind gehoben aus dem tiefsten Herzensgrunde des Dichters.

Nach Freiheit, Kraft, That glüht die Seele des Helden der „Räuber“. Die Welt, wie er sie sieht, wie sie ihm begegnet, hat keinen Platz für sein ungebändigt gährendes Verlangen. „Mir ekelt vor diesem Tintenklecksenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen“, mit diesem Wort wird Karl Moor eingeführt, das ist die Stimmung, in der er lebt, noch ehe die Botschaft des Vaterfluchs zu seinen Ohren gelangt. Und der Appell: „Komm mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln,“ wirkt auf ihn wie der Blitz, der eine nächtliche Gegend mit einemmal erhellt, entzieht ihn nicht nur dem brütenden Gram über herzloses Schicksal, sondern verheißt Befreiung von Allem, was als klein, schwach, feigherzig, vernunftlos ihm bisher das Innerste beengt hat. Der schmählich Enttäuschte, der Ausgestoßene schafft sich Freiheit des eigenen Lebens und Raum, handelnd zu wirken für seine Brüder, die gleich ihm Unterdrückten, gleich ihm Verfolgten.

In den Thaten des großen Räubers der entnervten und um Recht und Gesetz sich betrügenden Gesellschaft das Gegenbild vorzuhalten, dazu mag Schiller durch eine Gestalt des Don Quixote, den Räuber Roque Guinart, einen Anstoß erhalten haben. Aber die Verherrlichung eines Zustandes, welcher mit der gefesteten Ordnung und Sitte gewaltsam bricht, um mit Gewalt Ordnung und Sitte zu bessern, weist auf eine reichere Quelle zurück, von der sich Schiller genährt, auf die Vorstellungen, welche Rousseau seinem Zeitalter erweckt hatte. Der Traum von einer Rückkehr zu den Zuständen der Natur gibt sich Gestalt, und der Schauplatz eines von der Kultur und ihren raffinirten Wirrsalen sich bewußt ablösenden Lebens werden die böhmischen Wälder. Aber wie Rousseaus Vorstellung einen Irrtum des größten Stiles in Umlauf brachte, da das Ideal des reinen und unverderbten Naturzustandes, nach dem er verlangt, niemals existirte und der Verzicht auf die Kulturarbeit eine Ableugnung aller menschlichen Entwicklung, eine Rückkehr zur Dumpfheit halbtierischer Zustände bedeuten würde, so begeht auch der Räuber Moor mit Beginn seines Unternehmens einen Rechnungsfehler des schwersten Gewichtes. Denn indem er die gesammte Ordnung des bestehenden

Rechts, den gesammten Bau der Gesittung, welchen die Gesellschaft sich gegeben hat, in Acht erklärt und sein persönliches Ermessen die Rolle einer Weltjustiz zu spielen sich unterfängt, trifft der Strahl seiner Rache wohl da und dort einen Bösewicht, aber er selber setzt Willkür gegen Willkür und Verbrechen gegen Verbrechen. Und wie er mit Schaudern erfahren muß, daß die Genossen, deren Hand er bedarf, sein Werk durch Grausamkeit und niedrige Gesinnung beflecken, so erkennt er verzweifelnd am Ende, daß er mit dem Bösen das Gute in Trümmer geschlagen hat, daß das Naturrecht, das er aufstellte, nichts Anderes ist als die Roheit und das Chaos.

Als ob unter Hohn und Spott die Vorsehung über ihren aufdringlichen Sachwalter den Stab gebrochen hätte, lautet der Ausgang seines Schicksals. Aber indem ihn der Dichter in den Untergang führt, zeigt er sich selber als den freien Beherscher aller Motive, die er zu seinem Gemälde in Anspruch genommen hat. Dieser Punkt kann nicht genug hervorgehoben werden: Schiller, naiv schaffend, als dramatischer Dichter, hat den Bann des Rousseauschen Ideals abgeworfen, ehe er noch kritisch mit Rousseau abzurechnen in der Stimmung ist. Wer in den Räubern nichts fühlt als das Revolutionäre, den wilden Trotz, den Geist der Zerstörung, der ist weder zum vollen künstlerischen Verständniß des Stückes noch zur Erfassung der persönlichen Absichten des Dichters hindurchgedrungen. Daß die Masse der Leser in stofflichen Eindrücken befangen blieb und, sei es aus leidenschaftlicher Sympathie mit dem im Drama entfesselten Freiheitsgeist oder aus Schrecken über denselben, zu einer Besinnung über die vom Dichter gewollte und gegebene tragische Lösung nicht gelangte, überrascht nicht; aber auch die litterarische Kritik ward dieser Seite der Dichtung selten und mit wenig Willigkeit gerecht. Bekannt ist die von Eckermann überlieferte Aeußerung eines deutschen Fürsten, welche dieser an Göthe richtete: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen.“ Fürwahr ein wunderliches und in seiner

Uebertreibung abgeschmacktes Wort, aber doch im Grunde die Meinung aller Ordnungsmänner und Höflinge jener Zeit. Zieht man den lieben Herrgott einmal ins Spiel, so ist noch sehr die Frage, ob ihm nicht die Aussicht, daß gewisse Fürsten der Rokokozeit unter seinen Menschenkindern wirtschaften würden, die Schöpfung der Welt weit mehr verleidet hätte, als die Vorstellung, daß einst ein Dichter das Regiment dieser Herrn mit Flammenschrift brandmarken werde. Wenn aber die Räuber unreife Köpfe in Verwirrung gesetzt haben, so ist zu sagen, daß für tollen Mißbrauch seiner Werke kein Dichter verantwortlich gemacht werden darf; wer will dem Feuer fluchen, wenn es in den Händen eines Kindes Unheil anrichtet? Und eben so gewiß ist es, daß keine kühne, die Menschheit um eine Stufe vorwärts reißende That möglich ist, ohne daß über die eine oder andere Einrichtung, welche an sich schön und löblich wäre, das Rad der Zeit mithinweggeht; will man Bäume pflanzen, so kann man nicht jedes Veilchen im Erdreich schonen. Treffend führt Bulwer an [1]: „Sei es daß das Genie in der Dichtkunst oder die Wissenschaft in dem Fabrikwesen Neuerungen zu wege bringt, so müssen in dem einen Fall nothwendigerweise einige Geister aus der Fassung und in dem andern einige Hände außer Arbeit kommen.“ Würde aber das Publikum sich gewöhnen, ein Kunstwerk in seiner Totalität zu nehmen, hätte es besser gelernt, die Moral in der Dichtung nicht nur da zu suchen, wo sie ihm predigermäßig-breit, platt-unkünstlerisch vordemonstrirt wird, so brauchte Niemand vor den Räubern oder den Leiden des jungen Werther ein Kreuz zu schlagen. Denn Werther zerstört sich, indem er dem Herzensleben seine Seele widerstandslos verschreibt, und somit ist er ein warnendes Exempel. Und in den Räubern wird ja nicht nur Franz gerichtet, sondern auch Karl Moor; was aber die Gesellen der Mordbrennerbande betrifft, so versteht sichs von selbst, daß sie am Galgen enden, nachdem ihre Verbindung zersprengt ist; das auszuführen, wäre die Sache einer Chronik gewesen, in den dramatischen Plan gehört es nicht mehr. Dieser ist mit dem

---

[1]) Schillers Leben und Werke. Uebersetzt von H. Kletke.

Untergang des Bruderpaares vollkommen erschöpft; beide zerschellen, der eine an seiner Verruchtheit, der andere an seiner thörichten Vermessenheit, an der ὕβρις der Alten. Das Letztere ist in der Schlußszene des Schauspiels vernehmlich genug gesagt, und vorbereitet wird der Zuschauer auf diesen Ausgang durch den ganzen Verlauf des Stückes. Der Kernpunkt, auf welchen es in der Tragödie ankommt, ist meistermäßig getroffen; der Schicksalsumschlag ist den Bedingungen des Stoffes und den Charakteranlagen der beiden Hauptfiguren völlig gemäß. Ich wüßte kein späteres Stück Schillers, welches die tragische Nemesis, den Ausgleich von Schuld und Sühne, gleich sicher vollzieht, und ebendeßhalb rechne ich die Räuber zu dem zweifellos Allerbesten, was Schiller dramatisch geschaffen hat. In keinem seiner folgenden Dramen ist vom tragischen Geiste des Aeschylus so viel wie in diesem Jugendwerk; erst das grandiose Fragment, welches der sterbende Dichter uns hinterließ, der Demetrius, streckt seine Wurzeln in diese letzten Tiefen der tragischen Kunst wieder hinab. Schillers Beruf zur Bühne, zum Tragiker war mit den Räubern entschieden. Es ist aber nicht nur die künstlerische Erfüllung der tragischen Grundgesetze und die ethische Größe des stofflichen Vorwurfs, welche der Dichtung eine so verheißungsvolle Stelle zuwiesen, sondern nicht minder die spezifisch dramatische Kraft, der dramatische Zug und Drang, der mit höchster Lebendigkeit aus aller Handlung und Sprache des Stückes hervorbricht. Dies fühlt sich bei der Lektüre der Räuber auf jeder Seite; aber noch durchschlagender angesichts der szenischen Aufführung. Denn alle Stücke Schillers gewinnen auf dem Theater; vermöge einer Art von Geheimniß seines Genies, welches seine Phantasie zwingt, sich immer in unbewußtem Kontakt mit der Darstellung und dem Zuschauer zu halten und in großen Linien, al fresco zu zeichnen für einen großen und öffentlichen Rahmen. So viel Raisonnement zur Motivirung der Charaktere in den Räubern nötig war: es wird alles aufgezehrt von dramatischem Feuer, Empfindung und Phantasie des Zuschauers werden überall gepackt, erschüttert, mitfortgerissen, die Teilnahme wird bis zur höchsten Anspannung des Gemütes gesteigert. Und bis zum

heutigen Tag ist die Wirkung der Räuber auf dem Theater, obgleich wir aus sehr veränderten gesellschaftlichen Zuständen herbeikommen, immer eine gewaltige; vorausgesetzt, daß die darstellenden Künstler vom Feuerhauche des Dichters entzündet sind. Das war bei der Aufführung der Räuber durch das Meininger Hoftheater, welche ich im Sommer 1883 zu München sah, in einem so ausgezeichneten Grade der Fall, daß die Schillerbiographie dieses Abends gedenken darf. Es ist hier nicht der Ort, über das vielangefochtene Meininger Theaterinstitut und seine Kunstpraxis ein Urteil abzugeben; aber das ist gewiß, jene Räuberaufführung war ein vollendetes Kunstwerk aus Einem Guß, von der größten Wärme und der größten Einheitlichkeit der Empfindung. Kein Schauspieler drängte mit seiner Rolle auf Kosten des Andern, auf Kosten des Ganzen sich vor; beseelt vom Geiste der Dichtung und ihr gehorsam waren Alle vom ersten bis zum letzten, und der Enthusiasmus sowohl, wie die strenge Schule der Uebung hatte jeden Rest von technischer Schwierigkeit aufgezehrt. Es kam dazu, daß die Rolle des Karl Moor in den Händen eines jugendlichen Schauspielers lag, welchen die Natur mit einer herrlichen Gestalt und mit Gesichtszügen begnadet hat, die so auffallend an Schiller erinnerten, daß man im Räuber Moor den unvergeßlichen Dichter lebend zu sehen und das Jahr 1781 aus der Vergangenheit zurückgeholt glaubte: Emil Drach erweckte diese Illusion. Und gefesselt von Schillers Geist, entzückt, erschüttert bis ins Mark war das Publikum; leuchtende Augen, klopfende Herzen überall, und in den großen Szenen ein Ansichhalten des Athems, daß es schien, als läge das Haus in Todtenstille, als füllten nicht Kopf an Kopf die Zuschauer jeden verfügbaren Raum.

Das Drama ist nicht frei von Roheiten und Geschmacklosigkeiten, nicht frei von Fehlern. Aber wenigstens ein Teil der ersteren wird bedingt durch stoffliche Verhältnisse, und das Geschmacklose ist gepaart mit dem Naturwüchsigen. Die Atmosphäre einer gewissen Weltunerfahrenheit liegt über dem Stück; und darin ist etwas Rührendes, wenn auch einer zehnmal darüber lächeln möchte. Die Schilderungen der Räuber ergehen sich

mitunter in den ärgsten Uebertreibungen; aber alle Räuber sind Eisenfresser und Bramarbasgestalten, das gehört zum Handwerk, zur Lust an ihm. Die Art, wie der alte Moor durch Franz beseitigt wird, mit ihrem ganzen Ingrediens von zugeschlagenem Sargdeckel, Turmverließ im Wald, mitternächtlichem Raben- und Eulengeschrei ist starkjugendliche Schauderromantik; und der alte Moor mußte auch in einer außerordentlichen Gedankenschwäche gehalten werden, wenn die Intrigue möglich sein sollte. In letzterer ist weit weniger Raffinement als in der Dialektik der Monologe des schurkischen Sohnes. Gewisse Zynismen, die über Franzens Lippen gehen, sind ekelhaft, sind eine Hinzugabe von medizinischem Hautgout, welcher nicht nötig wäre, um uns von seiner materialistischen Lebensphilosophie zu überzeugen. Im Uebrigen ist er eine kühn entworfene Figur und für den Schauspieler eine ganz vorzügliche Rolle; wenn nur dieser versteht, mit dem bösen Teufel zugleich den dummen Teufel zu zeichnen, bei allem schneidenden Hohn und prahlendem Trotz die geheime Schwäche und Unsicherheit, die notwendige Konsequenz der Verfaulung des Innern, zeitig durchscheinen zu lassen. Wir ahnen alsdann die Hilfsbedürftigkeit des Elenden, und zum Abscheu gesellt sich ein Gran von Mitleid. In dieser Art sah ich die Rolle von dem Meister des Wiener Hofburgtheaters, von Lewinsky, vortrefflich aufgefaßt. Mißlungen ist die Zeichnung der Amalia, am meisten in den Szenen mit Franz; man fühlt, daß der im akademischen Männerkloster erzogene Dichterjüngling die Weiblichkeit noch nicht kannte. Auch die Umarbeitung der Räuber für die Mannheimer Bühne hat diese Schwäche nicht zu beseitigen gewußt, sie macht sie eher noch deutlicher: denn welches Mädchen würde den Geliebten, der hier nicht einmal in entstellender Verkleidung kommt, nicht wiedererkennen an Gestalt, Blick des Auges, am Klang der Worte und an seinen Küssen!

Aber bei all dem, wie überflutet werden solche Unzulänglichkeiten von großartiger Kraft und echter Schönheit! Wie wirksam ist das, wenn auch fast durchweg hinter die Szene gerückte, kontrastvolle Gegenspiel der beiden Brüder! Von welcher höchsten Lebendigkeit ist die Szene in der Schenke an der säch-

sischen Grenze, die Exposition von Karl Moors Charakter, die Zeichnung Spiegelbergs und der ganzen Gesellschaft! Wie naturwahr in der Derbheit des Studententons, von welchem Mark realistischer Sprache, wie voll Witzes und ursprünglicher Laune, und dabei wie reich an psychologischer Entwicklung und Perspektive! Das gleiche Leben braust in allen Räuberszenen, ob nun die Bande triumphirend sich Rollers Befreiung erzählt, oder der Bericht von den Schandthaten Schufterles den Hauptmann zur Drohung bringt, nächstens „fürchterlich Musterung zu halten“, oder zur Verblüffung des weinerlichen Paters der Hauptmann die Treue seiner Gesellen prüft, ihren Stolz demütigt und ihren Mut entflammt zum Sturm mit dem im Sturm ihre Herzen erobernden Worte: „Seht, hier bind ich meine rechte Hand an diesen Eichenast, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer ist der erste, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?“ Bei solchen Zügen von Heroismus und brüderlicher Treue, unter dem Eindruck des Schwures: „Bei den Gebeinen meines Rollers! Ich will euch niemals verlassen.“ reißt der Dichter unser Herz hinüber auf die Seite der Banditen, und den moralisch Verurteilten gehört unser Siegeswunsch. Mit der Sicherheit des Meisters löst er die Aufgabe, unsere Sympathie an den in Irrgängen Verlorenen, am Abgrunde hinwandelnden Helden zu fesseln. Wenn die großen Charakterzüge, mit denen er Karl Moor ausgestattet hat, in unserer Vorstellung verblassen wollen, wie wirksam, wie aufs Neue uns ganz ergreifend mischt er in das Gemälde grauser Verbrechen mildere Töne, weichere Farben! Ich meine die Szene an der Donau, das Lager am Hügel, die Abendruhe. In bitterer Betrachtung hat sich der Geist Moors ergangen, über das possenhafte Schauspiel des Lebens. Da führt die Natur, die ewig gute und ewig große, den Augen des Wilden, Verdüsterten eines ihrer schönsten und friedsamsten Bilder vorüber:

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moor (in den Anblick verschwimmt). So stirbt ein Held! — Anbetenswürdig.

Grimm. Du scheinst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — wars mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (Mit verbißnem Schmerz.) Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor (drückt den Hut übers Gesicht). Es war eine Zeit — laßt mich allein, Kameraden!

Das ist von einer Beseelung, wie nur irgend das Mächtigste, was die Kunst den Menschen gebracht hat, ist hochsymbolisch, das schreibt nur einer, der unter den größten Dichtern seine Stelle hat! Und wieder die Rückkehr Karl Moors in die fränkische Heimat, zum Schloß seiner Väter! Wie bang pocht mit denen, die in der Gallerie wandeln, unser eigenes Herz, als möchte sein Schlag das Geheimniß verraten! Wie jauchzen wir mit dem Armen, vom Schicksal Betrogenen einen Moment auf, da Amalias Thränen ihm ihre Empfindung zeigen, ihm den Ausruf entpressen: „Sie liebt mich! Sie liebt mich!" Denn ganz weich haben uns schon die Worte gemacht, mit denen Karl Moor den Boden der Heimat anruft: „Sei mir gegrüßt, Vaterlands-Erde! (Er küßt die Erde.) Vaterlands-Himmel! Vaterlands-Sonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seid alle, alle mir herzlich gegrüßt!" Und ganz verloren wir uns mit ihm in den Traum seiner Kindheit, den er noch einmal zu träumen sich überwältigen läßt, und horchen wie Kinder bei dem Geplauder des Alten, Daniels, wie er alle seine Erinnerungen hervorkramt. Und so ist auch das Motiv überherrlich, mit dem der Dichter die wieder sich Findenden scheidet, der abgerissene Gesang von Hektor und Andromache, an dem sie sich wiedererkennen, mit dessen hinfliehenden Tonwellen der letzte Seufzer ihres Glückes in die Lüfte verhaucht. Nun brechen die Wetter des Schicksals herein in entsetzlichen nach einander folgenden Schlägen. Aber noch einmal werden wir an die Größe der Seele erinnert, die jetzt unter dem Schicksal zusammenbricht: „Moor nimmt die Laute und spielt", er stärkt sein Herz im Gesang von Cäsar und Brutus, und wer, in dem Mark der Jugend jemals lebte und ein großer Sinn einmal sich regte, las ohne

Erschütterung diesen Gesang? Und nun die Katastrophe, das Gericht über den Schurken, über Franz: in welcher Flammenschrift, welchen furchtbaren Zügen, mit welcher Propheten-Majestät ist die Angst seines Gewissens, die Verzerrung seines Bewußtseins, die Qual seines Traumes, sind die Schrecken des Himmels und der Hölle, die aus der eigenen Brust ihm hervorsteigen, aus der grandiosen Rede des Pastors ihm zurückkehren, gemalt! Ich will im Einzelnen nur an die Gebetsblasphemien des Halbwahnsinnigen erinnern, an die Worte: „Höre mich beten Gott im Himmel! — Es ist das erstemal — soll auch gewiß nimmer geschehen — Erhöre mich Gott im Himmel!" — — „Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Hergott — hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben mein Hergott —": das sind Naturworte eines Poeten von Gottes Gnaden und sind Meisterzüge psychologischer Charakteristik. Und dabei erdröhnen, einem Gewitter des jüngsten Gerichtes gleich, die Schläge der Stürmenden am Schloßthor und in den Hallen, und mit den entfesselten Dämonen der Rache werden die Elemente frei, die fliegenden Fackelbrände erhellen die Nacht und das prasselnde Feuer zuckt in den Saal und züngelt hin nach dem vom Getöse betäubten, von Schrecken gehetzten, mit dem Lallen der Verzweiflung der Ewigkeit in die Arme sinkenden Verbrecher.

Das Alles ist von einer sittlichen Erhabenheit und einer dramatischen Größe, von einer Größe und Gewalt der Bilder und der Vorstellungen, welche die Liebe und die Bewunderung des Lesers und Hörers immer und immer wieder erweckt. Während aber der Reiz des Jugendlichen, der dieser Dichtung eigen ist, ihr eine unsterbliche Frische verleiht, zeigt sie in der Durchdringung des künstlerischen Schaffens mit den Mächten des Gemütes und mit der Schwere ethischer Stimmung eine Offenbarung des nämlichen Geistes, in welchem Aeschylus, Dante, Shakespeare, Michelangelo, Beethoven ihre Heimat haben.

Indessen ist mit allem bisher Skizzirten die Bedeutung der Räuber noch nicht erschöpft. Denn wie die Dichtkunst überhaupt unter allen Künsten die ausgedehnteste Befähigung und die stärkste Energie besitzt, um für die allgemeine Kulturbewegung

eines Zeitalters das Organ zu werden, so gilt dies in ganz besonderem Grade von Schillers Jugenddichtungen. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos sind Schöpfungen, welche nicht allein unter dem Gesichtspunkt des Aesthetischen betrachtet werden dürfen. Sie sind zugleich sozialpolitische Thaten, geschichtliche Großthaten, nach ihren Keimen, ihrem Erscheinen und ihren Wirkungen der allgemeinen Kulturgeschichte zugehörig wie irgend ein Staatsakt von erstem Range. Sie sind als öffentliche Mächte mitbeteiligt an der gewaltsamen und totalen Umwälzung, welche das achtzehnte Jahrhundert in bürgerlichem, staatlichem, religiösem und geistigem Leben vollzogen hat, sind Vorläufer, Begleiter und Mitkämpfer der Bewegungen und Ereignisse, welche in der Revolution von 1789 ihren Gipfelpunkt fanden. Ihre Wirksamkeit sprang von idealem Gebiet auf das reale unmittelbar über, wie in Frankreich, dort nur noch für alle Augen sichtlicher, die Ideen Voltaires, Rousseaus, der Encyklopädisten aus einer litterarischen zu einer praktischen Macht geworden waren. Das was der gemeinen Vorstellung als öffentliche That und Aktion erscheint, ist überhaupt zumeist das Sekundäre; die Ideen sind die wahren, originalen, bestimmenden Thaten der Menschheit, sind die eigentlichen Faktoren der Geschichte. In Deutschland hatte sich zuerst eine ästhetische und philosophische Krisis ausgebreitet; Lessing, Goethe und Kant wurden hier die Führer; Schillers Geist gab den politischen Accent hinzu. Die Räuber sind eine Proklamation der individuellen Freiheit, der Menschenrechte, Don Karlos ein Protest der unterdrückten Völker gegen monarchischen und kirchlichen Despotismus und eine Proklamation der Gedankenfreiheit; Fiesko ist eine Verherrlichung des republikanischen Gedankens, Kabale und Liebe ein Protest gegen die von den Fürstenhöfen ausgehende Korruption und gegen die Knechtung des bürgerlichen Standes.

In unzähligen Gemütern haben diese Dichtungen das Verlangen nach einer freieren und menschenwürdigeren Gestaltung des Lebens erweckt, und dieser mächtige kulturelle Einfluß sichert ihnen neben ihrem ästhetischen Wert die Akklamation und den Dank der Nachwelt. Aber ihre Wirksamkeit selbst dauert nach

dieser Richtung hin fort; denn immer aufs Neue saugt Jugend und männliche Würde an ihnen reine Begeisterung und beflügelte Kraft, um dem im Laufe des geschichtlichen Prozesses an immer neu hervorspringenden Punkten, in immer neuer Formulirung erfordertem Kampfe für die Befreiung des Geistes sich zum Dienste zu stellen.

In Schillers eigenem Wesen, so veranlagt er war, den Ideen zu leben, lag doch zugleich weit mehr Drang zur Aktualität, als zumeist angenommen wird. Scharffenstein, trotz jener früher erwähnten Periode der Entzweiung von den Jugendfreunden Schillers derjenige, welcher noch am ersten einen tieferen Blick für ihn hatte, übersah diesen Punkt nicht. Er bemerkt in seinen Jugenderinnerungen: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden; aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können. Die Räuber schrieb er zuverlässig weniger um des litterarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen. In jener Stimmung hat er oft zu mir geäußert: ‚Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß!‘ Als Schiller und Andreas Streicher in Mannheim Abschied nahmen, gaben sie sich die Hand darauf, daß so lange keiner an den andern schreiben wolle, bis der eine Minister, der andere Kapellmeister sein würde. Damals hatte Schiller, der Theaterverhältnisse überdrüssig, den Gedanken ins Auge gefaßt, sich unter Beschränkung des Musendienstes auf die Stunden der besten Stimmung dem Studium der Rechte in die Arme zu werfen und an einem der sächsischen Höfe Anstellung zu suchen. Und er hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Style zu werden: man denke nur an die den allgemeinen Interessen der Menschheit zugewendete schöpferische Fülle seines Geistes, an seinen großen, weiten historischen Blick, an die immer schlagfertige Energie und Stahlkraft seiner Natur. Und wer dichterisch große Volksmassen so zu überschauen, so zu kommandiren versteht, wie dies Schiller, hierin nahezu jeden anderen

Dichter übertreffend, im Wallenstein, im Tell gezeigt hat, der ist im Besitz wichtiger Mittel, auch im Praktischen ihnen den Meister zu zeigen. Aber sein Beruf war es, im Schönen, im Denken und Dichten die Krone zu erlangen.

Ich habe im vierten Kapitel des Buches hervorgehoben, daß allem Anschein nach die Erfindung der Räuber, das dramatische Sujet, in der Seele des Dichters allmählich eine Umbildung erfahren hat, daß der ursprüngliche Kern der Dichtung, das in der Schubartschen Erzählung sich spiegelnde Motiv des verlorenen Sohns, von Phantasieströmungen, welche aus der sozialen und politischen Welt ihre Nahrung zogen, beeinflußt wurde. Schärfer als der Zögling der Militärakademie sah der auf freien Füßen Stehende die Beschaffenheit seiner Umgebung, und von Zeit- und Tagesereignissen besaß der einundzwanzigjährige Schiller ein weit besseres Wissen als der achtzehnjährige. Die bösen Geschichten, welche von Herzog Karls Regierung erzählt wurden, drängten sich zu, wachsend an Zahl, einen je größeren Kreis seiner Landsleute Schiller persönlich kennen lernte, und je reifer an Jahren dieser wurde, um so tiefere Wurzeln faßten sie in seinem Gemüt. Das Motiv vom verlorenen Sohne verblaßte in dem Dichter, der ethische Ingrimm über eine Welt, welche den Gebilden der idealistisch gestimmten Seele so unähnlich war, wurde zur vorherrschenden Stimmung, der Schreck und die Erbitterung, daß dieser Sündenpfuhl in unmittelbarer Nähe lag, nur schlecht verhüllt von einer gleißenden Decke, ergossen sich in die Feder. So bekam das Drama seine sozial-politische Farbe und wurde zu einer direkten Satire auf die Zustände in Würtemberg. Die Beziehungen auf die Landesgeschichte sind mit Händen zu greifen: wer sich in das Gedächtniß ruft, was ich in den früheren Teilen des Buches über die erste Regierungsperiode des Herzogs Karl beigebracht habe, dem braucht man nicht mehr zu sagen, daß der Finanzrat, „der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre sties", kein anderer ist als Wittleder, daß der Minister, der sich zum „ersten Günstling" des Fürsten „emporgeschmeichelt" hat, Graf Montmartin ist, und der „Nachbar", dessen Fall „seiner

Hoheit schemel" wurde, kein anderer als Oberst Rieger. Freilich gaben sie nur einzelne Züge zu dem großen Gemälde; denn mit ihnen zusammen wurde das ganze Gelichter an den Pranger gestellt, welches in Mißbrauch von Titeln und Besitz das Volk peinigte, die zungenfertigen Verdreher des Rechts, der vom Schweiß der Armen sich nährende Adel und nicht minder das heuchlerische, zu aller Mißwirtschaft herzlos Ja und Amen sagende Pfaffentum. Hier überall hatte die Dichtung geschichtlichen Boden, und wie sie den lauter Gebliebenen die Hand drückte, so rächte sie die Geschädigten an den Schlechten.

Einer geschichtlichen Unterlage scheint auch die Figur Kosinskys und die Erzählung, welche dieser im dritten Akte der Räuber gibt, nicht zu entbehren. Wenigstens findet sich in der von A. C. Amos bearbeiteten Sagenchronik von Franken ein Vorkommniß berichtet, welches seinem Inhalte nach an Kosinskys Schilderung der ihm widerfahrenen Unbill so lebhaft erinnert, daß die Uebernahme und Umbildung dieses Stoffes von Seiten des Dichters der „Räuber" große Wahrscheinlichkeit hat. Die genannte Sagenchronik ist im 3. Bande der „Württembergischen Volksbibliothek" enthalten, und der Vorredner versichert die historische Glaubwürdigkeit; Robert Boxberger [1]) hat zuerst auf die daselbst erzählte Geschichte aufmerksam gemacht, welche folgendermaßen lautet: Unter einem Baume standen die Männer und Frauen und hatten sich um einen Mann in halb nobler Tracht geschaart, Niemand wußte im Augenblicke, zu welchem Stande man ihn zählen solle. — Sein ganzer Anzug unterschied sich nur durch ein feines schwarzes Wamms und ein breites Schwert, das er an der Seite trug, von dem eines gemeinen Mannes. Es war ein früherer Adeliger, Carl von Stetten, in dessen Schwester sich Süß (der bekannte Jude, der Minister des Herzogs Carl Alexander) verliebt hatte, sie rauben ließ und nachdem er ihre Ehre geschändet hatte, sie hilflos hinaus in die Welt stieß, worauf sie in den Wellen des Neckars ihr Grab fand. Carl, als er sich seine Schwester geraubt sah, eilte den Räubern

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte, III, S. 285—286.

nach, wurde aber anstatt seine Schwester zu befreien, selber gefangen und schmachtete nun seit langer Zeit in den Felskellern von Neuffen. Seine Güter fielen dem Herzoge anheim. So schmachtete er lange in dem schrecklichen Kerker und hatte schon jede Hoffnung auf Befreiung aufgegeben, da auf einmal öffneten sich die Thüren seines Kerkers und ihm ward die Freiheit gegeben. Keine Feder vermag die Wonne des Unglücklichen zu beschreiben, als er wieder Gottes schöne Sonne, Gottes freie Natur sah, die sich über ihm im bräutlichen Frühlingskleide ausbreitete, und diese Wonne trübte nur der Gedanke an seine unglückliche Schwester. Schnell eilte er nun Stuttgart zu, um Nachricht von ihr zu erhalten und vernahm zu seinem Schrecken ihr trauriges Ende. Schon wollte er sich im Uebermaß des Schmerzes in sein Schwert stürzen, da auf einmal rief in ihm eine Stimme, er solle leben für die Rache. Zähneknirschend verließ er die Mauern der Residenz, nachdem er noch einmal sich umgewendet und einen Fluch auf den Juden geschleudert hatte. Von diesem Tage an durchzog er das Land und reizte, nachdem er die Stimmung der Bewohner genau erkundet hatte, die Leute gegen den Herzog, oder im wahren Sinn des Wortes, gegen dessen Minister auf."

Wenn die offizielle, die staatlich bestellte Justiz ihres Amtes nicht mehr walten will, wenn sie zu schwach ist, das wuchernde Geschwür öffentlicher Schäden zu beseitigen, dann erhebt die Volksjustiz anstatt ihrer den Arm. Der Träger der Volksjustiz stellt sich eo ipso außerhalb des Bodens der bestehenden Gesetze und obrigkeitlichen Einrichtungen; die Gewaltthat liegt auf seinem Wege, und je nach den Verhältnissen wird er die Rolle eines politischen Empörers, Rebellen, Räubers zu spielen haben. Der Held Schillers mußte zum Räuber gemacht werden, da er ein geschichtlicher Held nicht ist, da sein Handeln von privaten, dichterisch fingirten Anlässen den Ausgang nimmt und im Gebiet des Persönlichen, des individuellen Menschenlebens die Ereignisse sich abspielen; zu dieser Erfindung war also Schiller mit Notwendigkeit gedrängt. Zum Rebellen und kriegführenden Mordbrenner macht Heinrich von Kleist seinen um Weib und Gut,

um Recht und Seelenruhe betrogenen Michael Kohlhaas. Unter anders gelagerten Verhältnissen als Karl Moor handelt Goethes Götz von Berlichingen; aber ein poetisches Vorbild für Schiller war dieser doch und zur Selbsthilfe im Namen des Volkes greift auch er.

An den Helden der englischen Volksballaden, an Robin Hood, erinnert Jabob Minor[1]); geächtet, ein Ausgestoßener, hauste Robin Hood im Walde von Sherwood bei Nottingham, ein Freund der Unterdrückten, ein Teufel gegen die normannischen Feudalherrn. Und das Räuberleben zur Folie zu machen, begünstigte die Gemütsstimmung der Zeit wie der thatsächliche soziale Zustand des Jahrhunderts, in welchem der Dichter lebte. Für Natur, für erhaben-stille Wald- und Felslandschaft zu schwärmen, hatte Rousseau, hatten die englischen Humoristen und Romanschriftsteller des vorigen Jahrhunderts die europäische Menschheit gelehrt; von den Stätten der Zivilisation abseits suchten romantische Träume sich ihren liebsten Schauplatz. Aber auch große Banditen, von deren Thaten das Volk mit Schauder und mit Bewunderung hörte, brachte die Zeit. Schiller berief sich auf den „ehrwürdigen Räuber" des Cervantes, auf Roque Guinart, welcher, wie er selbst sagt, von Natur mitleibig und gutmütig, der Rächer nur seiner beleidigten Ehre, zum Banditen geworden ist. Der schwäbische Dichter fand an dieser Figur eine Stütze für seinen Plan, wie er andrerseits in der That aus Plutarch, aus dem Altertum die Bilder mannhaft-großer Gestalten und „erhabener Verbrecher" [2]) schöpfte. Aber auch die Tage seiner Jugend und seiner eigenen Heimat erzählten ihm von Räubern, an deren Namen die Volksphantasie mit geheimer Leidenschaft hing. Wie viel von solchem realen Stoff ihm zu Gehör drang, kann freilich nicht mehr festgestellt werden; aber von Räubern dieser Art war auf alle Fälle damals so viel die Rede, daß Dalbergs nachher gegen die Zeit des Stückes erhobener Einwand als völlig leer und verlogen erscheinen muß.

[1]) Beilage zur Allgem. Ztg. vom 12. März 1885.

[2]) Schiller in der Selbstrezension der Räuber, Wirtembergisches Repertorium der Literatur, S. 139.

Am nächsten liegt es, an Friedrich Schwan zu denken, den unglücklichen Sohn des Sonnenwirtes zu Ebersbach, den „Sonnenwirtle“ [1]); sein Schicksal mußte dem Dichter um so vertrauter sein, da Schwan im Jahre 1760 vom Vater Professor Abels, dem Oberamtmann Abel zu Vaihingen an der Enz, verhaftet wurde; wir wissen [2]), daß Schiller den Professor Abel darüber „öfters“ befragte; und daß der Sonnenwirtssohn es vermocht hat, dem großen deutschen Dichter eine tiefere Teilnahme einzuflößen, beweist der Umstand, daß Friedrich Schiller Schwans Lebensgeschichte im Jahre 1786 in der Erzählung „Verbrecher aus Infamie“ („Verbrecher aus verlorner Ehre“) behandelt hat. Zur Charakteristik der Zeit und des Zustandes der öffentlichen Sicherheitsverhältnisse in Süddeutschland nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges möchte noch der berüchtigte bairische Hiesel (Matthias Klostermeier) zu nennen sein, welcher 1771 zu Dillingen hingerichtet wurde; deßgleichen zwei andere Banditenzelebritäten, der große Baiersepp und der Zigeunerhauptmann Hannikel. Vom großen Baiersepp erzählt das 1793 zu Stuttgart erschienene Buch „Abriß des Jauner und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sicheren Quellen von dem Verfasser des Kostanzer Hans [J. U. Schöll]“: „dieser, der meistens entweder als Edelmann oder als Kaufmann einherzieht, erscheint zuweilen plötzlich in Schwaben, sammelt sich eine zahlreiche Rotte und stellt sich an die Spitze derselben. Vor einigen Jahren fiel er mit seinen Leuten bey Nacht ein Nonnenkloster im Fürstenbergischen an, plünderte es aus, und verübte unmenschliche Grausamkeiten an den Nonnen [3]).“ Damit hätte die dichterische Erfindung jener von Schiller entworfenen, später getilgten Szene der Räuber [4]) ein geschichtliches Gegenstück erhalten. Und Hannikels Bande wurde im Jahr

---

[1]) Vgl. den Roman von Hermann Kurz: Der Sonnenwirth, schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

[2]) Aus den im freih. v. Cottaschen Archive befindlichen Papieren Abels, welche mir soeben, während des Druckes dieses Bogens, zur Verfügung gestellt werden.

[3]) Mitgeteilt von Rob. Boxberger, Archiv für Litteraturgesch. III, S. 284.

[4]) Vgl. S. 346 des Buches.

1786 aus Graubünden nach Würtemberg eingebracht; ein Umstand, dessen die Lebensgeschichte des Dichters noch an andrer Stelle zu gedenken haben wird. Es wäre zu viel des Guten, wollte man dieses Banditenregister vermehren; genug, soviel liegt am Tage, daß der Einfall Schillers, um die Zeit des Siebenjährigen Krieges mitten in Deutschland eine Räuberbande gleich der Moors wirtschaften zu lassen, nichts Wunderliches hatte. Es scheint auch, daß Schiller, um sich mit der Praxis des Gaunerwesens bekannt zu machen, litterarische Spezialstudien angestellt hat; wenigstens finden sich in seinen Schilderungen des Räuberlebens und in dem Gedichte „Die Journalisten und Minos" manche Termini, die an Ausdrücke schwäbischer Kreisordnungen u. dgl. erinnern [1]).

Prof. Abel bemerkt in seinen heute im Cotta'schen Archiv befindlichen Aufzeichnungen: „Einige Namen wie einige Karaktere sind aus seinen [Schillers] Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelbergs, nach dem h. Lande zu wandern ist eine Idee, mit der einer seiner Kameraden, welchen Sch. als schlechtdenkenden Menschen verachtete, oft und lange gepralt hat" [2]). Ein Gran von Wahrheit mag an dieser Behauptung sein; aber irgend ein Gewicht auf solche Beziehungen des Stoffes zu legen, erschiene kleinlich. Dagegen wäre am Schlusse unserer ästhetisch-kritischen Betrachtung der „Räuber" noch hervorzuheben, daß einzelne Motive des Stückes wie auch einzelne sprachliche Ausdrücke eine Anlehnung an Shakespeare, Milton, Luther, Leisewitz, Klopstock, Haller zeigen; ein Umstand, dessen nähere Erörterung ich mir auf einen andern Zusammenhang verspare.

Die Räuber waren im Druck erschienen, und der Wunsch, das Stück an der Mannheimer Bühne zur Aufführung zu bringen, knüpfte sich unmittelbar an die Veröffentlichung. Unter dem

---

[1]) Bemerkt von R. Boxberger im Archiv für Litteraturgesch. III, S. 284—285.

[2]) Vgl. Boas I, 203. Ein Hans Fr. Christoph von Mohr, Sohn eines k. k. österreichischen Oberstlieutenants, war von 1778—1779 Zögling der Militärakademie. Zwei Zöglinge des Namens Schweizer gehörten der musikalischen Abteilung der Schule an.

28. Sept. 1781 veröffentlichte das zweite Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" — diese bei Stage in Augsburg verlegte Zeitschrift war die Fortsetzung des „Schwäbischen Magazins" — die Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: die Räuber, ein Schauspiel in 8. 1781. hat ohne die Vorrede 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat, und noch viel grösseres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Caravanen — von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühnen! Nun was ist denn? Weiter? — Innhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage; daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wers nun verlegen, wers zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutschen Wizes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden."

Man wird nicht irren, wenn man diese Benachrichtigung des Publikums als aus dem Stuttgarter Freundeskreise Schillers eingeschickt betrachtet. Das war der Ton, in welchem seine Getreuen von ihm sprachen. Das „wirklich" des vorletzten Satzes, dem schwäbischen Sprachgebrauche nach gleichbedeutend mit „gegenwärtig", belehrt uns, daß Schiller eben damals mit der Ueberarbeitung seines Schauspiels für die Bühne beschäftigt war. Vielleicht hatte Petersen gelegentlich seiner Mannheimer Reise mit dem dortigen Buchhändler Christian Friedrich Schwan über die Räuber gesprochen und so den äußeren Anstoß zu einer für Schiller hochbedeutsamen Verbindung gegeben. Die Angabe Streichers, welcher zufolge der Dichter während des Druckes die fertigen Bogen an Schwan sandte, ist bereits citirt; Näheres hierüber erfahren wir aus dem Briefe Schwans an Schiller

vom 11. August 1781, sichtlich nicht dem frühesten der ganzen Korrespondenz, aber dem ersten, welcher uns erhalten ist [1]). Schwan bemerkt: „Ich war der erste, der den Herrn v. Dalberg mit den Räubern bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich von Ihnen die ersten sieben Bogen erhielt, und las sie ihm brühwarm vor.“ Im gleichen Briefe erwähnt Schwan eines durchschossenen Exemplars der Räuber, welches er nebst eigenen Anmerkungen an Schiller durch den Postwagen zurückgeschickt habe, und erzählt, er habe das Stück auch dem ihm befreundeten Reichsrate von Berberich, dem Intendanten des Regensburger Theaters, auf dem Landgute desselben in Dieburg vorgelesen; dadurch sei der Theaterdirektor Schopf zu Regensburg auf den Einfall gekommen, die Räuber für seine Schaubühne zu bearbeiten. Infolge von Schwans Empfehlung richtete der Intendant der Mannheimer Nationalbühne, Vizekammerpräsident und Geheimerat Wolfgang Heribert von Dalberg, ein schmeichelhaftes Schreiben an Schiller mit Vorschlägen wegen einer Aufführung der Räuber und anderer „noch in Zukunft zu verfertigender Stücke“. Nicht dieser Brief, aber Schillers Antwort, doch ohne Datum, ist erhalten. Schiller schreibt: „. . . wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstück hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmsten Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt. Ich habe schon seit mehreren Jahren das Glück gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch, gestehe ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle, ein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradies dieser Muse, zu etabliren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erschwert werden dürfte.“ Dabei deutet Schiller an, wie nützlich es für ihn sein möchte, wenn er von der Bühne Dalbergs, von den „Herrn Schau-

---

[1]) „Friedrich v. Schiller's Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den Jahren 1781—1785.“ Aus dem Nachlaß Dalbergs herausgegeben von Marx. Karlsruhe 1819.

spielern und dem non plus ultra der Theatermechanik" einen lebendigen Augenschein gewinnen könne, der sich aus dem Stuttgarter Stadttheater „niemalen werde abstrahiren" lassen, da „dieses noch im Stande der Minderjährigkeit" sei. Freilich erlaube ihm seine ökonomische Lage nicht, viele Reisen zu machen.

Ein zweiter Brief an den „Reichsfrei Hochwolgebornen, insonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheimen Rath", datirt Stuttgart den 17. August, erklärt, daß der Verfasser nunmehr in den Stand gesetzt sei, ernstlich und mit Muße an die Theatralisirung der Räuber zu denken, und daß er „hoffe, die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen". Diesem Briefe legte Schiller Schwans Schreiben vom 11. August bei; eine kleine Indiskretion, da dessen Inhalt, insbesondere die Bemerkung, Dalberg habe sich mit gewissen Leuten eingelassen, welche man vorteilhafter zu Feinden als zu Freunden habe, kaum in dieser Form zu Dalbergs Kenntniß gelangen sollte. Zugleich erfahren wir, daß Schwan seinerseits, noch bevor Dalbergs Schreiben an Schiller erfolgt war, diesem „gewisse Propositionen" hinsichtlich der Räuber gemacht hatte; Schiller fragt deßhalb an, ob er künftighin mit Seiner Excellenz selbst „zu traktiren die Ehre haben werde".

Der nächste der Briefe, vom 6. Oktober, begleitet die Einsendung des umgearbeiteten Stückes. Die Veränderungen hatten mehr Mühe und längere Zeit beansprucht, als der Dichter sich ursprünglich vorgestellt hatte; der Brief beginnt mit den Worten: „Hier erscheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber ich [es] bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen."

Briefliche Verhandlungen mit Dalberg über Bedenken und Liebhabereien, welche dieser geltend machte, zogen sich nunmehr bis gegen Ende des Jahres 1781 hin. Einem höchst störenden Eingriff bezüglich der Zeit und des Kostümes des Stückes mußte der Dichter sich schließlich fügen: Dalberg verlangte, daß die Handlung aus der Gegenwart in das Zeitalter Kaiser Maximilians, „in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts“ zurückverlegt werde. Im Brief vom 6. Oktober hatte Schiller geschrieben: „In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines Räubers Moors Geschmack darin wird nicht schwer zu treffen seyn, doch bin ich auf diese Kleinigkeit äußerst begierig, wenn ich so glücklich bin, Zeuge der Vorstellung zu seyn. Einen Busch trägt er auf dem Hut, denn dieses kommt namentlich im Stück vor, zu der Zeit, da er sein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stock zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachlässig ohne leichtsinnig seyn.“ Im Zusammenhang mit dieser Bemerkung scheint Dalberg die Frage der Zeitverlegung angeregt zu haben; unter dem 3. November erwidert Schiller: „Wenn ich Ihnen die Frage [sic]: ob das Stück nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurückgeschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde.“ Ausführlicher und entschiedener äußert er sich im Briefe vom 12. Dezember. Er will hier dem Einwand Dalbergs, daß „in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte“ sich schwerlich einige Jahre halten könne, nicht geradezu widersprechen, wenn auch dem Dichter erlaubt sein müsse, „die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit“ zu erheben. Sei aber der Vorwurf gegründet, so folge daraus nur, daß das Stück einen Fehler mit der Geburt bekommen habe,

einen Fehler, den es nunmehr mit in das Grab nehmen müsse, da er in sein Grundwesen verflochten sei. In näherer Begründung fährt Schiller fort: „I. Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplizität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraten [sic], kleine und große Züge, Charaktere sogar sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beging [beginge] ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen. II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten, dieser Charakter, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Charakter Franzens, diesem speculativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfaufedern. Verzeihen E. E. dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind."

Alles vergebens. Dalberg bestand auf seinem Gutdünken. Er wollte die politische Pointe, welche das Stück hat, nicht verstehen. So lebhaft sein Eifer für das Mannheimer Schauspiel die interessante Novität ihn begehren ließ, ganz geheuer war es „kurfürstlicher Theater-Intendance" bei diesem Unternehmen doch

nicht. So redete er sich selbst in eine unwahre Auffassung der Räuber hinein. Wunderlich genug sind die Stützen, mit welchen er sich dabei zu helfen sucht: bringt er doch die Ansicht zu Tag, das Raisonnement Franz Moors lasse sich sehr wohl mit dem Zeitalter Maximilians vereinigen, da man in diesem „sophistischen Jahrhundert" den Aristoteles eifrig studirt habe! Nicht ohne Anflug von Ironie erwidert Schiller am 25. Dezember: „Ew. Excellenz haben mich in Ihrem letzten Brief scharfsinnig genug nach Haus geschickt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die aristotelische Philosophie und der sophistische Geist des damaligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin." Unter dem 17. November hatte der Theaterausschuß einen von den Schauspielern Iffland, Beck, Beil, dem Regisseur Meyer und dem Decorateur Kirchhöfer unterzeichneten Bericht zu Protokoll gegeben des Inhalts: „Ferner halten wir uns für verpflichtet, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Costüm sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir, im Fall einer nicht ganz erwünschten Wirkung, uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Costüm habe die Wirkung gemindert? Die Aufführung der Agnes Bernauerin machte allerdings im Geschmack des Mannheimer Publikums Epoche, so wie es überall Aufsehen macht, daß die Mannheimer Bühne im Stande ist, dergleichen Stücke mit einem außerordentlichen Grade von Güte zu geben. Aber sollten wir nicht eben dieses Rufs wegen die Räuber in ihrem Costüm lassen? Wir wollen nicht erwähnen, wie schwer es halten wird, die Charakteristik der Räuber in denen altdeutschen Kleidern auszudrücken; allen jenen Kleidern, wenn sie auch mit noch so viel Geschmack angeordnet sind, würde man es ansehen, daß sie neu sind gemacht worden. Wir erwarten hierüber die Befehle Ew. Excellenz." Wie man sieht, sind es lediglich technische Bedenken, welche den Theaterausschuß die Partei Schillers ergreifen ließen. Aber auch damit wurde nichts ausgerichtet; Dalberg schrieb an den

Rand des Protokolls: „Mag die allgemeine Stimme sagen, was sie immer will; Urtheile des Publikums über Stücke können nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke erst vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Vorurtheil einiger, mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können nach allen Begriffen vom Theatereffekt nicht anders als mit idealischem Anstrich und älterm Costüm gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsern jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne? Dies Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr. Für die romantisch passende wird gesorgt werden"[1]). So mußte das nämliche Institut, dessen Errichtung doch ein Zeugniß von Dalbergs Liberalität war, der Theaterausschuß, sich sagen lassen, daß er die Meinung inkompetenter Köpfe vertrete! Uebrigens trug sich Dalberg noch mit anderen vermeintlichen Verbesserungen: er wünschte z. B., daß Karl die Amalia nicht erstechen, sondern erschießen möge. Schiller ging im Brief vom 3. Nov. darauf ein, da das Erschießen „räubermäßiger" sei; aber nun verlangte Dalberg, Amalia solle sich selbst ermorden. Hiegegen verwahrte sich der Dichter, wiewohl vergeblich, im Brief vom 12. Dez., und durch diese Zeilen klingt etwas wie Schmerz und Enttäuschung, so sehr sich Schiller beeilt, durch eine höfliche Wendung seinem Widerspruch die persönliche Spitze zu nehmen.

Für die ästhetische Kritik von Bedeutung sind die Aenderungen, welche in des Dichters freier Entschließung ihren Ursprung haben. Sie gehen ziemlich tief; namentlich ist das Gefüge des vierten und fünften Aktes bis auf den Grund angegriffen. Schiller hatte eine Erhöhung der theatralischen Wirksamkeit im Auge; er machte auch konventionellen Rücksichten einige Zugeständnisse. Das Raisonnement des Franz Moor wurde eingeschränkt, die Motivirung in einzelnen Partien stärker heraus-

---

[1]) Der Bericht nebst Dalbergs Randbemerkung aus dem Mannheimer Theaterarchiv zuerst publizirt von Boas II, 47. Vgl. jedoch den hie und da, wenn auch nicht wesentlich, abweichenden Wortlaut bei Arnold Schlönbach, Morgenblatt 1857, S. 734 ff. und bei Wilhelm Koffka, Iffland und Dalberg, S. 120.

gehoben, die Handlung durch drastische Momente bereichert. Ein im vorliegenden Falle rein äußerlicher Unterschied ist es, daß die Räuber in der Litteraturausgabe als „Schauspiel", in der Theaterbearbeitung als „Trauerspiel" bezeichnet sind; das Schauspiel gliedert sich in „Akte" und Szenen, das Trauerspiel in „Aufzüge" und Auftritte. Die Unterredung zwischen Franz Moor und Daniel zu Anfang des vierten Aufzugs beschränkt sich auf eine Ausholung des alten Dieners, während im Schauspiel Franz Moor unter Verhöhnung von Gewissensbedenken und Gottesglauben an Daniel die Zumutung richtet, zur Beseitigung des alten Grafen Hand mitanzulegen; der darauf folgende Monolog Franz Moors, in welchem dieser den Cynismen seiner Phantasie sich hingibt, ist gänzlich gestrichen. Die Rolle des Räubers Schwarz ist weggefallen; gleichermaßen die des Pastor Moser. Den Pater, welcher der Mordbrennerbande einen gnädigen Pardon überbringen soll, verwandelt das Trauerspiel in eine Magistratsperson, einen „Kommissar". Aber der Pater ist für den Dialog eine viel bessere Figur; freilich ist auch der Dialog selbst seinem Gehalt nach im Trauerspiel abgeschwächt. Weggefallen sind ferner zum Nachteil der Dichtung sämmtliche Lieder und Gesänge. Dagegen ist zum Vorteil Hermanns Gegenintrigue motivirt und verstärkt; der Auftritt, in welchem Franz Moor der Gefahr des mit Hermann geschlossenen Bundes zu seinem Entsetzen sich bewußt wird, ist ein völlig neuer Zusatz. Der darauf folgende Monolog Franz Moors, der in einem Meistergriff dramatischer Genialität, in jenem ängstlichen, die Zuhörer mit Gespensterschauern packenden Aufschrei: „Wer schleicht hinter mir?" gipfelt, ist ebenfalls gänzlich neu hinzugekommen. Nicht glücklich verändert ist die Gartenszene. Abgeschwächt, ins Sentimentale, Plattmoralische und Unwahre verdorben ist der Ausgang des Dramas. Die gräßlichen Farben sind erhöht, das Gericht über den Schurken wird zu sichtlicherer Befriedigung des moralischen Gefühles in breiterem Rahmen vollzogen, Haß und Vergeltung sättigen sich: Franz, der im Schauspiel mit seiner Hutschnur sich erdrosselt, wird jetzt zum Turme, in welchem er den Vater lebendig begraben hat, hingezerrt, und das Urteil der Räuber stößt ihn, der das ganze

Gerüst seiner Schandthaten jämmerlich zusammenstürzen sehen muß, in die Moderhöhle hinunter. Das ist mehr Justiz, aber die Katastrophe der ersten Fassung ist großartiger und packender. Infolge dieser Aenderung bleibt nun Schweizer, der im Schauspiel sich vor die Stirn schießt, als er den Auftrag des Hauptmanns, Franz ihm lebendig zu liefern, nicht erfüllen kann, am Leben, und während in der ursprünglichen Gestalt des Stückes die Räuber dem Entschlusse Karl Moors, sich selbst in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, mit grollenden Hohnreden entgegentreten, scheidet im Trauerspiel der Hauptmann von seinen Genossen zwar mit dem gleichen Vorsatz, aber er entläßt sie mit einem versöhnenden Wort und vollzieht an Schweizer und Kosinsky eine Art Freisprechung. Die Umarmung, welche zwischen Schweizer und Kosinsky erfolgt, wirkt als geziertes Tableau, und ein Effektstück ist es, daß Karl Moor vor der Hinopferung der Geliebten dieser den Busen entblößt, um die Räuber zu rühren; ein ungeschickter Einfall des Dichters, für die Bühne unbrauchbar und ja doch nur Reminiszenz an das Geschichtchen von Hyperides und Phryne. Das Spottwort: „Laßt ihn hinfahren! es ist die Groß-Mann-Sucht. Er will sein Leben an eitle Bewunderung sezen," ist gestrichen, und gestrichen ist auch der schlagende Ausdruck der Selbsterkenntniß Karl Moors: „O über mich Narren, der ich wähnete ... die Geseze durch Gesezlosigkeit aufrecht zu halten ... Ich ... erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwey Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden." Alles in Allem gerechnet, ist die Summe des Verlustes, welchen das Drama in der Theaterbearbeitung erlitten hat, namhaft größer als die Summe des Gewinnes.

Schiller bezieht sich im Briefe an Dalberg vom 6. Oktober ausdrücklich auf eine Erfurter Rezension der Räuber erster Ausgabe, so daß es von Interesse scheint, zu fragen, in wie weit sich Schiller bei der Umarbeitung von ihr habe beeinflussen lassen. Diese Rezension, eine der frühesten, welche über die Räuber veröffentlicht wurde, eine gehaltvolle und warme, wenn auch von Schiefheiten nicht freie Beurteilung, erschien in der „Erfurtischen Ge-

lehrten Zeitung“ vom 24. Juli 1781; als den Verfasser — unterzeichnet ist nur die Chiffre —e — vermutet R. Boxberger [1]) den damals 29jährigen Schriftsteller Chr. Fr. Timme aus Arnstadt. Die einleitenden Worte zur Kennzeichnung des Dichters sind vorzüglich gewählt und bezeugen den Fernblick des Rezensenten: „Die Räuber. Ein Schauspiel . 1781. (12 Gr.) Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene schon in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen, recht zu leben. Ich glaube, daß sie um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, kühne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrüke, poetische Deklamazionen, und eine Neigung, nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kann, alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei raschem Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser.“ Im zunächst Folgenden tadelt Timme die in der Vorrede zu den Räubern erhobene Forderung, daß man das Stück nicht als Schauspiel nach den Regeln des Aristoteles und Batteux, sondern als dramatisirte Geschichte beurteilen möge; man sieht daß er noch mit einem Fuße in der Verehrung der drei dramatischen Einheiten nach französischer Auffassung steckt und daß er gerne zu den Leuten des juste milieu zählen möchte, welche mit den „wütenden Kraftschenies“ nichts zu thun haben wollen: „ich weis,“ bemerkt er, „daß wir nur noch kurze Zeit so fortfahren dürfen, um alles, was die besten Köpfe seit Jahrhunderten gebaut haben, niederzureisen,

[1]) Histor.-krit. Ausgabe der Räuber in Kürschners D. Nation.-Litteratur, Bd. 120, Einl. S. XXV. Vgl. Koberstein Gesch. d. deutschen Nationallitteratur, Bd. V, 122 der 5. Aufl. Timme lebte in Erfurt und starb 1788. Vollständig und diplomatisch treu ist die Rezension abgedruckt bei Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen, I, 1, S. 1—7.

und mit Sturm und Drang, Sing und Sang in das beliebte Zeitalter der Gothen zurückzukehren." Nach welcher Seite hin Timmes litterarische Sympathien neigten, wird noch deutlicher, wenn man sich erinnert, daß er selbst einen satirischen Roman gegen das „Empfindsamkeitsfieber" geschrieben hat. Vor dem Götz von Berlichingen will er den Dichter der Räuber gewarnt haben; Lessings Emilia Galotti soll das höchste Muster sein. Indessen hofft er, daß sich Schiller „mit dem Aristoteles noch aussönen und uns Meisterstücke der Kunst liefern wird, die mit Shakespears so oft schon nachgeäfften, aber bis itzt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch seine Ausschweifungen verunstaltet zu werden". Einzelne Ausstellungen, welche Timme erhebt, sind geradezu thöricht, wie z. B. die, daß „die meisten der Räuber" als „ganz überflüssige Nebenpersonen" hätten wegbleiben können; „wozu die ganze Rotte?" ruft er herzhaft aus, „zu nichts, als das ganze Stük hier und da langweilig zu machen, und einige sehr widrige Szenen aufzuführen. . . . Spiegelbergs Erzälungen sind nicht nur überflüssig und langweilig, sondern auch ekelhaft. Wer mag eine so weitläufige Relazion läppischer Studentenstreiche mit anhören? . . . Moors Verzweiflung und wütender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröste Teil des unbedeutenden Gewäsches der Uebrigen überflüssig." Als ob, wenn Schiller die Räuberbande beseitigt hätte, von seinem Stück nicht Puls und Stimmung und Kolorit zur Hälfte verloren gegangen wären, als ob es nicht gegen alle Gesetze künstlerischer Veranschaulichung verstoßen hätte, wenn das Unternehmen Karl Moors nicht sinnlich-lebendig, nicht in Handlung uns vor Augen gerückt worden wäre! Doch über dergleichen Fehlgriffe der von Boxberger und Palleske einigermaßen überschätzten Rezension ist es nicht nötig mehr Worte zu verlieren. Gekürzt hat Schiller die Räuberszenen in der Theaterbearbeitung allerdings, aber sicherlich mehr aus technischen Rücksichten, als aus ästhetischen, und zumeist geschah es aus Zwang herkömmlich-äußerlicher Dezenz; es ist aber von Saft und Kraft des echten Dramas auch dabei ein gut Teil verloren gegangen. Gewahrt sei immer die Hoheit und die Würde der Kunst; aber nach

Backfischen und prüden Ladies hat ein großer Dichter nichts zu fragen. Leicht wird man nur Spiegelbergs Erzählung von der Erstürmung des Nonnenklosters vermissen; sie fehlt in der Theaterbearbeitung. Aber auch Spiegelbergs Erzählung von der Mißhandlung des Hundes und seine Schilderung, wie man Rekruten für die Bande wirbt, fehlen; und diese Züge waren doch charakterisirend und also von Wert. Andrerseits hat Timme eine große Reihe der Schönheiten des Stückes richtig gesehen und mit feuriger Empfindung gerühmt. Der so großartigen als folgerichtigen Zeichnung Karl Moors wird die Rezension in vollem Maße gerecht. Ueber Amalia findet sich nicht viel mehr als die Bemerkung, daß man zu wenig von ihr sehe; um so sorgfältiger und feiner ist die Untersuchung, ob ein Charakter wie Franz Moor, „ein so gänzliches Ungeheuer in der Natur“ vorkomme; „war es nicht möglich,“ fragt Timme, „daß der Verfasser ihm alle zur Karakteristik des Stücks nöthige Hauptzüge lies, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so durchaus, so ununterbrochen bös ist, näher gebracht hätten?“ Mit Grund wird die Rolle Hermanns getadelt; dieser sei boshaft und rachgierig genug, um sich von Franz zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, zeige er sich als gutherzigen Retter der Leidenden. Besser würde Schiller gethan haben, wenn Franz an Stelle des alten, frommen Daniel Hermann zum Vertrauten des Mordanschlags auf Karl gewählt hätte, wenn der von Franz betrogene Hermann am Ende einen Akt der Rache zur Ausführung bringen würde; Daniel sei ganz überflüssig u. s. w. War in diesem Falle die Kritik berechtigt und findig, so ist der Gebrauch, welchen Schiller von ihren Vorschlägen gemacht hat, nicht minder geschickt. Schiller hat sich nicht verleiten lassen, die Rolle Daniels, für welche Timme nirgends ein Verständniß zeigt, zu streichen; aber er hat im achten Auftritt des vierten Aufzuges eine Szene eingeschoben, welche die veränderte Haltung Hermanns motivirt und zugleich im Dialog ein vorzüglicher dramatischer Griff ist: Hermann, durch den Wortbruch seines Gebieters, durch den Spott, welchen Franz mit seiner Werbung um Amalia getrieben, außer

sich gebracht, tritt dem Verführer als offener Feind, als Rächer der Frevel entgegen. Zu den „überflüssigen Personen“ gehört nach der Erfurter Rezension auch der Pastor Moser. Würden die Briefe Dalbergs vorliegen, so wüßten wir, ob Schiller diese Rolle seinem Erfurter Rezensenten zuliebe gestrichen hat, oder ob Mosers strafende Predigt, sein Gemälde des ewigen Gerichtes der platten Meinung, daß jedes Aussprechen kirchlich-religiöser Dinge von der Bühne herab eine Entweihung der Religion bedeute, zum Opfer gefallen ist. Timme findet auch das Räuberlied „Ein freyes Leben führen wir“ entbehrlich. In die zweite Litteraturausgabe der Räuber hat Schiller sämmtliche Lieder wieder aufgenommen; in der Theaterbearbeitung fielen sie, wie es scheint, zu Gunsten einer Kürzung der Aufführungszeit hinweg. Den Monolog Franz Moors in der ersten Szene des ersten Aktes hat Schiller in der Theaterbearbeitung gründlich gekürzt, unbarmherziger vielleicht, als der Erfurter Rezensent gemeint hatte.

Abschließend belehrt uns über des Dichters kritisches Verhalten die Rezension der Räuber, welche Schiller selbst unter der Chiffre K . . . . r im ersten Stück des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur“ 1782 veröffentlicht hat; von ihr an dieser Stelle zu sprechen, wird durch den inneren Zusammenhang der Dinge entschuldigt sein, wenn wir auch dem chronologischen Gange um einige Monate vorausgreifen. Unmittelbar nach der Aufführung, unter dem 17. Januar 1782, schreibt Schiller an Dalberg: „E. Exc. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache . . . . Ich werde mir die Freiheit nehmen, über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden und in einige Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text zu werfen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art, als ich mir dachte, begriffen worden. Auf diese Abhandlung also, die nächstens fertig werden, und E. E. zugeschickt werden soll, berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfasser des Stückes ohnstreitig ein partheiischer und vielleicht allzustrenger Richter bin.“ Die Ein-

sendung an Dalberg unterblieb in der Folge, aber die fragliche Rezension führt in der That in der Inhaltsanzeige zum ersten Stück des Wirtembergischen Repertoriums [1]) den Titel „Abhandlung über die Räuber", und überdies liegen die bestimmtesten Zeugnisse vor, daß wir es hier mit einer Selbstrezension Schillers zu thun haben. Streicher erzählt [2]): „Mit wahrhaft jugendlichem Uebermuth verfaßte er [Schiller] für diese Schrift [das Wirtembergische Repertorium] in der Folge eine Recension seiner Räuber, welche so hart und beißend war, daß man nicht begreifen konnte, wie jemand es wagen mochte, eine Arbeit so streng zu tadeln, deren Glanz die meisten Leser verblendet und auch den größten Kennern Achtung abgenöthigt hatte. Der über diese Beurtheilung häufig geäußerte Tadel gewährte aber ihm desto mehr Belustigung, je weniger jemand — außer einigen Freunden, die darum wußten — vermuthete, daß der Verfasser selbst diese scharfe Geißel über sich geschwungen." Nicht anders berichtet Karoline von Wolzogen [3]). Uebrigens hatte schon das Wirtembergische Repertorium seinen Lesern bekannt gegeben, daß die Kritik aus Schillers Feder sei; nachdem nämlich ein Frankfurter Rezensent von der genannten Abhandlung Anlaß genommen hatte, wider ihren Verfasser zu Feld zu ziehen, erfolgte zu Eingang des dritten Stückes der Zeitschrift in der „Anzeige der Herausgeber" die Erklärung: „Dem Frankfurter Recensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die Räuber, die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels Hrn. D. Schiller selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen." Hiezu in Beziehung steht die Angabe im „Freimüthigen" [4]): „Ein Frankfurter Recensent, enthusiasmirt von den Räubern, ging dem jungen Kritiker, der die Wahl, den Plan, die Charaktere dieses Schauspiels so feindlich angriff, sehr zu Leibe, und war

---

[1]) Sie folgt auf den „Vorbericht"; in Goedekes histor.-krit. Ausgabe ist sie nicht mitabgedruckt worden.

[2]) Schillers Flucht S. 28.

[3]) Schillers Leben, S. 23 der 5. Aufl.

[4]) 1805, Nr. 221.

höchlich erstaunt, als ihm zu Ohren kam, daß sein Verehrter selbst der Verfasser jener scharfen Kritik sey."

Die Rezension Schillers gibt dem Leser den „Generalriß" des Stückes bekannt, um sich sodann mit der Wahl der Fabel, mit der Rechtfertigung unserer Sympathie für den Räuber zu beschäftigen. „Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte." In der Anmerkung zu dieser Stelle citirt Schiller die „Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau"; wie Goedekes historisch-kritische Ausgabe ergänzt [1]), ist es die zu Leipzig 1779 erschienene Erste Sammlung der Schriften von Helferich Peter Sturz, welche Schiller im Auge hat, und der dort sich findende Satz: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb großen Menschen wählte, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher." Karl Moor, „nicht Dieb, aber Mörder, nicht Schurke, aber Ungeheuer", verdanke seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes [2]), und „durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakespearischer Manier" seien dieselben „in einem neuen, wahren und harmonischen Karakter unter sich amalgamirt" worden. Im Uebrigen erinnert Schiller daran, daß der Dichter die Tugend in keinem triumphirenderen Glanze zeigen könne, als wenn er sie in die Intriguen des Lasters verwickle; daß wir „uns so gern auf die Parthie der Verlierer schlagen", wie denn Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel" mache; daß zu dem Außergewöhnlichen uns das Herz ziehe und dem von der Welt Ausgestoßenen unsere geheime Sympathie gehöre, wie wir auch „lieber mit Krusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen". Allerdings müßte, fügt Schiller bei, ein so kühnes Gemälde ungeheurer Verirrung uns zurückschrecken, hätte nicht der Dichter durch einige Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit in dasselbe gebracht; und diesen Kunstgriff

[1]) II, S. 357.

[2]) Vgl. S. 190, Anm. des Buches.

unterstütze die Neigung der menschlichen Natur, den Stempel der Gottheit lieber aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als in einem regelmäßigen Gemälde ihn zu bewundern, von Einer Rose in der Sandwüste mehr entzückt zu werden als von einem Rosenhain in den Hesperischen Gärten. „Kraft eines ewigen Hanges, alles in den Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor, und Engel herunter." Dazu wirke zu Gunsten des Räubers, daß ihm ein viel schlimmerer Verbrecher, ein „überlegender Schurke" gegenübergestellt sei. Die Liebe Schillers zu dem Helden seiner Phantasie bricht hervor in dem prächtigen Schlußwort dieses Absatzes: „Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist, er gieng auf wie ein Meteor, und schwindet, wie eine sinkende Sonne."

Verwickelter wird die kritische Untersuchung mit der von Schiller nunmehr aufgeworfenen Frage, ob ein Charakter wie Franz Moor möglich, ob er der Dichtung erlaubt sei. Hier macht ihm sichtlich jenes von Timme geäußerte Bedenken zu schaffen; und daß Timme nicht allein blieb, zeigen die bald nach den ersten Aufführungen des Stückes zu Tage getretenen Rezensionen. „Ungeheuer wie Franz von Moor," schrieb die Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" unter dem 16. Nov. 1782 [1]), „sind, dem Himmel sey Dank, zu selten, um durch ihre Darstellung eine andere moralische Empfindung, als Gräuel und Abscheu, und einen mächtigen Schauder zu erregen." Deßgleichen die „Allgemeine deutsche Bibliothek" 1782, im I. Stücke des 49. Bandes: „Die Charaktere der Räuber sind, unserm Gefühle nach, meisterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menschheit hoffen) ist ein Geschöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grund aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schooße des besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden könnte, bloß aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr seyn

---

[1]) Siehe Julius W. Braun, I, 1, S. 23—24.

will, ein so eingefleischter Teufel! — Nein! das ist nicht möglich!“ [1])

Schiller ist für das Gewagte seiner Zeichnung nicht blind, aber er ist kaum mit sich ganz im Reinen, bis zu welchem Grade die Ausstellung Timmes berechtigt sein möchte. In keinem anderen Teile der Rezension tritt die innerste Meinung des Dichters so wenig bestimmt hervor als hier; aus mancherlei Für und Wider setzt sich der Schraubengang der Untersuchung zusammen, um schließlich halbfertig abzubrechen und bei den Worten: „Doch Klag und kein Ende! Sonst ist dieser Karakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst“ einer dem Verfasser willkommeneren Seite des Themas Raum zu geben. Daß „die Geschichte Subjekte liefere, welche unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen“, konnte Schiller sich nicht verhehlen; er belegt diesen Satz in einer Anmerkung mit einigen Beispielen, und hätte er kriminalgeschichtliche Studien gemacht oder gleich uns die Mostschen Anarchisten erlebt, so wäre seine Liste auch bezüglich derjenigen Verbrecher, welche die Bestialität mit Raffinement verbinden und mit empörender „Leichtigkeit“ von einer „abscheulichen Philosophie“ zu bösen Werken übergehen, eine nur allzureichliche geworden. Ist nun die reale Möglichkeit einer Handlungsweise, wie Franz sie zeigt, außer Zweifel, so blieben immer noch die Fragen, ob nicht die Natur auch dem Verworfensten noch irgend einen menschenwürdigen Zug läßt und ob ein Charakter von einer so lichtlosen Häßlichkeit wie Franz nicht das ästhetische Interesse aufhebt. Das Erstere wird kein Psycholog bestreiten; und wenn dem so ist, so soll allerdings der Dichter, welcher immer die zerstreuten und widerspruchsvollen Erscheinungen des Lebens auf einen Brennpunkt sammelt, der Mischung der menschlichen Natur seinen Zoll abtragen, und Schiller konnte zu solchem Zweck seiner Palette ein paar Farben zusetzen. Aber er hätte auch in Verteidigung seiner Schöpfung einige Umstände anführen können, welche die verbrecherische Laufbahn Franzens halbwegs

[1]) Ebenda, S. 26—27.

erklären; so ganz ohne Motivirung, wie die Rezensenten meinten, läßt Schillers Drama das Aufkommen der Bosheit nicht. Was stört den Frieden des ältesten Paares ungleicher Brüder, was treibt Kain die Hand wider Abel zu erheben? Es ist der Neid. Und Neid brennt wie Gift auch in Franzens Adern. Er ist der jüngere Sohn, der durch Erbgesetze Benachteiligte; er weiß sich beschimpft durch eine „Bürde von Häßlichkeit", und wie die Natur ihre Gnaden ihm versagt hat, so hat er auch die ungleich größere Liebe, welche der Vater für den älteren Sohn hegt, empfindlich gefühlt. Das ist darnach angethan, einen Menschen, der etwa auf der Mittellinie von gut und böse schwankend steht, gemach in die Arme eines brutalen Egoismus zu treiben. Der alte Moor kann sicherlich nicht als „der beste", wohl aber als der schwächste der Väter gelten; und soll einmal mit Voraussetzungen der Fabel gerechnet werden, so liegt auf der Hand, daß dieser Mann der Erziehung weder des einen noch des andern seiner Söhne gewachsen war, daß er der Natur beider die Zügel schießen ließ. Aber freilich bleibt Alles, was Franz Moors Entwicklung zum Schurken begreiflich machen könnte, gegenüber der grellen Malerei der Verruchtheit im Mißverhältniß. Der Mangel der Motivirung hängt mit der Schwäche der Intrigue, der sterblichen Seite des Dramas, zusammen. Ihrer ist Schiller in der Selbstrezension sich hell bewußt; er spricht, als ob er nicht Worte genug fände, von Franzens „plumpen und vermessenen, abentheuerlich groben und romanhaften" Erfindungen, welche der Alte „gar zu einfältig" glaube; er spottet obendrein über das „zähe Froschleben" des Gefangenen. An diesen Dingen, als am Grundgewebe der Fabel, ließ sich auch in der Theaterbearbeitung nicht mehr viel ändern; dagegen hat Schiller die Forderung, daß in der Seele auch des Verruchten zuweilen noch eine Spur von Gewissen sichtbar werden müsse, beachtet. „Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit" sollen über den Bösewicht kommen. In dieser Absicht also ist in der Theaterbearbeitung im vierten Aufzug der Monolog eingeschoben, welcher die Worte enthält: „Wohl! es gilt einen raschen Entschluß! — Wie? wenn ich selbst hingienge —

ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? . . . Frisch! Ich wills wagen (er geht starken Schritts nach dem Ende der Bühne, bleibt aber plötzlich in schröckhafter Erschlaffung stehen) . . . Wer schleicht hinter mir? (die Augen gräßlich rollend) . . Gesichter wie ich noch keine sah — schneidende Triller" . . . . „Durch meine Knochen Zermalmung (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen) Feig bin ich nicht — allzuweichherzig bin ich — Ja! so ist es! — Es sind die Zuckungen der sterbenden Tugend — Ich bewundre sie — Ein Ungeheuer müßt ich seyn, wollt ich die Hand legen an meinen leiblichen Bruder — Nein! nein! nein! Das sey ferne! Diese Reliquie der Menschheit in mir will ich in Ehren halten — Ich will nicht tödten — Du hast gesiegt Natur — auch ich fühle noch etwas, das der Liebe gleicht — Er lebe." Weniger Gewicht hat Schillers Hinweis, daß Franz Moor in der unglücklichen Katastrophe ja doch menschlich leide, daß ihn das an Daniel gerichtete Wort „Hier nimm diesen Degen. Hurtig — jag mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir" in unsrer Empfindung veredle. Aber einen in der Zeichnung von Franzens Seelenzustand dichterisch-großartigen Zug, einen Meistergriff, rühmt die Rezension wieder mit vollem Recht: die innere Verwirrung des Schurken, der, „voll gepropft von schweren entsezlichen Geheimnissen", „selbst seinen Wahnwiz für einen Verräther hält" und aus einer Ohnmacht erwachend die Worte ausstößt: „Was hab ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab eine Lüge gesagt, es sey was es wolle."

Leichteren Herzens als über Franz, mit viel schalkhaftem Spott, spricht Schiller über Amalia. Er verrät uns, daß er mit dieser Rolle dem Publikum „etwas ausserordentliches" habe zukommen lassen wollen; von den wilden, stürmischen Empfindungen, in welchen die Räuberszenen „uns herumwerfen", sollten wir in der sanften, weiblichen Seele des Mädchens ausruhen. Aber der Dichter habe uns um das Natürliche gebracht. „Der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum heroischen und starken zu neigen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft,

und in keinem Mittelweg zu gebrauchen". . . Amalia „kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan den Herzeinigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen andern zu ersezen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen und weiß nicht was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnde auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte, kein zukünftiges Schicksal ist angekündet, oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtgen von ihr fallen. Dieses ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist." Einige burleske Uebertreibung läuft hier mit unter; aber freilich ist die Braut Karl Moors die erfindungsärmste Dulderin, und wo sie anders erscheint als sentimental-schwärmend und schmachtend, ist sie zu einem Zwitter von Weib und Mann verzeichnet. Sie ist ein aus der Abstraktion geschöpftes Gebilde, wie denn auch ihr begriffsmäßiger Name „von Edelreich" den Mangel individualisirender Vorstellung des Dichters spiegelt. Nun glaubte dieser in der Theaterbearbeitung wenigstens mit dem vierten Aufzug „sich verbessert" und in der Gartenszene des Trauerspiels „ein wahres Gemälde der weiblichen Natur" gegeben zu haben. Man sieht wohl, was er beabsichtigte: er wollte nicht nur den Eindruck des Rührenden vermehren, sondern auch Amalia mehr in Handlung bringen. Aber die Situation ist höchst erkünstelt; denn eben jetzt, unmittelbar vor Karls Eintritt in den Garten, hat Amalia aus dem Munde Hermanns erfahren: die Geliebten, „sie leben!" Dagegen bleibt der Dichter im Recht, wenn er den Ausgang von Amaliens Schicksal, ihren Tod von der Hand des Geliebten verteidigt: „Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen . . . Soll sie heimgehen, und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir eckelt vor diesem alltäglichen Behulf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und

Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde.“ Das war ein Hieb auf Dalberg. Auch gegen die von Dalberg angeordnete Zeitänderung des Stückes wagt Schiller jetzt den unverblümtesten Tadel.

Nachdem das „Kontrastierende“ im Charakter der Räuber Spiegelberg, Roller, Schufterle, Kosinsky, Schweizer nachdrücklich hervorgehoben und dem Unverstand Timmes damit ein Nasenstüber gegeben ist; nachdem auch der veränderten Rolle Hermanns gedacht ist, eilt die Rezension Schillers zum Schlusse. Mutwille, Laune, Satire und kritische Selbsterkenntniß mischen sich in diesem letzten Teile. Zuerst werden Sprache und Dialog des Dramas getadelt, welche „sich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetisch sein dörften“: „Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhizten Fantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zuviel im Klopstock gelesen . . . Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte, und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unser einer. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.“ Bezüglich der Moral des Stückes gestattet sich Schiller, nunmehr wie billig, einen drastischen Ausdruck: „Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darinn (besonders wenn er sie mitbringt) Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren“. Zuletzt blickt der Dichter selbst hinter dem Vorhang hervor: „Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr, seine kolossalischen Fehler. Er soll Arzt bei einem Wirtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so

muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben." Mit dieser lustigen Selbstpersiflage schließt die Rezension, welche, im Ganzen betrachtet, um der Einsicht des Verfassers willen, bei ihrer maßvollen Abwägung von Lob und Tadel, eine vorzügliche kritische Leistung ist; die für den Autor heikle Aufgabe, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen und seine Fehler nicht zu verleugnen, ist in Ehren gelöst, das Versteckspiel mit dem Leser witzig und glücklich zu Ende geführt. Möglicherweise hat Schiller da und dort Bestandteile der ungedruckten Rezension, welche ihm Petersen eingehändigt hatte, verwertet. Gegen die hingeworfene Bemerkung, daß der Dichter „keine Kritik gelesen", redet verräterisch genug der Satz: „Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespear vergaft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen." Eben von den „Schönheiten" und den „Ausschweifungen" Shakespeares hatte Timme in Beziehung auf Schiller gesprochen. Aber wir wissen es ja besser: Schiller las, was von Urteilen über sein Erstlingswerk ihm irgend zu Gesicht kam, wie er auch Dalbergs Kritik „mit höchster Begierde" [1]) erwartet hatte.

Mit Ablauf des Jahres 1781 waren in Mannheim die Vorbereitungen zur Aufführung getroffen worden; der mit Dalberg befreundete Otto Heinrich von Gemmingen, der Verfasser des „Deutschen Hausvaters", hatte, wie Schwan an Schiller schrieb, die Räuber daselbst vorgelesen, so daß für eine günstige Aufnahme der Boden von mehr als einer Seite bereitet war. Schiller wünschte sehnlichst, einer Generalprobe oder doch der ersten Vorstellung beiwohnen zu können; er bat im Briefe vom 12. Dezember um eine Vergütung der Reisekosten und schickte zugleich das von Dalberg gewünschte „Avertissement" für das Publikum ein. Unter Bezugnahme auf Herrn von Gemmingen fügte er bei: „Uebrigens, wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu

[1]) Brief vom 3. Nov. 1781.

bezeugen, so will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm sagen, wie lieb mir solche Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen." Eine Vergütung der Reisekosten wurde von Dalberg zugesagt, und Schiller freute sich nun „wie ein Kind" [1]) darauf, seine Räuber über die Bühne gehen zu sehen. Aber ein verdrießlicher Umstand schien noch einmal seine Hoffnung vereiteln zu wollen. Zwischen dem 8. und 12. Januar sollte die Aufführung stattfinden, und am 10. Januar war das Geburtsfest der Reichsgräfin von Hohenheim, bei welchem in Stuttgart Niemand, der zum Militär oder zum Herzog in Beziehungen stand, wegbleiben durfte. Schiller richtete in seiner Bedrängniß unter dem 30. Dez. einige Zeilen an Schwan mit der Bitte, man möge die Aufführung zum mindesten auf den 12. Januar verschieben, möge auch über seine Reise nach Mannheim Stillschweigen bewahren. Diese Wünsche wurden berücksichtigt.

„Sonntags den 13. Jänner 1782", verkündigte jetzt der Theaterzettel, „wird auf der hiesigen National-Bühne aufgeführet Die Räuber. Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet". Die bedeutsameren Rollen zeigten sich, wie nachstehend, verteilt: Maximilian, regierender Graf von Moor — Herr Kirchhöfer; Karl Moor — Herr Böck; Franz Moor — Herr Iffland; Amalia — Mad. Toscani; Spiegelberg — Herr Pöschel; Schweizer — Herr Beil; Roller — Herr Toscani; Kosinsky — Herr Beck; Hermann — Herr Meyer. Unter dem Personenverzeichniß folgt die Bemerkung: „Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete." Also Jahr 1495. Unter dem Verzeichniß der Eintrittspreise: „Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen" [2]).

Mit dem Theaterzettel zugleich, die linke Hälfte des ausgespannten Bogens einnehmend, wurde das von Schiller entworfene, von Dalberg an wenigen Stellen und unwesentlich ab-

---

[1]) Brief an Dalberg vom 25. Dez.

[2]) Vgl. den Text des Theaterzettels im Anhang des Buches.

geänderte[1]) „Avertissement“ an den Straßen von Mannheim angeschlagen. Derartige „Erinnerungen“ oder Verständigungen liebte Dalberg; er hat später bei der Aufführung des Fiesko wie bei der des Trauerspiels „Der Mönch von Carmel“ das gleiche Verfahren beobachtet. Diesmal lautete die Fanfaronade, welche die Moralisten kleinlaut machen und die Theaterliebhaber entflammen sollte, also: „Der Verfasser an das Publikum. Die Räuber — das Gemählde einer verirten grosen Sele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.“

Schiller unternahm die Reise nach Mannheim „ohne Urlaub

---

[1]) Vgl. Goedekes histor. krit. Ausg. II, 336—337.

von seinem Regimentschef zu nehmen“ [1]); Petersen begleitete ihn. „Ein schmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beschäftigte sie so angenehm, daß sie zu spät nach Mannheim kamen.“ So schreibt Petersen in seinem handschriftlichen Nachlaß; „man sollte es nicht glauben,“ fügt Hoffmeister=Viehoff schulmeisterlich bei, und mit Aufwand von Tiefsinn legen Andere die Sache sich zurecht. Doch was ist so Wunderliches daran? Gott Eros ist ja ein Schalk, und Bacchus, der die Ermüdeten auf ihrer letzten Reisestation erquickt haben wird, ist feurig in der Pfalz. Wer aber nicht zu glauben geneigt ist, daß dem Dichter dennoch um das Schicksal seines Werkes das Herz fortissimo schlug, der mag annehmen, daß Freund Petersen damals der Meistbeschäftigte war; über diesen Punkt gibt ja der Anekdotenkrämer keinen Aufschluß. Gewiß aber ist, daß die Pferde in letzter Stunde nach Mannheim jagten und daß der Dichter, noch ehe der Vorhang sich hob, auf seinem Platze stand, „in der dunkeln Parterre-Loge seines Freundes Schwan“ [2]).

Er beugte sich über die Brüstung und warf einen scheuen Blick über den Zuschauerraum. Und jetzt wirbelte Glut ihm vom Herzen zur Stirne: denn bis zum letzten Winkel gefüllt war das Haus, und in Jauchzen und Beben der Seele las er die Schrift seines Schicksals: von diesem Tage an wird das deutsche Volk mit dir sein! „Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier ꝛc. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, ... zu sehen ... Der kleine Raum des Hauses nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde eine Loge

---

[1]) Streicher, S. 41.

[2]) Letztere Angabe folgt dem Artikel Franz Dingelstedts „Die erste Aufführung von Schillers Räubern“ in Westermanns Illustr. D. Monatsheften, 1859, S. 394; der Verfasser scheint neben anderen sachlichen Aufschlüssen auch diese Mitteilung durch den Mannheimer Oberregisseur Wolf erhalten zu haben. Karoline von Wolzogen erzählt, nur Dalberg und der Geheime Rat Klein habe um Schillers Anwesenheit gewußt; es ist aber unwahrscheinlich, daß Klein eher in Kenntniß gesetzt war als Schwan.

zu erhalten, ihre Sitze schon Mittags um ein Uhr zu suchen und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte .... Die ersten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Lesen davon erwartete, aber die letzten drei enthielten alles, um auch die gespanntesten Forderungen zu befriedigen [1])." „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Thüre. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht!" [2]) Wir werden für das Kunstverständniß des Mannheimer Publikums den richtigen Maßstab gewinnen, wenn wir nicht übersehen, daß ein Jahr zuvor Graf Törrings Schauspiel „Agnes Bernauerin" nachhaltigeren Zulauf errang; aber von einer derart leidenschaftlichen Erschütterung der Menge wird doch nur gelegentlich der Aufführung der Räuber berichtet, und übereinstimmend mit jener Schilderung ist, was die Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" vom 27. April „aus Mannheim" sich schreiben ließ: „Schwerlich hat je ein Stück in Deutschland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht als die Räuber; aber es ist auch noch kein Schauspiel in Manheim so gut gegeben worden als dieses."

Ueber die Leistungen der Schauspieler hat billigerweise der Dichter selbst das erste Wort; sein Bericht ergänzt zugleich in andern Einzelheiten das Bild des Abends. Und zwar ist es abermals das Wirtembergische Repertorium, in welchem Schiller sich ausspricht; ein fingirter Brief, d. d. „Worms, den 15. Jenner —82", der Selbstrezension der Räuber als „Anhang" beigedruckt, dient ihm als Mittel: Wir lesen: „Vorgestern endlich gieng die Vorstellung der Räuber des Hrn. Schillers vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, seze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich er-

---

[1]) Streicher, S. 39—40.

[2]) Anton Pichler, Chronik des Hof- und National-Theaters in Mannheim, 1879; S. 67—68 „nach Aussage eines Augenzeugen der ersten Vorstellung".

staunen welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Hr. Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Hr. Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrige, die ich wenigstens kenne, bleibt es, nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich wars, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Szenen, damit Machinisten und Schauspieler Zeit gewännen, man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorazionen waren ganz für das Stück gemacht, Hr. Danzy hatte auch die Zwischenakte neu aufgesezt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine grosse Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich däucht die Schauspieler hatten sich noch beeilet.

Doch — Sie werden ungedultig seyn vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Hr. Böck als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn noch, neben dem Vater knieend mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maasgab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht in der Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Hr. Iffland der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den leztern Szenen als Meister gezeigt. Noch hör ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose N e i n sagen, und dann wiederum,

wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! Ja! — droben einer über den Sternen!“ — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen, und bethen, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten — Wenn nur Hr. Iffland seine Worte nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Teutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung teutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schiessen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß langes und breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist diß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers . . . . N.“

Schiller speiste, wie Petersen handschriftlich erzählt, nach der Vorstellung in Gesellschaft der sämmtlichen Schauspieler. Beflügelt, in Gesprächen über dramatische Kunst, eilten die Stunden. Bei seiner Abreise erhielt er durch Vermittlung Schwans „vor die Reißköstén“ 44 Gulden. Ein Honorar pflegte man für Stücke, welche im Druck erschienen, nicht zu gewähren. Die Inszenirungsausgaben hatten 375 Gulden 50 Kr. betragen,

die Einnahme der ersten Vorstellung 233 Gulden 42 Kr.[1]) Freilich brachte bereits die zweite Vorstellung des Stückes, am 24. Januar, einen Ertrag von 180 Gulden 40 Kr. hinzu.

Nach Stuttgart zurückgekehrt, unter dem 17. Januar 1782, richtete Schiller ein Danksagungsschreiben an Dalberg, des Eingangs: „Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp, dessen Sie mein Stück gewürdigt, und für alles, wodurch E. E. die kleine Vollkommenheit desselben erhoben, und seine Schwäche mit dem größten Aufwand der theatralischen Kunst zu bedecken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, in's Detail meines Stückes und seiner Vorstellung zu gehen und weil ich noch nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielte ich es für besser, noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen." An diese Zeilen schließt Schiller die Anzeige, daß er im Sinne habe, eine Abhandlung über das Schauspiel zu veröffentlichen und innerhalb derselben auch „die drei trefflichen Spieler" Iffland, Böck und Beil zu charakterisiren. Beides geschah, wie wir sahen, getrennt, die Ausführung verzögerte sich auch: noch unter dem 1. April schreibt Schiller an Dalberg: „Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Piecen aufführen gesehen habe, welches, wie ich hoffe, dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt."

Schwan hatte, sobald die Annahme des Stückes bei der Mannheimer Bühne gesichert war, in Uebereinkommen mit Dal-

---

[1]) Pichler, Chronik des Mannh. Theaters S. 68. Dalbergs Anweisung an die Theaterkasse auf Erstattung des von Schwan geleisteten Vorschusses sowie Schwans Quittung vom 27. Januar 1782 abgedruckt bei Boas, II, 63—64.

berg den Verlag der Theaterbearbeitung übernommen[1]). Aber noch bevor der Druck dieser Ausgabe beginnen konnte, erschien das in Schillers Selbstverlag veröffentlichte „Schauspiel“ in zweiter Auflage. „Der Ballen der Räuber“, welcher nach Scharffensteins Schilderung auf Schillers Zimmer in einem Eck lag, fand „wenig Abgang“; so daß der Dichter, welchem die Ankunft der ersten Exemplare „unbeschreibliche Freude“ bereitet hatte, nachgerade „den Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundschaft veranstaltet worden war, mit komisch bedenklichen Augen“ ansah[2]). Jetzt verkaufte er, wie es scheint, den Rest der Exemplare an den Stuttgarter Antiquar Joh. Christ. Betulius; wenigstens deutet auf ein derartiges Vorkommniß eine Stelle des Briefes, welchen der Stuttgarter Verleger J. F. Steinkopf unter dem 27. Juli 1799 an Schiller geschrieben hat, nämlich der Satz: „Vielleicht ist Ew. W. nicht ganz unangenehm zu erfahren, daß jener Antiquar Betulius mein Grosvater war, der Ihren verstorbenen Herrn Vater unter seine Freunde zählte und mit dem Sie ehemals Selbst einige Geschäfte wegen der Räuber gehabt haben[3]).“ Den Verlag der zweiten Auflage übernahm der Mannheimer Buchhändler Tobias Löffler.

Sie trägt den Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel von fünf Akten, herausgegeben von Friderich Schiller. Zwote verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig bei Tobias Löffler. 1782.“ Die Vorrede, welche Schiller hinzugab, ist vom 5. Januar 1782 datirt; sie beschränkt sich auf die wenigen Zeilen: „Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünktlichkeit des Druks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feineren Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesse-

---

[1]) Vgl. den Eingang von Schillers Brief an Dalberg vom 12. Dez. 1781.

[2]) Scharffenstein im Morgenblatt, 1837, Nr. 57.

[3]) Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 214. Ich verdanke den Hinweis auf diesen von der seitherigen Schillerbiographie übersehenen Umstand der Güte W. Vollmers.

rung in dem Wesen des Stüks die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht seyn. — Es sind dieser zwoten Auflage zerschiedene Klavierstüke zugeordnet, die ihren Werth bei einem grossen Theil des Musikliebenden Publikums erheben werden. Ein Meister sezte die Arien die darinn vorkommen in Musik, und ich bin überzeugt, daß man den Text bei der Musik vergessen wird."

Diese zweite Auflage ist es, welche, die Tendenz des Dramas bloßlegend, auf dem Titelblatt den Wahlspruch trägt: „in Tirannos." An Stelle der kreisrunden, die Szene am Turm darstellenden Vignette der ersten Ausgabe zeigt sie in einem Viereck einen zornig aufsteigenden Löwen, dessen Schweif erhoben ist, während die vorderen Pranken auf einen Felsen sich stemmen; am Boden ist jenes Drohwort eingeschrieben. Scharffenstein erzählt, die Vignette sei „gratis von einem Kameraden aus den Kupferstechern radirt" worden; er verwechselt an dieser Stelle freilich die erste Auflage mit der zweiten. Die Rückseite des Titelblatts hat das Motto aus Hippokrates beibehalten. Die kleinen Zeichnungen zwischen dem Text sind von denen der ersten Auflage mehrfach abweichend. Der Ausdruck „fast Fließpapier", welchen Scharffenstein von der Ausstattung der ersten Auflage gebraucht, trifft weder auf diese noch auf die zweite zu. Der „Meister", welcher die Komposition der Gesänge hinzugab, war Freund Zumsteeg; sie erschienen später gesondert, doch ohne Jahrzahl, in Mannheim bei Johann Michael Götz. Der Druck der zweiten Auflage ist weniger korrekt als der der ersten. Die Kürzungen, welche Schiller im Text vorgenommen hat, sind geringfügig; einzelne grobe Stellen, wie die in Franz Moors erstem Monolog: „Wo stikt dann nun das Heilige?" bis zu den Worten: „wenns nicht auf Unkosten von Fleisch und Blut geschehen müßte." oder Karl Moors Aeußerung: „Die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen u. s. w.", sind allerdings gestrichen, aber andere der gleichen Art blieben verschont.

Neben dieser von Schiller veranstalteten rechtmäßigen Ausgabe erschien alsbald eine zweite, eines Nachdruckers gestohlenes

Gut; beide Ausgaben stimmen im Titelsatz, Firmabezeichnung, im Text und selbst in den auffallendsten Druckfehlern durchweg überein. Welche die echte ist, läßt sich heute kaum sagen; Boas hält diejenige, welche etwas größere Typen hat und die Anweisungen für den Schauspieler in Klammern beifügt, für den Nachdruck. Diese letztere zeigt den Löwen der Vignette nach rechts aufsteigend, während er auf dem Titelblatt der vermutlich echten nach der linken Seite des Beschauers hin sich erhebt. Aber auch eine, freilich geringe, Anzahl von Exemplaren mit Löfflers Firma und der Jahreszahl 1782 findet sich, in welchen der Löwe fehlt; nach Joachim Meyers Annahme nicht ein dritter Druck der zweiten Auflage, sondern nur ein Werk des Zufalls, insofern bei einzelnen Exemplaren die Beifügung des Abdrucks der Kupferplatte unterlassen wurde[1]).

Der „Litteraturausgabe" der Räuber und ihren Auflagen steht die Theaterausgabe, der Druck des Trauerspiels, gegenüber. Sie erschien im ersten Viertel des Jahres 1782. Im Brief vom 6. Oktober 1781 schreibt Schiller an Dalberg: „Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Räsonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinwegzuthun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem was ich stehen ließ." Nachdem Dalberg die Zeitänderung des Stückes verlangt hatte, bemerkt Schiller unter dem 12. Dezember: „Dieses einige werd ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt." Aber ein späterer Brief Schillers an Schwan, datirt Stuttgart, den 2. Februar 1782, überrascht dennoch durch einen nachgiebigen Zusatz: „Hier haben Sie endlich," schreibt Schiller, „mein Schauspiel ganz, und ich bitte Sie es, ohne eine Linie zu verändern (selbst die Ordnung der Scenen und ihre Anzahl nicht ausgenommen) in den Druck zu geben. Es ist die letzte Hand, die ich daran lege, und damit

[1]) Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung, Umbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg 1860.

sey es gut. — In der Scene, wo Herrmann die falsche Nachricht von Karls Tod bringt, schalten Sie die Namen der Oerter und Personen bei, wie Sie solche bei der Aufführung angenommen haben; ich weiß mich nicht mehr zu erinnern.“ [1])

Der Titel der Theaterausgabe lautet: „Die Räuber ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage. Mannheim in der Schwanischen Buchhandlung 1782.“ Daß Schiller, wie für die Aufführung, so für den Druck sich der Versetzung des Stücks in das 15. Jahrhundert schließlich bequemt hat, zeigt bereits der auf die Zeit bezügliche Zusatz zum Personenverzeichniß, welcher ähnlichen Wortlauts ist wie jener auf dem Theaterzettel. So bleibt es denn auch dabei, daß Spiegelberg in der vierten Szene des ersten Aufzugs die „vermaledeyte“ Nachricht bringt, das Faustrecht sei abgeschafft, alle Fehde bei Todesstrafe verboten, und daß Karl Moor seine Apostrophe wider „das Gesetz“ und zu Gunsten der Freiheit in eine Apostrophe wider den Frieden und zum Lobe des Krieges verwandelt. Deßgleichen bleibt es bei der veränderten Fassung von Hermanns Bericht: nicht von „Friderichs siegreicher Trommel“, vom preußischen Kriegesflug und dem „heißen Treffen bey Prag“ erzählt dieser, sondern der Hall von Matthias Corvinus' siegreicher Trommel ist es, welcher angeblich den unglücklichen Sohn des alten Moor „nach Pest“ gelockt hat. Aber nicht alle Verballhornungen Dalbergs hat Schiller in den Druck übernommen. Das zu Mannheim aufbewahrte Theatermanuskript Dalbergscher Redaktion weicht an einer sehr großen Anzahl von Stellen vom Texte der Theaterausgabe ab. Eine durchgängige Vergleichung ist erst möglich geworden, seitdem W. Vollmer, zu Ende führend, was Joachim Meyer, Boas und Schlönbach begonnen hatten, dasselbe bekannt gemacht hat [2]). Allzuwenig ist bis jetzt für die Beurteilung Dalbergs dieses Aktenstück benützt worden; ausgiebiger als jede andere Urkunde bezeugt

---

[1]) Dieser Brief fehlt in der Karlsruher Sammlung; veröffentlicht wurde er zuerst von Böttiger im Morgenblatt 1855, S. 783.

[2]) In Goedekes histor.-krit. Ausg. Bd. II.

es die zwischen Freimut und Vorsicht schwankende Art des Mannes, und in ihrem ganzen Umfang übersieht man nunmehr die Zusätze und Abänderungen, mit deren Annahme Schiller die Aufführung seines Stückes hatte erkaufen müssen. Nicht geflissentlich genug kann Dalberg dem Publikum zu Gehör reden, daß das Stück zu Kaiser Maximilians Zeiten spiele: nicht nur ist bei der ersten Erwähnung des Landfriedens umständlicher von diesem Ereigniß die Rede, sondern langweilige Anspielungen auf den „ewigen Landfrieden", das Faustrecht, auf „die da zu Worms sitzen" ziehen sich in Menge durch das Theatermanuskript [1]). Schiller hat im Druck alle Zeithinweise, welche irgend entbehrlich schienen, getilgt; ein paar Verstöße gegen den geschichtlichen Kalender schlüpften ihm freilich dabei hindurch. Er strich auch die matte Einschaltung in der fünften Szene des ersten Aufzugs, den Bericht Schweizers von einem Handstreich, in welchem dem Grafen von Steinberg eine entführte Unschuld abgejagt wird. Daß das Theatermanuskript den „Minister", der aus dem Pöbelstaub sich emporgeschmeichelt hat, in einen „Höfling" verwandelt, und den „Finanzrath", der Würden und Aemter verschachert hat, in einen „Landes-Cassa-Verwalter", könnte als eine Folge der Zeitänderung, als ein Zurückdrängen moderner Ausdrücke erscheinen; aber verdächtiger wird dieser Standeswechsel, wenn man berücksichtigt, daß ebendaselbst der Pfaffe, welcher auf offener Kanzel über den Verfall der Inquisition geweint hatte, ganz und gar in Wegfall geraten ist. Schiller holte sich für die Theaterausgabe seinen Minister sowie den inquisitionsfreundlichen Pfaffen aus der Versenkung wieder hervor. Aber kaum eine Szene ist vorhanden, in welcher nicht Dalberg Wasser zum Wein gegossen, in welcher nicht Aengstlichkeit und Zimperlichkeit den Ausdruck entmannt hätten. „Nicht so ungestümm, allergnädigste Prinzeßin", sagt in der ursprünglichen Dichtung wie in der Theaterausgabe Franz Moor spöttisch zu Amalia. Dem Theatermanuskript schien es bedenklich, das Wort „Prinzeßin" hier zu gebrauchen, und die

---

[1]) Vgl. Aufzug I, Szene 4; I, 5; I, 6 an mehreren Stellen; I, 7 deßgleichen.

Stelle fiel weg. „Nicht meine Gemahlin — die Ehre sollst du nicht haben — meine Maitresse sollst du werden, daß die ehrlichen Bauerweiber mit Fingern auf dich deuten“ — so heißt es bei Schiller. „Ich will dich so mißhandeln, daß die ehrlichen Weiber mit Fingern auf dich deuten“, setzt das Theatermanuskript dafür ein. „Reiß ihn vom Krucifix, wenn er betend davor auf den Knieen liegt“, schreibt die Theaterausgabe; „Reiß ihn vom Bethschemel“, ändert das Theatermanuskript. Von „sakermentalischen Anstalten und Schinderseeremonien“ spricht Roller bei Schiller; von „Henkers-Zeremonien“ bei Dalberg. Und so weiter. Im Uebrigen ist hervorzuheben, daß in der Theaterausgabe Schiller die Räuberbraut seinem urspünglichen Plane gemäß enden läßt: Karl Moor wirft Amalia mit einem Degenstoß nieder. Ein neuer Zusatz, von welchem weder das Schauspiel noch das Theatermanuskript etwas weiß, befremdet in der Theaterausgabe: Zu Beginn der dritten Szene des zweiten Aufzugs streut Amalia Rosen um den schlummernden alten Moor. Sie freut sich ihrer Spende und spricht des Mehreren vom Rosenduft; wir aber fragen uns, wie es zuging, daß der ernsten Maske Melpomenens dieses Schönheitspfläst erchen aufgeklebt werden konnte.

An sämmtlichen späteren Auflagen der Räuber hat sich Schiller nicht mehr beteiligt. Die dritte Auflage des Schauspiels veröffentlichte Tobias Löffler im Jahre 1799, indem er den Text der zweiten wieder abdruckte; das Titelblatt zeigt eine neue, von A. Bissell gefertigte Vignette, zwei Löwen, deren einer am Boden liegend vom andern zerfleischt wird. Das Trauerspiel erschien bis zum Jahre 1804 bei Schwan-Götz achtmal in Sonderausgabe und im gleichen Verlage noch fünfmal in einer Ausgabe, welche unter dem Titel „Schillers Trauerspiele“ die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe vereinigte [1]. Die erste Cottasche Ausgabe des Schauspiels erschien 1805. Die Körnersche Redaktion der Werke Schillers von 1812—1815 vertauschte nach Gutdünken eine Anzahl wilder Ausdrücke mit gezähmten. Sehr beachtenswert ist, daß Schiller selbst, als er im Herbst 1797

[1]) Vgl. Joachim Meyer, Neue Beiträge S. 46 und August Hettler, Schiller's Dramen. Eine Bibliographie. Berlin 1885.

eine Ueberarbeitung der Räuber plante, auf die früheste Ausgabe, das Schauspiel vom Jahre 1781, zurückgreifen wollte. Am 14. Nov. 1797 schreibt er an Cotta: „Seien Sie so gut und verschaffen mir ein Exemplar von der ersten Ausgabe der Räuber: wenn es im Buchhandel nicht mehr zu finden wäre, so findet es sich unfehlbar bei einem Ihrer Stuttgardter Bekannten. Ich brauch es, um bei der neuesten Ausgabe das Brauchbare daraus zu benutzen." Damals beabsichtigte Schiller seine älteren Stücke, zu einem Bande vereinigt, bei Cotta herauszugeben; das Unternehmen kam nicht zu Stande. Aber auch als es sich um die Sammlung der Dramen für das „Theater" handelt, faßte Schiller die früheste Ausgabe der Räuber ins Auge: am 27. Nov. 1802 wiederholt er gegenüber Cotta die Bitte: „Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich ein Exemplar der Räuber . . . (in ihrer ersten Gestalt und nicht nach der Mannheimer Ausgabe) zu übermachen." So knüpft mit Grund der Herausgeber des Schiller-Cottaschen Briefwechsels, Wilhelm Vollmer, an diese Briefstelle die Bemerkung an, daß Joachim Meyer im Irrtum war, als er in der Vorerinnerung zum 2. Band der von ihm revidirten Schillerausgabe von 1860 die Ueberzeugung aussprach, Schiller hätte, wenn er am Leben geblieben wäre, zur Redaktion der Räuber für das „Theater" die Bühnenbearbeitung zu Grund gelegt, da seine geläuterten Ansichten von dem, was der Dramatiker dem Anstand schulde, ihm nicht erlaubt haben würden, zur „Litteraturausgabe" zurückzugreifen. Der 2. Band des „Theaters", welcher 1806 erschien, enthält die Räuber, und zwar das „Schauspiel" seiner ursprünglichen Fassung ziemlich getreu; und an dieses, des Schillerschen Geistes unmittelbaren und besten Erguß, nicht an den im Bund mit der Theatermuse von Mannheim erzeugten Bastard sich für gebunden zu halten, wäre die Pflicht unseres deutschen Theaters; wobei nur etwa Hermanns Gegenintrigue und Franz Moors Monolog in der 9. Szene des 4. Aufzugs aus der Theaterausgabe herüberzunehmen wären.

Zwischen dem ersten Viertel des Jahres 1781 und der Mitte des Januar 1782 bildet in der Geschichte Schillers die Veröffentlichung der Räuber, sei es mittelst des Drucks oder auf

den weltbedeutenden Brettern, den treibenden Punkt; ein Ereigniß, dessen einzelne Glieder unter sich in innerem Zusammenhang, in mehrfacher Wechselwirkung stehen, ist nunmehr zu seinem Ablauf gelangt. Zwei Erlebnisse mehr persönlicher Art, beide von der Ueberlieferung mit dem Namen der „Räuber“ verknüpft, fallen in diesen Zeitraum: Schillers Eintritt in die Familie von Wolzogen und seine erste Begegnung mit Schubart.

Der Name von Wolzogen war dem Dichter, noch während er der Militärakademie angehörte, nicht fremd geblieben. Vier Söhne des im Jahre 1774 verstorbenen Sächsisch-Hildburghausenschen Geheimen Legationsrates Freiherrn Ernst Ludwig von Wolzogen und seiner Gattin Henriette, einer geborenen Marschalk von Ostheim, haben an der Militärakademie studirt, Wilhelm, Karl, August und Ludwig; doch trat der letztere erst nach Schillers Abgang ein, und August, erst achtjährig, im Januar 1779. Hovens Selbstbiographie führt unter Schillers vertrauteren akademischen Freunden zwei Brüder von Wolzogen auf; aber seine Erinnerung ist hier ungenau. Wohl lernten die beiden älteren der Brüder und Schiller während ihrer gemeinschaftlichen Studienzeit sich kennen; aber trennend wirkte doch ungleiches Alter wie ungleicher Beruf: Wilhelm von Wolzogen war 1762 geboren und studirte Kamerale; Karl von Wolzogen, 1764 geboren, widmete sich der Jägerei. Erst „als Schillers Gedichte und die Räuber den Flug seines Genius ankündigten, faßte Wilhelm von Wolzogen eine herzliche Zuneigung zu dem Dichter“; so erzählt Wilhelms nachmalige Frau, Karoline von Wolzogen [1]). Nunmehr trat Schiller auch zur Mutter des neugewonnenen Freundes in ein näheres Verhältniß. Henriette von Wolzogen lebte abwechselnd auf ihrem Gute Bauerbach nächst Meiningen und in Stuttgart; ihr Bruder, Dietrich Marschalk von Ostheim, war herzoglich würtembergischer Kammerherr und Oberforstmeister zu Urach. „Schiller schloß sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diese gute Frau an; auch wurde sie bald mit seiner Familie bekannt“ [2]).

---

[1]) Schillers Leben, 5. Aufl. S. 32.

[2]) Ebenda, S. 33.

Merkwürdiger fast, für den Augenblick bedeutsamer, wenn auch der Folgen für spätere Zeiten entbehrend, ist Schillers erste Begegnung mit Christian Schubart. Von ihr erzählt uns Hoven umständlich; freilich verflüchtigt die Burleske, mit welcher er seinen Bericht eröffnet, allzusehr den Ernst des Vorgangs. Nicht ein Wort des Mitgefühls mit dem Unglücklichen kommt über Hovens Lippen; und wahrlich, da doch in Schubart und Schiller damals Feuer von Einem Holze glühte, läse man gern von einer Regung des Unmuts bei Schiller. Schubart litt im fünften Jahre seiner Gefangenschaft; Kommandant des Hohenaspergs war General Rieger, Schillers Taufpate; der nämliche Mann, welcher einst den Zorn des Herzogs so schrecklich gebüßt hatte. Je nach Laune, in Uebung des Spiels, welches die Katze mit der Maus treibt, zog „der alte Despot und Despotenscherge“[1]) gegen Schubart gelindere Saiten auf. Aus Antrieb geschäftiger Eitelkeit hatte Rieger auf dem Hohenasperg ein Theater eingerichtet, bei welchem Gefangene und Soldaten die Schauspieler abgaben; da war es nützlich, Schubarts Talent mit in das Joch zu spannen. Fand eine Vorstellung statt, so wurde aus Ludwigsburg und Stuttgart herrschaftliches Publikum eingeladen; und bei einem solchen Anlaß erhielt eines Tages auch Hoven, welchen die ärztliche Praxis nach dem Hohenasperg herübergeführt hatte, Zutritt. Die Vorstellung, welche diesmal der Geburtstagsfeier des Generals galt, begann, indem einer der Schauspieler als Prologus ein von Schubart verfaßtes Festgedicht vortrug des Eingangs: „Edler Rieger!“ „Schon bei dieser Anrede klatschte nicht nur der General, sondern er rief auch: da Capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt.“ Im Verlauf der Vorstellung klatschte Hoven, die Beifallsbezeugungen der Zuschauer spöttisch überbietend, so unmäßig, daß er die freudige Aufmerksamkeit des Kommandanten erregte; in schmeichelhaften Ausdrücken wurde er eingeladen, das nächste

---

[1]) Strauß, Band 8 der Gesammelten Schriften, S. 247. Den Oberstentitel, welchen Strauß Rieger gibt, hatte der Herzog in Generalmajor verwandelt; vgl. Stadlinger, Geschichte des würt. Kriegsw. S. 662.

Mal wiederzukommen und seine Freunde, insbesondere Schiller, mitzubringen. Rieger wünschte den Verfasser der Räuber kennen zu lernen; und dies war um so leichter zu bewerkstelligen, da Schiller öfters in Ludwigsburg bei Hoven sich einfand. Doch einen nicht alltäglichen Spaß, eine Komödie besonderer Art plante sich Rieger. Zunächst erhielt Schubart den Auftrag, eine Rezension der Räuber zu verfassen. Als nun Schiller kam, wurde er dem Gefangenen abgeredetermaßen „unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, vom General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne, und sehr wünschte, das Urteil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: ‚Sie haben ja,‘ sagte er, sich zu Schubart wendend, ‚eine Rezension der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?‘ Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Rezension vor, und als er am Schlusse der Rezension den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: ‚Ihr Wunsch ist erfüllt; hier steht er vor Ihnen.‘ ‚Ist es möglich?‘ rief Schubart frohlockend aus, ‚das ist also der Verfasser der Räuber!‘“ Bei diesen Worten „fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen“ [1]). Schillers Besuch fand im November 1781 statt [2]).

Im Verzeichniß der Werke Schillers folgt auf die Räuber die „Anthologie“; unmittelbar nach der Zurückkunft Schillers aus Mannheim scheint sie veröffentlicht worden zu sein. Doch nur die Herausgabe der Anthologie schließt chronologisch sich an; entstanden sind die Gedichte, welche sie enthält, der überwiegenden Mehrzahl nach 1781, und der Plan, sie zu sammeln, fällt

[1]) Die zitirten Stellen nach Hoven, S. 115—116.

[2]) Das Datum nennt Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken, Stuttgart 1885, S. 202. Hauffs Biographie ist kurz nach der Veröffentlichung der ersten, 24 Bogen umfassenden, Lieferung des vorliegenden Werkes erschienen.

in den Herbst dieses Jahres. Dem Anschein nach aus einem Ueberschuß der dichterischen Kraft Schillers erzeugt, doch mit bewußtem Ringen um die lyrische Palme veröffentlicht, sind sie zugleich eine beredte Vergegenwärtigung der Entwicklungskämpfe des Jünglings, der vertrauliche Ausdruck derjenigen Seiten seines Lebens, für welche die Räuber das volle Wort nicht erlaubten.

Sechs Gedichte der „Anthologie" verbinden mit der Ueberschrift den Namen „Laura"; drei andere „An die Parzen", „Der Triumf der Liebe", „Meine Blumen," nennen ihn im Texte. Das mächtigste Gefühl, welches den Menschen ergreift, gibt in Schillers Leben den ersten Klang; aber die Beziehung, welcher es entquillt, und die Art der Empfindung selbst sind ein Problem für das biographisch-psychologische Urteil. Als die Gefeierte gilt Frau Dorothea Luise Vischer, dieselbe, bei welcher Schiller gemeinschaftlich mit Kapff Wohnung genommen hatte; es ist nötig zusammenzustellen, was in Bezug auf sie überliefert ist.

„Die Gedichte an Laura", bemerkt Karoline von Wolzogen [1]), „verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen." „Schillers Laura war die Wittwe des i. J. 1779 gestorbenen Hauptmanns- und Regimentsquartiermeisters Vischer." Letzteres Zeugniß, in seiner wörtlichen Fassung bisher noch nicht zum Abdruck gelangt, findet sich in Petersens handschriftlichen Aufzeichnungen; die Stelle ist mit anderer Tinte durchstrichen gleich mehreren, welche Petersen nicht für die Veröffentlichung geeignet hielt. Auf einem zweiten Blatte bezeichnet Petersen Frau Vischer als „ein wie an Geist, so an Gestalt gänzlich verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie." Streicher in seinem handschriftlichen Nachlaß nennt sie eine niedliche kleine Frau [2]). Scharffenstein schreibt [3]): „Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon

[1]) Schillers Leben, S. 20.
[2]) Nach Palleske I, 165.
[3]) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das ohne im Mindesten hübsch und sehr geistreich zu seyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvirte diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch." Conz, der 1781 in Tübingen studirte und in den Ferien öfters nach Stuttgart kam, wagt nicht zu entscheiden, „ob die Lauraoden durch eine jugendliche Leidenschaft für irgend ein Frauenzimmer veranlaßt worden" seien, setzt aber doch hinzu: „Man wollte im Publikum eine junge geistvolle Offizierswittwe angeben, die damals mit Schiller im nämlichen Hause wohnte und wenigstens in Bekanntschaft mit ihm stand [1])". Von mehr Gewicht ist Prof. Abels Zeugniß, der zwar Luise Vischer nicht nennt, aber nach Lage der Umstände doch nur sie im Auge haben kann. Seine im freiherrl. v. Cottaschen Archiv verwahrten Papiere enthalten die Stelle: „In Rücksicht auf eine zweyte Art von Ausschweiffungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges factum gehört; allerdings liebte er [Schiller] zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beylegte, als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der Anthologie ist, allein sicher gieng zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte." Endlich ist noch der Bericht in Anspruch zu nehmen, welchen Boas [2]) unter dem Bemerken gibt, er habe ihn zum großen Teile von Schillers Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, erhalten, diese aber beziehe sich auf Mitteilungen der Schwester Schillers, der „Tante Reinwald, der die alten Zeiten noch wie gestern und heute vorschwebten". Boas überliefert: Der Dichter wohnte zur Miete bei Frau Vischer, „und es entstand ein Verhältniß zwischen ihnen, welches, in seiner seltsamen

---

[1]) Zeitung für die elegante Welt 1823, Nr. 3.

[2]) Schiller's Jugendjahre I, 257.

Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung, von vielen nicht begriffen und deßhalb vollkommen mißdeutet wurde. Luise Dorothea Vischer . . . war eine magere Blondine mit blauen, schwimmenden Augen . . . Weder durch Geist noch durch Talente zeichnete sie sich besonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war musikalisch, und obgleich nur in sehr geringem Grade, so reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zustand hervorzurufen, der sich in seiner Dichtung „Laura am Klavier" kundgiebt. Frau Vischer hatte einen Sohn und eine Tochter; diese klammerten sich voll Liebe an den Jüngling, dessen Gemüth sich so gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen."

In Gesellschaft der Frau Henriette von Wolzogen begleitet Luise Vischer den Dichter, als er im Mai 1782 nach Mannheim reist, um die Räuber zum zweiten Mal auf der Bühne zu sehen. Am 6. November 1782, wenige Wochen nach der Flucht aus Stuttgart, schreibt Schiller an seine Schwester Christophine: „Wenn du die Wolzogen siehst, so mache ihr tausend Empfehlungen. Auch der Vischrin empfiehl mich." Am 19. November 1782 schreibt Schiller aus Mannheim an seine Eltern und bittet dringend, Christophine und die Mutter möchten in Bretten mit ihm zusammentreffen; „nehmen Sie die Fischerin [und die] Wohlzogen auch mit," setzt er bei, „weil ich beide auch noch, vielleicht zum Letztenmal, die Wohlzogen ausgenommen, spreche" [1]. Schillers Brief an Henriette von Wolzogen vom 8. Januar 1783 enthält die Stelle: „Von der Hauptmann Vischerin habe ich etwas gehört, das mir unangenehm ist. Ich schrieb ihr vor etlichen Monaten einen (etwas übereilten) Brief, der so beschaffen war, daß ihn niemand zu Gesicht bekommen durfte. Die Vischerin communizirte ihn einem gewisen Offizier. Sie hätte mir lieber weis nicht was thun können. Eine solche Indiskrezion (das ist der gelindeste Name) thut weh. Wie mus ich mich doch so oft in meinen liebsten Personen betrügen!" Aber als ob ihn reute,

---

[1]) Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, II, 449.

was er gesagt, macht er die Nachschrift: „Die Vischerin lassen Sie nichts merken. Es solte mir doch weh thun, wenn Sie wüßte, daß ich von Stuttgardt aus — und von ihren ersten Freunden fast alles erfahre.“ Am 9. September 1783 schreibt Christophine an den Bruder: „Morgen, glaub' ich, kommt die Vischer wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder, es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr abbrichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen uns, wie ehemals, und fragt allemal mit so viel Theilnehmung nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft erwiesen.“ In einem Briefe an Henriette von Wolzogen vom 1. November 1783 bemerkt Schiller, daß er von der Vischerin täglich Briefe erwarte; er habe ihr durch einen Landsmann aus Ludwigsburg „ein Marktpräsent nebst einer Silhouette“ geschickt [1]). Der Ueberbringer der Geschenke war Joh. Friedr. Christmann, Mag. theol. Gelegentlich erwähnt Schillers nachmaliger Schwager Reinwald Frau Vischer; am 2. Dezember 1784 schreibt er dem Dichter: „Wegen Wien dürfen Sie sich nur an den jungen Baron Braun, den Sohn eines dasigen Reichshofraths wenden, der in Stuttgard auf der Akademie die Rechte studirt. Er ist ein intimer Freund von der Hauptmann Vischern, von Weber und Zumsteeg, vermuthl. auch von Abel, und ich liebe ihn ser, wegen seines guten Herzens.“ Joh. Bernhard von Braun, der seit 1782 an der Karlsschule das Kameralfach studirte, jedoch im Januar 1784 seine Wohnung in der Stadt genommen hatte [2]), verwandelte bald die intime Freundschaft mit Frau Vischer in einen Roman. Am 30. März 1784 meldet der alte Schiller seinem Sohn: „Eine Neuigkeit, die Ihn, wenn Er noch nichts davon weiß, sehr wundern wird, ist diese, daß Frau Hauptmann Vischerin vor etwa drei Wochen

[1]) Karoline von Wolzogen, deren Leben Schillers die Briefe vom 8. Jan. und vom 1. Nov. zum Abdruck bringt, setzt an Stelle des Namens „Vischerin“ Punkte; die Nachschrift zum Briefe vom 8. Januar unterdrückt sie ganz. Der volle Wortlaut findet sich in Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 399—400 und S. 433.

[2]) Schiller's Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 71.

mit einem jungen Herrn von Braun aus Wien, der sich in der hohen Karls-Schule auf die Jura hatte legen sollen, durchgegangen, gegen die Schweiz geflüchtet und in Tuttlingen wieder erwischt worden ist. Nun befindet sie sich in Lustnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Special, vormaligen Pfarrer zu Plieningen. Ob sie in der Hoffnung ist, das wird bald versichert, bald wieder verneint." Damit schließen die Akten über Frau Luise Vischer. Nach Boas' Erkundigungen lebte sie später still und eingezogen in Tübingen bei ihrer Schwester, einer verwittweten Dekan Weber; dort wurde ihr die Chatoulle entwendet, welche Schillers Briefe an sie enthielt [1]). Geboren am 24. August 1751, starb sie am 21. April 1816.

Einen Zeugen nehme ich noch in Anspruch, welchen mir Prof. Dr. A. Haakh sehr wider seine eigene Absicht stellt: Den Schwiegersohn der Frau Vischer. Nach Haakhs Annahme war die Jugendgeliebte Schillers, die Laura der Gedichte, nicht Frau Luise Vischer, sondern die Nichte derselben, Wilhelmine Andreä, eine Tochter des Stuttgarter Arztes Dr. Jakob Eberhard Andreä. Indem aber Haakh von seiner Hypothese uns überzeugen möchte, erzählt er, ein in seinem Besitze befindliches weibliches Bildniß sei dem Hofgärtner Bosch, dem „damals mehr als achtzigjährigen Tochtermann der Hauptmännin Vischer" gezeigt und von diesem als Wilhelminens Portrait erkannt worden; dabei entschlüpft ihm die Bemerkung, erst nach Ablegung dieses Zeugnisses habe Herr Bosch erfahren, „daß nicht seine Schwiegermutter, sondern Wilhelmine Andreä als die ächte Laura sich erweise" [2]). Es ist aber doch von Gewicht, daß der Schwiegersohn Luisens zeitlebens anderen Glaubens gewesen war.

Soviel liegt am Tage, daß Schiller in den Jahren 1781—82 mit Luise Vischer in nahem Verkehr stand; und der überwiegende

---

[1]) Boas Schiller's Jugendjahre, I, 263.

[2]) Haakh in dem vom Januar 1864 datirten Textblatt, welches er zu den „Bildnissen des Dichters und seiner Jugendgeliebten" veröffentlichte. Vgl. seine Artikel in der Allgem. Ztg. 1861, Beilage zu Nr. 18, 19, 21, 22. Ueber Wilhelmine Andreä und Haakhs Hypothese siehe den Anhang des Buches.

Eindruck der Zeugnisse ist unbestreitbar der, daß das Verhältniß zwischen Beiden nicht ein Freundschafts- sondern ein Liebesverhältniß war. Volle Einheitlichkeit der Auffassung lassen die Angaben der Jugendfreunde und Familienangehörigen Schillers freilich vermissen; dem Einen fehlt genauere Kenntniß, dem Andern die Kraft, wenn nicht der Wille, psychologisch klar zu sehen. Daß in der That nur Wenige eingeweiht sein konnten, liegt in der Natur der Sache; unzweifelhaft aber sind diejenigen, welche am besten unterrichtet sein mußten, die Jugendfreunde Schillers, mit welchen er damals zusammen lebte: Scharffenstein und Petersen. Und diese äußern sich bestimmt genug; wenn auch bei der schlotterigen Denk- und Schreibweise Scharffensteins der Eingang seiner Worte, die Beziehung der Lauragedichte auf eine Mehrzahl von Veranlassungen, den Schlußworten zu widersprechen scheint. Die Zeugnisse der Familie Schillers, so ehrwürdig sie sind, verlangen doch vorsichtigen Gebrauch. Christophine gibt ein Mädchenurteil wieder; wie schwankend aber ihre Meinung war, zeigt der Brief, welchen sie kurz nach dem Erscheinen der Karlsschüler Laubes an Frau Pistorius schrieb [1]); sie, welche in Gesprächen mit der Tochter Schillers das Gedicht „Laura am Klavier" mit Luise Vischers Klavierspiel in Zusammenhang brachte, äußert jetzt: „Die Idee des Dichters freut mich, daß er Laura ins Leben treten ließ, welche nur meines Bruders Phantasie war." Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältniß zu der jugendlichen Wittwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung Vieler anstößig war. Karoline von Wolzogen ist tapfer genug, das Liebesverständniß mit der Nachbarin einzuräumen; aber den Namen der „Frau Vischerin" streicht auch sie aus der Geschichte. Er war unbequem.

Der Auffassung, daß Laura lediglich ein Phantasiegebilde des Dichters sein möchte, hat bereits Conz Raum gegeben. Boas greift diese Deutung auf und verficht sie [2]), nicht eben folgerichtig, da er doch im ersten Bändchen seiner Biographie unter

---

[1]) Veröffentlicht von Haakh, Beil. zur Allgem. Zeitung 1861, Nr. 22.
[2]) Schiller's Jugendjahre II, 122 ff.

Bezugnahme auf die Mittheilungen der Tochter Schillers das Verhältniß zu Luise Vischer eine „Mischung aus Freundschaft und liebevoller Neigung“ genannt hatte. Ihm schloß A. Kuhn[1]) sich an. Boas meinte, Schiller habe, dem Beispiel Klopstocks folgend, in Laura „die künftige Geliebte“ besungen. Aber weder stand Schiller in der Zeit von 1781—1782 unter dem Einfluß Klopstockscher Stimmungen, noch entsprach es überhaupt seiner Art, in der weichlichen Selbstgefälligkeit der Klopstockschen Ode das eigene Seelchen zu hätscheln. Dabei ist die Nebeneinanderstellung der fraglichen Gedichte so ungeschickt als möglich. Klopstock will sich in Bildern ergehen, welche die Zukunft ihm verwirklichen soll, dies ist das ausgesprochene Thema seiner Ode; Schillers Gedichte geben sich als Ausdruck von Erlebnissen und knüpfen ihren Vorstellungsinhalt an die Zeitform der Gegenwart. Endlich sind die äußeren Zeugnisse für die Thatsächlichkeit eines den Schillerschen Dichtungen zu Grunde liegenden Liebesverhältnisses unwegräumbar. Wir haben diejenigen kennen gelernt, welche von Luise Vischer sprechen; ein weiteres kommt hinzu, welches, ohne den Namen der Geliebten zugleich zu nennen, doch die Wirklichkeit eines Liebesverhältnisses in das hellste Licht setzt. Dieses bisher nicht veröffentlichte Zeugniß stammt abermals von Petersen. Auf einem der Blätter seines handschriftlichen Nachlasses, welches von der Flucht Schillers handelt, hat Petersen die Bemerkung eingetragen: „Schiller war in einem vielfachen, peinlichen Gedränge. Bedeutende Schulden, die eingegangene Verpflichtung, dem Hause Wirtemberg zu dienen, sein Verhältniß mit Laura und s. Eltern, auf welche des Fürsten rachsüchtiger Unmuth so leicht fallen konnte.“ Petersen zählt hier in aktenmäßiger Bestimmtheit eine Reihe geschichtlicher Umstände auf: Die Erwähnung Lauras, die Andeutung, daß das Verhältniß zu ihr den Entschluß der Flucht erschwert habe, macht alle Versuche, Laura aus der Liste der Lebendigen zu streichen, hinfällig. Ob Ton und Inhalt der Lauragedichte eine zu Grunde liegende Wirklichkeit ausschließen, darf jetzt gar nicht mehr gefragt werden; sondern

---

[1]) Schiller's Geistesgang, Berlin 1863; S. 71.

dies ist die Aufgabe des Historikers, aus den Lauragedichten die Art der Leidenschaft des Dichters zu verstehen und aus dem poetischen Bild die Wirklichkeit selbst näher zu bestimmen.

Die überlieferten Urteile über Luisens Persönlichkeit und Charakter bewegen sich in starken Gegensätzen. Sie war keine Schönheit; aber die Mehrzahl der Zeugnisse lautet doch nicht so, daß wir gezwungen sind, sie uns als einen Ausbund von Unschönheit vorzustellen. Haakh, der ihr Ritter nicht ist, muß dennoch zugeben, daß ein in der Familie erhaltenes Bildniß „keine unedlen Gesichtszüge" zeige [1]). Es ist aber abgeschmackt, von jenem Prädikat die Möglichkeit, daß Schiller sie geliebt habe, abhängig zu machen. Wer vermag zu sagen, welcher Eindruck sie dem Dichter liebenswürdig erscheinen ließ? Ein Blick, der Klang eines Wortes, eine liebliche Bewegung konnte den ersten Anstoß geben, Empfindung und Phantasie in Schwingung zu setzen, eine individuelle Eigentümlichkeit, welche Hunderte gleichgültig ließ, konnte unter hunderten Einen elektrisch berühren. Ob Luisens geistige Anlagen über das weibliche Mittelmaß hinausreichten? Auch in diesem Punkte lauten die Zeugnisse widersprechend; da jedoch das Urteil über die Befähigung eines Menschen von der Befähigung des Beurteilers selbst abhängig ist, so darf man geltend machen, daß Conz hier mehr wiegt als Scharffenstein und Karoline von Wolzogen ungleich mehr als Christophine Reinwald; zumal da man annehmen muß, daß jener gegenüber Schiller selbst im reiferen Alter über das Verhältniß sich ausgesprochen hatte. Haakh will zu Gunsten der Nichte Andreä geltend machen, daß sie aus einem hervorragend begabten Geschlechte, einer Familie von Aerzten und Theologen stammte, welcher als Vorfahr der Gottesgelehrte und Dichter Johann Valentin Andreä angehörte; er vergißt ganz, daß Luise Vischer aus dem gleichen Geschlechte, daß auch sie eine geborene Andreä war.

Herzensgüte besaß sie gewiß. Aber ihre Sitten? Daß sie von einem fünfzehn Jahre jüngeren Manne sich entführen ließ, zeigt freilich, daß sie warmes Blut hatte und daß ihr der Kopf

---

[1]) Beil. zur Allgem. Zeitung 1861, Nr. 18.

mit dem Herzen durchging; aber ein leichtsinniger Streich und unsittliches Wesen sind sehr verschiedene Dinge. Sicherlich hätte sie nicht, wie es der Fall war, zu Schillers elterlicher Familie, zu Henriette von Wolzogen in freundschaftlichen Beziehungen stehen können, wenn vor 1784 auf ihrem Ruf ein Tadel gelastet hätte.

Petersens handschriftliche Nachrichten haben sie gebrandmarkt. Hält man mit jener Angabe über Luisens Persönlichkeit eine andere bei Petersen verzeichnete Stelle zusammen, welche vom jugendlichen Schiller aussagt: Er hatte „keinen Sinn für das Auserwählte, Erlesene"; er war „im Sinnlichen ohne alles Feingefühl"; er liebte „kratzende Weine, schlechten Schnupftaback, garstige Weiber" — so scheint abermals ein ungünstiges Licht auf Luise Vischer zu fallen. Hoffmeister-Viehoff, welcher diese Stelle dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, setzt hinzu, sie sei das Zeugniß eines „unschätzbaren Berichterstatters", sie eröffne „den tiefsten Blick in Schillers Individualität"; in gleichem Sinne spricht G. Schwab von Petersens „sehr glaubwürdigen" Nachrichten. Dem gegenüber dürfte ein gerades Wort an der Zeit sein, nicht weniger um des Dichters als um seiner Geliebten willen. Es ist richtig, der Regimentsmedikus Schiller war kein Liebling der Grazien. Man kann entschuldigend sagen, daß Verfeinerung des Lebens nicht bei der Armut zu wohnen pflegt, man kann jener Charakteristik auch entgegenhalten, daß Schiller zu Mannheim für weibliche Schönheit einen sehr guten Geschmack bewies; ein Rest von Derbheit oder Roheit bleibt dennoch übrig, als ein integrirender Bestandtheil seiner jugendlichen Natur und Kraft. Aber es ist auch zu sagen, daß in Schilderungen, wie der oben angeführten, ein Ueberschuß ist, welcher auf Rechnung des Berichterstatters gesetzt werden muß. Die Aufzeichnungen Petersens werden überschätzt. Das Meiste, was diese Papiere enthalten, hat Petersen selbst in Zeitschriften veröffentlicht; das Uebrige ist recht eigentlich Rohstoff, ein Haufe halbfertiger Gedanken und abgerissener Notizen. Aber ärmlich ist Alles, ein unsicheres Tasten, ein gequältes Verstehenwollen der geistigen Entwicklung des großen Freundes, welches in letzter

Instanz jedesmal mit einem Nichtverstehenkönnen endet. Ein verwundertes Gesicht blickt zwischen den Zeilen hervor, ein Gesicht, welches nicht begreifen will, wie es doch kommen konnte, daß der Duzbruder von ehedem so unverhältnißmäßig hoch über seine Kameraden gestiegen ist. Weil aber nicht, wie in Streichers Schrift, ein in jeder Faser lauteres Gemüt, ein von hellsehender Liebe durchklärtes Herz die Erlebnisse der Jugend sich zurückruft, so hebt sich nicht der Geringere zu dem Größeren empor, sondern der Geringere zieht den Größeren zu sich herab. In der That sind die Aufzeichnungen Petersens nicht frei von einem niedrigen Zug, insofern sie mit einer Geflissentlichkeit, welche nicht etwa mit geschichtlicher Wahrheitsliebe verwechselt werden darf, darauf hindeuten, daß der Held auch seine Schwächen gehabt habe. Dies ist es, was in den gedruckten und noch mehr in den „ungedruckten Nachrichten" peinlich und widrig wirkt. Der Wert einer kleinen biographischen Beisteuer soll ihnen darum nicht benommen sein: Petersen verband mit seinen eigenen Erinnerungen die Traditionen der ehemaligen kameradschaftlichen Kreise des Dichters und die Aufschlüsse von Personen, welche der Schillerschen Familie nahe standen, wie die des Hofmedikus Elwert und des Hofjägers Wanner auf der Solitude, des vieljährigen Vertrauten Johann Kaspar Schillers. Aber wie das Flämmchen poetischer Thätigkeit, um dessen willen Petersen auf der Militärakademie Schillers Freund wurde, bald verflackert war, so verdorrte auch der gelehrte Trieb des Bibliothekars schon frühe in der Richtung auf allerlei Kuriositäten und Anekdotenkram. Petersen sammelte Klatsch, und er sammelte am liebsten solchen, der nicht von bestem Geruch war. Um die nämliche Zeit, als er seine Aufzeichnungen über Schiller begann, im Jahre 1803, schreibt Cotta dem Dichter: „Ich hatte mit der Braut von Messina alle Hoffnung, sie beim Stuttgarter Theater anzubringen, als mir der durch sein Trinken ganz entmenschte Petersen, der darüber von der Direktion zu Rath gezogen wurde, durch sein einfältiges Urtheil Alles verderbte."

Sind unter diesen Umständen die Nachrichten Petersens

überall nur mit Vorbehalt zu gebrauchen, so wird man auch die schmutzig-trüben Farben, mit welchen er Luise Vischer und ihr Verhältniß zu Schiller gemalt hat, aufzuhellen berechtigt sein, wird den gefälligeren Urteilen der Mitzeugen Raum geben dürfen. Ein volles Verständniß der fraglichen Beziehungen wird sich jedoch nicht anders gewinnen lassen, als indem man die allgemeinen Seelenzustände des Jünglings mit in Betracht zieht.

Als Schiller aus der Akademie in das Leben trat, war ihm das Weib etwas Fremdes. Aber er müßte kein Dichter, kein Phantasiemensch gewesen sein, wenn ihn die schöne Blume der Schöpfung nicht lange schon innerlich beschäftigt hätte. Alle unverdorbene Männerjugend sieht das Weib ursprünglich in einem überirdischen Glanz; das Verhältniß der Geschlechter ist ihr ein Mysterium, und das Liebliche wird ihr zum Heiligen. Das kann bei Schiller, dem auf eine Uebermacht der idealen Vorstellungen Angelegten, am wenigsten anders gewesen sein.

Indessen störten noch während seines Aufenthaltes an der Akademie besondere Einwirkungen das stille Gleichgewicht jener Vorstellungen. Zunächst sein Berufsfach. Das medizinische Studium ist genötigt, über Natur und physische Dinge den Verstand zu unterrichten, ehe die Reife der Vernunft den Ueberblick über die Totalität des Lebens gewährt. Indem die medizinische Lehre mit der Unerbittlichkeit und dem Rechte der Wissenschaft von ihren Gegenständen die Schleier hinwegzieht, vermag sie zwar in der Kühle der Forschung das stoffliche Interesse zu erlöschen; aber während sie den Ekel überwindet, stumpft sie in vorübergehender Periode leicht auch das moralische Feingefühl ab. Gerne nimmt dann so frühes Alter das Natürliche als einen Gegensatz gegen das Ideale, als Wahrheit gegenüber einer Schwärmerei; junge Mediziner freuen sich häufig in einer halb knabenhaften Weise am Zynischen.

Eine Beunruhigung der Phantasie brachte sicherlich auch die Erscheinung Franziskas. Schon das Außerordentliche, das von der allgemeinen Sitte Abweichende ihres Verhältnisses zum Herzog konnte nicht anders als die Neugierde, das Nachdenken auch des

Gleichmütigsten der akademischen Jünglinge reizen. Dazu war in Würtemberg die Tradition von der Sittenlosigkeit des Hofes, des Herzogs während seiner ersten Regierungsperiode, sowie seiner Vorgänger nur allzulebendig. Was so öffentlich war, daß es dem Blick keiner Familie sich entzogen hatte, konnte auch der Jugend nicht völlig unbekannt bleiben. Herzog Karl trug kein Bedenken, seine zu Ludwigsburg außerehelich erzeugten Söhne in der Militärakademie erziehen zu lassen; in der Nationalliste der Anstalt findet sich bei ihren Namen über der Spalte „Pater“ der Buchstabe S. (Serenissimus).

Jetzt umschlang das begehrliche Leben mit seinen Polypenarmen den des Steuerns unkundigen Jüngling; ohne jeden vermittelnden Uebergang war er plötzlich sich selbst überlassen. Ist es ein Wunder, daß auf die knechtische Einschränkung, welche Schiller in der Militärakademie erduldet hatte, ungezügelter Genuß der Freiheit folgte? Es war ein notwendiger Rückschlag, psychologischen Gesetzen gemäß. Schiller zählte 21 Jahre. Noch erfaßte er jeden Eindruck mit dem ersten Feuer der Seele; noch gab er offenherzig und unbesorgt überall sich ganz. Leidenschaftlich war sein Naturell, ungestüm sein Wille; er, der mit einem gewaltigen Fußtritt die Thüre seiner Wohnung einsprengte, als er sie eines Tages verschlossen fand [1]), stürmte in allen Dingen gerade an. Die ganze Gesellschaft, in welcher er verkehrte, lebte studentisch sans façon, im leichten Sinn, im Uebermut der Jugend. Er aber, ihr Führer, war ein Dichter, das heißt ein Mensch von leichtentzündlicher Sinnlichkeit, von reizbarster Phantasie. Und gerade die Richtung, welche seine geistige Entwicklung genommen hatte, welche sie hatte nehmen müssen, macht Auswüchse begreiflich; hier ist der Punkt, welcher einander anscheinend Widersprechendes zu einer Art von Einheit verbindet. Ein dämonisches Freiheitsbegehren hatte Schillers Sein und Denken erfaßt, in eine tumultuarische und revolutionäre Bahn riß ihn die Dichtung, rissen ihn seine „Räuber“; im Sinne Rousseaus der Natur die Zügel zu überlassen war Feldgeschrei, und mit der Kühnheit wie mit der

---

[1]) Ueberliefert von Conz, Ztg. f. d. elegante Welt, 1823, Nr. 3.

Roheit der Natur offenbarte sich eine ungebrochene Kraft. Preist man diese dankbar um der Räuber willen, so muß man es auch verstehen lernen, daß sie ein anderes Mal über die Grenzen des Konventionell-Sittlichen hinwegschäumt, daß Schiller gelegentlich Unart mit Witz und Zynismus mit Ungeschminktheit verwechselt.

Die Thore der Militärakademie öffneten sich — bemerkt Schiller in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia" — „Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben es zu sein"; unbekannt sei er darum mit dem schönen Geschlechte geblieben. Der später so klagte, glühte jetzt mit den interessanteren Altersstufen der Weiblichkeit Erfahrungen zu machen. Die Papiere Petersens verzeichnen auf demselben Blatte, auf welchem Laura genannt ist, noch mehrere Frauennamen: „Thais" und Adelheid.

Es ist ein Frauenurteil, aber ein aus der Schillerschen Familie stammendes, wenn Karoline von Wolzogen schreibt: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der so lange entbehrten Freiheit, ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielten den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellten das Gleichmaß wieder her."

Beschönigung ist hier so überflüssig wie moralisches Gepolter. Gustav Schwab hat allen Klatsch, welchen die mutwillige Ueberlieferung der Jugendfreunde an Schillers Namen hing, für bare Münze genommen; er zeichnet nicht anders, als hätte der Dichter der Anthologie der Sinnenlust die Seele verschrieben. Aber um ein Joch dieser Art zu ertragen, dafür war Schiller von Anfang

an ein zu geistiger Mensch, und gerade die Stuttgarter Periode, indem sie von Entwürfen seines Genies gährte, bezeugt ein Leben in rastloser Thätigkeit. Schiller hat den Ansturm der Sinne empfunden; aber er wehrte sich ehrlich. Darin liegt das Wesentliche. Und daß er aus den Bedrängnissen des Jünglingsalters die Lauterkeit der Seele, die Gesundheit der Phantasie sich gerettet hat, das haben seine Werke mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben.

Es sind insbesondere drei Gedichte, welche den Blick in verworrene, in erhitzte Zustände eröffnen. Zuerst „Der Venuswagen". Dieses Gedicht wurde im Einzeldruck, ohne Namen des Verfassers, ohne Druckort und Jahrzahl veröffentlicht; aber die Autorschaft Schillers ist unbestritten und es ist bei Metzler im Jahre 1781 erschienen. In die Anthologie nicht aufgenommen, findet es sich ihr doch öfter angebunden [1]). Die beiden andern hierher gehörigen Gedichte „An einen Moralisten" und „Kastraten und Männer" veröffentlichte Schiller in der Anthologie. Bei der zwischen 1800 und 1803 unternommenen Herausgabe seiner gesammelten Gedichte kürzte er das erstere von 12 auf 6 Strophen, während „Kastraten und Männer" unter dem Namen „Männerwürde", von 29 auf 21 Strophen gekürzt, wiedererschien.

„Der Venuswagen" nimmt einen Anlauf, über die Wollust Gericht zu halten. In der Einleitung wird Jung und Alt, werden die Angehörigen jeglichen Standes und Geschlechtes aufgerufen, um Zeugschaft abzulegen und Belehrung und Warnung zu empfangen. Nun folgt der Hauptteil des Gedichtes: Auf einem Wagen angebunden, vom Hussah des Pöbels umlärmt, wird „Mäze Zypria" gebracht; das Protokoll ihrer Schandthaten wird verlesen, und der weise Venusrichter verurteilt die „Erzbetrügerin" zu schimpflicher Strafe. Aber skeptisch fragt der Epilog, wo dieser weise Richter zu finden sei, und die Antwort lautet: Auf dem „Vorgebürg des Wunsches", im Lande der

---

[1]) Vgl. Goedeke, histor.-krit. Schillerausgabe I, 186. Der erste Abdruck bei Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, I, 24 ff.

frommen Wünsche. Dieser ironische Abschluß übertrumpft noch die Satire des Hauptteils; er macht aber auch den Einfall des Dichters selbst zu einem Aprilscherz, und indem uns ist, als sähen wir eine Seifenblase zerplatzen, kommt uns zum Bewußtsein, daß es dem Verfasser, der die Anklage gegen die Wollust so breit ausgesponnen hat, doch auch darum zu thun war, uns durch eine lange Reihe zynischer Vorstellungen und schlüpfriger Bilder zu schleppen. Freilich spielt eine polemisch-sittliche Absicht mit, und ingrimmig wird die Geißel über eine verlotterte und verdorbene Welt geschwungen; aber nicht nur mit dieser, sondern auch mit den brennenden Bildern der eigenen Phantasie liegt der Wille des Dichters in Streit.

Das „Fragment" „An einen Moralisten" ist ein Protest gegen Heuchler und Kopfhänger. Der Dichter stellt das Recht der Natur und der Jugend den „Schreibepultgesetzen" gegenüber und heißt es gut, wenn in das „Eis des klügelnden Verstandes das warme Blut ein bischen muntrer springt". Das könnte man am Ende gelten lassen, da doch die sinnenmörderische Askese so viel Lüge als Thorheit ist; aber lüsterne Gemälde drängen sich auch hier in den Vordergrund.

Den ärgsten Mutwillen atmet das Gedicht „Kastraten und Männer"; ein Gegenstück zu Bürgers „Männerkeuschheit", geistreicher aber gröber. Mit einer Flut von Hohn werden die Hämmlinge übergossen, während der Besitzer unverstümmelter Kraft mit seiner besseren Verfassung sich brüstet und seinen Triumph so frech als möglich über den Markt hin ausschreit. Das physische Vermögen wird allerdings — und dies gibt dem Gedichte einen höheren Gehalt — als aus gleicher Quelle mit geistiger Schöpferkraft, mit Genie und Mannheit des Charakters fließend betrachtet. Während „Der Venuswagen", in der Form roh, im Witz gesucht, als ein künstlerisch sehr geringes Gebilde erscheint, sind die beiden zuletztgenannten Erzeugnisse dichterisch von Wert. Den Strophen „An einen Moralisten" fehlt Anmut des Vortrags nicht; „Kastraten und Männer" zeigt Mark und Schlagkraft des Ausdrucks sowie vorzüglichen Fluß der Verse, und Witz und Phantasie beherrschen das ganze Gedicht. Die Stelle:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Flegma ist geblieben“

ist um ihrer burschikosen Fassung willen volkstümlich geworden; nicht minder der Schlußsatz der vorletzten Strophe. Aber freilich macht man nicht, ohne vom Baum der Erkenntniß gegessen zu haben, Verse wie diese:

„Und wenn das blonde Seidenhaar,
Und wenn die Kugelwaden,
Wenn lüstern Mund und Augenpaar
Zum Lustgenusse laden,

Und zehenmal das Halstuch fällt,
Und aus den losen Schlingen,
Halbkugeln einer bessern Welt,
Die vollen Brüste springen —“

In solchen Zuständen, in solchen für das Derb-Erotische empfänglichen Stimmungen lebte der Dichter, als Luise Vischer ihm begegnete; kein Weib höherer Art, aber eine liebesbedürftige Evastochter, und in gefährlich-vertraulicher Nähe unter Einem Dach mit ihm wohnend. Knüpfte sich einmal zwischen beiden ein Verkehr, und dieser war nicht zu vermeiden, sprang aus Blicken und Gesprächen der Funke der Zuneigung einmal hervor, und dafür waren Sinne und Herzen gestimmt, so schlugen in jäher Entwicklung lodernde Flammen auf. Daß diese Liebschaft für unsere Phantasie wenig Anmutendes hat, beweist gegen die Wahrheit der Empfindung gar nichts. Ein so fast weltloser Mensch, wie Schiller damals war, hatte für das Weib noch gar keine Maßstäbe; und wer hat sie überhaupt in den frühesten Jünglingsjahren? Die volle Macht der Liebe, ich meine gerade in ihrem geistigen Sinn, erfährt erst der reife Mensch. Denn das Wesen der Liebe beruht auf einem Ergänzungsbedürfniß; und dieses wirkt am tiefsten und stärksten, wo die Individualität sich bereits vollendete Ausprägung gegeben hat und ihre Begrenzung und Bedürftigkeit dunkel ahnt. Eine Voraussetzung solcher Art traf bei dem Dichter der Räuber in keiner Weise zu; noch war er in allem Menschlichen unfertig, noch beherrschte ihn der rück-

sichtslose Drang sich selbst auszuleben, noch suchte er im Weibe unverhältnißmäßig mehr das Geschlecht als die individuelle Besonderheit.

Seltsam und absonderlich genug sind freilich die Aeußerungen dieser Liebe, wie sie in den Lauragedichten uns vorliegen. Indem ein übermächtiger Ideenstrom in das Bett einer Herzensempfindung gelenkt wird, indem eine objektiv dürftige Begegnung kraft des Willens und der Phantasie zu einem Ausgangspunkt ekstatischer Stimmungen gemacht wird, sehen wir die ganze Gewaltthätigkeit der auf Idealisirung des Wirklichen drängenden Geistesart Schillers, die ganze Bedürfnißlosigkeit dieser Organisation, welche, um eine innere Welt sich zu erbauen, von der äußeren so wenig Stütze und Nahrung braucht. Vorgänge und Situationen bleiben in der Sprache dieser Lyrik fast durchaus schattenhaft; wohl hören wir den Pulsschlag eines stürmischen Herzens, wohl lesen wir von Luisens „sanften", „himmelblauen Augen", von ineinander „flimmenden" Blicken, vom „wollustheißen Munde" der Geliebten, von ihres „Atems Flammenwind", von berauschten Küssen, von „zitterndem Entzüken". Aber diese Ausbrüche der Leidenschaft werden von Träumen im Unsinnlichen überflutet, von einer inneren Vorstellungswelt, welche den Dichter zwingt, vom Persönlichen und Erlebten alsbald hinwegzuschweifen. Das Abstrakte drängt mit einer der philosophischen Spekulation des Jünglings entlehnten Gedankenmasse herein, verständig-kalte Erörterungen hemmen den vulkanischen Erguß des Herzens, und der Liebhaber wird zum Prediger, zum Doktrinär.

Wie ganz anders geartet sind die Liebeslieder des jungen Goethe! des Goethe der Straßburger Zeit! Wollte man den durchgreifenden Unterschied der Naturen beider Dichter im Menschlichen wie im Poetischen an einem Beispiel aufzeigen, in der Vergleichung der Lieder an Friederike und der Lauragedichte hätte man der schlagkräftigsten eines zur Hand. Es ist aber in der Aufzehrung des Konkreten und Sinnlich-Anschaulichen durch eine abstrakte und aus dem eigenen Selbst geschöpfte Gedankenwelt, wie jene in den Lauragedichten erscheint, nicht nur die

allgemeine Richtung des Schillerschen Geistes erkennbar; sondern es verrät sich in ihnen auch ein in sich selbst unklar ringender, mit der besonderen und eigentümlichen Entwicklung des Jünglings zusammenhängender Gemütszustand. Während aus Goethes Liebesliedern Millionen jugendlicher Herzen in den schönsten Weisen erklingen hören, was sie bewegt, liegt in der Mehrzahl der Lauragedichte der Ausdruck eines Seelenlebens vor, welches in solcher Zusammensetzung höchst selten einem gleichartigen Empfinden begegnen wird. Jene sind typisch trotz ihrer Realistik, diese sind ihrem Gehalte nach in höchstem Grade individuell, merkwürdige psychologische Phänomene und eines bestimmten Lebensabschnittes, einer unreifen Entwicklungsstufe eines Einzelnen derart ausschließliches Spiegelbild, daß sie bei vorrückenden Jahren des Verfassers diesem selbst als fremdartig, wenn nicht zuweilen als Donquixoterie erscheinen mußten.

Den Puls, den innern Rhythmus gibt den Lauragedichten der Aufruhr des Blutes; eine schwüle, eine von geschlechtlicher Elektrizität gespannte Luft weht uns entgegen, und in grellen Ausdrücken malt sich heißes Begehren, „wütendes Verlangen". Sinnlichkeit ist ihre Wurzel. Daß der Dichter „rase", sagt er uns selbst und mehr als einmal. Und diese nämliche Liebe bringt er mit kosmisch-ethischen Gesetzen, mit der Ordnung des Weltalls in Zusammenhang, und wieder und wieder entrollt er die Bilder von Sonnensystemen und Planetenbahnen, von Weltschöpfung und Weltuntergang. Tiefernste Schicksals- und Lebensbetrachtung wirft ihre Schatten über das Jugendglück, und zwischen den Offenbarungen eines hochgesteigerten Lebensgefühles zeigt sich, um das schöne Wort eines neueren Dichters zu gebrauchen, „die Spur männlich-frühen Grames". Bei so ungleichartigen Bestandteilen bleibt in der Mischung immer ein Bruch; aber Vermittlung der Gegensätze fehlt auch nicht völlig. Die Pole dieser Dichtungen springen beständig ineinander über, und die verstiegenste Schwärmerei nimmt im Ausdruck unversehens eine heiße und wollüstige Färbung an; während die Geister der Liebenden mit der Gottheit sich messen, „lechzt" „Wesen an Wesen anzurüken", und indem das Denken die

Fugen des Weltalls ergründet, möchte „Körper in Körper überstürzen“. Sinnliche Glut setzt sich um in einen Rausch des Geistes; die Stimmung, welche in den Lauragedichten herrscht, erinnert an die verzückte, aus himmlischen und irdischen Trieben unklar gemengte Inbrunst religiöser Mystik. Hellen Blickes erkannte der Kritiker Schiller, als er im „Wirtembergischen Repertorium“ seine Anthologie rezensirte, dieses Verhältniß. Nachdem er vorausgeschickt hat, die Gedichte an Laura seien „in einem eigenen Tone, mit brennender Fantasie und tiefem Gefühl geschrieben“, aber „überspannt“ seien sie sämmtlich und verrieten eine „allzuunbändige Imagination“, fügt er bei: „hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleyert“.

Man hat den Lauragedichten den Gehalt seelischer Liebe öfters absprechen wollen. Aber das geistige Feuer, welches in ihnen aufflammt, wird nur bei der Annahme einer starken und leidenschaftlichen Gemütsbeteiligung des Dichters völlig erklärlich. Hätte es sich lediglich um „Blutwallungen“ gehandelt, so wäre Schillers Gedankenleben bis zu solchen Tiefen nicht aufgerüttelt worden; dann wäre überhaupt keines der Lauragedichte entstanden. Auch enthält eben jene Aeußerung Schillers ein Gegenzeugniß. Es ist doch von Gewicht, daß Schiller selbst der Meinung war, „tiefes Gefühl“ ausgesprochen zu haben. Und nicht anders dachte seine Gattin, welcher man in dieser Frage Wissen und Urteil wird zugestehen müssen. In ihrem Aufsatz über Schillers Leben schreibt sie: „Die Gedichte an Laura zeigen, wie warm und glühend dieses Herz die Liebe empfand, aber doch immer eine eigene Wendung fand, das Höhere des Gefühls mit den Eindrücken des Lebens zu verbinden.“

Freilich geht die Phantasiethätigkeit des Schöpfers der Lauragedichte ungleich selbstthätiger und selbstherrlicher zu Werk, als es im künstlerischen Akte, sofern dieser eine geistige Neu- und Wiedergeburt der empirischen Wirklichkeit bedeutet, gemeinhin der Fall ist. Erlebniß und Erfahrung entzünden und entfesseln Schillers Einbildungskraft, aber Richtung und Verlauf derselben beherrschen sie nicht. Oder um in einem Bilde zu reden: der

von außen kommende und die dichterische Kraft in Bewegung setzende Anstoß gleicht dem Stein, welcher längst unter dem Spiegel des Wassers versunken und zur Ruhe gelangt ist, wenn die Wellen, die er erregte, weiter und weiter hin die stolzen Kreislinien dehnen. Schon der Umstand, daß eine Frau und Wittwe, deren Kinder der Dichter täglich vor Augen sah, durchweg als „Mädchen“ gefeiert wird, zeigt einen Grad von Umbildung der Wirklichkeit an, welcher mit der Neigung eines Liebenden, den geliebten Gegenstand zu verschönern, sich kaum mehr deckt. Es liegt etwas Gewolltes, Bewußtes, Absichtliches in dieser Art von Idealisirung. Die mächtige seelische Erregung, in welche den Jüngling die erste Erfahrung der Liebe gesetzt hat, äußert sich in einem Phantasietaumel, aus welchem das Schwärmerische, ja Ueberspannte der Lauragedichte fließt; aber die Erhitzung der Phantasie wird auch zu Gunsten eines dichterischen Spieles gesucht und gewaltsam festgehalten, und dabei kann es geschehen, daß der ikarische Flug mit einem Fall in Erschöpfung, ins Prosaisch-Nüchterne endet.

Das erste der Lauragedichte, die „Fantasie an Laura“, führt in die Theosophie und Ethik Schillers mitten hinein. Der leitende Gedanke: Liebe ist allherrschende Weltkraft, wird nach zwei Seiten gewendet: Liebe als kosmische Anziehungskraft, als Newtonsche Gravitation lenkt „die Sphären in einander“, ordnet die Beziehungen der Körperwelt:

„Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!“

Liebe ist aber auch das belebende, beseelende Prinzip im Reiche der Geister:

„Tilg die Göttinn aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preißt kein Wesen Gott!“

Diese beiden Vorstellungen, nicht eben scharf gegen einander abgegrenzt, bilden den Inhalt der ersten 9 Strophen; in

Lauras Küssen wird sich der Dichter der allmächtigen Weltkraft bewußt. Aehnlich hatte der jugendliche Schiller in seiner Rede über die Folgen der Tugend von der Liebe als dem „zweiten Lebensodem in der Schöpfung", als dem „großen Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen" gesprochen, ohne welche „die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen" und „das unermeßliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintoben" würde. In der „Theosophie des Julius" kehren diese Anschauungen wieder, und das ihr zugehörige Gedicht „Die Freundschaft" verkündet in den Versen:

„Geisterreich und Körperweltgewüle
Wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele"

die Identität der nach beiden Richtungen wirkenden Kraft. Auch im „Triumf der Liebe" finden sich verwandte Gedanken. Die zweite Hälfte der „Fantasie" fällt ab. Daß entgegengesetzte Zustände und Empfindungen in einander übergehen, daß ein ursachliches, ein logisches Verhältniß zwischen ihnen waltet, wird hier als Zeugniß allwirksamer Liebe genommen; Sünde und Reue, Gefahr und Größe, Stolz und Sturz, Glück und Neid, Tod und Lüsternheit, Zukunft und Vergangenheit werden als durch „Sympathie" verbunden gedacht. Dies ist befremdlich, ist pures Spiel mit begrifflichen Beziehungen und nackte Prosa.

„Laura am Klavier" schildert den Eindruck, welchen das Musiziren der Geliebten auf den Dichter macht, den Enthusiasmus, welcher sich des Zuhörers bemächtigt. Dem wechselnden Charakter und Tempo des Tonstückes und einer von den Tonwellen hervorgerufenen mannigfaltigen Bilderwelt will das welchselnde Versmaß sich anschmiegen: eine Art rhythmischer Malerei, für welche der Lyriker Schiller eine ausgesprochene Vorliebe hat. Der Absicht, mit solchen Mitteln die sinnliche Wirkung der Poesie zu steigern, dienen vortrefflich die Zeilen:

„Stürmend von hinnen izt wie sich von Felsen
Rauschende schäumende Gießbäche wälzen,

Holdes Gesäusel bald,
Schmeichlerisch linde,
Wie durch den Espenwald
Buhlende Winde,
Schwerer nun und melankolisch düster" u. s. w.

In wachsendem Anschwellen seelischer Erregung fühlt sich der Dichter der Erde völlig entrückt; eine Vision nimmt seinen Blick gefangen. So psychologisch wahr und wohlvorbereitet diese Wendung ist, so wenig befriedigt die Ausführung. Zunächst ermattet die Sprache: die Worte „Mädchen sprich! Ich frage, gieb mir Kunde" versuchen in ihrer Nebeneinanderstellung die stoßweise eintretende Ueberraschung, den Taumel des Entzückens zu malen, klingen aber nüchtern; noch nüchterner ist der Anruf: „lüg mir nicht". Dann hebt die Sprache sich wieder; aber der polemisch zugespitzte Erkenntnißinhalt der Schlußzeilen:

„Weg, ihr Spötter, mit Insektenwize!
Weg! Es ist ein Gott"

liegt von den Empfindungen, mit welchen das Gedicht begann, doch allzuweit ab. Als Schiller im Jahre 1793 mit Körner die Sammlung seiner Gedichte beriet, hatte er Lust, „Laura am Klavier" „aufzuopfern"; er fühlte die mangelnde Einheit. Nachmals entschied er sich für Aufnahme, strich aber die sechste und siebente Strophe weg; die Worte:

„Ists die Sprache, lüg mir nicht,
Die man in Elysen spricht?"

bilden in der neuen Fassung den Schluß. Diese Abhilfe war eine gewaltsame; der Strom der Empfindung versiegt nunmehr allzu plötzlich.

Das Gedicht „Die seeligen Augenblike an Laura" wurde von Schiller zuerst in Gotthold Stäudlins „Musenalmanach auf das Jahr 1782" veröffentlicht und hatte dort die Ueberschrift: „Die Entzükung an Laura"; unter dem gleichen Titel, jedoch auf die ersten vier Strophen gekürzt, erschien es 1803 in Schillers gesammelten Gedichten wieder. In der Anthologie enthält es neun Strophen; die sechste und die achte

fehlen bei Stäudlin, und auch in Einzelheiten weicht hier der Text öfters ab. Ein heißes Geständniß, mehr als die übrigen Lauragedichte eine Spiegelung unmittelbarer Eindrücke, zeichnet diese Ode die Persönlichkeit der Geliebten einigermaßen bestimmter. Lauras Blicke, ihr Gesang, ihr Tanz erfüllen den Dichter mit stürmisch-seligen Gefühlen; die Zeichen ihrer Gegenliebe machen ihn schwindeln. Gewaltige Glut der Sinne sprüht aus jeder Zeile des Gedichtes, und die sechste Strophe, verwegener noch in den die Rede abbrechenden Punkten als in den ausgesprochenen Worten, scheint die Betäubung einer Schäferstunde zu malen. Im Brief an Körner vom 27. Mai 1793 nennt Schiller „Die Entzückung“ eines der fehlerfreiesten seiner Jugendprodukte; dennoch strich er nachmals alles auf die Worte: „Laura, Laura mein!“ folgende weg. Hier noch mehr wie in „Laura am Klavier“ bewirkte die Kürzung einen matten und stumpfen Abschluß; das Gedicht verlor seine anschwellende Leidenschaftlichkeit, sein wildes Feuer aber auch den mächtigeren Aufschwung seelischer Empfindung.

Das Gedicht „An die Parzen“ fleht zu den Schicksalsgöttinnen, daß sie den Lebensfaden des Jünglings nicht abschneiden möchten, wenn Lauras Liebe ihm selige Stunden gewähre. Nur Klotho und Lachesis werden angerufen, Atropos, welcher die Mythe die Gewalt über die Todesstunde anheimzugeben pflegte, ist nicht genannt. Schiller konnte sich darauf berufen, daß das Altertum selbst zuweilen nur eine Zweiheit der Mören unterscheiden wollte; er hält freilich auch Klotho und Lachesis in den Functionen, welche er ihnen zuweist, nicht strenge auseinander. Das Gedicht hat einen lebhaften und warmen Ton, aber der Inhalt ist ziemlich bunt; denn mit „Schwermüthig-Süßem“ mischt sich Scherzhaftes und satirische, das Hauptmotiv fast überwuchernde Laune.

„Der Triumf der Liebe. Eine Hymne“ ist gedanklich-allgemeinen Inhalts; der Name der Geliebten wird nur gelegentlich genannt, und Schiller, der in der Kritik der Anthologie „acht Gedichte an Laura“ zählt, rechnet die Hymne nicht ein, sondern bespricht sie an gesonderter Stelle. In der Ueber-

arbeitung vom Jahre 1803 hat er den Namen Laura gestrichen. Daß der „Triumf der Liebe“ auf Veranlassung von Bürgers „Nachtfeyer der Venus“ entstanden sei, bemerkt Schiller selbst, und in der That ist die Hymne nach Form und Inhalt dem älteren Gedichte verwandt, ein Versuch, das Thema in höherem Sinn zu behandeln. Zuweilen erstreckt sich die Anlehnung bis auf den Wortlaut und Schiller wird zum Nachahmer; so in der Schilderung der Geburt der Venus. Die kompositionelle Gliederung ist öfters mißverstanden worden; sie ist auch nicht eben lichtvoll. Die kehrversartig verwendete sechszeilige Eingangsstrophe läßt erwarten, daß sie die leitenden Gedanken enthalte und daß ihr entsprechend das Gedicht aus zwei Hauptteilen bestehe, von denen der erste den Satz: „Seelig durch die Liebe Götter“, der zweite den Satz: „Durch die Liebe Menschen Göttern gleich“ zur Ausführung bringe. Thatsächlich aber besteht die Hymne aus drei Abschnitten. Wie Bürgers dreiteiliges Gedicht mit einem „Vorgesang“ anhebt, so beginnt auch Schiller mit einer Art von Einleitung. Diese schildert die anfängliche Roheit und Stumpfheit des Menschengeschlechts und die an das Erscheinen der Liebesgöttin auf Erden geknüpfte höhere Beseelung der „Kinder Deukalions“. Der zweite Abschnitt handelt von der Gewalt der Liebe über die Götterwelt, der dritte von der Beseelung, welche die gesammte Natur, das All der Schöpfung durch die Liebe erfährt; er schließt mit der durch die Liebe bewirkten Hinleitung des Menschen zu Gott. Die Kehrverse bilden Anfang und Ende des Ganzen; sie schieben sich zwischen die einzelnen Abschnitte ein und werden überdies in der Mitte des zweiten wiederholt, da hier zuerst von den Göttern des Olymps, dann von denen der Unterwelt die Rede ist. Als Einleitung im strengeren Sinn, als kompositionell untergeordnetes Glied kann der erste Abschnitt nicht gelten; seinem wesentlichen Inhalt nach steht er auf eigenen Füßen. Andrerseits nimmt er, und dies stört die logische Ordnung, manches vorweg, was erst Gegenstand des Folgenden sein sollte. So ist des Zaubers, welchen die Liebe über das Naturleben übt, bereits im ersten Abschnitt gedacht, und auch das Verhalten der Götter, des Hesperus, ist

schon gestreift. Letzteren Zug hat Schiller nachmals getilgt. Der dritte Abschnitt läuft in eine theosophische Spitze aus. Hier sind Schillers Gedanken am selbständigsten und gehaltvollsten; aber der Zusammenhang mit dem Vorausgehenden ist nur notdürftig gewahrt. Im Ganzen ist das Gedicht mehr breit als tief; wir bekommen eine Repetition des mythologischen Pensums zu hören. Manche Stellen haben etwas Tändelndes; andere sind hart und unbeholfen. Im dritten Abschnitt finden sich Versreihen von großem Wohllaut, von weichstem Klang und gefälligster Rhythmik.

In eine streitvolle Bewegung des Herzens läßt der „Vorwurf, an Laura“ blicken. Den Dichter wandelt schmerzliche Sorge und Niedergeschlagenheit an, daß er über der Liebe zu Laura seine Tage verträume, daß die hohen Entwürfe seines Geistes in Staub sänken, und was ehedem seine Kraft gestählt, Ruhmbegier und der Zuruf des Vaterlands, ihn jetzt gleichgültig lasse. Der weiche Ausdruck dieser Klage mischt sich mit stolzen, prächtigen Worten; der Dichter vergleicht sich einem Adler, welcher „den Flammenregen“ der Sonne trank, und die glühende Hoffnung des Jünglings ist in Marmor gemeißelt in den Versen:

„Daß mein Ruhm sich zum Orion schmiegte,
Hoch erhoben sich mein Name wiegte
In des Zeitstroms wogendem Gewühl.“

Die Schlußstrophe findet in dem Gedanken, daß dem Dichter in der Liebe zu Laura die Liebe zur Menschheit aufgegangen sei, einen augenblicklichen Trost. Von Seite der Komposition ist der „Vorwurf“ das beste der Lauragedichte; auch der Gehalt fesselt, und mehr als einmal überrascht die natürliche Wärme wie der leichte Fluß der Sprache. So in den Versen:

„(Ich) empfange sklavisch Tod und Leben,
Leben, Tod von einem Augenspiel“;

oder in der Strophe:

„Hell ertönt das Evoe der Zecher,
Freuden winken vom bekränzten Becher,
Scherze springen aus dem goldnen Wein.
Seit das Mädchen meinen Sinn beschworen,
Haben mich die Jünglinge verloren,
Freundlos irr ich und allein.“

Und wer möchte eines teilnehmend-nachsichtigen Lächelns sich erwehren bei den Versen, welchen die falsche Verbalform eine halbe Naivetät gibt:

„Meine Ruhe, gleich dem Sonnenbilde
In der Welle, wolkenlos und milde,
Mädchen hast du hingemordt.“

Das Gedicht „Meine Blumen“ verläßt den odenmäßigen Ton, an welchen die Lauragesänge uns gewöhnen, und nähert sich dem Liede. Zartheit und Wärme der Empfindung, melodischer Wohllaut und ein symmetrisch-abgerundeter Bau sind ihm eigen; der Gedanke, daß die Blümchen der Flur seelenlos seien, bis Laura zum Kranz für den Geliebten sie winde, ist gefällig, und die Verse:

„Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß Euch diß Berühren ein“

gewinnen jegliches Ohr. Doch sollte man nicht übersehen, daß ein logischer Fehler durch das Gedicht läuft. In den beiden ersten Strophen wird den Blümchen zugemutet, zu „jauchzen“, weil sie schön sind, zu „trauern“ und zu „weinen“, weil ihnen Seele und Liebe versagt ist; die dritte Strophe will, daß Lauras Berühren ihnen Seele wie Sprache verleihe. Aber es gibt weder ein Jauchzen noch ein Trauern und Weinen, wenn nicht seelische Empfindung, Seele zuvor vorhanden ist, und auch Sprechfähigkeit wird dabei mehr oder weniger vorausgesetzt. Der Gedanke des Dichters enthält eine contradictio in adjecto. Es war nicht ratsam, einer Galanterie zuliebe die Naturwahrheit auf den Kopf zu stellen; in der That sind ja die Blumenkelche nicht um des verliebten „Fliegenreiches“ willen vorhanden, und die Natur, indem sie Kelch und Blumenkrone recht eigentlich zum Brautschmuck der Pflanze bestimmte, war hier der größere Poet. Einen Flecken hat das Gedicht überdies an der Stelle:

„Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknikt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schikt —“

Man mag diese Verse nehmen, wie man will, sie sind unleidlich geschraubt. Was sollen „zerknickte" Blumen in einem Kranze? Ist „zerknickt" ein Reimflickwort zu „schickt" und „umzingelt" ein Reimflickwort zu „geringelt"? Es scheint kaum anders. Hat der Ausdruck „vom Dom umzingelt" den Sinn: in der Kirche, so ist das Zeitwort geradezu stümperhaft gewählt und die Situation, welche man sich vorstellen müßte, in jedem Betracht ungeschickt, wunderlich[1]). Boas vermutet[2]), Schiller habe sich sein Mädchen „in der Abgeschiedenheit eines Klosters" gedacht. Aber die „seeligen Augenblike", aber das Küssen und das Tanzen! Das schickte sich doch schlecht fürs Kloster. Indessen leitet Boas auch die „seraphische Schwärmerei" im „Geheimniß der Reminiszenz" von Lauras „nonnenhaftem Wesen" ab, und zur „Melancholie an Laura" bemerkt er, den Inhalt des Gedichtes völlig verkennend: „Hiermit enden Schiller's Lauraoden, denn wo die Liebe ein bloßes Traumbild ist, da muß sie sich nothwendig in düstere Melancholie auflösen." Mit solcher Blindheit wurden diejenigen geschlagen, welche Laura für eine Erfindung des Dichters ausgaben. Schiller hat „Meine Blumen" nachmals durchgreifend verändert; an Stelle Lauras trat eine nichtssagende „Nanny", und die fraglichen Verse erhielten den Wortlaut:

„Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn Euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand,".

---

[1]) In Hoffmeisters Nachlese I, 184 findet sich „Dorn" für „Dom", während Hoffmeisters Biographie, indem sie von einer „eingeschlossenen" Laura spricht, augenscheinlich an „Dom" denkt. Joachim Meyer und Gustav Hauff (Schillerstudien, S. 7—8) haben der Variante „Dorn" Beifall gespendet, und sie ist ja eine halbe Verbesserung; aber berechtigt wäre sie nur, wenn erweislichermaßen nicht Hoffmeisters „Dorn", sondern Schillers „Dom" ein Druckfehler wäre. Und in diesem Fall würde ich nicht mit G. Hauff annehmen, daß die Blumen von den Dornen umzingelt sind, daß man etwa an Rosen zu denken habe; ich bezöge, schon um der Wortfolge willen, „vom Dorn umzingelt" auf Laura und würde die „Veilchen", welche das Gedicht nennt, um so lieber gelten lassen, da gerade sie zur „Flur", zum „Hayn" passen und bekanntlich gern unter (dornigen) Hecken wachsen.

[2]) Schiller's Jugendjahre, 2, 138.

In dieser „Umstürzung“ sieht Boas ein Zeugniß, daß der Dichter sich durch keine Erinnerung an Erlebtes gebunden fühlte. Aber auch hier ist er auf falscher Fährte. Als Schiller seine gesammelten Gedichte bei Crusius herausgab, hielt er die dem Laurakreise zugehörigen anfänglich zurück; Denkweise und Empfindungen, denen sie entstammten, waren ihm fremd geworden. Er schreibt an Körner am 4. September 1800: „Hier erhältst Du meine Gedichte. Du wirst manche vergeblich darin suchen, theils weil sie ganz wegbleiben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen.“ Diese Aeußerung gilt nicht ausschließlich für die Lauragedichte, aber sie trifft sie mit. Nur das Lied „Meine Blumen“, welches einfacheren Gehaltes und weniger überschwänglich war, fügte leicht sich dem späteren Geschmacke Schillers; so wurde es vom Laurazyklus abgelöst und erschien, getrennt von seinen Geschwistern, im ersten Teil der Gedichte, im Jahre 1800, während die „Fantasie“, „Laura am Klavier“, „Die Entzückung“ und „Das Geheimniß der Reminiszenz“ erst im zweiten, 1803 veröffentlichten Teil abgedruckt wurden. Das Gedicht „An die Parzen“, der „Vorwurf“ und die „Melancholie an Laura“ blieben beide male ausgeschlossen. Eine Folge jener Abtrennung war es, daß aus dem Lied „Meine Blumen“ auch der Name Laura verschwand, daß Schiller mit dem ganzen Text willkürlicher schaltete. In der neuen Fassung hat das Gedicht den Titel „Die Blumen“. Der Grundgedanke ist geblieben; aber nunmehr ist es der Jüngling, dessen Hand die Blumen pflückt und beseelt. Damit ging die zarte Huldigung für die Geliebte verloren. Auch der symmetrische Strophenabschluß hat Einbuße erlitten. Der Ausdruck ist geglätteter, gemäßigter, aber auch konventioneller geworden; ein Verhältniß, welches sich mehr oder weniger bei der Ueberarbeitung sämmtlicher Lauragedichte wiederholte.

„Das Geheimniß der Reminiszenz. An Laura.“ ist ein hochcharakteristisches Erzeugniß. An Ueberschwänglichkeit, an phantastischer Vermessenheit kommt kein anderes der Lauragedichte ihm gleich; keines auch an Ideengehalt. Von Schillers spekulativem Denken ganz durchtränkt, atmen diese Zeilen doch

den Hauch der Leidenschaft; freilich nicht durchweg, da das Gedicht, zu maßloser Breite gedehnt, in sich selbst ermüdet und die gehetzte Phantasie nachgerade zu frostigen Bildern, zu den schwülstigsten Redewendungen greift. In der Bearbeitung vom Jahre 1803 hat Schiller „Das Geheimniß der Reminiszenz" auf etwa die Hälfte des Umfangs gekürzt, und allerdings gibt sich mit den Strophen 13—15 der ursprünglichen Fassung eine Art von Abschluß äußerlich kund; denn sie wiederholen die Eingangsstrophen, und zwar so, daß dem Fortschritt des Gedankens gemäß die fragende Satzform nunmehr in die bejahende verwandelt ist. Indessen enthält der ursprüngliche Text auch im Folgenden manchen bedeutsamen Zug, und zumal die Strophen 20—26 sind nicht zu missen. Laura und der Dichter werden im „Geheimniß der Reminiszenz" als die Bruchstücke eines Gottes gedacht, welcher einst in der Fülle von Macht und Seligkeit im All schwebte; in der Sehnsucht der Liebenden kommt die „leise Ahndung jener goldnen Zeiten", der Schmerz um die verlorene Herrlichkeit, das Verlangen nach Wiedervereinigung, nach Wiederherstellung des früheren Zustandes zum Ausdruck. So wird das Geheimniß offenbar, welches die glutvollen Verse der ersten Strophe verkündigt hatten:

„Ewig starr an Deinem Mund zu hangen,
Wer enträzelt dieses Wutverlangen?
Wer die Wollust, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Wesen, wenn sich Blike winken,
Sterbend zu versinken?"

—; die „Lustsekunden" der Liebe sind „ein Diebstal jener Götterstunden", sind „ineinanderzukender Naturen, ach! nur matte Spuren". Diese seltsamen Vorstellungen erinnern an den in Platons Gastmahl dem Aristophanes in den Mund gelegten Mythus, welcher erzählt, vor Alters seien die Menschen teils Zwillingsbildungen von Einem Geschlecht, teils aus männlicher und weiblicher Gestalt zusammengesetzt gewesen, bis Zeus, über die Kraft und Kühnheit dieser Geschöpfe erschrocken, sie sämmtlich in Hälften gespalten habe; nun erfülle dieselben das Verlangen nach Wiedervereinigung und wirke in ihnen als Eros in

mancherlei Formen. Bei Schiller erscheinen die getrennten Hälften des platonischen Mythus als „Trümmer" wieder, und dem in Aristophanes' Rede dem Zeus untergelegten Motiv der Eifersucht und Mißgunst begegnet man in den Versen:

„Könnten Grolls die Gottheit Sünder schelten,
Laura — den Monarchen aller Welten
Würd ich Neides schelten."

Im Uebrigen hat freilich das dichterische Gemälde mit der Schilderung des griechischen Philosophen nichts gemein; der platonische Mythus, zwar eine absichtsvolle Satire, ist in seinen Einzelheiten ein griechisch-unsauberes, widerliches Phantasiestück. Aber die Spuren platonischer Einflüsse zeigt „Das Geheimniß der Reminiszenz" noch in anderer Hinsicht. Die im Phädrus vorgetragene Lehre vom Hellsehen des Wahnsinns klingt an in den Versen:

„Sieh! der Wahnsinn ist des Räzels kunder,
Staune Weisheit auf des Wahnsinns Wunder
Neidischbleich herunter",

und der Gedanke Platons, daß die Seele des Menschen sich eines vorzeitlichen höheren Zustandes erinnere, kann als eine Voraussetzung des ganzen Gedichtes gelten. Schiller hat für dieses Sicherinnern der Seele das eigentümliche und schöne Bild:

„Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben".

Die Rolle, welche der Dichter sich selbst und seiner Geliebten zuweist, erscheint auf den ersten Blick so befremdlich als anspruchsvoll; aber was seine flammende, in ihren Gesichten schwelgende Phantasie ausspricht, ist weder ohne Zusammenhang mit den bedeutsamsten Sätzen seiner jugendlichen Spekulation noch fehlt ihm der Widerhall aus den Tiefen des menschlichen Herzens. Denn wie die „Theosophie des Julius" den Gedanken entwickelt, daß die gegenseitige Anziehung aller Wesen die ursprüngliche Einheit, Gott, hervorbringen müsse, so ruht andrerseits in Wahrheit die Liebeswahl auf einem mystischen Naturgrund, auf einer für den Verstand unerreichbaren Gleichstimmung und

inneren Musik zweier Wesen, und die Seele, indem sie über dem Rätsel der Sympathie träumt, fühlt sich der Annahme einer ursprünglichen Verwandtschaft und Wesenseinheit zweier Naturen geneigt. Und was „Das Geheimniß der Reminiszenz" als höchstes Entzücken nennt, das Zusammenfließen der Getrennten zu einem einzigen Wesen, das ist doch nichts anderes als die beseligende Aufhebung des Ichgefühls in der grenzenlosen Hingabe der Liebe, und im Zustand dieses höchsten Entzückens verschlingt sich ja wirklich das Gefühl von Leben und Tod, weil die Grenze der menschlichen Empfindungsfähigkeit erreicht ist.

Kaum leichteren Gewichtes als „Das Geheimniß der Reminiszenz" ist die „Melancholie an Laura"; auch an Umfang stehen beide Gedichte sich ziemlich nahe. Aber nicht ein spekulativ-phantastisches Gemälde wird in der „Melancholie" entrollt, sondern die Tragik des Erdenlebens, der durch eherne Gesetze besiegelte Niedergang alles Lebendigen bildet den Gegenstand des Gedichtes. Der erste Eindruck macht stutzig: ein Tolpatsch von Liebhaber predigt seinem Mädchen von der unausbleiblichen Zerstörung ihrer Reize, von Welken und Alter, Tod und Verwesung. War es der „Frau Vischerin" bei dem „Geheimniß der Reminiszenz" ob ihrer Gottähnlichkeit bange geworden, hier, mittelst dieser „Melancholie" wird sie gründlich entnüchtert. Man möchte glauben, der Gedankengang des Mediziners habe dem Dichter einen Streich gespielt oder der Genuß habe dem Jüngling, der „belohnet wimmert", die Illusion zerstört. Aber so viel zu schließen, wäre bei dem unrealistischen Charakter der Lauragedichte gewagt, und aus Einwirkungen besonderer Art das Gedicht abzuleiten, ist nicht eben nötig. Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Dinge gab Schiller, wie der „Spaziergang unter den Linden" zeigt, in jenen Jahren wiederholt Raum; erschienen ihm einmal unter diesem Gesichtswinkel die Sterne seiner eigenen Jugend, so erschreckten den Phantasiemenschen grelle Bilder. Daß das Welken Lauras mit so vordringlichen Farben gemalt wird, beweist freilich das Uebergewicht der Idee über das Empfinden des Liebenden. Aus dem Leben keimt der Tod, dieses Wort ruft der gesammte Naturlauf, ruft die Schöpfung in allen ihren

Gebilden dem Dichter der „Melancholie“ entgegen. Und schmerzlicher ist nichts, als daß der Geist selbst, indem er für die höchsten Ziele seine Kraft einsetzt, sein Gefäß, den Leib, zerstört, daß das Feuer des Genies das Mark des Lebens verzehrt:

> „Unglükselig! Unglükselig! die es wagen
> Götterfunken aus dem Staub zu schlagen.“

In diesem Gedanken gipfelt das Gedicht, und zugleich nimmt hier die allgemeine Klage eine persönlich-bedeutsamere Wendung: denn als rissen die Schleier der Zukunft für einen Augenblick, erschüttert den Höchstbegabten das Vorgefühl frühen Todes.

Gewisse Ideenverbindungen, einzelne Bilder wiederholen sich in den Lauragedichten in auffallender Weise; Lieblingsvorstellungen des jugendlichen Schiller, welche zu einem eigenartigen und festen Bestandteil seiner lyrischen Phantasie geworden sind. Den „Zirkel“ und „Ringgang“ der um die Sonne kreisenden Planeten wie das Gefüge der kosmischen Ordnung überhaupt vergleicht er gerne einem Uhrwerk: vom „Uhrwerk der Naturen“, von „der Schöpfung ewgem Federtrieb“ spricht die „Fantasie an Laura“, von ablaufenden Rädern der „Planetenuhren“ die „Melancholie“, von „Rädern in der Schöpfung Labyrinthen“ das „Geheimniß der Reminiszenz“. Noch in der Zeit seines Aufenthaltes in Sachsen kommt Schiller auf diese Bildvorstellung zurück: im Hymnus „An die Freude“ ist von der „großen Weltenuhr“ die Rede. In „Laura am Klavier“ dient zur Bezeichnung von Kreislauf und rastloser Bewegung der Körperwelt der Ausdruck „ewger Wirbelgang“. Albrecht von Haller hatte im Gedicht über die „Falschheit menschlicher Tugenden“ von „der Welten Wirbel“, welchen ein „nimmer stiller Trieb“ drehe, gesprochen; „der Sterne Wirbel“ im Hymnus „An die Freude“ sagt dasselbe. Der schweizerische Dichter und Naturforscher hat dem Lyriker Schiller Inhalt und Umriß mancher bildlichen Vorstellung gegeben, freilich so, daß der Jüngere die überkommene noch sprödere Masse erst flüssig machte. Haller war es auch, der in seinen „Gedanken über Vernunfft, Aberglauben, und Unglauben“ in rühmenden Versen Newtons gedacht hatte; viel-

leicht erhielt die Verherrlichung Newtons und seines Gravitationsgesetzes, welche sich durch Schillers Jugendlyrik hindurchzieht, von dorther den ersten Anstoß [1]). Seltsam gewagt ist die Verwendung des Wortes „Wirbel“ im Sinne der treibenden Kraft selbst, der Anziehungskraft. Diese Bedeutung gibt ihm Schiller im ersten Verse der „Fantasie“: „meine Laura, nenne mir den Wirbel“. In Verbindung mit der Anrede, an den Schluß der Zeile gestellt, durch den folgenden Nebensatz erst verständlich, wirkt das Wort hier leise komisch.

An Schillers philosophisch-physiologische Gedankengänge erinnert in der „Fantasie an Laura“ der Ausdruck: „die Glieder [trinken] Geister vom Gehirn“. Es sind die Lebensgeister der Physiologenschule gemeint; das kann nach den Ausführungen, welche ich zu Schillers Dissertation „Philosophie der Physiologie“ gegeben habe, nicht zweifelhaft sein, und es wird bestätigt durch den Umstand, daß Schiller in der Ueberarbeitung der „Fantasie“ „Leben“ für „Geister“ setzte. Der nämliche Begriff schwebt dem Dichter vor, wenn er im „Geheimniß der Reminiszenz“ von den „Geistern“ spricht, welche über die „Brüke des Lebens“ hinstürmen; fälschlich nahm Düntzer „Geister“ an dieser Stelle für gleichbedeutend mit den „verschiedenen Gemüths- und Seelenregungen“, fälschlich nahm Viehoff die „Geister“, welche „dem Meister entlaufen“, als „die empfindenden und begehrenden Seelenkräfte“ [2]). Der „Meister“ ist die Seele als Ich, das Ichbewußtsein, welches im Taumel übermächtigen Entzückens sich aufzulösen droht; das „Kettenband der Glieder“ aber erinnert an Bonnets Theorie von den Nervenfibern und den sie verbindenden „chainons“ [3]). Auch in den Versen der „Melancholie“:

„Ach! schon schwören sich mißbraucht zu frechen Flammen
Meine Geister wider mich zusammen“

---

[1]) Bemerkt von Voxberger im Erfurter Programm „Schiller und Haller“. Vgl. auch Ad. Frey, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur.

[2]) Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, 38. Lieferung, 2. Aufl., Leipzig 1874; Viehoff, Schiller's Gedichte, erläutert u. s. w., 5. Auflage, Stuttg. 1876.

[3]) Vgl. S. 269 des Buches.

spielt jene physiologische Vorstellung mit, wie denn die zunächst vorausgehenden Verse von den „Wächtern", welche das Leben schützen sollten, also gerade den Lebensgeistern, sprechen. Viehoff irrt abermals, indem er hier „Geister" im Sinne von „Genie" nimmt. Selbstverständlich wechselt die Bedeutung des Wortes innerhalb der Lauragedichte: die „Geister", welche in der Hymne „Triumf der Liebe" ihren Meister suchen, sind Seelen, deren Verlangen nach dem Schöpfer, dem „Vater der Natur" geht; und wenn in der „Fantasie an Laura" von „der Geister Orden" die Rede ist, so sind die Abstufungen und Ordnungen geistiger Wesen gemeint. Den Ausdruck „der Geister Orden" entlehnte Schiller von Haller; „verschieden war der Fall verschiedner Geister-Orden", heißt es in Hallers Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels". Von Haller stammt auch die Bezeichnung des Himmels als einer „Sternenbühne", welche im „Triumf der Liebe" und noch in den „Künstlern" sich findet; „durchs rothe Morgen-Thor der heitern Sternen-Bühne Naht das verklärte Licht der Welt", hatte Haller in seinen „Morgen-Gedanken" geschrieben. Das Hereinbrechen des Lichtes durch eine „Rize", der durch eine Ritze sich plötzlich eröffnende Ausblick auf eine überirdisch-herrliche Welt ist eine dem Lyriker Schiller geläufige Vorstellung; bald erscheint — im „Triumf der Liebe" — Elysium „durch des Grabes Rize", bald winken — in „Laura am Klavier" — „neuer Geister Sonnensize durch zerrißner Himmel Rize", bald flimmen — im „Geheimniß der Reminiszenz" — „flüchtig, gleich dem Blize, Traurigmahnend an die Göttersize, Stralen durch die Rize". Diesem Bilderkreise verwandt ist die Vorstellung von „Riegeln", welche das Jenseits verschließen oder aufspringend eine geheimnißvolle Welt enthüllen: sie begegnen uns als „Grabesriegel", „Todesriegel", „Chaosriegel" in der „Leichenfantasie", in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings", im „Geheimniß der Reminiszenz".

Wo immer Schiller vom Vorgang und den Phänomenen der Weltschöpfung spricht, hat sein Ausdruck etwas von michelangelesker Größe und Gewalt. Man mag an sprachlichen Einzelheiten dieser Schilderungen oder an der Vergleichung als

solcher Anstoß nehmen, die mächtige Linienführung muß man einräumen. Es ist Größe der Anschauung, welche in den Versen sich kundgibt:

„Wie des Chaos Riesenarm entronnen,
Aufgejagt vom Schöpfungssturm die Sonnen
Funkend fuhren aus der Finsternuß".

Die Richtung auf das Erhabene beherrscht Schillers Phantasie; aus dem Erhabenen der Natur schöpft er wieder und wieder seine Bilder. Auch wo nicht kosmische Vorstellungen mit im Spiele sind, ist es die Sonne, welcher sein dichterisches Auge mit Vorliebe sich zuwendet, und mit Verschwendung der Farben malt er den „Stralenregen" des königlichen Tagesgestirns. Aus der Tierwelt ist ihm der Adler vertraut: Auf „Adlerpfaden" fliegt er zur Gottheit auf, und den „Adlergang des Jünglings" hat die Sonne gesehen; der „Adlergedanke" senkt — in „Gröse der Welt" — sein Gefieder. Auch die Erscheinung des Gewittersturmes, die Majestät des Donners hält Schillers Einbildungskraft gefangen. Eine stralende Lichtwelt und eine dröhnende Klangwelt durchwogt seinen Geist.

Aber freilich, diese Bildersprache entartet auch in Metaphernwust, in äußerlichen Schmuck und rhetorischen Wortschall. Es heißt mit Ueberladung der Farben malen, wenn die „Melancholie" beginnt: „Laura — Sonnenaufgangsglut Brennt in deinen goldnen Bliken"; oder wenn in der „Fantasie an Laura" die Thränen „goldne Kinder" des in Sonnenpracht stralenden Auges genannt werden. Argen Mißbrauch treibt Schiller mit dem „Donner". Im „Vorwurf" ist von „Donnerglokken" des Ruhmes die Rede, um so unpassender, da der Dichter ihnen „lauscht", während doch das Lauschen einen leiseren Klang will; ebendaselbst werden die Sieger „wach von Donnerlanzen", während die Klangbezeichnung für die fliegende Lanze das Sausen ist; und nicht glücklicher spricht die Hymne an die Liebe von „Chronions Donnerhorn". Die pomphafte Anwendung des Wortes „Donner" zieht sich durch die ganze Anthologie: in der Kantate „Elisium" „wallt" eine Fahne „Donnerstürme", und unter dem „Donnergang" eines Kriegers beben die Berge.

Maß und Geschmack darf man in den Lauragedichten nicht suchen. Die Phantasie, ihre Eingebungen ins Endlose und Ungeheure steigernd, türmt Schwulst und Bombast auf; das Ueberschwängliche schlägt über in Unnatur, das Riesenhafte ins Stelzenmäßige. Der Leser wird zwischen entgegengesetzten Eindrücken hin- und hergeworfen: hier blendet und fesselt ihn der Glanz, die Energie, die Kühnheit der Sprache, dort stößt ihn das Schiefe, Gesuchte und Wunderliche des Ausdrucks zurück.

Der Neigung des Dichters, den Gedanken auf die äußerste Spitze zu treiben, begegnet man allerwege. Im „Triumf der Liebe" „krümmen sich" die olympischen Götter vor der Hoheit der Here; sich beugen, wäre so schicklich als naheliegend gewesen. Im „Geheimniß der Reminiszenz" wird der Geliebten versichert, sie sei, in Wesenseinheit mit dem Dichter, einst ein „Weltzernichter" gewesen. Ein zerstörender Gott scheint die Schrankenlosigkeit seiner Macht unmittelbarer hervorzukehren als ein im All selig schwebender; aber indem der Name eines Weibes dem Begriff „Weltzernichter" sich gesellt, springt das Uebertriebene des Gedankens nur um so deutlicher in die Augen. In der „Melancholie" soll die Kürze der Zeitspanne, innerhalb deren alle Erdenpracht in Nichts sich wandelt, geschildert werden; Laura, heißt es hier, möge „dreimal blinzen", und die Sonne werde erlöschen im „Meere der Todesnacht"! Eine Reihe von Wendungen trägt schlechtweg den Charakter des Gekünstelten, Geschraubten, Gespreizten. Dahin gehören die Verse der „Melancholie": „Deiner Thränen Perlenflut Nennt noch Mutter das Entzücken"; der Gedanke: deine Thränen fließen noch aus Entzücken, nicht aus Schmerz, ließ sich kaum gesuchter geben. Ein ganzes Nest solcher Unholde steckt in dem nach homerischer Art in die Länge gesponnenen und als selbständige poetische Einlage behandelten Vergleich, welcher im „Geheimniß der Reminiszenz" eben da sich einschiebt, wo des Gedichtes erster Teil zum Abschluß gekommen ist. Daß die Begegnung zweier Schiffe und der Jubel ihrer befreundeten Mannschaften als Bild für das freudige Sicherkennen der Liebenden dient, ist an sich frostig; und wie ungefüges Flickwerk bringen die einzelnen Verse! „Freunds-

galeere" klingt hart, und „Galeere" ist doch nur des Reimes auf „Meere" halber gewählt; „Heere" paßt nicht für Schiffsvolk, und „Pulverweke" ist eine unglückliche Bildung, um so leidiger, da man um ihretwillen „aufs Verdeke" mit in den Kauf nehmen muß. Die Härte des Ausdrucks fällt auch an andern Stellen des Gedichtes auf; Schiller wagt: „sie umrollten sich" für: sie umfingen sich, „Wesen die sich schlangen" für: Wesen, die sich umschlangen; desgleichen müssen wir uns gefallen lassen, daß das Blut sich zu den Wangen drängt, um Laura zu „empfangen", daß die Frucht dem Gaumen „verneint" d. h. versagt wird. Ein freier Gebrauch des Komparativs, wie Klopstock ihn liebte, findet sich öfters; so in den Versen: „[Ich] klimme kühner bis zur Nektarquelle"; „Die selgen Augenblike weinen leiser in mein Ohr zurüke". Wenn aber die Liebenden freudig „an einander" fliehen, als wären sie „verwandter", so hat diesen lediglich matten Komparativus wohl die Reimnot verschuldet. Daß im Hymnus an die Liebe der Gott der Unterwelt „der schwarze König" genannt wird und der Hund Kerberos „wilder Beller", ist geschmacklos.

Ueberaus häufig ist die ungehörige Vermischung zweier Vorstellungen innerhalb eines einzelnen Bildes, die Katachrese der Stilistik. Im „Vorwurf" „trippelt" Laura „stolze Pyramiden" von Plänen nieder; sie thut es „mit leichten Zefyrtritten" und auch noch „schäkernd". Das Bild macht lachen: die Vorstellung von Pyramiden schließt die des Trippelns, die von Zephyrtritten aus. In der „Fantasie an Laura" ziehen die Planeten, „gleich Kindern um die Mutter hüpfend", bunte Zirkel um die Fürstin Sonne. Das Verhältniß von Sonne und Planeten läßt sich mit dem von Mutter und Kindern vergleichen; aber das „Hüpfen" als eine unruhige Bewegung paßt nicht zum Planetenlauf und nicht zur Absicht des Dichters, der eben hier die Ewigkeit und Stetigkeit der kosmischen Ordnung schildern wollte. Für das Wort „hüpfen" hat Schiller überhaupt eine unzeitige Liebhaberei. „Hüpft der Heldin noch dies Herz entgegen", wie es im „Vorwurf" heißt, mag gelten; wunderlicher ist, daß ebendort die Pulse aus ihrer „Gruft hüpfen", d. h. aus ihrer Ermattung

sich aufraffen, und vollends spaßhaft wirkt es, wenn im Gedicht „Rousseau“ dieser Dulder die Aufforderung erhält, in den Todesnachen freudig zu „hüpfen“. Gleich ungeschickt „tanzen“ im „Vorwurf“ die Sieger in die „Eisenfluren des Ruhmes“. „Eisenfluren“ bedeutet Schlachtfeld; Schiller entlehnte diesen Ausdruck von Klopstock, der in mehreren Oden vom „eisernen Feld“ gesprochen hatte; „eiserne Fluren“ wiederholt er in der „Melancholie“. Das Verfehlte des Bewegungsbildes liegt hier im „Tanzen“. Ein Beispiel von Ballung einander widersprechender Vorstellungen geben auch die Verse:

„Schweifend durch der Wollust weite Lande
Warfen wir der Sättgung Ankerbande
Ewig nie am Strande“;

das Ankerwerfen setzt eine Meerfahrt voraus.

Man wird bei diesen Dingen nicht vergessen, daß derjenige, welcher die lyrische Sprache der Deutschen aus dem Dornröschenschlafe erweckt, welcher ihr so vollendete Anmut und Holdseligkeit wie leidenschaftliche Gewalt eingehaucht hat, damals sein Tagewerk erst begonnen hatte; nicht Goethe, der befreiende Held, sondern Klopstock schien noch das höchste Muster poetisch-sprachlicher Technik zu sein. Auch Klopstocks Oden entfernen sich vielfach von Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und nicht mit Unrecht warf ihnen Lessing gelegentlich „undeutsche Wortfügung“ vor. Wer nur die schönsten derselben in Erinnerung trägt, die Oden „Der Zürchersee“, „Die frühen Gräber“, wem die klanglich weichen und stimmungsvollen Gesänge „An Gieseke“, „Der Abschied“, „An Ebert“, „An Fanny“ oder einzelne glücklich gefaßte Strophen der Oden „Die Friedensburg“ und „Mein Vaterland“ im Ohre liegen, der wendet von einer Bemängelung der lyrischen Sprache Klopstocks unwillig sich ab. Aber der hamburgische Sänger hat die Leier gar oftmals geschlagen, und wenn er Töne griff, wie: „nah dem Flusse des Hufs“ d. h. nahe der die Felsen der Roßtrappe durchbrechenden Bode, oder: „mich weilet der Achäer Hügel“, oder: „S'Ungeheuer“, wenn er „ein Roß den Fürsten zu der Schaar, die Schlachten spielt, tanzen“ läßt, so waren diese und hundert ähnliche Wendungen von der

nämlichen Gezwungenheit und Härte wie die gerügten Stellen bei Schiller. Jenen verstrickte in Steifheit des Ausdrucks sein eigensinniges Pathos und das antike Versmaß; der Lyriker Schiller rang noch jugendlich-ungelenk mit der Sprache, welche den Sturzwellen seiner dithyrambisch erregten Phantasie nicht immer zu folgen vermochte.

Auch von mißbräuchlicher Verwendung mythischer Vorstellungen sind die Lauragedichte nicht frei. Die letzten Strophen der „Fantasie" erzählen eine Geschichte, bei welcher dem alten Kronos nicht geringe Gewalt widerfährt. Indem sie der Zeit ein Sympathieverhältniß zur Ewigkeit unterschieben, berichten sie von einem „seine Braut", die Ewigkeit, haschenden Zeitgott Kronos-Saturn; die Hochzeit der beiden entflammt einen Weltenbrand. Der Gedanke einer Vermählung von Zeit und Ewigkeit ist an sich statthaft, insofern, wie Viehoff treffend umschreibt, „am Ende der Welt die Zeit sich in die Ewigkeit verlieren wird"; aber willkürlich genug, in unorganischer Zeichnung, hat der Dichter an die mythische Gestalt des Gottes Vorstellungen geknüpft, welche teils subjektiver Erfindung und begrifflichem Denken teils fremdartigen religiösen Lehren und Philosophemen den Ursprung verdanken. Eine ähnliche Vermengung findet statt, wenn er im „Geheimniß der Reminiszenz" gegen den Schluß des Gedichtes hin auf den Garten Eden und den Baum des Paradieses Bezug nimmt; aus der Phantastik des platonisch-schillerschen Mythus wird der Leser plötzlich in die biblische Dichtung versetzt, so daß er einen Stoß erhält, als wäre er vom Mond auf die Erde gefallen.

Verwegene Metaphern, mit Gedanken förmlich überfrachtete Verse, ein über Herkommen und Regel zuweilen hinwegspringender Wortgebrauch wie Satzbau: dies Alles wirkte zusammen, um nicht wenigen Stellen der Lauragedichte Dunkelheit oder doch unsicher schillernden Sinn zu geben. Den zunftmäßigen Auslegern war hier ein fruchtbares Arbeitsfeld eröffnet; leider griffen sie oftmals mit stumpfen Werkzeugen an. Daß die Lauragedichte nur in beschränktem Maße populär werden konnten, liegt bei der Art ihres Inhalts wie der Beschaffenheit ihrer

Form auf der Hand; aber wäre es möglich, sie dem Publikum völlig zu entleiden, der Schwall schiefer Auffassungen, welcher sich an sie hing, brächte es fertig [1]).

Die meisten Schwierigkeiten bietet das „Geheimniß der Reminiszenz“. Zu den Worten: „Eins mit deinem Lieben“, d. h. Ein Wesen mit deinem Geliebten, ist aus dem Anfang der Strophe „du warst“ zu ergänzen. Das Dunkel häuft sich in den Versen der vierundzwanzigsten Strophe:

„[Wenn] verkauft vom Meineid der Vasallen
Unsre Seelen ihrer Welt entfallen,
Mit des Staubs Tyrannensteuer pralen,
Tod und Leben zu wollüstgen Qualen
Gaukeln in den Schaalen.“

Die meineidigen Vasallen sind die Lebensgeister; dieselben, welche in Strophe 2 des Gedichtes „verrätherisch“ fliehen, welche „wie Sklaven“ feigen Mutes die Waffen wegwerfen. Die physiologische Theorie räumte den Lebensgeistern eine Art Mittelstellung zwischen Körper und Seele ein; so konnten sie als

[1]) Ein Kommentar zu Schillers sämmtlichen Gedichten, welcher auf der Höhe der Aufgabe stünde, fehlt der deutschen Litteratur. Düntzers Tastsinn für das Dichterwort ist der allerdürftigste. Ein paar Proben werden genügen. Bei den Versen des Gedichtes „Meine Blumen“: „Schön das Kleid mit Licht gestiket, Schön hat Flora euch geschmüket Mit des Busens Perlenthau“ macht Düntzer die Anmerkung, es müsse der Busen der Flora gemeint sein. In der ersten Auflage seiner „Erläuterungen“ denkt er bei den Versen der „Glocke“: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier Reißt der schöne Wahn entzwei“ an die „Gürtelkette der Hausfrau“, an den Gürtel mit Schlüsselbund, versteht sich; in der zweiten Auflage verbessert er sich, nachdem ihn Gustav Hauff in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Jahrg. 1867, 4) belehrt hatte. Dazu vergleiche man Düntzers Auffassung der Schlußzeilen der „Melancholie“, von welcher S. 467 des vorliegenden Buches die Rede ist. Und dieser nämliche Autor schulmeistert den Dichter auf Schritt und Tritt. Tüchtiger, wenn auch von schiefen Bemerkungen nicht frei, ist Viehoffs Kommentar. Gustav Hauff eröffnet in der gedankenreichen Schrift „Schillerstudien“, Stuttg. 1880, den Auslegern gegenüber ein „kritisches Kreuzfeuer“ und verbindet damit die Erörterung von Begriffen und Fragen, welche für das Verständniß Schillers allgemein bedeutsam sind. Die Lauragedichte lagen ihm weniger am Wege.

Vasallen der Seele, welche von ihnen getrennt besteht, gedacht werden, und ihre Aufgabe war, das Leben des Einzelwesens, des individuellen Körpers zu erhalten, zu verteidigen. Das persönliche Leben erscheint wie eine Burg, eine Festung; eine Brücke führt von ihr zur Außenwelt. Indem die Geister entfliehen, „stürmen" sie über des „Lebens Brüke"; darin besteht ihr Verrat, ihr Meineid [1]). Die Folge ist, daß die Seelen der Liebenden — denn Laura befindet sich in gleichem Zustand wie der Dichter — „ihrer Welt entfallen", mit andern Worten: daß sie aus ihrer Isolirung, ihrer körperlichen Getrenntheit, frei werden [2]). Rätselhaft lautet die folgende Zeile. Viehoff deutet „des Staubs Tyrannensteuer" als die Steuer, welche die tyrannischen Seelen vom Staube fordern; ähnlich spricht Düntzer von einer tyrannischen Ueberwältigung des Leibes durch die Seele. Aber die syntaktische Verbindung der Worte verlangt, an eine Steuer, welche der tyrannische Staub den Seelen auferlegt, zu denken, und die strenge Beachtung des Zusammenhangs führt auf das Gleiche. „Des Staubs Tyrannensteuer" ist nichts anderes als die körperliche Getrenntheit der Seelen; nichts anderes, als was Schiller in der nächstfolgenden Strophe mit „der Endlichkeit despotschen Schranken" bezeichnet. Undeutlich, gezwungen wird der Ausdruck nur durch die Verbindung mit dem Zeitwort „pralen". Schiller will sagen: die Seelen rühmen sich, des Zustandes, welchen der Staub, das Erdenleben, ihnen bisher gewaltsam auferlegte, überhoben zu sein, sie zeigen gewissermaßen die Steuer, welche sie dem Staube zahlten, triumphirend-prahlerisch auf, als wäre dieselbe nunmehr in ihrem Besitz, in ihrer

1) Vgl. S. 456 des Buches.

2) Daß unter „ihre Welt" „dasjenige Sein der Seelen verstanden werden müsse, in welchem sie von einander getrennt sind", bemerkte bereits Winckelmann im Programm des Halleschen Gymnasiums vom Jahr 1843; im Uebrigen gebe ich die Erklärung der Strophe selbständig. Viehoff, Schiller's Gedichte, Stuttg. 1856, verweist auf Winckelmann, ohne sich von ihm überzeugen zu lassen; er selbst nimmt irrtümlicher Weise „entfallen" als Partizipialform und „ihre Welt" als diejenige Welt, „für welche die Seelen ursprünglich geschaffen waren, die höhere, bessere Welt". Die Auflage von 1876 läßt die fragliche Strophe ohne Besprechung.

Gewalt. Aber die Loslösung der Seelen vollzieht sich unter den heftigsten Erschütterungen der beteiligten Wesen und nicht ohne Widerstreben der Körper: Tod und Leben ringen unter wollüstig-qualvollen Empfindungen der Liebenden um das Uebergewicht, „die Leiber zanken sich" mit den Seelen, und nur „sterbend", d. h. durch den Tod hindurchgehend, „überschwanken" diese die Schranken der Endlichkeit. Schiller läßt „die Geister" mit den Leibern sich zanken; da der folgende Satzteil das gleiche Subjekt hat, so daß eben diese Geister die Endlichkeit überschwanken, so können hier nicht Lebensgeister gemeint sein; vielmehr steht das Wort diesmal im gewöhnlicheren Sinne für Seelen. Der Vorgang, welchen der Dichter großartig genug schildert, hat mit Strophe 22 begonnen, mit Strophe 25 schließt er; für einen Augenblick, eine „Lustsekunde" scheinen die „verlornen Rechte", der Götterzustand und die Wesenseinheit mit der Geliebten, zurückerobert zu sein.

Auch die „Melancholie an Laura" hat einige verfängliche Stellen. Die Verse: „feuriger mein Geist, Denn die Lichter seines ew'gen Himmels, Der im Meere eignen Weltgewimmels Felsen thürmt und niederreißt" verlangen, daß „der" auf Geist, nicht auf Himmel bezogen werde; „sein" Himmel ist Gottes Himmel. Die Stelle:

„Ach die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer
Und der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer"

ist in ihrem ersten Teil von Viehoff mißverstanden worden. Das Saitenspiel ist nicht „der Leib des genialen Dichters", und „kühnste Harmonie" kann man nicht sagen für „allzu begeisternde Ideen und Gefühle"; Viehoff nimmt irrtümlich „die kühnste Harmonie" als Subjekt des Satzes. Vielmehr ist der Sinn durch das Saitenspiel, durch die Hingabe an die Dichtkunst wird die Harmonie zwischen Geist und Leib, zerstört; so erklärte richtiger schon Düntzer, indem er „kühnste Harmonie" mit „großartig entworfener Uebereinstimmung der Lebenskräfte" umschrieb.

Im schäumenden Jugendgefühl noch eben seines Geistes froh, fühlt der Dichter, daß der Kelch, woraus ihm „Gottheit düftet", ein Gift berge, daß die „Wächter" am Throne des Lebens von des Genies Herrschgier gefesselt sind. Auch der Schluß des Gedichtes hat zu Mißdeutungen Anlaß gegeben; in Frage kommen die Verse:

„Brich die Blume in der schönsten Schöne,
Lösch, o Jüngling mit der Trauermiene!
  Meine Fakel weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerbühne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
  Fliehn die Schatten — und noch schweigend horcht das Haus."

Mit „Fliehn die Schatten" geht der Nebensatz anakoluthisch in einen Hauptsatz über. Im Allgemeinen ist der Gedanke ja klar: der Todesgenius wird den Dichter ereilen, dessen schönsten Gesängen das Volk tiefergriffen eben noch lauschte. Was aber ist unter „Schatten" zu verstehen? In der Regel wird an „Bühnengestalten", d. h. Gestalten der dramatischen Dichtung, gedacht, welche den Gestalten des wirklichen Lebens gegenüber als „Schattenwesen" gelten; man erinnert an die „Schattenbühne", von welcher Schiller im Prolog zum Wallenstein spricht, an die „Schatten und Idole" im Gedicht „An Goethe". Aber diese Stellen gehören Schillers späterer Dichtung und Betrachtungsweise an, und näher liegt es, hier, bei den Versen der „Melancholie", an die Gestalten der Schauspieler zu denken, deren Schatten auf der Rückseite des herabfallenden, halbdurchsichtigen Vorhangs sich abzeichnen; eine Erscheinung, welche bekanntermaßen etwas Wunderliches, die naive Phantasie Anregendes hat. So gelehrt der Hinweis auf jene Parallelstellen sich ausnimmt, dichterischer war es, wenn Schiller im Bilde, im Sinnlichen blieb, anstatt ins Ideelle zu fallen und nachher doch wieder zum Bilde zurückzukehren. Gerade das „Fliehen" der Schatten spricht für einen konkreten Vorgang; es ist das flüchtige Entschwinden der schattenwerfenden Gestalten, und während desselben horcht füglich noch schweigend das Haus. Düntzer war anfänglich auf der richtigen Spur, freilich, um im nämlichen

Augenblick zurückzuschrecken; nachmals hing er sich an eine Deutung fest, welche an Unverstand ihres Gleichen nicht hat: Die Schatten, bemerkt er, sind „die auf die letzte schönste Szene folgenden Handlungen, welche der Dichter gerade abschneidet, die sich zu diesen verhält wie das Licht zum Schatten" [sic] [1]).

Im Gedicht „Die seeligen Augenblike" befremden die Verse:

„Ach vielleicht verpraßte tausend Monde
Laura, die Elisiumssekunde,
All begraben in dem schmalen Raum;
Weggewirbelt von der Todeswonne,
Landen wir an einer andern Sonne,
Laura! und es war ein Traum."

Der schmale Raum, in welchem tausend Monde, lange Zeiträume begraben, vergessen liegen, ist die Elysiumssekunde, die flüchtige Stunde des überirdischen Entzückens. Von ihr, deren Wonne das Lebensgefühl schwindeln machte, hinweggerissen, finden wir uns „an einer andern Sonne", im Bezirk unseres Erdendaseins, wieder, und wie ein Traum erscheint uns die erlebte Seligkeit. In Strophe 10 des „Vorwurfs" fallen die Verse auf: „Köstlich ists — der Schwindel starrer Augen, Seiner Tempel Weihrauchduft zu saugen". Die „starren" Augen sind die vom Schwindel des Entzückens starr werdenden Augen. Das Fürwort „Seiner" ist dem Sinne nach am ehesten auf das in Strophe 8 zweimal vorkommende „Apollo Zynthius" zu beziehen; eine syntaktisch-regelrechte Beziehung fehlt ihm auf alle Fälle. Die Stelle: „[du] narrentheidigst in des Helden Raub" erklärt Viehoff richtig: „Du treibst Possen mit dem, was du dem heldenmütigen Jüngling geraubt hast."

Zuweilen wird das Verständniß lediglich durch die Interpunktion beirrt; diese ist in der Anthologie überaus willkürlich und nachlässig behandelt. In „Laura am Klavier" begegnet man den Versen:

„Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen

---

[1]) H. Düntzer, Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern, 38. Liefg. 2. Aufl. Leipzig 1874, S. 345. Vgl. S. 52 der 1. Aufl.

Hingeschmidet zum Gesang
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille."

Zweifellos sollte nach „lauschen" ein Komma stehen; „hingeschmidet" bezieht sich auf „Naturen", unter welchen hier schlechtweg Wesen zu verstehen sind. Bei allen Tollheiten, welche sich Schillers lyrischer Stil erlaubte, sollte man dem Dichter doch nicht zumuten, daß er „Lüfte" an den Gesang „schmiedete"; Viehoff freilich thut es, unbekümmert darum, daß auf diese Weise der Satzbau des Folgenden aus Rand und Band geht. Auch das Historisch-Sachliche des Inhalts scheint da und dort einer Anmerkung zu bedürfen. Zwar den Zauberkünstler Philadelphia, welcher „von tausend Nervgeweben Seelen fordert", hat Lichtenbergs Satire vor Vergessenheit bewahrt; aber der Name Lyonnets, des Entomologen und Mikroskopikers, lebt heute nur noch in den Akten der Gelehrten, und daß „Bajouten" Spitzenmäntel sind, weiß die Mode nicht mehr. Doch über sämmtliche Einzelheiten Aufschluß zu geben, ist Pflicht der Kommentare; ich werde mich begnügen dürfen, die dunkelsten Stellen gelichtet und auf die Schwerverständlichkeit der Lauragedichte, als auf ein Merkmal derselben, hingewiesen zu haben.

Das Jahr, in welchem die Lauragedichte entstanden sind, ist 1781. Zwar setzte Schiller in der bei Crusius veröffentlichten Sammlung den Titeln der aufgenommenen Stücke die Jahreszahl 1782 bei; aber diese bezieht sich lediglich auf die Herausgabe seiner „Anthologie". Und das Erscheinen der letzteren fällt in den Februar 1782. Hiefür gibt das Datum „Tobolsko den 2. Februar", welches Schiller über die Vorrede setzte, die nächste Gewähr. Eine von Ed. Boas wie von Jul. W. Braun [1]) zum Wiederabdruck gebrachte Nachricht der Berliner „Litteratur- und Theater-Zeitung" scheint es in Frage zu stellen, ob dieses Datum mit der Zeit der Veröffentlichung des Buches sich völlig decke; denn noch unter dem 16. Febr. wird von der Berliner

---

[1]) Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen, I, 1, S. 23.

„Litteratur- und Theater-Zeitung“ angekündigt, der Regimentsdoktor Schiller „werde“ eine neue Anthologie herausgeben und diese werde von einem Feuer sein, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten dürfe. Aber zwei andere, bisher unbenützte, Zeugnisse verbreiten Licht. In den „Gothaischen Gelehrten Zeitungen“ vom 12. Januar 1782 findet sich der „Auszug eines Schreibens aus dem Würtembergischen“: „Hr. Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgardt“, heißt es hier, „gibt in Mezlers Verlag eine neue Anthologie heraus. Die meisten Gedichte sind von ihm selbst, und von einem Feuer, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf. Dieses vortrefliche Schauspiel desselben wird nächstens zu Manheim bey Schwan ganz umgearbeitet erscheinen (und zwar auf Verlangen der dortigen Bühne).“ Augenscheinlich entlehnte die Berliner Zeitung ihre nahezu gleichlautende Nachricht der Gotha'schen; das „Schreiben aus dem Würtembergischen“ aber, als dessen Verfasser Haug oder Abel vermutet werden dürfte, ist vem 16. Dezember datirt. Mittelst dieses Zeugnisses ist zugleich der Beweis erbracht, daß der Plan der Anthologie bereits im Spätherbst 1781 zur Reife gediehen war. Dazu beurkundet ein zweites Zeugniß, daß die „Anthologie“ thatsächlich vor Ablauf des Monats Februar erschienen ist: im dritten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaft und Künste in Schwaben“ wird unter den veröffentlichten „Neuigkeiten“ eine „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko“ aufgeführt, und dieses dritte Stück ist am Schlusse unterzeichnet mit dem Datum: „28. Febr. 1782“.

Das Buch hat den Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782.“ Der Herausgeber ist nicht genannt, auch nicht der Verleger. In der Mitte des Titelblatts befindet sich eine Vignette mit dem Brustbild Apollos; der Dichtergott, in Profil gezeichnet, von jugendlichzartem Gesichtsausdruck, aber schmächtigst an Schultern, trägt auf dem Haupte einen Lorbeerkranz, auf dem Rücken Köcher und Pfeile. Der Verfertiger dieses Kupferstiches war Egidius Verhelst zu Mannheim; „E. Verhelzt“ ist auf dem zunächst über dem Ohre liegenden Lorbeerblatt eingeschrieben, ohne Vergrößerungsglas freilich kaum lesbar. Unter der Vignette

steht: „Gedrukt in der Buchdrukerei zu Tobolsko.“ Das Format des Buches ist Oktav; der poetische Text umfaßt 271 Seiten; zuvor gehen 14 Seiten mit Widmung, Vorrede und Inhaltsverzeichniß. Dem Texte der Widmung steht auf besonderem Blatte voran: „Meinem Prinzipal dem Tod zugeschrieben“; hierauf folgt eine Ansprache an den Tod, den „Großmächtigsten Czar alles Fleisches“. Sie läßt mehr Haschen nach Witz als wirkliches Salz der Rede erkennen; der Ton ist bombastisch und allerlei satirische Einfälle brodeln durcheinander. Daß der Verfasser „dem äskulapischen Orden einverleibt“ sei, bemerkt er ausdrücklich. Die Vorrede ergeht sich in einer launig-polemischen Rechtfertigung des auf „sibirischem“ Boden gewachsenen Unternehmens: „Blumen in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerey . . . Wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns auch einmal mit Blumen versuchen.“ Zwar werde diese lyrische Blumenlese so wenig als ein gewisser Musenalmanach die „lekerhaften Europäer“, die „Söhne des milderen Himmels“, mit den Schneemännern versöhnen, und in der That bedürfe es auch, um das Vorurteil gegen den Norden zu zerstören, eines stärkeren Hebels als der Begeisterung von zwei oder drei Patrioten; aber die Anthologie werde doch „Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nikfang geben helfen, wie wir Toboskianer zu sprechen belieben“. Auf eine erstmalige Erwärmung des Nordens spielt auch das Motto der Vorrede an, für welches ein Vers des Ovidius diente.

Dahinter steckte freilich eine Schelmerei. Im September 1781, laut Datirung der Vorrede, d. h. zur Michaelimesse, hatte Gotthold Stäudlin seinen „Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782“ herausgegeben[1]). Das Büchlein, in zierlichstem Miniaturformat zu Tübingen bei Joh. Georg Cotta gedruckt,

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre, I, 102 und I, 104 führt fälschlich „Schwäbische Blumenlese“ als Titel des Stäudlinschen Almanachs an; ebenso zitirt Düntzer wiederholt eine „Schwäbische Blumenlese“ (Schillers Leben S. 105, 113), nicht anders, als ob er das Original vor Augen gehabt hätte. Eine „Poetische Blumenlese“ hat Stäudlin erst 1793 herausgegeben.

prangte mit einem von V. Heideloff gezeichneten Titelbild: Zwei Flußgötter lagern im Vordergrund und lauschen verwirrt und beschämt einer in die Leier greifenden Muse, hinter welcher die Sonne aufgeht. In der Vorrede äußert Stäudlin, sein Almanach werde wie Saul unter den Propheten erscheinen und der Deutsche am Rhein und an der Elbe werde ihn wohl naserümpfend in die Ecke werfen. Aber „holen Sie ihn doch wieder, lieber Herr Landsmann! sehen Sie ihn mit unbefangenem Auge durch, und sagen Sie mir, ob wir armen Schwaben dann unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen kann. Und ihr, meine lieben jungen Mitbrüder, tretet muthig hervor, und laßt sehen, ob ihr Männer werden könnet. — Sonst hab' ich nichts zu sagen, als daß ich den Almanach von Jahr zu Jahr fortseze, und die bessern Köpfe meines Vaterlands auch für die Zukunft zu Mitarbeitern aufrufe. Doch — dieß wird schon Patriotismus in dem Herzen eines jeden thun".

Stäudlins „böotischer" Himmel reizte Schillers Spottlust; aus einer den Musen unfreundlichen Zone machte er parodistisch eine unwirtlichkalte, eine „sibirische". Es lag nicht gerade ferne, auf diesen Scherz zu verfallen; dennoch hat die Ausführung etwas Gesuchtes und die russische Szenerie ist unerquicklich ins Breite gemalt. Palleske[1]) und Düntzer[2]) erzählen, Stäudlin selbst habe von einem „nordischen Klima" gesprochen und so den unmittelbaren Anstoß zu Schillers Satire gegeben; aber in Wahrheit stammt auch dieser Ausdruck von Schiller, und zwar findet er sich in der Rezension des Schwäbischen Musenalmanachs, woselbst Schiller sich dem Texte Stäudlins gegenüber einige Freiheit erlaubt und von einem Gärtner spricht, „der einen Versuch in seinem Nordischen Klima macht, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe". Um so eher möchte man glauben, daß der Einfall, welchem der Dichter mit so viel Behagen nachhing, noch verstecktere Spitzen barg, daß die Satire reichere Beziehungen hatte. Stäudlin war bei

[1]) I, S. 236 der 11. Aufl.

[2]) Schillers Leben, S. 113.

seinem Abgang vom Stuttgarter Gymnasium mit einem „Panegyrikus" auf Peter den Großen in die Oeffentlichkeit getreten, und das „Schwäbische Magazin", welches von diesem Schulakt Nachricht gab, brachte im folgenden Jahrgang [1]) ein umfangreiches Lobgedicht auf Peter den Großen. Der Inhalt ist tobender Wortschwall; der russische Czar wird als „groser Sohn der heiligen Natur", als „feuervolle Engelseele" gepriesen, sein Leben heißt ein „Seligkeitenstrom", und die Schilderung des Heroismus, mit welchem der Czar angeblich die Hyder Barbarei niedergeworfen und das Reich der Musen im „kalten Norden" aufgerichtet hat, ist von komisch wirkendem Pathos. Schließlich erhält auch Würtembergs Herzog Karl seinen Ruhmesanteil; denn diesen verbinde ja Freundschaft mit dem Enkel des „sanften" Peter. Das Gedicht ist mit St. gezeichnet, und der Verfasser läßt einfließen, daß ihm die „Jünglingsharfe" bebe. Dergleichen halbentschuldigende, halbkokette Hinweise auf seine Jugend liebte Stäudlin; und falls in der That das Gedicht ihm angehört, so wäre es möglich, daß es der satirischen Laune Schillers die Bahn gab.

Es war kein vereinzeltes Aufflammen eines schwäbischen Lokalpatriotismus, welchem die Vorrede Stäudlins das Wort lieh; vielmehr regt sich in jenen Jahren bei den Schwaben insgemein ein lebhafteres Stammesgefühl. Die litterarische Ehre des Landes zu verteidigen, werden zahlreiche Stimmen laut, und dieses Bestreben ermangelte nicht bestimmter Anlässe. War schon durch Gottscheds Betriebsamkeit die Stadt Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Litteraturwesens geworden, so verkündete jetzt von eben dort her Adelung die Vorherrschaft Obersachsens in Sachen deutscher Grammatik und Sprache. Bekanntlich beruht unsre neuhochdeutsche Schriftsprache ihrem Ursprung nach auf einer Mischung mittel- und oberdeutscher Elemente; denn die Sprache der kursächsischen Kanzlei, wie Luther sie vorfand, hatte einem Ausgleich mit der Sprache der kaiserlichen Reichskanzlei sich bequemt, und letztere war auf böhmisch-österreichischer Dialektgrundlage und unter Miteinwirkung der fränkischen Mundart entstanden.

---

[1]) 1777, S. 49—56.

Für die Erhebung der sächsischen Kanzleisprache zum Gemeingut der deutschen Nation war dieser Umstand von wesentlichem Vorteil; aber Adelung bemängelte es gerade, daß Luther seine Schriften von oberdeutscher Redeweise nicht frei hielt, und am wenigsten wollte er den neueren Oberdeutschen ein Recht zugestehen, an der Fortbildung der Schriftsprache selbständig mitzuwirken. Ihm bedeutete das Wort „hochdeutsch" ein höher geartetes, reineres Deutsch, während der Name doch von den höher gelegenen, also den südlicheren Teilen Deutschlands geschöpft ist; er identifizirte das neuere Schriftdeutsch mit der Sprechweise der „oberen Klassen des südlichen Kursachsens" und nahm an, daß dasselbe zwischen 1740 und 1760 im Meißener Land als Ergebniß des dort herrschenden „vorzüglich verfeinerten Geschmackes" zu Stande gekommen sei; er nannte die Zeit von 1740—1760 den schönsten Abschnitt der deutschen Litteratur, beklagte, daß der siebenjährige Krieg diesem glücklichen Zustand ein Ende gemacht habe, und forderte, die Deutschen sollten die Regeln der Meißner zur Richtschnur nehmen, da außerhalb Obersachsens die Entwicklung des Sprachgefühls und des Geschmacks zurückgeblieben sei. Diese Ansichten legte Adelung in einer Reihe von Schriften nieder, welche zwischen 1774 und 1786 erschienen. Widerspruch erhob sich von vielen Seiten; aber das Ansehen des sächsischen Grammatikers war nicht gering, und für eine sprachgeschichtlich-wissenschaftliche Widerlegung war die Zeit noch nicht reif. Sehr empfindlich zeigte man sich in würtembergischen Landen. Von andern deutschen Stämmen gehänselt zu werden, waren die Schwaben fast schon gewohnt; aber daß sie in Fragen des Geschmacks nicht mehr mitzählen sollten, während doch die ältere Blüteperiode der deutschen Litteratur, die Zeit der Minnesänger, als „schwäbisches Zeitalter" galt, schien ein Uebermaß von Kränkung zu sein. Bereits im Jahre 1774 glaubte Balthasar Haug in der Vorrede zu seinen „Gelehrten Ergözlichkeiten und Nachrichten" bemerken zu müssen: Einige litterarische Provinzen Deutschlands „thun altklüger als sie sind", und die nämliche Zeitschrift brachte ein von patriotischem Stolze geschwelltes, langatmiges Gedicht, das mit den Versen beginnt:

„Sprich einmal, Vaterland, du Königin von Schwaben,
Wie lang verbirgst du noch den Vorzug deiner Gaben,
Wie lang vergräbst du noch dein anvertrautes Pfund?"

In den „Gelehrten Ergözlichkeiten" wird Stäudlin den Ausdruck gelesen haben, mit welchem er sich in der Vorrede zu seinem Musenalmanach zu schaffen machte; es sei unbegreiflich, heißt es in einer daselbst versuchten statistischen Berechnung des wissenschaftlichen Zustandes von Würtemberg, wie es noch immer so viele Leute geben könne, „die aus Schwaben ein halbes Böotien machen wollen" [1]). Damit aber offenbar werde, was die Schwaben in gelehrter und litterarischer Hinsicht bereits geleistet hätten und was etwan zu thun noch übrig sei, ließ Haugs „Magazin" in endlosen Reihen Verzeichnisse und Lebensläufe von würtembergischen Gelehrten, Dichtern, Schulmännern, Geistlichen vom Stapel. Recht ärgerlich war es, wenn mitunter von schwäbischer Seite aus den Feinden eine Brücke geschlagen wurde. 1774 erschien zu Augsburg eine anonyme Schrift, „Die Ehre der Schwaben" betitelt, welche dieselbe auf Grund der „alten und mittleren Geschichte", also mit Ausschluß der neuern Zeiten, zu retten vorgab und u. a. sich über die „Ursachen der Sachsen, die Schwaben anzufeinden" verbreitete. 1778 folgte, gleichfalls anonym, aber aus der Feder eines Würtembergers, des Ludwig Wekhrlin, stammend, die satirische Schrift „Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland". Solche Vorkommnisse gossen Oel ins Feuer; man polterte, man stellte ängstliche Selbstprüfungen an, man berief sich, zum Erweise, wie fruchtbar an ausgezeichneten Köpfen der schwäbische Stamm sei, auf die Kepler, Reuchlin, Frischlin, auf Hahns mechanisches Genie, auf den Mathematiker Bilfinger, den Philosophen Ploucquet, den Botaniker Gmelin, auf Spittler, das Kirchenlicht, auf Mosers, Abbts und vieler Anderer Verdienste. Während aber der eine der Patrioten die Einsicht gewinnt: „Wir müssen in Schwaben mehr Werke des Wizes aufstellen, die in der grossen Welt Beyfall finden . . . die Minnesinger sind nicht vermögend, dieses zu thun, die Miller und

[1]) Gel. Ergözl. 1774, II, 14.

Wielande mitgerechnet" [1]), zählt ein Anderer seinen Landsleuten ihr Verdienst für voll und hält die Zeit für gekommen, daß die Schwaben „sich wieder fühlen und aufhören, sich selbsten zu verachten"; denn „der Schwab hat die Ehre, die herrschende Sprache gezeugt zu haben". [2]) Der so sich vernehmen ließ, war Friedrich Karl Fulda, Pfarrer zu Mühlhausen an der Enz, Verfasser einer von der kgl. Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift „Ueber die beyden Hauptdialekte der teutschen Sprache", welcher 1776 sein Wurzel-Lexikon folgte. Tastend auf unsicherem Boden wie Alle seines Zeichens vor Jakob Grimm, in mancher willkürlichen und seltsamen Anschauung befangen, hatte Fulda doch eine weit richtigere Einsicht in Wert und Wesen des Dialektes als Adelung, und da er gegen den „Unsinn", gegen die „Injurien" des Meißner Parteihaupts lebhaft zu Felde zog, hoben die Schwaben ihn jetzt auf den Schild. Einen namhaften Dienst leistete Wieland den Oberdeutschen; in urbaner Weise, auf leichte Ironie nicht ganz verzichtend, prüfte seine Abhandlung „Ueber die Frage Was ist Hochdeutsch?" die Ansprüche der Meißner und faßte zusammen, was gesunder Menschenverstand und schriftstellerischer Takt gegen die Lehren Adelungs vorbringen konnten. Wie hoch aber die Erbitterung bei den Schwaben gestiegen war, wie viel Gezänk und Eifersüchtelei herüber und hinüber ging, das verrät sattsam ein in Joh. Michael Armbrusters „Schwäbischem Museum" veröffentlichter Artikel, welcher die Ehre der Schwaben im Jahre 1784 noch einmal zu verteidigen für nötig hält und mit dem Kraftspruche anhebt: „Jeder Tropfe von vaterländischem Blut hat sich in mir empört, als ich hörte, daß auf der letztern Ostermesse einige sächsischen Buchhändler den Gedanken äußerten, daß gegenwärtige Schrift, um bessern Abgang zu bekommen, nicht schwäbisches Museum heissen, sondern einen andern Titel haben müßte. Schande, ewige unauslöschliche Schande wär es für uns, wenn man sich zu dieser Aenderung verstehen könnte. Vielleicht sind wenige Schwaben so

[1]) Ebenda I, 343.

[2]) Ebenda II, 83 und II, 196.

für Sachsen eingenommen, als gerade ich es bin, denn ich habe einige glückliche Jahre meiner Jugend darinn zugebracht, habe Freunde dort, die mir ewig theuer seyn werden; aber das stolze Vorurtheil, als ob nur aus diesem Land Gutes kommen könne, und als ob wir gar keine Köpfe auf den Rümpfen tragen, empört meine Seele. Freylich ist unser Nationalcharakter nicht so verfeinert und abgeschliffen, doch gewiß im Ganzen genommen redlicher, treuherziger, biedrer; freylich haben wir keine so blendende Aussenseite, aber vielleicht mehr innern Werth; freylich können unsre Mädchen nicht so viel französisch plaudern, dafür sind sie bessere Wirtschafterinnen und Mütter; endlich haben wir freylich das teutsche Publikum nicht mit einer so ungeheuren Sündfluth von Journalen heimgesucht, worinn wir immer unsre neuesten Producte von der vortheilhaftesten Seite schilderten und im Posaunenton empfahlen; wir thaten, was wir gethan haben, mehr im Stillen, selbst unsre Verkennung und das vorurtheilvolle Hohngelächter der nördlichen Provinzen Teutschlands, haben wir mit einer Festigkeit ertragen, wie es sich für Nachkommen von Leuten schickt, bey deren Anblick — nach Shakespears Ausdruck — die Natur aufstehen und der ganzen Welt sagen darf: das waren Männer!"

In Wahrheit fehlte es dem damaligen Würtemberg nicht an geistig regsamen Männern, und ausgebreitet war die fleißigste Gelehrsamkeit; aber die Dichtung und die sogenannten schönen Wissenschaften lagen vernachlässigt. Orthodoxe Aengstlichkeit und despotisches Pedantentum erdrückten den Geschmack, und vor den Schaaren der Zionswächter und der lateinischen Schulmeister flohen die Musen und die Grazien. „Wirtemberg ist das Reich der Magister und der Schreiber", rief Anselmus Rabiosus aus, und die Schilderung, welche Wekhrlins Zeitschrift „das graue Ungeheur" im Jahr 1784 von der Hochburg schwäbischer Gelehrsamkeit, vom theologischen Stift zu Tübingen entwarf, war eine Karikatur aber doch ein Kulturbild. „Was ist ein Magister?" fragt Wekhrlin, und witzig-boshaft gibt er die Antwort; „Ein Geschöpf, in schwarzes Tuch gekleidet, mit rund verschnittenen Haaren, einem Mantel und Halskrägchen: ein Mensch, der sich

auf der theologischen Laufbahn bis an die Kirchthürschwelle hinaufgebracht hat: kurz, ein Meister der freien Künste; das ist ein Wesen, dem Thon Japet's ähnlich, in das ihr druken könnt, was ihr wollt, einen Vikar, einen Hofmeister, einen Pfarrer, einen Professor, einen Feldprediger oder einen Diakon —. Dieses Wesen ist eigentlich zu Tübingen einheimisch. Hier wohnt es bey Vierthalbhunderten in einem alten, schwarzen, verrauchten Bau beisamm, den man das Stift nennt. Man findet es aber auch einzeln auf dem Lande und sogar in Städten —. Solang es in seinem Nest verschlossen ist: so ist es das absurdeste, steifeste und bissigste Ding. Drei Pedanten, unter dem Nahmen Professoren, füttern, waiden und gängeln es. Wenn es aber Luft kriegt: so verwandelt sichs zuweilen in ein liebenswürdiges Wesen, und mocquirt sich über seine ehemaligen Zuchtvögte —. Um Magister zu werden mus man erstlich die niedern Kollegien durchgangen haben, die Seminarien auf dem Lande oder die Klöster, wie man sie, von ihrem alten Ursprunge her nennt. Alsdann kömmt man ins grosse Seminar nach Tübingen. Hier wird ergotirt, disputirt und sich ennuyrt bis zur Zeit der Erlösung —. Man predigt beim Frühestück, beim Mittagessen, beim Souper, und der Abend wird mit Kritiken über die Predigten ... zugebracht ... Hier sind die schönen Künste wie exotische Pflanzen —. Singen, Predigen und Theses aufreihen, diß ist das Leben eines Magisters. Zur schönsten Blüthezeit des Genie hat er kein anderes Objekt vor sich als die Bibel und die Stiftsregel. Würde er auf einem Vers, auf einer Opernarie, auf einer Zeichnung betretten: so ist er verlohren. Man hat Beispiele, daß ein Magister wegen einem Madrigal zur Kirchenbusse verdammt, und ein anderer mit den schönsten Talenten relegirt wurde, weil er sich beim Edelmann, dem mattesten und ungefährlichsten aller Freigeister, überraschen lies..... Noch schlimmer wär es, wenn man ein Blatt von Voltaire innerhalb den Mauren des Stifts entdeckte. Die Grundfesten des Stifts würden darüber erbeben. Wehe dem Unglücklichen, bei dem es gefunden würde! Er würde in Inquisition kommen, als wenn er das ganze Stift hätte anzünden wollen. Die Professoren würden Predigten halten, welche

die Nachtmahls-Predigt zu Zürch beschämen würden, und die Geschichte würde länger als vier Wochen die einige Materie der Gesellschaften und der Zeitungen in den Pfarrhäusern auf dem Lande und an den Tafeln der Consistorialräthe seyn". [1])

Also der Satyr, dessen Spottrede durch Würtemberg schallte und alsbald ein anderes Landeskind, welches vom Tübinger Stift eben her kam, ehrlich Zeugniß abzulegen verlockte. Denn noch im nämlichen Jahre erschien in Armbrusters „Schwäbischem Museum" ein Aufsatz, dem Anschein und zum Teil auch der Absicht nach eine Berichtigung der Angaben Wekhrlins und dennoch mehr eine Bekräftigung derselben. Der Verfasser war, wie nicht lange verborgen blieb, ein Pfarrvikar zu Balingen, Karl Friedrich Reinhard; und es ist bezeichnend, daß er um dieser Auslassung willen für die theologische Laufbahn in Würtemberg unmöglich wurde. Reinhard trat den Beweis an, daß Wekhrlin den Zustand des Tübinger Stifts geschildert habe, wie er vor 20 Jahren gewesen sei; aber war dies der Fall, so erntete gerade jetzt das Land die Früchte der damaligen Erziehung, da die Magister des alten Stils nunmehr in Aemtern und Würden ihre Wirksamkeit entfalteten. Auch brachte die Veröffentlichung gewisser Geschichtchen der Anstalt keinen neuen Ruhm, mochte immerhin bemerkt sein, daß sie unter dem „vorigen Kanzler" sich ereignet hätten. Dahin gehört die Mitteilung, daß ein Stiftsschüler, der nachmalige Professor Schwab, in den Karzer geschickt worden sei, weil er in einem Liebesgedicht den Himmel zum Zeugen angerufen hatte, daß Daphne ewig seine Daphne sein solle, und der Kanzler in dieser Betheuerung eine „Sünde wider den heiligen Geist" fand. Im Uebrigen lautete auch die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes nicht sehr erbaulich, und indem das „Schwäbische Museum" zugleich die an den Klosterschulen herrschende mönchische Roheit ans Licht zog, war den Anklagen nur ein breiterer Boden gegeben. Das Resultat war immer, daß die Söhne des Landes sich

---

[1]) Aus Wekhrlins Zeitschrift „Das graue Ungeheur", 1784, 3, S. 294 ff. Vgl. des „Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland". Salzburg und Leipzig, 1778, S. 105 ff.

unter Furcht und Zittern eine Bildung aneignen mußten, welche im Wesentlichen aus theologischem und philologischem Wortkram bestand, und daß sie mit Hilfe einer Unzahl von Prüfungen und Ranglokationen, deren Ausweise eine fast chinesische Hochachtung genossen, so lange gedrillt wurden, bis jeder Aufschwung des jugendlichen Geistes und jede selbständige Gehirnoperation möglichst erstickt war. Es kann auch nicht wunder nehmen, daß diejenigen, welche für Hebung der allgemeinen Geistesbildung freimütig kämpften, gerade am theologischen Stift den Hebel ansetzten; denn damals lag in Würtemberg Alles, was wir heute humanistische Wissenschaft nennen, nach Lehre und Betrieb fast ausschließlich in den Händen von Theologen. Und nicht nur vorschnelle Jugend sagte sich allmählich mit Beschämung, daß Schwabens ästhetische Kultur in der That zurückgeblieben sei; auch ein Abbt und ein Friedrich Eberhard von Gemmingen, denen Niemand Ernst der Gesinnung, Einsicht und redlichen Patriotismus absprechen durfte, erhoben die Klage, daß man in Schwaben die schöne Litteratur nicht achte und daß es dort sehr wenig Männer von gutem Geschmack gebe. Wer aber „der Dichtkunst Stimme nicht versteht, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei".

So zählte denn der schwäbische Parnaß zwischen 1760 und 1780 nur ein geringes Häuflein von Dichtern und Publizisten. Wieland, der damals glänzendste Stern der Schwaben, war der Heimat entzogen; Johann Martin Miller zu Ulm war ein Schwächling; Schubart konnte um seiner Abstammung willen nur als Halbschwabe gelten, zum Mindesten ist seine Stammeszugehörigkeit nicht völlig entschieden [1]. Ein merkwürdiger Mensch,

[1]) Seine Zeitgenossen schwankten: In der Reihe der schwäbischen Dichter und Schriftsteller, welche der Aufsatz bei Armbruster „Etwas zur Ehre Schwabens" zusammenstellt, fehlt Schubarts Name; Haug führt ihn in seinem „Gelehrten Wirtemberg" auf, im „Schwäbischen Magazin" v. J. 1777 aber bemerkt er, Schubart sei „eigentlich kein Würtemberger" und sein Lebenslauf finde nur deßhalb Aufnahme, weil Schubart geraume Zeit in Würtembergischen Diensten gestanden habe, und nach Meusels Ansicht dieser Umstand genüge, ihn würtembergischerseits zu den einheimischen Bücherschreibern zu rechnen. Wie man sieht, ist es lediglich die politische Zugehörigkeit, auf welche Haug seine Aufmerksamkeit richtet. Lebhaft spielt die Stammesfrage

ein ungewöhnlich heller Kopf war Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Er hat mit Schubart manche Züge gemeinsam: das angeborene

---

in der neueren Schubartlitteratur. Eduard Zeller in der Vorrede zum 8. Bande der Gesammelten Schriften von David Friedrich Strauß nimmt Schubart als Schwaben und verficht diese Auffassung gegen Adolf Wohlwill (vgl. dessen Aufsatz über Schubart in Band VI des Archivs für Litteraturgeschichte); ebenso Gustav Hauff (Schubart in seinem Leben und seinen Werken, S. 3—6). Mit zureichender Vorsicht ist aber weder auf der einen noch auf der andern Seite gekämpft worden, und die Unsicherheit der Grundsätze, nach welchen über landsmannschaftliche Zugehörigkeit entschieden zu werden pflegt, zeigt sich gerade in vorliegendem Falle. Wenn E. Zeller bemerkt, Schubart sei in einer schwäbischen Stadt geboren und aufgewachsen, so ist dies nicht strenge richtig. Schubarts Geburtsort Obersontheim liegt in der Grafschaft Limpurg, d. h. in neu-würtembergischem, alt-fränkischem Lande. Allerdings kam Schubart schon 1744, ein Jahr nach seiner Geburt, nach dem schwäbischen Aalen und verlebte hier und in Nördlingen seine Kindheit; aber von 1756—1757 war er in Nürnberg, zwischen 1758 und 1760 in Erlangen. Doch dies Alles ist nebensächlich: die Stammesfrage kann nur auf genealogischem Wege gelöst werden; das Blut entscheidet. Christian Schubarts Vater war im Nürnbergischen Altdorf geboren; daselbst lebte auch sein Großvater. Aber die Familie Schubart kam von Nürnberg nach Altdorf; Schubart selbst nennt in der Geschichte seines Lebens Nürnberg die „Stadt seiner Väter“; er erzählt uns, an seinen Pulsschlägen habe er gleichsam gefühlt, daß „das Blut seiner Väter unter diesem Himmel kochte“, und oft habe er in Nürnberg das „Erbbegräbniß seiner Vorfahren“ besucht. Die Bevölkerung von Nürnberg läßt sich, was Wohlwill übersieht, nicht schlechtweg als fränkisch bezeichnen; vielmehr ist in ihr ein wesentlicher altbairischer Bestandteil, und auch der Dialekt weist auf bairische Grundlage. Noch mehr gilt dies von Altdorf. Es ist freilich bajuwarischer Chauvinismus, wenn neuestens versucht wird, die Nürnberger geradezu zum bairischen Stamme zu schlagen; denn den fränkischen Zusatz lehrt die Geschichte der Stadt, und fränkisches Wesen hat in Nürnberg längst ein Uebergewicht erlangt. Man wird aber bezüglich Schubarts kaum anders sich ausdrücken können, als daß er — von väterlicher Seite her — Nürnbergischer Abkunft war. Von seiner Angabe, die Familie Schubart stamme ursprünglich aus der Lausitz, sehe ich ab; denn Beziehungen, welche um mehrere Generationen zurückliegen, können keinen Ausschlag mehr geben. Darum vermag auch Zellers und Hauffs Einwurf, daß wir Kant an die Schotten verlieren würden, wenn die Abkunft betont werde, nicht zu schrecken: Kants Eltern waren Deutsche, der Vater bei Memel gebürtig, der Vater seiner Mutter aus Nürnberg. Und die „Vorfahren“, von welchen Schubart spricht, haben allem Anschein nach Nürnbergerinnen zu Frauen gehabt. Wie der Vater, weist auch die Mutter Christian Schubarts, Frau Helena Hörner,

publizistische Talent, das ursprüngliche Feuer des Geistes, den Freimut der Zunge; er war wie dieser ein glänzender Gesellschafter und ein sinnlicher Lebemensch; aber seinem Witz fehlte die Wärme des Herzens, und frühe verwildert, ein verlumptes Genie, jeder Zucht unzugänglich brachte er sich um die Frucht seines Lebens. Voltaire und Linguet waren seine Meister; an ihnen wie an französischer Litteratur überhaupt hatte er sich gebildet; auch Lessing schätzte er hoch, während er über den „Kraftbardenstil" des jungen Goethe seinen Spott ergoß. Seine eigene Schreibart ist von einer für jene Zeit seltenen Eleganz. Pfäffische Unduldsamkeit, schulmeisterliche Pedanterie, kleinstädtischen Zopf verfolgte er unerbittlich; gegen die Großen war er nachsichtiger, zumal wenn sie, wie Herzog Karl, ein Stück Aufklärung vertraten und französischer Bildung huldigten. Wekhrlin, 1739 zu Bot-

---

auf nichtschwäbische Abkunft. Ihr Geburtsort Sulzbach am Kocher ist wie Obersontheim limpurgischen Gebietes. Die einzelnen Teile der Herrschaft Limpurg fielen zwischen 1780 und 1806 an Würtemberg; die Bevölkerung der würtembergischen Oberämter Oehringen, Künzelsau, Mergentheim, Crailsheim, Gerabronn und Gaildorf (zu welchem Sulzbach und Obersontheim gehören) ist ostfränkisch, und wenn sie heute mit schwäbischem Zusatz untermischt ist, so war dies zu Schubarts Zeit noch kaum der Fall. So lange also nicht erwiesen werden kann, daß die Familie Hörner aus schwäbischem Stammesgebiet zugewandert war, wird sie als fränkisch zu gelten haben. Am wenigsten möchte ich aus Schubarts Temperament und Geistesart einen Schluß auf seine Abstammung ziehen; denn von „lebhaftem, unruhigem, zur mündlichen Mitteilung drängendem, übersprudelndem Wesen" waren auch die Vollblutschwaben Frischlin, Ludwig Wekhrlin und Wilhelm Hauff, und andrerseits ist unter den Ostfranken mehr Ernst und Tiefe verbreitet als bei den Rheinfranken, wofür ich das Zeugniß des Artikels über Riehls „Land und Leute" in Beilage Nr. 341 der „Allgem. Zeitung" v. J. 1883 anrufen möchte. Man kann wohl sagen, dieser oder jener Charakterzug herrsche bei einem Volksstamme vor, man kann den Gattungscharakter in der Individualität wieder aufsuchen; aber man darf nicht aus dem Vorhandensein oder Fehlen dieses oder jenes Charakterzuges die Stammesangehörigkeit des Einzelnen folgern wollen. Will man Schubart den schwäbischen Dichtern anschließen, weil seine Geschicke mit Würtemberg verflochten sind, weil er auch ein Stück schwäbischen Wesens in sich aufgenommen hat, so wird Niemand dagegen etwas einwenden; wirft man aber die Stammesfrage einmal auf, so muß man bei der Sache bleiben.

nang geboren, verbrachte eine Reihe von Jahren in Straßburg, in Paris, in Wien; in die Heimat zurückgekehrt, gab er 1778 die politische Zeitung „Felleisen“ heraus, später die „Chronologen“, „das graue Ungeheur“, die „Hyperboreischen Briefe“, die „Paragrafen“. Seine Schicksale sind eine Kette von Händeln; Wien, Augsburg und Nördlingen gaben ihm den Laufpaß, und in Armut und Elend, ein Opfer des verhetzten Pöbels, starb er 1792 zu Ansbach[1]). Von diesem Unband hoben sich zierlich und würdig die Poeten des Stuttgarter Kreises ab: Balthasar Haug, der wegen eines Gedichtes auf die Kaiserin Maria Theresia den Lorbeerkranz erhalten hatte und, zumal als er 1767—1773 „höchster litterarischer Privataufträge halber“[2]) zu Ludwigsburg wohnte, sich gern in Oden, auch in Päanen mit gereimten antiken Maßen vernehmen ließ; Friedr. Aug. Klemens Werthes, Verfasser von Singspielen und Hirtenliedern und Uebersetzer des Ariost und des Gozzi, seit 1781 Professor der italienischen Litteratur an der Militärakademie; Eberhard von Gemmingen, Geheimrat und Präsident des Regierungskollegiums in Stuttgart, dessen Lieder, Oden und „Poetische Blicke ins Landleben“ von Pope, Haller und Bodmer beeinflußt sind. Eine politische Richtung hatte Gemmingens Herzensfreund eingeschlader in den Kämpfen der würtembergischen Landschaft rühmlich bewährte Tübinger Oberamtmann und Regierungsrat Joh. Ludwig Huber; auf gemeinnütziges Wirken bedacht, ein ziemlich nüchterner Sohn Apolls, nahm er die Poesie als ein Mittel, charaktervolle Gesinnung zu verbreiten. Ihm schloß Gottlob David Hartmann sich an, der Barde „Telynhard“, dessen

[1]) Vgl. Schlichtegrolls Nekrolog, Supplementband auf die Jahre 1790 bis 1793, und Ludwig Schubarts biographische Skizze in Chr. W. Bocks Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler (Nürnberg 1802, Bd. I, mit Portrait Wekhrlins). Die Auszüge aus Wekhrlins Schriften, welche K. J. Weber 1822 unter dem Titel „Der Geist W. L. Wekhrlins von Wekhrlin junior“ veröffentlichte, sind von grober Unzuverlässigkeit. Der dem 17. Jahrhundert angehörige Dichter und Metriker Rudolf Weckherlin wird bei Schubart Ludwigs „genialischer Ahnherr“ genannt.

[2]) Vgl. seine Selbstbiographie im „Schwäb. Magazin“, 1776, S. 682 ff.

Gesänge die Patrioten Huber und Gemmingen feierten und den Fürsten einen Spiegel ihrer Geschicke und Thaten vor Augen stellten; geboren zu Roßwaag, starb er in jungen Jahren als Professor in Mitau [1]). Auch zwei Frauen opferten den Musen: Magdalena Sibylla Riegerin, die Tochter des Propstes Weissensee, welche ihre Gedichte der Wahrheit und Tugend widmete und „fast alle Jahre den Geburtstag ihres alten Herrn Vaters besang [2]), und Frau Friederica Louise Haasin, eine geborene Feuerbach aus Ludwigsburg, welcher Magister Balthasar Haug als comes palatinus den Lorbeerkranz erteilte [3]); bei dieser aber erstickten „die häußlichen Sorgen das dichterische Feuer".

Gegen das Jahr 1780 hin setzt der Baum der schwäbischen Dichtung neue Knospen an; eine jüngere Poetengeneration tritt neben die ältere. Deutsche Litteratur begann damals in Würtemberg sich Bahn zu brechen, schrieb in späteren Tagen einer der Mitaufstrebenden, Karl Friedrich Reinhard. Von Klopstock und Stolberg, von Bodmer und Uz, von Bürger und Hölty angeregt, war in Schwaben eine Schaar lyrisch gestimmter Jünglinge erwachsen; die Zerstreuten zu sammeln und ihren Bestrebungen einen gemeinsamen Rahmen zu geben, machte sich Stäudlin zur Aufgabe. Und nichts schien zur Erhöhung schwäbischen Ruhmes ersprießlicher zu sein als die Herausgabe eines Musenalmanachs; denn Unternehmungen dieser Art waren Mode geworden, seit Boie und Gotter die französische Erfindung auf deutschen Boden verpflanzt, seit der Göttinger Musenalmanach 1770 den ersten Jahrgang gesehen hatte.

Friedrich Gotthold Stäudlin war im Oktober 1758 zu Stuttgart geboren. Sein Vater, der Regierungsrat Stäudlin, gab ihm eine strenge Erziehung; doch war die Pflege der Musen im Hause einheimisch, und auch die Brüder Gotthold zeigten poetische Neigungen [4]). Noch kaum flügge, wurde Gotthold unter

---

[1]) Vgl. zu Huber und Hartmann die Artikel Ad. Wohlwills in Band XIII und X der Allgem. Deutschen Biographie.

[2]) Schwäb. Magazin 1777, S. 108—109.

[3]) Ebenda, S. 109 und 950.

[4]) Vgl. die autobiographische Skizze von Gottholds Bruder Karl Frie-

den Mitarbeitern der Mannheimer „Schreibtafel“ rühmend genannt, und als er das Gymnasium verließ, erteilte man ihm den Dichterkranz, wobei Haug bemerkte, Stäudlin könne dieser veralteten Belohnung mit der Zeit wieder Ehre machen[1]). Es war Schubart, der ein so günstiges Urteil bei Haug erweckt hatte. Im Mai 1776 schrieb Schubart an den Herausgeber des „Schwäbischen Magazins“: „Stäudlin, an den ich einen Brief beilege ... ist jetzt das beste dichterische Genie im Würtembergischen. Muntern Sie ihn ja nach Kräften auf; der wird (ich weiß es gewiß) mehr als Gemmingen, Huber und Hartmann. Er hat Einbildungskrafft, Darstellung, Feuer, grose Gesinnungen und Sprachstärke. Mehr Ausguß von Herzlichkeit wünscht' ich ihm.“ Im folgenden Jahre erinnerte das „Schwäbische Magazin“ an den Comes Palatinus David Stäudlin, welcher um 1630 Pfarrer zu Kempten war; so er nicht irre, fügt Haug bei, komme desselben altes, in Schwaben noch blühendes Geschlecht aus dem Oesterreichischen her, und es werde dem dichterischen Genie des jungen Herrn Stäudlin ein neuer Sporn sein, wenn er der gleichen Familie entstamme[2]). Der Tübinger Studiosus säumte nicht, das Eisen zu schmieden; er schrieb ein Lobgedicht auf den verewigten Albrecht von Haller, welches im ersten Gesang den Naturforscher, im zweiten den Dichter, im dritten den Staatsmann und den Christen, den „Widerleger Voltaires“, pries. Gewidmet war dasselbe den Vätern der Republik Bern, und Stäudlin schickte 33 Exemplare an die Ratsherrn der Stadt[3]);

---

drich Stäudlin, nachmaligem Professor der Theologie zu Göttingen, in W. Bocks Sammlung von Bildnissen Gelehrter Männer und Künstler. Haug, Gelehrtes Wirtemberg, gibt 1760 als Gottholds Geburtsjahr an; vgl. dagegen Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, Bd. XIII, und das Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom 21. Dez. 1796.

[1]) Schwäb. Magazin, 1776, S. 659 und 887.

[2]) Ebenda, 1777, S. 35—37.

[3]) Laut Stäudlins Brief an Hallers Sohn, datirt vom 5. April 1780, welcher mir in Abschrift aus dem Nachlaß Wilhelm Hemsens, eines Verwandten der Stäudlinschen Familie, zur Verfügung gestellt wurde. Hallers Sohn hatte gewünscht, die Widmung möge unterbleiben.

„der Rath in Bern hat Hr. Stäudlin wegen seinem Haller fürstlich belohnt", meldete bald nachher das „Schwäbische Magazin" und wand abermals „dem jungen feurigen Dichter den Lorbeer um die Schläfe" [1]). Es war aber auch das Honorar, welches der Tübinger Verleger Heerbrandt zahlte, so ungewöhnlich, daß ein andrer Poet, der eben damals ein himmelstürmendes Schauspiel im Pulte hatte, für die Sache der Dichtkunst bessere Hoffnung gewann [2]). Im nächsten Jahre, 1781, ließ Stäudlin „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten" folgen. Er hatte inzwischen seine Studien vollendet und war nach Stuttgart zurückgekehrt, um sich für den Beruf eines Kanzleiadvokaten praktisch vorzubereiten, nebenher aber der Schriftstellerei zu leben. Das Glück schien ihm zu lächeln und seine Wege schienen geebnet. Er fand Förderer in Nähe und Ferne; er fühlte sich als Musensohn und galt bereits als eine Zierde der Vaterstadt. Conz reichte ihm die Freundeshand, Reinhard stimmte die Leier zum Ruhme des Sängers, „der zum hohen Flug die ersten Schwingen hob und nicht mehr fern Schon schimmern sah sein Ziel, Unsterblichkeit" [3]) und Armbrusters Gedicht rief ihm zu:

„Stäudlin! In dem Aug die Wetterflamme,
Der du Suevus nervenlosem Stamme
Kraft in feige Memmenbusen sangst" [4]).

Reinhards poetische Epistel versäumt nicht, uns das schmuckgewählte Aeußere des gefeierten Jünglings zu zeichnen: „der Barde" Stäudlin, lesen wir,

„Trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur,
Und einen grünen kurz geschnittnen Frak."

Im Kampfe mit Schiller ist sein Ruhm zerschellt, und mancher, der nachmals das Zusammentreffen beider erzählt hat,

---

[1]) Schwäb. Magazin, 1780, S. 248.

[2]) Vgl. S. 347 des Buches.

[3]) In den „Episteln" von K. R. (Karl Reinhard) und K. (Conz), Zürich, 1785. Nr. XI: Epistel „An Stäudlin. (Im Merz 1781). Mit Anmerkungen vom May 1783".

[4]) Gedichte von Joh. Mich. Armbruster, Kempten 1785: „An Stäudlin in Stuttgard. Solitüde. 1780".

hielt es für Pflicht, mit vollen Lungen auf Stäudlin zu schmähen. Diese Tapferkeit thut des Guten zu viel und sie ist ja heute sehr wohlfeil. Stäudlin hat die Thorheit begangen, den Genius zu verkennen, und hat im Kampfe mit Schiller zu grober und bissiger Satire gegriffen; aber daß die Anfänge des Genius Mißachtung finden, ist Regel im Weltlauf, und diejenigen, welche hundert Jahre nachher in kritikloser Begeisterung schwimmen, sind in der Regel die nämlichen Leute, welche alles Neuen leidenschaftliche Verkleinerer sind. Auf ein Stück Nachsicht sollte aber Stäudlin um so eher Anspruch machen dürfen, da seine Fehde mit Schiller im Ganzen und Großen als ein Geplänkel gegenseitiger Neckereien erscheint, und wo Stäudlin zu rohen Ausfällen sich hinreißen läßt, diese doch die Wege Schillers nicht ernstlich geschädigt haben. Auch hatte Stäudlins Gegnerschaft nicht ausschließlich in persönlicher Eifersucht oder im Trotz geheimer innerer Beschämung ihre Ursache, sondern zugleich in seiner Geschmacksrichtung, in seiner Abhängigkeit von veraltenden Mustern; und wenn er in den Räubern, in Schillers Jugendlyrik nur kraftgenialisches Pochen, Roheit und Bombast sah, so war diese Auffassung freilich eine kurzsichtige und engherzige, aber sehr ehrenwerte Männer dachten nicht anders, und einiger Bombast war ja wirklich vorhanden. Was die Schillerbiographie seither von Stäudlin erzählte, bewegt sich unselbständig im Geleise des von Boas gegebenen höchst dürftigen Berichtes, und manche Urteile, welche über seine poetische Bethätigung in Umlauf gesetzt wurden, erinnern lebhaft an den Satz, daß eben da, wo Begriffe fehlen, ein bequemes Wort sich einzustellen pflege. „Süßlich französischer“ Manier, wie Palleske meint, hat Stäudlin nicht gehuldigt; vielmehr hatte sein Dichten einen deutsch-patriotischen und einen deutsch-sentimentalen Zug. Er war auch der „hausbackene“ Kamerad nicht, zu welchem Andere ihn machen möchten; vielmehr hegte und pflegte er das Schwärmen in Apollo jugendlichen Herzens. Die Bodmer, Klopstock, Uz, Stolberg waren seine Leute. Er besang Leopold von Stolberg in warmgefühlten Versen, besang — im Schwäbischen Musenalmanach auf 1783 — Uz, „den Flakkus der Teutonen, den großen

Menschen, der der Menschheit lebt"; der Begeisterung voll hatte er im Mai 1782 dem Ansbachischen Dichter die Hand gedrückt. Er ließ in einem Gedichte „An die Schwermuth" die Flut der Thränen rinnen, seufzend in Grabesschauern, in Höltyscher Weichheit und Youngscher „Herzenszermalmung"; er stärkte sich aber auch wieder mit Klopstock an „Hermanns", des Cheruskers, „Thatenkraft", und in anakreontischen Stunden stimmte er sogar ein „Walzlied" an und wußte von Mädchenreizen zu singen und zu sagen. Stäudlin war ein fähiger Kopf, wenn auch kein Poet von Gottes Gnaden. Seine Lyrik hat etwas Absichtliches, Gespreiztes, sie entsprang mehr der Nachahmung und Anempfindung als schöpferischem Trieb und verrät in Schwächen der Form den Dilettanten. Doch ist „Die Verlobung", ein humoristisches Idyll, nicht ganz ohne Wert.

Stäudlins „Eitelkeit" wird in der Schillerlitteratur mit fetter Schrift hervorgehoben. Man sieht wohl, daß er nicht von denen war, welche ihr Licht unter den Scheffel stellen. Aber die Voreiligkeit und Geflissentlichkeit, mit welcher Alt und Jung Stäudlins Talent angepriesen hatte, trägt Mitschuld, daß sein Selbstgefühl das richtige Maß verfehlte; das tritt doch entlastend aus den Akten seiner Jugendgeschichte hervor, und sollte in Rechnung gebracht werden, auch wenn nicht des Mannes späteres Schicksal Achtung und Mitleid verdiente. Am wenigsten ist ihm zu verübeln, daß er einem Musenalmanach seinen Namen lieh; dazu gab ihm die litterarische Rolle, welche er in Stuttgart spielte, ein Recht und der Eifer um die Ehre Schwabens den Antrieb. In Stäudlin regte das Stammesgefühl sich lebhaft: er war es, der Fulda mit dem Zuruf willkommen hieß:

„Sey mir gegrüßt mit teutschem Gruß!
Umarmt mit diesem Feuerkuß,
O Mann, den unserm Vaterland
Ein guter Genius gesandt",

und sein Gedicht an die Jünglinge Schwabens mahnte die Säumigen:

„Glüht Genius und Himmelsglut im Busen
Saxoniens Erzeugten nur?

Seyd ihr, wie sie, nicht Lieblinge der Musen?
Nicht Söhne der Natur?

. . . .

Fleugt auf, fleugt auf zur lichten Sonnenhöhe,
Dem Könige der Vögel gleich,
Daß euren Flug der Himmel staunend sehe,
Die Erden schwinden euch! .

Daß, schamerfüllt, ob seinem Hohn erröthe
Der Deutsche an der Elbe Strand,
Und in den großen Bund der Weißheit trete
Mit dir, mein Vaterland!“

Solcher Zuversichtlichkeit gegenüber war ja ein skeptisches Lächeln erlaubt, und Schiller durfte des Ueberschwangs spotten; aber an sich war die Sache doch löblich, und die berufene Vignette vor dem Almanach, die über Schwabenland aufgehende Sonne, war so wunderlich nicht: sie war ein Tendenzbild, sie gab das Programm.

Daß der „Schwäbische Musenalmanach auf das Jahr 1782“ „nicht der schlechteste in Teutschland“ sei, glaubte Schiller einräumen zu müssen. Freilich gebricht es den meisten Stücken an Originalität; die Rhythmen und Weisen der Göttinger klingen überall wieder, und zwischen Klopstock und Bürger schwankt das poetische Credo. Jugendliche Herzensregungen und Pathos der Gesinnung werden willig für dichterisches Vermögen genommen. Von Stäudlin selbst, von Conz, Reinhard, Armbruster, Thill, von Friedrich Haug und Christoph Friedrich Weisser stammt die Mehrzahl der Beiträge. Conz bringt Klopstock ein Dankopfer dar, weiht sich der „Muse Sionas“ und schwört bei den Heldengeistern des Vaterlands, „bider stets und Schwabe“ zu sein. Reinhard preist seine Fanny und besingt in Versen, welche nicht ohne Zartheit und Innigkeit sind, „die kleine Christiane St.“ (Christiane Stäudlin); er wagte sich aber auch an Balladen im Bürgerschen Ton, und diese Versuche mißlangen gründlich. Thill, ein Magister aus Großheppach, der in jungen Jahren verstarb, hat Höltysche Stimmungen [1]). Mahnte des Göttinger Sängers

[1]) Ein gewinnendes Bild von Thills Leben, ein interessantes Kultur-

liebliches Lied, Rosen auf den Weg zu streuen und des Harms zu vergessen, so gelobte Thill in seinem „Vorsaz“:

„Heilig sey mir jede Stunde,
Jeder Hauch aus Zephyrs Munde,
Jede Sonne, die mir scheint,
Jedes Lied von meinem Freund.

Keine Freude sey vermisset,
Jedes schöne Kind geküsset,
Und es klage nur der Thor,
Daß er seinen Tag verlor!“

Thill ist eine anziehende Erscheinung. Die stillen Reize der Natur, die Unschuld und Sitteneinfalt ländlicher Zustände erwärmen ihm das Herz und spiegeln sich in der Naivetät seines Empfindens. In der düstren Ode „An Deutschland“ legt er den Kothurn an die Sohlen; am liebsten aber verweilt seine Muse in einem leichten, liedartigen Ton. Ins Gezierte verirrt sich nur das Gedicht an den Lyriker Johann Georg Jacobi. Thills Sprache bleibt öfters in unausgegorenen Bildern stecken, fällt auch kopfüber in die Prosa; zuweilen aber gelingt ihm ein Vers von bescheidener Grazie. So im Gedicht „Das schöne Bauermädchen“, welches beginnt:

„O wie ist dein Blick so mild,
Wie dein Aug so helle!
Heller, als der Sonne Bild
Schimmert auf der Welle.

. . . .

Jugendlich gebläähet winkt
Vom erhabnen Mieder
Schon der kleine Busen, sinkt
Und erhebt sich wieder.“

Erotischen Inhalts ist ein nicht geringer Teil der Stäudlinschen Sammlung. Selten freilich begegnet man der Sprache starker und leidenschaftlicher Empfindung; verliebtes Getändel überwiegt uns jene mit dem Herzen koquettirende, zärtliche Sinnlichkeit,

---

bild zugleich, gab D. Chr. Seybold in seiner Erzählung „Hartmann, eine Wirtembergische Klostergeschichte“, Leipzig 1787.

welcher das 18. Jahrhundert geneigt war. Auch das Lüstern-Heiße bleibt nicht ausgeschlossen. Letzterer Gattung gehört das Gedicht „Der Jüngling am Bade seines Mädchens" an, und diese Nummer ist vielleicht deßhalb erwähnenswert, weil es scheint, als hätten wir hier die nämlichen Verse vor uns, welche Friedrich Haug einst im Wettkampf mit Schiller, Hoven und Petersen verfertigt hatte [1]). Das Gegenstück zu solchen vordringlichen Phantasien bilden feierlich-langatmige Gedichte, zum Teil in antiken Maßen, welche die Tugend segnen und das Laster an den Pranger stellen. Aber der Kampf gegen die „Wollust" kehrt bei den Poeten des Stuttgarter Kreises auffällig oft wieder: Reinhard und Conz beschäftigen sich mit diesem Gegenstand; Armbruster flucht der „Höllentochter" in einer 1779 verfaßten Ode [2]), und auch Stäudlin greift in den Gedichten, welche er mit den Proben seiner „teutschen Äneis" herausgab, das gleiche Thema auf. Man sieht, Schillers „Venuswagen" steht nicht vereinzelt; vorangegangen war freilich Bürger mit der „Männerkeuschheit". Einen eigentümlichen Zusatz erhält der Almanach durch die lange Reihe von Epigrammen, welche Friedrich Haug, der ihm gleichalterige Stuttgarter Friedrich Christoph Weisser und Johann Michael Armbruster beisteuerten. Haugs Anteil erscheint unter der Chiffre — g. Uns muten schon die ersonnenen Personennamen „Fuff", „Bav" u. s. w. altmodisch an; es ist aber auch der Gedankengehalt dieser satirischen Nippsachen wenig erquicklich. Die Alltagsschwächen der Gesellschaft bilden den Gegenstand müßiger, oft platter und zum Schlüpfrigen neigender Einfälle, und es hat an sich etwas Unerfreuliches, wenn die Jugend sich mit Witzeleien ein moralisches Weltbild zurechtrückt. Die Spottverse „Auf einen Kräuterkenner" (den Botaniker Johann Simon Kerner), welche nachmals Schiller zugeschrieben wurden [3]),

---

[1]) Vgl. S. 238 des Buches. Im Musenalmanach ist das Gedicht mit H . . . unterzeichnet. Wilh. Waiblinger gibt nur flüchtigen Bericht.

[2]) Armbrusters Gedichte, Kempten 1785, „An die Wollust".

[3]) Goedeke hat das Epigramm auf Kerner, wenn auch nicht ohne Bedenken, in Band XV, I der historisch-kritischen Schillerausgabe aufgenommen. Lange Zeit wurde Schiller für ein anderes Gedicht Armbrusters verantwort-

finden sich hier als Armbrusters Eigentum. Der nämliche Autor bringt auch ein paar lyrische Stücke; eines derselben, „Der Dichter" betitelt, ist eine Art Parallele zu Bürgers „Männerkeuschheit". Verston und Vorstellungen des letzteren Gedichtes haben auch auf Stäudlins Gesang „An Fulda" eingewirkt.

Der Stäudlinsche Kreis und Schillers Gefolgschaft waren nicht strenge geschieden. Zählte doch Friedrich Haug von der Militärakademie her zu Schillers Freunden, kehrte doch Conz, wenn er von Tübingen nach Stuttgart kam, bei dem Dichter der Räuber, dem Jugendgespielen, ein, und eben der Musenalmanach auf 1782 war es, in welchem Conz mit der Ode an S., an Schiller, hervortrat[1]). Aber auch Reinhard knüpfte bald freundliche Beziehungen zu Schiller an. Karl Reinhard, als der Sohn eines Pfarrers 1761 zu Schorndorf geboren, war in den Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn erzogen worden und hatte in Tübingen Theologie studirt; gleichzeitig mit Conz, 1780, war er Magister geworden. 1781, als der Musenalmanach seinen Namen in die Oeffentlichkeit gebracht hatte, besuchte er Stuttgart. „Damals," schildert er selbst, „sahe ich zum ersten- und letztenmale nur drei Tage lang Schiller'n, der so eben die Karls-Akademie verlassen hatte. Eine hohe hagere Figur, mit hochblondem Haar, blasser Farbe und militärischem Schritt, nicht Haltung; so erschien er mir damals. Meine metrischen Uebersetzungen aus dem Arabischen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Uebermuth und aus Rivalität sich entspann zwischen dem Herausgeber der Anthologie und dem Herausgeber des Schwäbischen Almanachs gab er mir Beweise davon und nach seinem Tode fand ich andere mir wichtig und werth gewordene in Weimar"[2]).

---

lich gemacht, für die „Schilderung des menschlichen Lebens", welche (als dritte Strophe) die Verse enthält: „Trägt der Knabe seine ersten Hosen, Steht schon ein Pedant im Hinterhalt, Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen Römer Weisheit auf den Rücken malt"; daß dieses Gedicht von Armbruster „nach J. B. Rousseau" übersetzt ist, hat Boas, I, S. 23—26 erwiesen.

[1]) Vgl. S. 66 des Buches.

[2]) Aus einem in Reinhards Nachlaß vorgefundenem Aufsatz mitgeteilt

Karl Reinhard war von glänzender Begabung. Liebe zur Dichtkunst und der Sinn für die politischen Interessen der Menschheit rangen in ihm um die Oberhand, und mit der Empfindungsfülle eines enthusiastischen Herzens vereinigte er einen klaren Blick und weltmännische Anlagen. 1783 veröffentlichte Reinhard im Anhang zu seiner Uebersetzung des Tibull eine Reihe von Elegien; sie überraschen durch ihren Gedankengehalt, oft auch durch die Schönheit der Sprache. In Aufwallung herben Unmuts, aber ohne den Zoll der Ehrfurcht zu verweigern, gedenkt die erste Friedrichs des Großen; Tibull wird angeredet:

„Ja ich hab' es gewagt mit oft entsinkenden Händen
Deine Grazie zu hüllen in deutsches Gewand.
Reize hat deutsches Gewand, die nur der französische Knabe,
Und Ein Mann nur, so werth helleren Blickes, verkennt."

Dabei verweist eine Anmerkung auf Friedrichs Schrift De la litterature Allemande. Eine andere Elegie entrollt die Freiheitsideale des Jünglings. Von Widerwillen erfaßt wendet der Geist des Dichters sich weg von den Bildern gleißender Kultur, von Ludwigs des Vierzehnten entnervender Pracht, um in Versen, welche zu wahrer Poesie sich aufschwingen, Rousseau zu feiern:

„Nicht bey den Wundern Europa's
Will ich weilen; nicht da, wo sich die Menschheit vermummt.
Mich erwartet das allumgränzende Weltmeer: Ich segle
Glücklichen Inseln und friedlichen Wohnungen zu!

. . . .

Edler Rousseau! Ach hätte dir einst von Taheiti sein Tayo
Wiedergehallet, kein Gram hätte gebrochen dein Herz:
Ja! Dort hätte kein Mönch ins Sanbenito dich Armen

von Guhrauer in der Skizze „Graf Karl Friedrich Reinhard", Raumers Historisches Taschenbuch, Neue Folge, 1846. Die väterliche Schreibung „Reinhardt" änderte der Träger des Namens, als er französischer Bürger geworden war, in „Reinhard". Ueber seine Beziehungen zu Schiller vgl. den sachkundigen Artikel Wilhelm Vollmers in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1875, Nr. 197 und 198. Daß Reinhards Aufsatz über das Tübinger Stift im „Schwäbischen Museum" zum Abdruck kam, ist von Vollmer zuerst wieder bemerkt worden.

Eingehüllet, dein Buch hätte kein Henker verbrannt.
Dort kein duldender Arouet dich verfolget, kein Priester
Seinen Pöbel empört, oder kein Pöbel gehorcht . .
. . . . . du hättest Menschen gefunden . . . . ."

Wer so dachte, mußte das Innerste Schillers erregen. Und die Natur selbst schien die Verwandtschaft der Seelen in der Aehnlichkeit der Gesichtszüge angedeutet zu haben; denn Reinhard erinnerte so lebhaft an Schillers Erscheinung, daß in späteren Jahren die Wittwe des Dichters ihn zu sehen sehnsüchtig wünschte[1]). Empfänglichkeit für Schiller zeigte auch Johann Michael Armbruster. Er war in der Militärakademie erzogen worden; aber der Gärtnereiabteilung angehörig, wird er zu dem Eleven Schiller kaum in Beziehung gekommen sein. 1779 war er herzoglicher Gärtner in Hohenheim; 1782 ging er als Schreiber Lavaters nach Zürich. Er war ein Eiferer für Recht und Wahrheit, mit einem Hang zum Derben, zum Polterton, ein warmer Mensch, wenn auch unter dem Druck ärmlicher Lage früher Verbitterung zugänglich. Von seinen poetischen Versuchen gibt die zu Kempten veröffentlichte Sammlung seiner Gedichte eine bessere Vorstellung als sein Anteil an Stäudlins Almanach; es fehlt ihm nicht an dichterischem Feuer, und manche Nummern, wie der Gesang „An den Rheinfall bey Schafhausen" und das Bruchstück „D. Johann Faust" sind schon um ihres Gegenstandes willen interessant. Aber zumeist bleibt die Form roh, und öfters ist der Gehalt aus Anderer Eimern geschöpft. Hiebei überrascht der Einfluß Schillers. Armbrusters Gedicht „An Gottwalds Geist" steht durchaus unter dem Banne von Schillers „Elegie auf den Tod Weckerlins", und wie weit diese Abhängigkeit reicht, lehrt z. B. eine Vergleichung der achten Strophe der Elegie Schillers mit den Versen Armbrusters:

„Wohl dir — unserm bunten Erdgewimmel,
Diesem nervenlosen Kinderstand,
Diesem komisch tragischen Getümmel
Wand dein Geist sich los — dem Sklavenland" u. s. w.

---

[1]) Vgl. den Brief Charlottens an Cotta, d. d. 28. Okt. 1807, mitgeteilt von Vollmer.

Ebenso entlehnt Armbrusters Gedicht „An Laura“ unverkennbar einzelne Motive aus Schillers Gedicht „An Minna“. Und der Schüler verweigerte dem Meister nicht die Ehre: Armbrusters „Schwäbisches Museum“ nahm für Schiller offen Partei und erkannte in diesem „einen der grösten Theaterdichter der deutschen Nation“, während Freund Petersen in seiner Mannheimer Preisschrift wohl ein Dutzend anderer Dichter des neuesten Zeitraums zu rühmen wußte, aber für Schiller kein Wort fand.

So fehlte es nicht an Ueberläufern zwischen den Lagern Schillers und Stäudlins, und Schiller durfte, als er in der Anthologie, im Gedicht „die Rache der Musen“, die Mitarbeiter des Almanachs geißelte, launig fragen:

„Waren hübsche Jungen drunter
Wie geriethen sie
Dieses Brüder nimmt mich wunder
In die Kompagnie?“

Anfänglich stand Schiller selbst zu Stäudlin in guten Beziehungen. Den Schützling Balthasar Haugs wie den Sänger Hallers konnte er nicht unbeachtet lassen, und als Stäudlin im Sommer 1781 zu Beiträgen für den ersten Jahrgang des Almanachs aufforderte, übergab ihm Schiller „die Entzükung an Laura“. Was aber war der erste Anlaß zu einer Verstimmung? Die Jugendfreunde des Dichters sprechen sich unbestimmt aus und verwirren eher die Reihenfolge der Thatsachen. Conz erzählt in einem musterhaft schlecht gebauten Satze, die von ihm in den Almanach gegebenen Gedichte habe Schiller gelobt „auch öffentlich in einer für das Ganze des Instituts, da er bald nach der Erscheinung des Almanachs mit dem Herausgeber, von dem er sich ich weiß nicht mehr wodurch, gekränkt glaubte, zerfallen war, nicht eben günstigen Anzeige“ [1]). Einigen Aufschluß über die Art dieser Kränkung scheint Stäudlins poetische Epistel „An Herrn Professor S— in Erlangen“ zu geben, welche im „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783“ sich findet. Der Angeredete ist Ludw. Aug. Schott, Professor der Rechte zu Erlangen, ein

[1]) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 3.

Würtemberger von Geburt und befreundet mit Stäudlin, der ihn 1782 auf seiner fränkischen Reise besucht hatte. Stäudlin schildert mit einem Anflug von muntrem Humor die Leiden, welche ihm die Redaktion des Almanachs bereite, den Augiasstall, welchen er auszumisten habe; ein Stoß von Briefen und Gedichten habe ihn bei seiner Rückkehr erwartet, und nun gelte es guten Mutes zu sein:

„Ich brech' ein zweites Siegel auf — und hu!
Ein Odensturm — wie tobt er auf mich zu!
Gehäufter Unsinn überall
Und ungeheurer Wörterschwall —
Ha! welch ein Flug! — das tönt mir all zu lyrisch!
Mich dünkt, ich lese gar sibirisch!
Es wirbelt strudelt donnert braußt
In jeder Zeile so wie in des Dichters Hirne
Die eine Stelle sagt: Hier schlug sich mit der Faust
Der Autor an die spröde Stirne!
Die andre: Hier hat er in Fiberglut geträumt!
Die dritte: statt zu denken, fad gereimt!
Was soll ich thun! — die arme Leserwelt
Tyrannisch auf des Unsinns Folter spannen?
Nein! lieber das Gedicht verbannen,
So sehr mein Pindar auch für Meisterstük es hält!"

Daß diese Verse auf Schiller gemünzt sind, unterliegt keinem Zweifel, und Boas geht möglicherweise nicht irre, wenn er den Schluß zieht, Schiller habe mehrere Gedichte für den Almanach eingeschickt, Stäudlin aber lediglich „Die Entzückung" aufgenommen. Es ist freilich zu berücksichtigen, daß die Epistel an Schott vom Jahre 1782 datirt ist und von der Redaktion des Musenalmanachs auf 1783 redet, während Schillers Beteiligung nur für den ersten Jahrgang in Frage kommen kann. Strenge geschichtlich ist Stäudlins Erzählung also nicht. Wohl aber verrät sich in jenen Versen Stäudlins kritische Meinung von Schillers Lyrik, und vielleicht kam es bereits wegen der „Entzückung an Laura" zu mündlichen Auseinandersetzungen. Daß der Almanach dieses Gedicht in kürzerer Fassung bringt als die Anthologie, könnte damit zusammenhängen.

Klarer liegt vor, wodurch Schiller zuerst den persönlichen

Groll Stäudlins erregte. Im zweiten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ findet sich eine Rezension, welche Stäudlins „Proben einer teutschen Äneis nebst lyrischen Gedichten“ bespricht. Daß sie aus Schillers Feder stamme, übersahen meine Vorgänger, und Goedeke verweigerte ihr die Aufnahme, weil er ein äußeres Zeugniß für die Echtheit vermisste [1]). Aber weder äußere noch innere Zeugnisse fehlen. In der Vorrede zum „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783“ redet Stäudlin das Publikum an: „Ich habe dir mancherlei Gerichte darinn aufgetischt — und wenn sie dir nicht mißbehagen, soll mich's freuen. Ist dir hie und da eins zu viel oder zu wenig gesalzen, oder gar am Feur verbrannt; so laß dich's nicht verdriessen, und trink ein stärkendes Gläschen drauf. Ich selbst habe dir aus meiner eigenen Küche so viel und so gut aufgetischt als ich vermochte: wenn dir die Schüsseln nicht schmeken, so ligt die Schuld nicht an — dem armen Koche.“ Der Rezensent der „Äneis nebst lyrischen Gedichten“ hatte geschrieben: „Ich will es auf mehrere Leser ankommen lassen, ob man nicht von dem ewigen Einklang seiner Empfindungen ein bißchen überladen wird. Immer sehen wir seine Muse um eine und eben dieselbe Ideen sich herumwinden: immer an der nemlichen Empfindung käuen, welches dem Leser, der gern gescheidter weggeht, zur Last fallen muß. In seinen Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles. Ueberall strozt's von jugendlichem Thatendurst, von Unsterblichkeit, von empfindsamen Thränen (welche, inzidenter anzumerken, endlich einmal aus der Mode kommen dörften,) von Herzklopfen und dergleichen andern Symptomen, die am Ende gar noch in die Medizin einschlagen. Der Dichter bratet uns an seinem Genie-Feuer, welches doch ein bißchen zu kannibalisch schmeckt.“ Man sieht, Stäudlin macht sich über die Rezension lustig, er parodirt sie. Die Vorrede fährt fort: „So viel ich vernommen habe, hast du meine erste Bewirthung nicht ganz verschmäht; und dafür sei dir bestens gedankt. Ich habe mich wenigstens nicht, wie mir neulich ein journalistischer Marktschreier

[1]) Historisch-kritische Schillerausgabe I, S. 383—384, Anmerkung.

profezeit hat, an den Schwerdspizen der Kritik gespiest — er müßte denn seinen eigenen hölzernen Hanswurstdegen meinen, welcher uns, wie wir ihn versichern dörfen, nicht gefährlich verwundet hat." Dieser „journalistische Marktschreier" ist kein andrer als — Schiller; mit den Worten: der Epochemacher [Stäudlin] sehe zu, daß er nicht „an den Schwerdspizen der Kritik sich spiesse", schließt Schiller im „Wirtembergischen Repertorium" seine Kritik des Almanachs. Und nun fügt Stäudlin bei: „Was wir ihm übrigens freundschaftlich rathen wollen, ist, daß er künftig Satiren etwas schlauer von sich abwälzen, und sich hüten möge, seiner eigenen Kritik den Stab zu brechen, wenn er mir in der einen brennendes Dichtergenie und epische Schöpferkraft zuspricht, und mich in der andern zu den schaalen Reimern herabsezt". Damit ist Schiller als der Verfasser der fraglichen Rezension gekennzeichnet: denn gerade sie wünscht dem „brennenden Genie" Stäudlins einen ergiebigen poetischen Stoff und sie versichert, daß der Uebersetzer Virgils sich den „Weg zur Selbstschöpfung gebahnt" und nunmehr nichts weiter nötig habe „als einen würdigen Held, den sein Epos unsterblich machen möge". Nebenher mag bemerkt sein, daß auch Stäudlins poetische Epistel an Schott erkennen läßt, wie schwer dem Vater des Almanachs die Rezension der „Äneis nebst lyrischen Gedichten" im Magen lag; sind doch die Verse:

„Es wirbelt strudelt donnert braußt
In jeder Zeile . . . . . ."

nichts weiter als eine bequeme Zurückgabe des von Schiller erhobenen Vorwurfs: „In seinen [Stäudlins] Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles".

Weß Geistes Kind die Rezension ist, verrät sie überdies selbst. Die markige, stürmische, nach Bild und Witz greifende, in Einzelheiten des Ausdrucks ziemlich sorglose Schreibart, welche die Prosa des jugendlichen Schiller auszeichnet, findet sich in ihr wieder, und gewisse Wendungen und Lieblingsworte, wie das auch in den „Räubern" vorkommende, dort Spiegelberg in den

Mund gelegte „inzidenter", geben ihr sein individuelles Gepräge. Zwar ist der Autor, so lange er die Virgilübersetzung mit dem lateinischen Texte vergleicht, zu einem gelehrteren Tone gezwungen; aber auch dabei zerrt er an den Zügeln, und wenn er ein allgemeines Urteil ausspricht oder vollends, wenn er an Stäudlins „lyrischen Appendix" gerät, läßt er den Rappen laufen. Das ist nicht die Sprache eines ehrsamen Pedanten der philologischen Zunft, geschweige eines Schulmanns des vorigen Jahrhunderts. Es kann auch nicht wunder nehmen, daß Schiller dem Uebersetzer Virgils auf den Zahn fühlt; hatte er doch selbst, noch ein Zögling der Militärakademie, an der Verdeutschung des römischen Dichters sich versucht. Und so wenig verbirgt der Rezensent den Freundeskreis, aus welchem das Schriftstück stammt, daß er sogar auf eine scherzhafte Aeußerung Petersens anspielt. Unter diesen Umständen muß gefordert werden, daß die Rezension von Stäudlins „Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten" in den künftigen Ausgaben der Werke Schillers ihre Stelle finde. Sie ist an sich interessant genug. Zunächst um einer Vergleichung zwischen Homer und Virgil willen. Schiller gibt zu, daß der römische Dichter sich durch „Harmonie und Eleganz" auszeichne; aber er findet, daß Virgil „die kühnen freien Naturgemählde des Griechen mit nicht seltener ängstlicher Kunst kopirt oder gar durch unrechte Stellungen herabgewürdigt, und aus dem unerschöpflichen Magazin seines Vorgängers romantische Helden und Wundermärchen zusammengestoppelt hat, ohne genug philosophischen Zusammenhang, ohne jene grosse erhabene Einfalt des Iliumsängers, die auf Geist und Herz so gewaltig würkt." „Nacket und unbeschüzt liegen jetzt seine Mängel vor unsern kritischen Augen, die sich vorhin [im lateinischen Original] in das reizende Kleid des Ausdrucks versteckt hatten — da steht der grosse Virgil wie ein Federloser Pfau — gegen den Mann Homer ein unbärtiger Knabe." Das ist stark gesagt, aber im Grunde richtig und ein Beweis, daß Schiller das Genie Homers bereits zu ahnen begann[1]). Auch was Schiller über den deut-

---

[1]) Vgl. S. 244 des vorliegenden Buches, Anm. 2.

schen Hexameter vorbringt, verdient Beachtung, und wenn es uns bei Klopstocks Versen kaum mehr zu Mut wird, „als hörten wir die bezauberndste Symfonie, den herrlichsten Wechsel vom Andante zum Presto, vom Schwung zum Adagio", so stimmen wir doch um so williger dem Nachweis zu, daß der Satzbau der „Hexametristen nach Klopstock", der Vers der Denis, Stolberg u. s. w., „um viel zu Lateinisch" sei und nicht selten das deutsche Ohr beleidige. Die Kritik, welche Schiller an einzelnen Stellen der Virgilübersetzung übt, ist gleich zutreffend, ob hier ein dichterisch unvollkommener Ausdruck oder dort ein Mißverstehen des lateinischen Textes gerügt wird.

Dem Lyriker Stäudlin erkennt Schiller eine „edle und würdige Empfindungsart" zu, er mischt Lob und Tadel und spendet des Lobes nicht wenig. Aber sein Schlußwort: „Endlich überströmt der Hr. Verf. gar zu sehr von Gefühl seines eigenen Dichterwerths, welches dem Leser, der in diesem Punkt gern selbst entscheidet, in sein Recht greiffen heißt" — traf eine empfindliche Stelle. Die Rezension Schillers erschien am 28. Sept. 1781, gleichzeitig mit Stäudlins Musenalmanach. Kurze Zeit nachher kam Reinhard nach Stuttgart und erfuhr von einem Zerwürfniß zwischen Schiller und Stäudlin.

Schillers nächster Schachzug war die Sammlung seiner eigenen Gedichte, die Herausgabe der „Anthologie auf das Jahr 1782". Der vorlaute Nebenbuhler sollte zurückgedrängt werden, der rücksichtslos männliche und revolutionäre Geist, welcher in den Räubern brauste, sollte auch in der Lyrik das Feld behaupten. Doch gab der Wettkampf mit Stäudlin nur den äußern Anstoß zu Schillers Unternehmen; die Gedichte, welche, wachsend an Zahl und Bedeutung, neben den Räubern entstanden waren, verlangten längst nach Licht und Luft. Daß bei der Herausgabe mehrere Motive zusammenwirkten, deutet auch Scharffenstein an; „Um diese Zeit", berichtet er [1], „gab eine poetische Neckerei mit dem Dichter Stäudlin, dem Herausgeber des schwäbischen Musenalmanachs und Anführer der poetischen

---

[1]) Morgenblatt, 1837, Nr. 58.

Zunft im Lande, Schillers Anthologie das Daseyn, weniger (nach Schillers Sinn) um zu rivalisiren, als vielmehr den Almanach zu zermalmen; auch wollte man es mitunter hinsichtlich des Lucrativen mit etwas Anderem probieren."

Wie der Musenalmanach sollte die Anthologie von einem Bund Gleichgesinnter Zeugniß geben; aber der Heerbann, welchen Schiller aufzurufen vermochte, stand an Leistungskraft noch hinter Stäudlins Gefolgschaft zurück, und der Herausgeber war genöthigt, mit eigenem Pfunde zu wuchern. „Die meisten Gedichte der Anthologie sind von Schiller", bemerkt Scharffenstein, „denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog." Ein einziges Zeugniß von Schillers Werben hat sich erhalten: ein undatirter Brief an Hoven [1]), welcher lautet: „Petersen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder besser, Anthologie schon gesagt haben. Du hast ihm eine Romanze geschickt, die ich schlechterdings nicht brauchen kann, weil sie die theologische Censur nicht passirt und das ganze Institut hintertreiben könnte. Sey also so gut und verfertige etwas anders, das wider die Intoleranz unserer Censur nicht so schnurgerade anrennt. Schicke mir auch Deinen Ossianschen Sonnengesang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komische Muse für uns nicht verloren gehen. Ich lege es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verlust rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirtest. Vier Bögen sind gedruckt .... Komm überhaupt dieser Tage hieher und dann das weitere." Aus diesen Zeilen ergibt sich nebenbei, daß Petersen Mitarbeiter bei der Herausgabe war. Petersen selbst erwähnt in seinen Aufzeichnungen der Anthologie nicht; Streicher beschränkt sich auf die Bemerkung, Schiller habe eine „Sammlung Gedichte, die theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden schon in der Akademie bearbeitet worden waren", unter dem Namen Anthologie erscheinen lassen. Es war also zunächst der akademische Freundeskreis, welchen Schiller zur Beihilfe

---

[1]) Gedruckt in Hovens Selbstbiographie, S. 378. Bestimmtere Angaben über die Beteiligung der Freunde Schillers finden sich bei Hoven nicht.

heranzog, und auch ältere, noch auf der Schulbank entstandene, Gedichte wurden in Anspruch genommen. Schiller fühlte den Unwert mancher Beiträge und das Uebereilte des Unternehmens: „eine strengere Feile", gesteht er im Wirtembergischen Repertorium, „wäre ... durchaus nöthig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden, und seine achtzehn Bögen haben, was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet?"

Einschließlich der Operette Semele zählt die Anthologie 83 Nummern. Gleich der Widmung und der Vorrede sind sämmtliche Gedichte mit Chiffren gezeichnet; nur einmal tritt mittelst der Unterschrift „Vom Verfasser der Räuber" die Person des Autors hervor. Die Sitte oder Unsitte, Beiträge zu Zeitschriften und poetischen Sammelwerken anonym zu halten, ist im 18. Jahrhundert allenthalben herrschend, und die Anthologie pflegte dieses Versteckspiel um so lieber, da es dem Mutwillen des Unternehmens diente und die Zahl der Mitarbeiter größer erscheinen ließ, als sie thatsächlich war. Mit der Miene eines Unbeteiligten und als ob er hinter eine plumpe Finte gekommen sei, äußert Schiller im Wirtembergischen Repertorium: „Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber so gar fein ist dieses Stratagem eben nicht ausgefallen" [1]). Die Chiffren, im Ganzen 23, sind willkürlich gewählt, der Anfangsbuchstabe des Autornamens scheint zumeist nicht berücksichtigt zu sein. Unter diesen Umständen macht die Feststellung von Schillers Eigentum leidige Schwierigkeiten.

---

[1]) Im Original, Wirtembergisches Repertorium, I. Stück, S. 215, ist das Wort „ein" vor „Verfasser" mit fetter Schrift gedruckt (nicht so bei Goedeke, histor. krit. Schillerausgabe I, S. 385). Diese Hervorhebung könnte lediglich um des Gegensatzes zu „mehrere" willen gemacht sein, aber die Fassung des nächstfolgenden Satzes verrät, daß in der That Schiller hier einen einzelnen der Mitarbeiter, d. h. sich allein, im Auge gehabt hat. Dennoch möchte ich nicht mit Boas, Schillers Jugendjahre II, 214 folgern, daß nicht auch andere Mitarbeiter sich der nämlichen „Kriegslist" bedient haben.

Wohl hat Schiller selbst sich zu 21 der mit Chiffren versehenen Gedichte bekannt [1]), indem er sie in späteren Schriften wiederholte, und bei einigen andern ist seine Autorschaft nicht schwächer beglaubigt; aber ein ansehnlicher Rest bleibt mehr oder weniger unsicher. Die ältere Biographie hat es thörichterweise versäumt, bezüglich der zweifelhaften Stücke denjenigen der Jugendfreunde Schillers, welchem das längste Leben gegönnt war, Friedrich von Hoven, zu befragen, und die kritische Untersuchung muß nunmehr das Gewicht der Chiffren von Fall zu Fall prüfen, muß auf das Gebiet der „inneren Gründe" sich wagen. Einen Anhaltspunkt, der nicht unterschätzt werden darf, gibt die Erklärung des Verlegers Johann Benedikt Metzler, welcher zur Ostermesse 1798 die Anthologie wiederum auf den Markt warf. Dem neuen Titelblatt, welches den Namen Schillers nicht länger verschwieg, fügte Metzler einen kurzen Vorbericht bei, in welchem dem Publikum mitgeteilt wurde, „vorzüglich die mit M. P. W.D. und Y. bezeichneten Gedichte" seien von Schiller. Schiller war bei diesem Unternehmen unbeteiligt, hat aber auch der Angabe Metzlers nicht widersprochen.

21 Gedichte der Anthologie sind mit Y unterzeichnet; 9 mit O; 5 mit M; 4 mit P; je eines mit v. R., mit *, mit †, mit A, mit B, mit Ha., mit Bn.; je 2 mit C, mit Hr, mit L, mit U; je 3 mit G, mit Rr., mit W, mit W.D; je 4 mit H . . ., mit T, mit X, mit Z.

Y ist die gewichtigste Chiffre. Mit ihr unterzeichnet Schiller die Widmung und die Vorrede und nimmt sie schon dadurch als Chiffre des Herausgebers in Anspruch. Mit Y sind sämmtliche Lauragedichte gezeichnet, desgleichen die Gedichte „Die Kinds-

---

[1]) Die Angabe bei Goedeke, histor. krit. Ausgabe I, 355, ist nicht völlig genau: Nr. 53 der Anthologie, „Meine Blumen", hat Schiller nicht in den zweiten, sondern in den ersten Teil seiner bei Crusius veranstalteten Sammlung aufgenommen, und Nr. 13 der Anthologie, „Die Kindsmörderin", welche im zweiten Teil ihre Stelle fand, hat Goedeke mitzuzählen vergessen. Ferner gibt Goedeke S. 356 irrtümlich für Nr. 71 der Anthologie, „An Minna", Y statt M als Chiffre an, und S. 312 trägt das Epigramm „Quirl" durch Druckfehler die Chiffre Q anstatt O.

mörderin", „Die Gröſe der Welt", „Gruppe aus dem Tartarus" und „Morgenfantasie", welche Schiller in den zweiten Teil seiner bei Crusius veröffentlichten Sammlung aufnahm. Mit Y) ist auch das Gedicht „Die Freundschaft" gezeichnet, welchem wir in Schillers „Philosophischen Briefen" wiederbegegnen. Die gleiche Chiffre haben die Gedichte „Elegie auf den Tod eines Jünglings" (Joh. Christian Weckerlins) und „Eine Leichenfantasie"; diese nahm Körner in die gesammelten Werke auf. Dasselbe gilt von der Operette „Semele". Somit sind nur 4 mit Y) gezeichnete Gedichte übrig, für welche die Autorschaft Schillers unbestätigt geblieben ist: „Die Journalisten und Minos", „Hymne an den Unendlichen", „Die Pest eine Fantasie" und „Die schlimmen Monarchen". Aber ein Zweifel an ihrer Echtheit wäre schon deßhalb gewagt, weil Y) als eine Chiffre Schillers so vielfältig bezeugt ist und weil die Anthologie zu der Annahme, daß mehrere Autoren mit einer und der nämlichen Chiffre bezeichnet seien, nirgends Ursache zu geben scheint. Und gerade bei diesen Nummern sprechen Inhalt und Charakter der Gedichte unzweifelhaft für Schillers Autorschaft. Mit den „Journalisten und Minos" eröffnet Schiller den lyrischen Reigen; er stellt absichtlich ein satirisches Tendenzgedicht an die Spitze des kampflustigen Buches. Es ist verwunderlich, daß Hoffmeister [1]) unsicher äußert, das Gedicht enthalte vielleicht eine persönliche Anspielung", daß Boas [2]) meint, das Gedicht möge wohl eine individuelle Bedeutung gehabt haben, die uns dunkel ist, und man verstehe nicht, weßhalb es die vorderste Stelle erhalten habe. Denn auf der Hand liegt ja doch, daß auch diese Satire gegen den Stäudlinschen Kreis gerichtet ist; die „Journalisten", der „Schwarm Autoren", welche das Wasser des Kokytos in ihr „Dintenfäßgen" geschöpft haben, sind die schreibseligen Mitarbeiter des Schwäbischen Musenalmanachs; darüber dürfte Niemand im Ungewissen sein, der aus dem Gang der biographischen Erzählung ein volles Bild der Sachlage gewonnen hat [3]). Auch

[1]) Nachlese, I, 137.

[2]) Schiller's Jugendjahre, II, 121.

[3]) Vgl. Düntzer, Schillers Leben, S. 113, Joachim Meyer, Neue Bei-

nach Ton und Sprache ist das Gedicht ganz und gar Schillers Eigentum; es gehört in formeller Hinsicht mit dem „Venuswagen", mit „Kastraten und Männer", „Rache der Musen" u. a. in Eine Klasse. Was aber die Gedichte „Hymne an den Unendlichen", „Die Pest" und „Die schlimmen Monarchen" betrifft, so sprechen bei ihnen innere Gründe so vernehmlich für Schillers Autorschaft, daß kein Ausleger sie ihm abzustreiten gewagt hat.

Die mit M. gezeichneten Gedichte, „Roußeau", „An einen Moralisten", „An den Frühling", „An Minna" und „Elisium, eine Kantate", hat Schiller sämmtlich in die Ausgabe von 1803 wiederaufgenommen. Das mit v. R. gezeichnete Gedicht „In einer Bataille" erschien in der Sammlung von 1803 wieder unter dem Titel „Die Schlacht". Ebendaselbst wiederholte Schiller von den 9 mit O gezeichneten Gedichten „Kastraten und Männer" („Männerwürde"), von den 3 mit W.D. gezeichneten „Graf Eberhard der Greiner", von den 3 mit Rr. gezeichneten „Das Glück und die Weisheit". Mit O sind noch gezeichnet die epigrammatischen oder satirischen Gedichte „Quirl", „Der Wirtemberger", „Spinoza", „Gespräch", „Vergleichung", „Grabschrift eines Physiognomen", „Aktäon", „Zuversicht der Unsterblichkeit". Die Chiffre W.D. tragen noch: „Bacchus im Triller" und „Baurenständchen"; die Chiffre Rr. noch: „Die Messiade" und „Das Muttermal". Diese 12 Gedichte halte ich mit Boas und Eduard Bülow [1]) für Schillers Eigentum, da ihre Chiffren durch andre Stücke als ihm angehörige bestätigt sind und da ihr Gehalt und Charakter dem Genius Schiller nicht widerspricht. Ja, einzelne unter ihnen haben sehr bestimmt sein Gepräge und verweisen um ihres Inhalts willen auf seine persönlichen Erlebnisse und Anschauungen. Zu Gunsten der Chiffre W.D. spricht überdies das Zeugniß der Metzlerschen Buchhandlung.

---

träge zur Feststellung des Schiller'schen Textes, 1860, S. 17—18, sowie S. 519—521 des vorliegenden Buches.

[1]) Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von Eduard Bülow. Heidelberg, 1850.

Die mit * gezeichnete „Rache der Musen" ist ein Tendenzgedicht gegen Stäudlin und den Schwäbischen Musenalmanach und wird schon als solches auf die Rechnung des Herausgebers zu setzen sein; sie ist auch durchaus im Geist und Ton seiner litterarischen Satire gehalten. „Die Winternacht", unter welcher das Zeichen † sich findet, gibt augenscheinlich ein Bild von Schillers persönlichen Zuständen in der Form einer Selbstschilderung; sie ist zugleich das Schlußwort der Anthologie, und dieses stand wie das Eröffnungsgedicht dem Herausgeber zu.

In Verlegenheit setzt die Chiffre W. Für die Echtheit des mit W. unterzeichneten Gedichtes „An die Sonne" leistet der Name der Schwester Schillers Bürgschaft; von Christophinens Hand gefertigt, von ihr selbst mit dem Beisatz „Gedicht von Schiller in sm. 14. Jahre" versehen, gelangte eine Abschrift in den Besitz einer Meininger Familie [1]). Die Unterschiede, welche der Druck der Anthologie gegenüber dem Texte Christophinens aufweist, sind unwesentlich; sie deuten auf eine Ueberarbeitung zu Gunsten eines regelmäßigeren rhythmischen Baues. Wie die Dinge liegen, muß mit dieser Thatsache gerechnet werden; und da, wie bemerkt, in der Anthologie Regel zu sein scheint, daß die nämliche Chiffre durchaus einem und demselben Autor angehört, so ergibt sich die Schlußfolgerung, daß auch die beiden andern mit W. gezeichneten Gedichte „Die Herrlichkeit der Schöpfung" und „Ein Vater an seinen Sohn" Schillers Eigentum seien. So lange man von der Legitimirung des Gedichtes „An die Sonne" nichts wußte, galten alle 3 Nummern als „gedankenarm", „trocken" und darum als unecht; diesen Standpunkt nahmen Boas und Bülow ein, und Hoffmeisters Schweigen besagt nichts anders. Aber schon Joachim Meyer erklärte sich auf Grund der vorhandenen äußeren Zeugnisse für die Echtheit der fraglichen Gedichte [2]). Von den Neueren überhebt sich Pal-

---

[1]) Vgl. S. 149 des Buches, Anm. 1.

[2]) Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes, S. 29—30. Meyer verweist auf Hennebergers Mitteilungen sowie auf einen Brief, welchen Karl Graß (nicht „Groß") d. d. 10. Aug. 1805 aus Neapel an Charlotte Schiller richtete. Graß erinnert Charlotte an

leske, dessen Behandlung der Anthologie durchaus unwissenschaftlich ist, jeder Erwähnung; Boxberger nahm alle 3 Gedichte in die Grotesche Schillerausgabe auf, versäumte jedoch in der Einleitung sich zu rechtfertigen [1]). Wie es scheint, hat Schiller unter der Chiffre W. diejenigen seiner Gedichte vereinigt, welche früher Jugend, fast noch der Knabenzeit, ihre Entstehung verdanken. Läßt man diese Annahme gelten, so wird auch der Maßstab für die Beurteilung des poetischen Wertes ein anderer, ein nachsichtiger. Die Gedichte „An die Sonne" und „Die Herrlichkeit der Schöpfung. Eine Fantasie", beide hymnenartig, sind jener religiös-feierlichen und musikalisch austönenden Naturbetrachtung entsprungen, welche das Erwachen des Schillerschen Geistes begleitet hat. „Die Herrlichkeit der Schöpfung" nennt zwar den Brocken als den Gipfel, von welchem aus die Wunder „des Ewigen" überschaut werden, aber man darf an die Stelle dieses flüchtig gebrauchten Namens nur die Höhe der Solitude setzen, um eine in biographischer und sachlicher Hinsicht vollkommen passende Oertlichkeit zu gewinnen; von realistischer Naturschilderung ist hier ohnehin keine Rede. Einzelne Wendungen und Ausdrücke wie „Die innre Himmel majestätisch schwamen" sind in der Art Schillers, und auch seine Neigung, in der lyrischen Dithyrambik das Versmaß zu wechseln, kommt zum Vorschein. Das Gedicht „Ein Vater an seinen Sohn", moralisirenden Inhalts, eine Verherrlichung des Gerechten, ist allerdings äußerst schwach, noch ganz unreifer Versuch, und es erscheint wunderlich, daß im Munde des jungen Schiller ein Vater seinen Sohn ermahnt; aber an Vorstellungen dieser Art hatte den Knaben seine Erziehung gewöhnt, und die Aufgabe, irgend ein dichterisches Vorbild nachzuahmen, oder ein erlebtes Gespräch mit seinem Vater könnte für Schiller den äußerlichen Anstoß gegeben haben, das Gedicht zu verfassen.

---

seinen Aufenthalt in Rudolstadt im Jahr 1791; damals habe sie ihm von einem Gedicht Schillers „an die Sonne" gesprochen; er bittet um eine Abschrift.

[1]) Auch der daselbst zitirte Aufsatz Boxbergers in Fleckeisens und Masius' „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1869", II. Abt., geht über die Chiffre W. wie über manche andere hinweg.

Daß die Chiffre P. Schiller angehöre, hat die Metzlersche Buchhandlung bestimmt erklärt, und da ihre Aussage in Bezug auf Y, M, und W.D. sich als zutreffend erwiesen hat, so wird sie bezüglich des P. kaum weniger Glauben verdienen. Es sind aber auch die mit P gezeichneten, satirischer Laune entsprungenen Gedichte: „Grabschrift", „Der hypochondrische Pluto", „Der einfältige Bauer" und „Der Satyr und meine Muse" nach Form, Inhalt und Geist so sichtlich Schillerschen Gepräges, daß ich sie mit der Mehrzahl der Ausleger für echt halten möchte.

Die bis hierher aufgeführten Gedichte können als gesichertes Eigentum Schillers gelten, insofern unanfechtbare Zeugnisse oder doch sehr triftige Beweisgründe für ihre Echtheit vorhanden sind, und die Zahl der Gedichte, welche auf diesem Wege für Schiller gewonnen wurden, beträgt einschließlich des „Monumentes Moors des Räubers" 52. Die Vermutung, daß noch einige andere Beiträge Schiller angehören, läßt sich jedoch nicht schlechtweg von der Hand weisen, wie denn auch die Metzlersche Buchhandlung, indem sie bemerkte, „vorzüglich" die mit P, M, W.D., Y gezeichneten Gedichte seien von Schiller, seinen Anteil nicht gerade auf diese Chiffren einschränken wollte. Subjektiver Auffassung ist jedoch hier um so breiterer Spielraum gegeben, da wir von den Mitarbeitern Schillers so wenig Sicheres wissen und eine charakteristische dichterische Individualität kaum einer derselben gehabt hat. Am ehesten möchte das mit A gezeichnete Epigramm „Klopstok und Wieland" für Schillers Eigentum zu halten sein; zu Ausfällen gegen Klopstock hatte kein anderer das Zeug. Die Chiffren C und T verwerfen Bülow und Boxberger als unecht, Boas nimmt sie für Schiller in Anspruch. Mit C sind die Epigramme „An den Galgen zu schreiben" und „Die Alten und die Neuen" gezeichnet; mit T die Epigramme „Aeschylus", „Die Buße", „Aufschrift einer Fürstengruft" und der Sinnspruch „Räzel". Man muß gestehen, daß diese Kleinigkeiten nicht ohne Geist, daß manche sehr schneidend sind und mehr oder weniger Schillers Denkart spiegeln.

Auch über die Chiffre X. gehen die Meinungen weit auseinander. Boas und Bülow lehnen sie entschieden ab, Boxberger

glaubt, daß sie Schiller angehöre. Gezeichnet sind mit X die Gedichte: „Fluch eines Eifersüchtigen“, „An Fanny“, „An mein Täubchen“, „An Gott“. Das Lied „An Fanny“ scheint von Goethescher Dichtung beeinflußt zu sein; es erinnert im Versmaß an Goethes „Nähe des Geliebten“, wenn ihm auch die Zäsur in den Langzeilen fehlt, und die Strophe:

„In dieser Nacht saß Stella (Thränen trübten
Den schönen Blik)
Und rufte laut den fliehenden Geliebten
Vom Meer zurük“

verdankt die Anregung vielleicht dem Trauerspiel Stella. Das Gedicht ist locker gebaut, aber keineswegs „talentlos“; es hat Stimmung, hat Wohllaut und weichsten Schmelz der Sprache. Aber eben dieser zarte Hauch lyrischer Innigkeit, dieses empfindsame Hinträumen ist den Liebesgedichten des jugendlichen Schiller nicht eigen, und ebensowenig war der tändelnd verliebte, mit „Wonnethränchen und Wollustseufzergen“ spielende Ton des Gedichtes „An mein Täubchen“ seine Sache. Der „Fluch eines Eifersüchtigen“ ist roh und wegen der Ausmalung der Syphilis widerwärtig; auf Schillers Autorschaft zu schließen, weil ein paar kraftgenialische Ausdrücke vorkommen und auch Franz Moor seine Reden mit medizinischem Hautgout würzt, scheint denn doch wohl nicht nötig. Das Gedicht „An Gott“ zeigt zumal in der ersten Strophe grobe sprachliche Mängel. Vorberger hält es für das nämliche Gedicht, welches Joh. Kaspar Schiller im Brief vom 6. März 1790 erwähnt [1]; aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Vater des Dichters die „Hymne an den Unendlichen“ im Auge hatte. Indem Joh. Kaspar Schiller die Bezeichnung Hymne beisetzt, welche das Gedicht an den Unendlichen in der Anthologie thatsächlich trägt, ist auf dieses gedeutet; im übrigen mag ein ungenauer Ausdruck Joh. Kaspar Schillers vorliegen, wenn nicht etwa die „Hymne an den Unendlichen“ ursprünglich „Hymne an Gott“ betitelt war.

Die Gesammtzahl der Gedichte, welche als unsicher aber

---

[1]) Vgl. S. 179 des Buches.

doch als wahrscheinlich von Schiller herrührend zu bezeichnen wären, betrüge somit 7, und von den 83 Nummern der Anthologie blieben noch 24 übrig, ein Rest, welchen Schiller abzusprechen äußere wie innere Gründe nahelegen. Hiebei drängt sich die Frage nach Schillers Mitarbeitern in den Vordergrund. Als sicher bezeugt kann nur Hovens und Petersens Teilnahme gelten, und nur ersterem lassen sich einzelne Nummern bestimmt zuweisen. „Ossians Sonnengesang. Aus dem Gedichte Katharton" ist ohne Zweifel das nämliche Gedicht, welches Schiller im oben mitgeteilten Briefe von Hoven verlangte; entstanden ist dasselbe, wie es scheint, in der Militärakademie, zur Zeit als Schillers Freundeskreis für Ossian schwärmte. Hoven hat auch Ossians „Karrik-Thura" übertragen und im ersten Stück von Haugs Zustand der Wissenschaften und Künste veröffentlicht. Der „Sonnengesang" ist mit H . . . gezeichnet, und die nämliche Chiffre haben die beiden Epigramme „Unterschied der Zeiten" und „Auf den Hrn. R.", matte Witze über Weiber und einen Trinker, sowie das Gedicht „Die Spinne und der Seidenwurm". Eine Spinne begehrt vom Seidenwurm einen „Beytrag" zu ihrem Gespinnst, und jener läßt sich willig finden; aber der Besen der Magd fegt des Seidenwurms „ellenlang-gedrehte Fäden" unbarmherzig von der Wand herunter. Die Spinne ist Schiller, und Hoven spielt hier auf das Schicksal an, welchem seine für die Anthologie eingeschickte „Romanze" begegnet war; vielleicht hatte die grobe Magd, „die Intoleranz der Zensur", noch andere Gedichte Hovens beseitigt, da von der Spinne erzählt wird, daß sie die Fäden des Seidenwurms „jezt hier, jezt anderwärts" in ihr „Gemächt", eingefügt habe. Das Gedicht war als Satire gegen die Zensur wohl brauchbar und auch als Probe von Hovens „komischer Muse" nicht übel, wenngleich die Schlußzeile jäh aus dem Bilde fällt. Möglicherweise gehören Hoven auch die beiden mit Hr. gezeichneten Epigramme an, von denen das eine, „Gegründete Furcht", seine Grobheit gegen weibliche Eitelkeit kehrt, während das andere, „Polizeyordnung", einen dem „Doktor" Hoven naheliegenden Gegenstand behandelt und mit dem Epigramm „Gespräch" verwandt ist. Aus Schillers Brief wissen wir, daß keiner

der ersten 4 Bogen Beiträge von Hoven enthielt: Die mit H . . . und Hr. gezeichneten Gedichte finden sich sämmtlich an späterer Stelle.

Döring hat, der Mitteilung eines ehemaligen Zöglings der Militärakademie, des Hauptmanns von Schaurodt, folgend, erzählt, außer Schillers nächsten Freunden seien auch Ferdinand Friedrich Pfeiffer und Georg Johann Graf von Zuccato Mitarbeiter der Anthologie gewesen, und diese Angabe pflegt, seit Boas ihr leichtgläubig zustimmte, wiederholt zu werden, so wenig Gewähr sie bietet. Pfeiffer, aus Pfullingen gebürtig, mit Schiller gleichalterig, studirte an der Militärakademie Cameralia und wurde 1782 als Rentkammersekretär, zugleich als Lehrer der englischen Sprache und der Landwirtschaft an der Militärakademie angestellt; er verfaßte einige nationalökonomische Schriften und übersetzte 1781 „Nanine, oder das besiegte Vorurtheil", eine Komödie von Voltaire. Schiller zeigte diese Arbeit im „Wirtembergischen Repertorium" mit ein paar Worten an, welche abfällig lauten. Graf Zuccato war aus dem dalmatinischen Parenzo gebürtig und wurde 1777, noch als Angehöriger der Militärakademie, zum Lieutenant ernannt; 1783 wurde er Lieutenant beim Jägercorps. Von einer litterarischen Bethätigung desselben ist nichts bekannt und nichts von einer persönlichen Beziehung zu Schiller. Wie wenig v. Schaurodt und Döring Glauben verdienen, läßt sich schon daran erkennen, daß sie das Gedicht „Journalisten und Minos" Pfeiffer zuschreiben wollten.

Zweifelsohne ist man auf festerem Boden, wenn man bei Streichers Angabe, daß Schillers akademische Freunde seine Mitarbeiter gewesen seien, stehen bleibt; und von ihnen kommen außer Hoven vorzüglich Petersen, Friedrich Haug und etwa noch Scharffenstein und Ludwig Schubart in Betracht. Dem einen oder andern aber diese oder jene Chiffre zuzuweisen ist fast müßiges Spiel der Vermutung. Herrenlos sind nach dem Ergebniß der bisherigen Untersuchung 9 Epigramme, deren Beschaffenheit mitunter derart ist, daß man sehr willig der kritischen Bemerkung Schillers zustimmt: „Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu seyn, die Lücken zwischen grössern auszufüllen, und sagen nichts." Daß Petersen die ersten 4 Bogen

der Anthologie nicht ohne Beitrag ließ, dürfte aus Schillers Brief an Hoven geschlossen werden; und wenn dem so ist, so träfe man Petersen hier unter der Chiffre Z, mit welcher das Epigramm „Der wirthschaftliche Tod", ein Spott über den ärztlichen Stand, gezeichnet ist. Die Rezension Schillers stellt dasselbe unter die „wenigen treffenden" Epigramme. Mit Z sind ferner gezeichnet die späteren Orts eingeschalteten satirischen Stücke: „Passanten-Zettel am Thor der Hölle", „Die Büchse der Pandora" und der grobe Spott „Alte Jungfern". Sehr wohl zu Gesicht steht Petersens witzelnder Gelehrsamkeit auch das mit L gezeichnete Epigramm „In Fuldas Wurzellexikon", eine etymologische Zote; so daß ihm zugleich das zweite mit L. gezeichnete Epigramm „Die alten und die neuen Helden" zugeschrieben werden dürfte. Auch das mit Bn. gezeichnete Epigramm „Sitten und Zeiten", ein Spottwort über Weiberwert, sieht wie ein Einfall Petersens aus, und vielleicht ist Bn. Maske für Pn., für die Anfangs- und Endbuchstaben seines Namens. Hinter der Chiffre U wird man mit Boxberger Friedrich Haug suchen dürfen, der, wenn er wirklich Beiträge in die Anthologie gab, aus seinem epigrammatischen Vorat geschöpft haben wird; „Doktor Pandolff", eine der wohlfeilen Spottreden über Aerzte, ist seiner Art völlig gemäß, und „Peter" ist sicherlich ein freundschaftlich-burschikoser Witz über den Trinker Petersen, welchen Haug zu necken liebte [1]). Will man gelten lassen, daß in einzelnen Fällen die Chiffren mit Beziehung auf die Buchstaben des Autornamens gewählt waren, so dürfte auch unter Ha. Haug versteckt sein; das Gedicht „Edgar und Psyche" steht dem Ton Haugscher Erotik nicht ferne. Aus gleichen Gründen könnten die mit G gezeichneten Beiträge, die schwächlichen Liebesgedichte „Auf Chloes Geburtstag", „Der Unterschied" und „Lied eines abwesenden Bräutigams", für Haug in Anspruch genommen werden. Um den Inhalt des letzteren Gedichtes verständlich zu machen, braucht man nicht mit Boas einen praktisch rechnenden

[1]) Vgl. zum Spottvers Haugs über Petersen-Bibus bei Hoven, Selbstbiographie S. 142, die Epigramme „Peter", „Peters Kunst", „An Petern" in Haugs „Epigrammen und vermischten Gedichten", Berlin 1805, I, S 125, 131, 177.

„Rentkammer-Sekretarius“ in Anspruch zu nehmen; auf Wartezeit war auch ein Liebhaber gesetzt, der noch Zögling der Militärakademie war, und Friedrich Haug verließ die Hohe Karlsschule erst im April 1783, im Alter von 22 Jahren.

Dunkel bleibt der Ursprung des Gedichtes „Gefühl am ersten Oktober 1781“. Diese Ode feiert den General Rieger, und Schiller versichert in einer Anmerkung, daß die Empfindungen des Gedichtes die seinigen seien, ob er sich schon „nicht für den Verfasser davon bekennen“ dürfe. Die Verse selbst sagen uns, daß ein Greis in „Silberlokken“, der sich G*** nennt, den Geburtstag seines „besten Freundes“ besingt; unterzeichnet ist jedoch die Chiffre B. Boas nahm B als Maske und sprach die Vermutung aus, Eberhard von Gemmingen sei der Verfasser des Gedichtes. Diese Vermutung hat allenthalben Beifall gefunden, steht aber auf schwachen Füßen. Denn an sich ist es wenig wahrscheinlich, daß der bejahrte und gemessen-würdige Präsident des herzöglichen Regierungskollegiums sich dem Dichter der Räuber, den Stürmern der Anthologie gesellte; die Nachrichten, welche er von dem ihm befreundeten Stuttgarter Zensor, dem Rektor Volz, über Schillers Unternehmen erhalten konnte, hätten ihn sicherlich zurückgeschreckt. Zudem ist die Annahme einer persönlichen Verbindung zwischen Gemmingen und Rieger aus der Luft gegriffen. Ich finde bei den gleichzeitigen Schriftstellern nirgends eine Bestätigung[1]), und keinenfalls hat Gemmingen, der ein Mann von lauterer Gesinnung, der mit Bürgertugenden geschmückt war, einen Rieger seinen „besten Freund“ genannt; eine solche Anrede war auch durch Gemmingens Verhältniß zu Huber ausgeschlossen. Boxberger nimmt B als Druckfehler für G und zieht den Schluß, daß Gemmingen auch der Autor der mit G gezeichneten Liebesgedichte sei; aber diese pochen auf die Jugendlichkeit ihres Verfassers doch allzu vernehmlich.

---

[1]) Vgl. Joh. Ludw. Huber, Denkmal des Herzogl. Wirtembergischen Präsidenten Eberhard von Gemmingen, Stuttg. 1793; Kazner, Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrichs Freyhrn v. Gemmingen, Frankfurt 1791; Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791, Bd. II; Huber, Etwas von meinem Lebenslauf, Stuttg. 1798.

Auch die Chiffre X bleibt eine unbekannte Größe. Doch vielleicht ist die Frage erlaubt, ob sie nicht auf Reinhard gedeutet werden könnte. Mehr als ein anderer der versemachenden Freunde Schillers war Reinhard der lyrischen Sprache fähig, welche im Gedicht „An Fanny“ hervorquillt, und obgleich Reinhard von einer Beteiligung an der Anthologie nirgends spricht, so liegt doch die Annahme nicht ferne, daß Schiller im Herbst 1781 bei persönlicher Begegnung den Dichter, dessen Beiträge zu Stäudlins Musenalmanach, dessen begonnene Tibullübersetzung ihm gefielen, um Unterstützung gebeten habe. Es kommt hiezu, daß der Name Fanny in Reinhards lyrischen Gedichten eine Rolle spielt[1]) und daß im „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783“ eine „Elegie“ sich findet, welche in ähnlichem Versmaß geschrieben ist wie das Gedicht an Fanny und den Namen Fanny abermals bringt. Ebendaselbst preist eine Ode die „Kraft des Weingotts“; sie ist mit X, mit der nämlichen Chiffre wie das Anthologiegedicht gezeichnet, und Fanny nennt sich auch ihres Verfassers Geliebte. Auf Reinhards Feder dürfte bei dieser Ode um so eher geschlossen werden, da in der vorletzten Strophe von „der Zellen stygischer Finsterniß“ die Rede ist; dabei an das Tübinger Stift zu denken, liegt nahe genug. Auch dürfte zu beachten sein, daß Schiller in der Kritik des „Schwäbischen Musenalmanachs auf 1782“ an Reinhards Poesien „Die zärtlichste Empfindung“ rühmt und daß er in der Kritik der Anthologie die Gedichte „An Fanny“ und „An mein Täubchen“ unter denjenigen aufführt, welchen er die Bezeichnung „zärtlichweich und gefühlvoll“ gibt. Die andern mit X gezeichneten Gedichte widersprächen kaum: „Der Fluch eines Eifersüchtigen“ wäre ein ungezügelter Ausbruch des Jünglings, den die Liebe nicht wenig

[1]) Vgl. das mit Reinhards Namen unterzeichnete Gedicht „Liebeblik“ im Schwäbischen Musenalmanach auf 1782 sowie Reinhards Elegie „Die Winternacht“ (im Anhang zu seiner Uebersetzung des Tibullus), in welcher Fanny als gestorben bezeichnet wird. Eine andere Geliebte Reinhards führt in seinen Gedichten den Namen „Mira“.

beunruhigte, und die Ode „An Gott“ verriete das Nachdenken und die Frömmigkeit des Tübinger Stiftlers.

Ich wende mich nunmehr zu einer ästhetisch-kritischen Besprechung der Anthologie. Hiebei sollen sämmtliche Gedichte, bezüglich deren der Beweis für Schillers Autorschaft erbracht zu sein scheint, berücksichtigt, aber auch die mit A, mit C und T gezeichneten Stücke, als vermutlich ihm angehörig, eingereiht werden. Eine Teilung in Gruppen gibt die Verschiedenartigkeit des Inhalts an die Hand; doch sind die Grenzlinien mehr oder weniger flüssig.

Das Gedicht „Die schlimmen Monarchen“ ist politisch-satirischen Inhalts; ein leidenschaftlicher Ausfall gegen die Vergewaltiger der Völker, ein Erguß des schneidendsten Hohnes über die „Erdengötter“ und ihren hohlen Prunk, teilt es mit den Räubern, mit Kabale und Liebe die Herkunft. Auf seinen Kunstwert betrachtet, bietet es manche Blößen: Ueberfülle von Pathos treibt den Bau in's Breite, Rhetorik drängt sich vor, und Verse, welche der Feile entbehren, liegen gleich unbehauenen Blöcken im Weg. So wälzt ein Bergstrom die tosenden, mit Geröll untermengten, kein Ufer achtenden Fluten. Das erste Drittel macht ganz den Eindruck einer wilden Deklamation. Hier ist nahezu Alles geschmacklos, und ungeschlachte Worte, überladene Bilder, überhitzte Redensarten jagen einander: eine „klimmende“ Leier und „Purpurflammen der Gröse“, „gelöschte Blitze“, welche „freundlich thun“, und „Theaterminotauren“ d. h. Ungeheuer komödiantenhaften Gebarens. Aber gegen die Mitte des Gedichtes hin hebt sich die Kraft der Sprache, wachsen auch die Gedanken. Die Szene wird deutlich: wir sind in einer Fürstengruft. Und der Dichter spottet der Ohnmacht der Todten. Das scheint so grausam als wohlfeil zu sein; aber wer, ein Sohn des Staubes, Allmacht sich anmaßt, fordert heraus, daß er an den Naturlauf erinnert werde. Wir hören Verse feierlichen Klanges, in welchen doch alsbald grollende Obertöne sich mischen:

„Traurig funkelt auf dem Todenkasten
Eurer Kronen, der umperlten Lasten,
Eurer Szepter undankbare Pracht.

Wie so schön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib besoldet,
Dem — die Welt gewacht.

Stolze Pflanzen in so niedern Beeten!
Seht doch! — wie mit welken Majestäten
Garstig spaßt der unverschämte Tod!
Die durch Nord und Ost und West geboten —
Dulden sie des Unholds ekelhafte Zoten,
Und — kein Sultan droht?"

Der nicht ganz geschickte Ausdruck: „Dem die Welt gewacht" will sagen: Den einst eine Welt zu schützen bereit war; und „des Unholds ekelhafte Zoten" sind die Ekelbilder der Verwesung, in welchen der Tod die durchlauchtigsten Leiber zeigt. Im Folgenden steigert sich die Darstellung zu höchster Lebendigkeit, zu einem dramatischen Akte. Der Geist des Dichters spielt mit der Vorstellung, als seien die Bewohner der Gruft störrische Siebenschläfer. Ungestümer Zuruf soll sie wecken: draußen schmetterten die Siegstrommeten, schalle das Vivatschreien des Volkes, schalle der Jagd lustiger Hörnerklang; und jetzt sende Madonna geheime Schlüssel zu ihrem Schlafgemach. Aber die dringlichste Mahnung begegnet schaurigem Schweigen; da zerstiebt das Spiel des Scheins, und der Dichter, Felsstücke von Anklagen schleudernd, reißt dem Gottesgnadentum jede Maske vom Antlitz:

„Keine Antwort — Ernstlich ist die Stille —
Fällt denn auch auf Könige die Hülle,
Die die Augen des Trabanten deckt? —
Und ihr fodert Anbetung in Asche,
Daß die blinde Meze Glück in eure Tasche
Eine — Welt gesteckt?

„Und ihr rasselt, Gottes Riesenpuppen,
Hoch daher in kindischstolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus? —
Pöbelteufel klatschen dem Geklimper,
Aber weinend zischen den erhabnen Stümper
Seine Engel aus."

Das sind doch Worte von eherner Wucht, Worte des Prophetenzorns, und riesenhaft erhebt sich in ihnen der Volksgeist. Hier merkt man, daß eine mächtige Empfindung der Quell des Ge-

dichtes ist, daß der Sturm sittlicher Empörung und der Mannesgrimm einer freien Seele in ihm brausen. Gegen den Schluß hin gewinnt das schlechtweg Geschmacklose wieder die Oberhand: das Gewissen heißt „des Himmels fürchterlicher Presser", und die letzte Hülle, welche die Fürsten schützt, heißt „Nachtgewand des Majestätsrechts". Aber ein paar Verse sind Meisterarbeit, sind mit schärfstem Griffel geschnittene Steine: die nämlichen, in welchen auf den Herzog von Würtemberg mit Fingern gedeutet ist. Die Satire auf diesen Komödianten ließ sich unmöglich geistreicher und zutreffender geben als in den drei Zeilen:

„Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand."

Mit ihnen tilgte Schiller die Sünden seiner Schulzeit; sie waren der öffentliche Widerruf der dem Zögling der Militärakademie abgeforderten Schmeichelreden. Und welche Kühnheit, welcher Mut gehörte dazu, diese Verse in Würtemberg drucken zu lassen! Man begreift, daß Schiller in spätern Jahren gegen eine Wiederveröffentlichung des rauhen Werkes sich sträubte; aber der Kern hätte die Schale entschuldigt, und in der Lebensgeschichte des Dichters nimmt es eine bedeutsame Stelle ein.

Den „schlimmen Monarchen" gesellen sich, gesinnungsverwandt, ein paar politische Epigramme: „An den Galgen zu schreiben" und „Aufschrift einer Fürstengruft", von welchen das erstere Hofgunst und Höflinge sarkastisch abschätzt, das andere am Stolz der auch im Tode vom Volk gesonderten „Erdenriesen" Vergeltung übt.

Das „Monument Moors des Räubers" ist eine Art Epilog zu dem Drama, das moralische Facit, welches der Dichter zieht, zugleich ein Versuch, unreife Deutungen abzuwehren. Die Leiche Moors modert unter offenem Himmel, am Hochgericht, und eben dort verkündet ein Denkstein, der „steinerne Herold", Moors Thaten, Moors Schande. Aber Männer und auch ein Mädchen gehen an der entsetzlichen Stätte vorüber und verweigern dem Geächteten nicht die Thräne des Mitgefühls; denn ein „maje-

stätischer Sünder", ein „hoher Gefallener" hat hier seine „furchtbare Rolle vollbracht". Und wer wie Moor „glüenden thatenlechzenden Herzens", wer wie er „des himmlischen Genius Kind" ist, den möchte der Ruhm Moors reizen, seinen Spuren zu folgen. Aber warnend erhebt der Dichter, der Schöpfer, der Busenfreund und doch auch der Richter seines Helden, die Stimme:

„Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstral
Lernt behutsamer spielen.
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meisters
Erd und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,
Flammts am kindischen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phäeton."

Diese Mahnung und persönliche Zusprache des Verfassers an seinen Leserkreis hat, so verschiedenartig im Uebrigen der Inhalt ist, ein Gegenstück an den Versen, welche Goethe der zweiten Auflage seines Werther mitgab:

„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädgen so geliebt zu seyn,
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach."

Gegen den Schluß hin sind die Gedanken des Dichters nicht zu voller Klarheit herausgearbeitet; denn ob Karl Moor eine geschichtliche oder eine Phantasiegestalt ist, bleibt für das Beispiel, welches er geben könnte, gleichgültig, und wenn seine „Sünde", seine „Schande" fortlebt, so lebt auch der Ruhm seines Namens fort, und Schiller selbst hat in der ersten Hälfte des Gedichtes ausgesprochen, einst werde „Bewunderung" den Räuber begleiten. Die Schiefheit des Sinnes wird unterstützt durch die Nachlässigkeit der Sprachform; wie denn das Gedicht, obwohl feurigen Charakters und aus hoher Stimmung der Seele hervorgegangen,

an nicht wenigen Stellen durch Härten, durch Gezwungenheit und Sprachwidrigkeit des Ausdrucks geschädigt ist.

Der Ehre des Mannes, dessen Lehre und Leben den jugendlichen Schiller im Tiefsten bewegt hatten, gilt das Gedicht „Roußeau“. Im Juni 1778 war der Apostel des neuen Frankreichs aus dem Leben geschieden; nun grüßt der deutsche Dichter das Grab des Friedlosen, Geschmähten, Verfolgten, feiert sein Andenken und zeichnet richtend die Feinde, welchen Rousseau zum Opfer fiel, den „Trillingsdrachen“ Priesterheuchelei und Macht des Vorurteils und herzlosen Eigennutz. Das Gedicht ist aus dem Enthusiasmus des Herzens, aus der zujauchzenden Stimmung der Zeit geboren und hat keinen Raum für die Schwächen des Helden; aber wenn Rousseau ein Meteor, ein „armes Irrgestirn“ genannt wird, so empfinden wir, die wir kritischeren Auges sind, das Doppellicht dieser Bezeichnung und mit Rousseau dem Seher erscheint uns Rousseau der Schwärmer. Bittere Verachtung des menschlichen Treibens, wie sie in Schillers Jugendlyrik öfters sich ausspricht, kommt auch hier zum Vorschein; nicht nur in der Tendenz des Gedichtes an sich, sondern bestimmter in einzelnen Wendungen und Worten; Rousseau, heißt es z. B., möge hingehen und im Kreis der Geister erzählen von „dieses Lebens Jahrmarktsdudelei“, von dem in der Menschenwelt sich abspielenden „Krieg der Frösch' und Mäuse“. Ein paar Strophen sind in der Form so abgeklärt als gedankenkräftig, zumal die siebente:

„Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst wars finster — und die Weisen starben,
Nun ists lichter, — und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sofisten,
Roußeau leidet — Roußeau fällt durch Christen,
Roußeau — der aus Christen Menschen wirbt.“

In der dritten Strophe findet sich ein eigentümliches und schönes, der Bergmannssprache entnommenes Bild: die Verächter Rousseaus werden mit „Schlacken“, welche vom Edelmetall, vom „Silberblike des Genies“, zu Boden sinken, verglichen. Doch fast erdrückt werden diese reineren Bestandteile vom Schwulste

des Uebrigen, von der Bilderjagd und Bilderüberstürzung, welche auch hier sich bemerkbar macht. In der Sammlung des Jahres 1803 kürzte Schiller das Gedicht von 14 auf 2 Strophen, auf die erste und siebente der ursprünglichen Fassung; damit wurden die schwächeren Teile beseitigt, aber von den Empfindungen des jugendlichen Schiller blieb nur der magerste Rest.

„Roußeau" und das „Monument Moors des Räubers" bilden den Uebergang von den politischen, Schillers Verhältniß zu Staat und Gesellschaft kennzeichnenden Gedichten zu den Gedichten litterarischen Inhalts, zu den Ergüssen litterarischer und kulturgeschichtlicher Satire. Hier ist zunächst eine scherzhafte Erzählung zu beachten, welche die schriftstellerische Wirksamkeit des Dichters in ihrer allgemeinen Richtung und Absicht kundmachen und verteidigen will, eines der letzten Stücke der Anthologie, „Der Satyr und meine Muse". Die durchaus derbe und sorglose Sprache ist ganz die des jugendlichen Schiller, fällt aber etwas ins Breite; auch ist das poetische Motiv einigermaßen gezwungen. Der „junge Sänger, fern im Teutonenland", den die Muse liebt, ist Schiller; seine Lieder sollen eine Geißel sein, Narren und „Würdenschänder" zu züchtigen, und diese Geißel zu gebrauchen, will er ein gutes Recht haben, da sie die Muse um einen Kuß von einem alten Satyr teuer erkaufte. Bei dem alten Satyr könnte an Voltaire gedacht sein. Was in den „schlimmen Monarchen" drohend gegen gekrönte Frevler am Volksglück gesagt ist:

„Aber zittert für des Liedes Sprache",

wiederholt sich hier in allgemeiner und auch die bejahende Seite herauskehrenden Fassung:

„Vor Würden soll die fromme Muse knieen,
Doch Würdenschänder geiselt sie".

Der litterarischen Satire im engeren Sinn dienen die Spottgedichte gegen Stäudlin und seinen Musenalmanach. „Die Journalisten und Minos" sind eine muntre Burleske: Gott Minos flucht, weil die Bäche der Unterwelt zu versiegen drohen, und als sich herausstellt, daß ein Schwarm „teutscher

Zeitungsschreiber" mit dem Wasser des Styx und der Lethe und des Kokytos seine Tintenfässer gefüllt hat, wird den Uebelthätern zu Schimpf und Schande der Hund Kerberos auf den Leib gehetzt. Dieser Vorgang wird in Form eines dem Verfasser zugegangenen Berichtes witzig und fließend erzählt. Die dem Titel beigesetzte Jahreszahl „1781" weist auf die geschichtliche Unterlage des Gedichtes hin, auf die im Herbst 1781 erfolgte Herausgabe des Stäudlinschen Musenalmanachs.

Einen noch kräftigeren Beleg, daß in Schiller eine komische Ader sprudelte, gibt „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon", ein derbungezogenes aber geistreich und lustig durchgeführtes Gedicht. Auch hier bedient sich die Satire mythologischer Einkleidung: Jammernd kommen die Musen zu Apollo gelaufen und beklagen sich über die Zudringlichkeit einer den Helikon umschwärmenden Sängerschaar, worauf Apollo der Melpomene den Rat gibt, „Kleider, Noten, Leyer" einer Furie auszuhändigen und die als Muse maskirte „Höllengöttin" im Dunklen der „Jaunerbande" zu überlassen. Den Erfolg berichten die Schlußzeilen:

„Die Göttin abortirt hernach:
Kam 'raus ein neuer — Almanach."

Die Beziehung auf Stäudlin und seine Genossen ist hier eine völlig unverhüllte: von den Helikonstürmern heißt es:

„Nennen sich gar hohe Sänger
Barden ein'ge, denk!"

und ihrem Hauptmann gelten die Verse:

„Einer brüllt heraus vor allen,
Schrei't: Ich führ das Heer!
Schlägt mit beiden Fäust und Ballen
Um sich wie ein Bär.

Pfeift wohl gar — wie ungeschliffen!
Andre Schläfer wach.
Zweimal hat er schon gepfiffen,
Doch kommt keiner nach.

Droht, er kommt noch öfter wieder" u. s. w.

Letztere Aeußerung ist eine Anspielung auf Stäudlins Absicht, für den Herbst 1782 einen zweiten Jahrgang des Musenalmanachs herauszugeben, auf seine bereits in der Vorrede zum ersten Jahrgang ausgesprochene Ankündigung, er werde das Unternehmen „von Jahr zu Jahr" fortsetzen. „Die Rache der Musen" bestätigt aber auch, daß in den „Journalisten und Minos" der Angriff gegen den Stäudlinschen Kreis gerichtet und der Verfasser der nämliche ist: in der Art der Satire stimmen beide Gedichte überein und die gleichen Vorstellungen wiederholen sich: hier ist von „jungen Dintenlekern", die um den Helikon schwärmen, die Rede, dort von einem Autorenschwarm, der „mit Dintenfäßgen" um die Flüsse der Unterwelt „spukt"; hier wie dort begegnen wir dem Ausdruck „Jauner", dessen sich Schiller auch in den Räubern, im Wirtembergischen Repertorium und im Fiesko bedient[1]. Der Ausdruck „spuken" für schwärmen, sich zu schaffen machen, kehrt zugleich in „der Satyr und meine Muse" wieder.

Daß das Epigramm „Grabschrift" gleichfalls auf Stäudlin und seine Freunde gemünzt ist, scheint aus den Schlußzeilen hervorzugehen: auch in diesem Falle werden unter den „Journalisten" die Mitarbeiter des Musenalmanachs gemeint sein. Der Witz ist gesucht und mit Mühe läßt sich der Sinn erkennen: Hier liegt ein Mann, dessen vorzeitiger Tod die Journalisten von einem Gegner befreit, ihnen somit Vorteil gebracht hätte. Als der Gegner aber, welcher lange genug lebte, um die Schaar Stäudlins zu bekämpfen, wäre kein anderer gedacht als Schiller. So würde das Epigramm, dessen Deutung bisher nicht versucht worden ist, doch verständlich sein.

Von ungleich größerer Bedeutung als diese Tagespolemik

---

[1] „Pietisten — Quaksalber — Rezensenten und Jauner", die Räuber, Schauspiel I, 2; Schillers Selbstrezension der Räuber; Fiesko I, 9. Zur Erklärung der Stelle: „Sie bergen oft die Lüken, Wie Jauner ohne Ohr Sich helfen mit Perüken" zitirt Vorberger, Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, aus einer schwäbischen Kreisordnung: „wenn sie als Falsarii oder Betrüger erfunden würden, [sollen] ihnen wohl auch die Ohren abgeschnitten werden" (Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben, Stuttg. 1793).

ist die offene Befehdung Klopstocks, welcher Schiller in mehreren Epigrammen der Anthologie das Wort gibt. Dem einst unbedingt verehrten Meister wird die Nachfolge laut gekündigt: „Die Messiade“ bezweifelt, ob Klopstocks Messias die Religion so sehr gefördert habe, als die Religion den Messiasdichter, das Epigramm „Klopstok und Wieland (als ihre Silhouette neben einander hiengen)“ entscheidet zu Gunsten Wielands, der für „Menschen“, für Erdenbürger, für „unser einen“ geschrieben habe. Einen verwandten Gedanken führt der kurze Dialog „Der einfältige Bauer“ aus, ein Gespräch zwischen „Matthes“ und „Lukas“. Dieses Spottgedicht ist von schlagender Kraft und erweist Schillers vorzügliche Begabung für die satirische Gattung. Die Sprache nähert sich auf das glücklichste dem Volkston und der Redeweise, wie sie Hans Sachs, wie sie Goethe im Ewigen Juden, in seinen Sprüchen gebrauchte; und die Abfertigung Klopstocks als eines in nebelhaft-überirdischen Vorstellungen schwebenden Epikers trifft den Nagel auf den Kopf. Das Gespräch lautet:

„Matthes.
Gevatter! hört 'nmal die Späße!
Bliz! hab euch da ein hochg'studirt Gelese,
Meßias nennt sich s' Buch, der Mann
Hat Reisen durch die Luft gethan
Und auf den sonngepflasterten Gassen
Manch Solenleder sizen lassen,
Hat gesehen den Himmel offen,
Ist hautganz durch die Höll geloffen,
Da hab ich nun so bei mir selbst gedacht,
Ein Herr, der solch Stück Wegs gemacht
Sagt unser ein'm, wie Flachs und Waizen wachse.
Wie meint ihr? — s' käm aufs Fragen an? —
Lukas.
Narr meinst, ein so fürnehmer Mann
Der frag nach unser eines Korn und Flachse?“

Auf Angelegenheiten des geistigen Lebens nehmen noch einige Epigramme Bezug, zumeist flüchtige und unbedeutende Einfälle. „Quirl“ spottet über ein Wochenblatt, das mit den steigenden Brodpreisen seinen Umfang vergrößert; „Die Alten und die

Neuen" spottet über geschäftsmäßig-pedantische Gelehrsamkeit. „Spinoza" will die Mißachtung zeichnen, welche der Geist von den Alltagsmenschen erfährt; eine deutlichere Beziehung auf die Persönlichkeit oder die Lehre des Philosophen sucht man jedoch vergebens. Das Gemeinsame dieser 3 Epigramme ist, daß sie die Spitze gegen materielle, irdisch-niedrige Gesinnung kehren. Die „Grabschrift eines Physiognomen" ist ein beißender Ausfall auf Lavater, dessen Bestrebungen bei Schiller in üblem Andenken geblieben waren [1]).

Theosophischen Inhalts, eine Gedankendichtung von außerordentlichem Schwergewicht ist die „Die Freundschaft. (Aus den Briefen Julius an Raphael; einem noch ungedruckten Roman.)" Wir kennen den Grundgedanken: Die Sympathie ist kosmisches Weltgesetz; dem in Newtons Gravitationslehre begründeten Kreisen der Körperwelt um die zentrale Sonne entspricht das vereinigte Strömen der Geister um die große Geistersonne, der drang- und liebevolle Zug der Seelen nach dem Wesenlenker. Aber satter, vertiefter und wahrer als in den Lauragedichten kommt diese Vorstellung hier zum Ausdruck: die Gedanken erreichen den höchsten Adel und die Sprache ist von hinreißender Wärme. In keinem anderen Gedichte der Anthologie erscheint Schiller menschlich so groß; das Glaubensbekenntniß seines Herzens wird zu einem Hohen Liede der Liebe, der Menschenliebe in ihrem umfassendsten Sinn, und das jugendliche Haupt, welches aus diesen Zeilen hervorblickt, trägt den Abglanz der Gottheit. Rede hier Niemand von Schwärmerei des Dichters, von Ueberschwänglichkeit der Gefühle! Ein Empfinden, welches seinen Wellenschlag vorsichtig abzumessen vermag, ist von Ursprung an arm, und unter zehntausend weltklug-niedrigen Seelen lebt immer wieder ein stilles Menschenkind, welches in dieser geistdurchtränkten Botschaft von der Liebe die Summe der Weisheit, die frohe Botschaft des Himmels zu vernehmen befähigt ist. Nur an wenigen Stellen ließe der Ausdruck Schillers sich bemängeln; besser ists, einzuräumen, daß über einzelne

[1]) Vgl. S. 151 und 308 des Buches.

Strophen vollendete dichterische Schönheit ergossen ist. So über die siebente und über die letzte. Schiller hat die Sehnsucht nach Beseelung der Natur, nach einem Widerhall aus ihr innerhalb des Gedichtes „Die Ideale“ noch einmal ausgesprochen, aber nicht mit solcher Unmittelbarkeit, solchem Zauber der Poesie, solchem Wohllaut der herrlichsten musikalischen Akkorde als hier. Man lese langsam, mit Wägen des Tones, die Verse:

„Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.“

Von gleicher Pracht der Form, mächtiger noch im Gedanken ist die letzte Strophe, der logische Schlußstein des Gedichtes. Den Gott, zu dem als dem Mittelpunkt und Urquell des Lebens alle Wesen sich hinbewegen, verbindet mit diesen eine gleiche Empfindung:

„Freundlos war der grose Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.“

Die drei letzten Zeilen sind aus der Tiefe einer pantheistischen Intuition geschöpft, und das philosophische Denken des beginnenden 19. Jahrhunderts erkannte in ihnen sich wieder: Hegel setzte sie an das Ende seiner Phänomenologie des Geistes.

Neben der Hymne „Die Freundschaft“ sind die übrigen Gedichte der Anthologie, welche sich mit religiösen Vorstellungen befassen, nur von geringer subjektiver Bedeutsamkeit. Ein einheitlicher Charakter fehlt ihnen um so mehr, da sie weit auseinander liegenden Alters- und Entwicklungsstufen angehören. Zur Zeit der Herausgabe der Anthologie verhielt sich Schiller dem überlieferten Christentum gegenüber skeptisch, wenn nicht geradezu verneinend. Den Zweifel an der persönlichen Unsterblichkeit verkündete laut

genug schon die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“, und das nicht eben glücklich gefaßte Epigramm „Zuversicht der Unsterblichkeit“ spricht mehr scheinbar als ernstlich eine Bejahung aus. Auch das „Räzel“, obwohl es ein warmes Wort über Religion sagt, ist doch rationalistisch angehaucht; wenigstens hat die praktische Verständigkeit dieses Spruches alle Mystik abgethan. Aber die nämliche Sammlung bringt auch die Gedichte „An die Sonne“ und „Die Herrlichkeit der Schöpfung“, Zeugnisse kindlichgläubigen Empfindens. Wenig später mag die „Hymne an den Unendlichen“ entstanden sein, der Erguß einer biblischgefärbten Gottesanbetung, von höherem Schwung als jene beiden Gedichte, doch in der Form zuweilen noch schwach und stammelnd. Eine eigentümliche Stellung nimmt das Gedicht „Die Gröse der Welt“ ein, in welchem religiöse Stimmung und schweifender Erkenntnißtrieb sich verbinden. An Gedankengehalt wie an poetischem Wert überragt es die „Hymne an den Unendlichen“; das kühne Begehren der Phantasie, die Grenzen des Sternenraums auszumessen, das Verlangen des endlichen Geistes, zum Begreifen des Unendlichen sich zu erweitern, seine Qual, den Begriff der Unendlichkeit nicht ausdenken zu können, in der Vorstellung stelbst zu ermüden, malen sich hier in den großartigsten Bildern und majestätisch, in der Fülle eines Chorals, flutet die Sprache. So in der ersten Strophe:

„Die der schaffende Geist nicht aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.“

Die zu Grund liegende Gottesanschauung ist eine theistische; aber die Befreiung von der theologischen Redeweise kündigt schon darin sich an, daß nunmehr an die Stelle Jehovahs und Zebaoths, von welchen die „Hymne an den Unendlichen“ sprach, „der schaffende Geist“ tritt. Mit Recht ist auf den Einfluß Hallers hingewiesen worden; einzelne Wendungen sind aus

Hallers Ode über die Ewigkeit entlehnt, wenn auch Schiller dem Ausdruck die höhere dichterische Beseelung gab. Die Verse:

„Senke nieder
Adlergedank dein Gefieder“

haben ihren Ursprung in Hallers Versen:

„Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken“;

und der Vers: „[Wo] der Markstein der Schöpfung steht“, erinnert an Hallers Ausdruck: „Und wenn ich auf der Mark des Endlichen nun bin.“ Das kosmische Gemälde hat mit Schilderungen der Lauragedichte mehrere Einzelzüge gemeinsam; auch die Sprache zeigt manche Uebereinstimmung, wie denn der Ausdruck „Seiner Welt“ einer von Schiller geübten Freiheit gemäß hier abermals prägnant für „Gottes Welt“ steht.

Zu Schillers religiösem Gedankenkreise hat auch „Die Pest, eine Fantasie“ [1]) Beziehung; ein Gemälde der Schrecken einer Seuche, stellt dieses Gedicht doch an seine Spitze wie an

---

[1]) Da eine urkundlich treue Wiedergabe von Orthographie und Interpunktion der Originale zu den Grundsätzen dieses Buches gehört, so habe ich zu bemerken, daß das vom Sinn geforderte Komma nach „Pest“ zwar nicht in der Ueberschrift des Gedichtes selbst, wohl aber in der Titelangabe des Inhaltsverzeichnisses sich findet. In der Ueberschrift ist der Titel zweizeilig geschrieben, „Die Pest“ bildet die erste Zeile. Es könnte scheinen, daß das Komma um dieser Anordnung des Schriftsatzes willen fehlt; aber da Schiller in ähnlichen Fällen, z. B. bei dem gleichfalls zweizeilig überschriebenen Titel „Der Triumf der Liebe eine Hymne“, das Komma einsetzt, so scheint es hier lediglich durch Druckfehler weggeblieben zu sein. Im Uebrigen herrscht, wie schon angedeutet, in der Anthologie eine Interpunktionsverwilderung, an deren Uebermaß schließlich doch das Auge sich stößt, mag man immerhin gewohnt sein, die Zeichensetzung von den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts mit naiver Sorglosigkeit behandelt zu sehen. Willkür und Regellosigkeit sind die Regel: Schiller schreibt — im Inhaltsverzeichniß der Anthologie wie in der zweizeiligen Ueberschrift — „Die seeligen Augenblike an Laura“ und „Melancholie an Laura“, während doch beidemale eine syntaktische Verbindung der Substantiva durch „an“ ausgeschlossen ist, vielmehr vor „an“ ein Punkt stehen sollte. In der Ueberschrift des Gedichtes „Das Geheimniß der Reminiszenz“ ist denn auch der Titelzusatz „An Laura“ durch einen Punkt

den Schluß den Gedanken, daß die Pest der Würgengel Gottes sei, daß in ihr die furchtbare Erhabenheit Gottes zur Erscheinung komme. Dichterischer Wert fehlt, und Niemand wird aus den mühselig auseinandergereihten Bildern, aus diesem innerlich kalten und prosaischen Wortschwall den Eindruck des Grausens, welchen der Gegenstand doch hervorrufen sollte, empfangen. Die Schwäche der Arbeit und die Spuren theologischer Auffassungsweise lassen vermuten, daß „Die Pest" in der Militärakademie, nicht lange nachdem Schiller zur Medizin sich entschlossen hatte, entstanden ist.

In zwei Gedichten ist der Zustand der Seelen nach dem Tode auf der Grundlage antiker Vorstellungen ausgemalt, in der „Gruppe aus dem Tartarus" und in „Elisium. Eine Kantate". Obwohl im Druck der Anthologie durch einen Raum von 3 Bögen von einander getrennt und in der kompositionellen Gestaltung verschieden, sind sie ursprünglich doch wohl als Gegenstücke gedacht, Spiele der Einbildungskraft nach entgegengesetzten Seiten hin. In der Sammlung vom Jahr 1803 rückte sie Schiller unmittelbar neben einander und versah beide, wie sämmtliche aus der Anthologie herübergenommenen Gedichte, mit der Jahreszahl 1782. Im ersten Druck war der Text der Kantate auf einen Chor und fünf Singstimmen verteilt; indem Schiller nachmals diese Bestimmung fallen ließ, näherte sich die Kantate auch der äußerlichen Beschaffenheit nach der „Gruppe aus dem Tartarus". Daß sie zum Wiederabdruck begnadigt wurden, verdankten sie sicherlich ihrer Wohlanständigkeit und den antiken Motiven, welche sie enthielten; jene war in den Jugendgedichten nicht allzuhäufig und diese gefielen dem klassizistischen Geschmack des Weimaraners. Aber gar manche von Schiller nachmals verworfene Gedichte der Anthologie sind ungleich bedeutender. In der

---

abgetrennt, im Inhaltsverzeichniß findet sich wenigstens ein Komma. Bei „Vorwurf, an Laura" ließe sich eine syntaktische Verbindung denken, obwohl sie nicht beabsichtigt ist; hier bringt die Ueberschrift ein Komma, das Inhaltsverzeichniß läßt es weg. „Fantasie an Laura" sollte heißen „Fantasie, an Laura". Sehr anstößig ist auch „In einer Bataille von einem Offizier", zumal in der fortlaufend geschriebenen Titelangabe des Inhaltsverzeichnisses.

„Gruppe aus dem Tartarus“ wie in „Elisium“ ist mehr Wollen als Vollbringen, mehr Vorsatz und Absicht als inneres Schauen und künstlerische Notwendigkeit. Ein Spielen mit Wortklang macht sich geltend, und die Häufung von Einzelvorstellungen stört den Gesammteindruck, den Organismus der Bilder. Wenn Schiller in der Schilderung der Verdammten Verzweiflung ihren Rachen fluchend aufsperren läßt, so glaubte er durch den Zusatz „fluchend“ die Wirksamkeit der Stelle zu erhöhen; aber die Zeichnung des Physischen wird dadurch nur verzerrt, das Ganze nur abgeschwächt, da ein sich bewegender, nicht ein aufgesperrter Mund flucht, und die Verrenkung der unteren Gesichtsmuskeln, das starre Geöffnetbleiben der Lippen einen weit höheren Grad von Schmerz und Qual bezeichnet als die thätige Gegenwehr, als das Fluchen. Auch wenn „dumpfigtief ein schweres — leeres qualerpreßtes Ach stöhnt“, empfindet man, daß des Guten zu viel, daß weniger mehr wäre. Eher trifft „Elisium“ den Ausdruck von Stimmung; aber stilrein ist auch dieses Gedicht nicht, und wie der „flötende Bach“ den Geschmack beleidigt, so schickt es sich zu den zarteren Tinten des Vortrags nur schlecht, daß in Elysiums Freudengelagen jedwedes Ach „ersäuft“ wird. Matte Wendungen laufen mit unter, und die gedankliche Gliederung der Strophen ist nicht sonderlich glücklich.

In der Gruppe derjenigen Gedichte, welche Schillers sittliche Auffassungen spiegeln, ist „Ein Vater an seinen Sohn“ als unreife Schularbeit schon gekennzeichnet worden; wie unvergleichlich schöner ist Höltys Lied „Ein alter Landmann an seinen Sohn“, die schlichte, aus Herzenstiefen kommende und in jedes reine Kinderherz sich tief einsenkende Mahnung:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab“!

So frostig aber Schillers Gedicht ist, die Spuren des ihm eigentümlichen Pathos und der von ihm mit Vorliebe gehegten Bilderwelt zeigt es dennoch: vom Gerechten zu sagen, er könnte „angeleuchtet in den letzten Blizen“ und „vom Weltenumsturz

angeschwungen" ohne Bangigkeit sein, kam nicht leicht einem Anderen als Schiller in die Feder.

Vom „schröklichen Gefechte zwischen Lust und Pflicht" weiß schon dieses Gedicht zu sagen. Reifer und der Ausdruck einer zum Stoicismus vorgeschrittenen Denkart ist „Das Glük und die Weisheit". Fortuna hat einen Unwürdigen mit Gunst überhäuft, und als sie, seiner undankbaren Habgier überdrüssig, sich von ihm abwendet und der arbeitsamen Weisheit einen Bund anbietet, wird sie von dieser schroff zurückgewiesen und spöttisch aufmerksam gemacht, daß der verlassene Liebling sich eben „erhenken" wolle. Der starre Gegensatz, in welchem der Dichter nachmals „Sinnenglück und Seelenfrieden" sah, ist hier schon vorgebildet: Glück und Verdienstlosigkeit, Glück und Haltlosigkeit des Charakters gehören zu einander, und die Weisheit hat mit dem Glück keine Gemeinschaft. Die kleine Parabel ist in leichtem und gefälligem Tone gehalten; doch ist die Form nicht ganz ohne Schlacken, und die Verbesserungen, welche Schiller nachmals vornahm, sind nicht ohne kleine Opfer zu Stande gekommen.

Im Uebrigen gewahren wir in der Anthologie das moralische Ringen des Jünglings im Ansturm geschlechtlicher Sinnlichkeit, welches zu schildern bereits Nötigung vorlag. Der Heuchelei wird der Krieg erklärt, und indem in „Kastraten und Männer" wie im Gedicht „An einen Moralisten" die Ohnmacht des Alters verhöhnt wird, fällt der Kraft der Jugend auch das Recht zu, sich auszuleben. Aber das Laster, die seelenlose Wollust und die weltläufige Sittenlosigkeit, zu verteidigen, ist nicht die Meinung des Dichters; Buhlgeist und Frechheit sollen mit abschreckenden Farben gemalt werden und die klatschende Geißel des Spotts soll die Sklaven der Sinnlichkeit züchtigen. Reinliche Grenzen zwischen dem Einen und Andern zu ziehen, gelingt dieser lyrischen Moralphilosophie freilich schwer; vielmehr bricht auch da, wo die Absicht eine strafende ist, der Hang zu Zynismen und die Lust am Schlüpfrigen in der Regel hindurch. Wie aber die Wiederkehr solcher Stoffe zum Teil aus den durch Herzog Karls Hofhaltung herbeige-

führten öffentlichen Zuständen sich erklärt, so regt auch die seelische Verwirrung des Dichters die tiefer liegende Frage auf, ob und in wie weit die unter uns gültigen Formen der Sittlichkeit der Natur und Vernunft und der Sittlichkeit des Herzens gemäß sind.

Das beißendste der hier aufzuführenden Epigramme hat die Ueberschrift „Aktäon"; es verhöhnt weibliche Lüsternheit. „Das Muttermal" gibt einem mutwilligen Einfall Raum; „Die Buße" verlacht eine Kupplerin, welche „platonisch" an fremdem Glück die Augen weidet. Im Epigramm „Aeschylus" wird der Name des griechischen Tragikers, bei dessen Stücken angeblich schwangere Weiber, von seelischer Erschütterung erfaßt, niederkamen, zu einem Ausfall auf die „Jungfern" unserer Zeit mißbraucht. Schlechterdings grob, unflätig ist die „Vergleichung", ein fünfstrophiges Spottgedicht auf ein liederliches Weib. Der in die erste Zeile eingesetzte Name erinnert an das Begriffswort, welches Goethes Mephistopheles gelegentlich mit „Diebsgelüst" zu paaren weiß.

Zu einer fünften Gruppe lassen die erotischen Gedichte sich zusammenfassen, ob nun der Verfasser eigenes oder fremdes Leben in ihnen schildert. Wir kennen die Vermählung von Sinnenglut und hochfliegenden Ideen, welche den Gesängen an Laura das charakteristische Gepräge gibt. In starkem Gegensatz zu diesen inhaltsschweren, den Ton einfach-natürlichen und innig-zarten Empfindens fast überall zurückdrängenden Ergüssen steht das Gedicht „An Minna", eine flotte Strafpredigt an eine flatterhafte Schöne. Daß es einen erfundenen Stoff behandle, ist weniger wahrscheinlich, als daß ihm eine Liebschaft flüchtiger Art den Ursprung gab; hat doch auch Scharffenstein ausgeplaudert, mehr als Eine Laura habe Schillers Herz in Stuttgart entzündet. Die Sprache ist fließend, natürlich, der Vers gewandt, die Komposition abgerundet; seelisches Leben fehlt keineswegs, wenn auch die Empfindung nicht tief geht. Der eifersüchtige Liebhaber ist sich seiner Thorheit halb bewußt und spottet leise über sich selbst; aber er wahrt sich auch das Recht, der Ungetreuen gröbstens den Text zu lesen. So geht ein leichter, frischer Ton, ein gesunder Realismus durch das Ganze, und es

ist kein Wunder, daß diese Verse nahezu Volkstümlichkeit erlangt haben. Einzelne auf das Welken der Schönheit bezügliche Wendungen erinnern an Stellen der „Melancholie an Laura". Schillers Gedicht bildet in seinem tapfren Humor eine Art Gegenstück zu der mit Mord und Selbstmord drohenden Jeremiade „Der Eifersüchtige", welche Stäudlin in den Schwäbischen Musenalmanach auf 1782 gegeben hatte. Auch Stäudlins Geliebte führte den Namen Minna und scheint ihrem Freier untreu geworden zu sein [1]).

Das Gedicht „An den Frühling" läßt in der Aufschrift ein lyrisches Naturgemälde erwarten, wendet sich auch in den einleitenden Versen an den schönen Jüngling Lenz; aber die Absicht ist doch nur, vom geliebten Mädchen zu plaudern und den wiederkehrenden Frühling aufs Neue um Blümchen für die Treugebliebene zu bitten. Man glaubt ein Liedchen von Gleim oder Weiße zu hören, und es ist bemerkenswert, daß Schiller in diesem naiv tändelnden, ihm von Hause aus wenig gemäßen Ton sich einmal versuchte. Ein leichter Hauch von Anmut wirkt gewinnend; an mehreren Stellen aber, zumal in der zweiten Strophe, fällt die Sprache doch stark ins Kindliche.

Ist in diesem Gedicht eine bewußte Anlehnung an ältere Muster wahrscheinlich, so ist das „Baurenständchen", eine Nachahmung des niederen Volkstons, geradezu ein litterarisches Experiment. Den Inhalt bildet ein von Strophe zu Strophe sich steigerndes Klagen und Schelten eines Bauernburschen, welcher unter dem Fenster seines Mädchens vergeblich schmachtet. Daß der Ton des Volksliedes glücklich erreicht sei, wie Boas behauptet, ist zuviel gesagt. Zwar fehlt es nicht an Frische, und die Abwicklung äußerer und innerer Vorgänge vollzieht sich sehr

---

[1]) Das Gedicht „Der Eifersüchtige" verschweigt den Namen des Mädchens. Vgl. aber „An Minna. Zum Geburtstage. 1781" (In Stäudlins gesammelten Gedichten) sowie in Reinhards „Epistel" an Stäudlin S. 65 die Stelle:

> [Stäudlin] „Der an dem Arme weilend seiner Minna
> Trotz * *'s Steifheit, seinen Guten Fürsten
> Bellatschen hört' auf Stutgards Schauplatz . . ."

lebendig; aber so reichlich der Dichter für Provinzialismen und Ausdrücke des gemeinen Lebens gesorgt hat, eine ungezwungene Redeweise ist doch nicht durchweg gewahrt, und es heißt den Boden der bäurischen Sprache mit einem salto mortale verlassen, wenn in der letzten Strophe ein „böser Dämon“ zum Vorschein kommt. Andrerseits fällt das Gedicht ins Rohe, und der Streich, durch welchen die Dorfschöne ihren Anbeter schließlich verjagt, ist nicht mehr humoristisch sondern gemein [1]).

Das Gedicht „Die Kindsmörderin“ leiht dem Unglück des liebenden Weibes das geflügelte Wort. Das Thema lag in der Zeit. Noch verhängte die Gerichtsordnung über den Kindsmord die Todesstrafe, noch galt die Verführte der bürgerlichen Gesellschaft als eine Verworfene, und Staat und Kirche legten ihr thörichte und schimpfliche Bußen auf. Da schilderten die Dichter die Gewalt der Leidenschaft, die seelische Verwirrung herzensreiner, in hingebender Liebe sich verlierender Mädchen, den verzweifelten Kampf der Bethörten mit Schande und Not. Mit den leiseren Regungen der Volksseele vertraut, an humaner Bildung des Geistes, an Kenntniß des menschlichen Herzens und psychologischem Tiefblick den Jüngern der Themis überlegen, rüttelten sie versteckt und offen an den barbarischen Bestimmungen, welche das Gesetz für die irrende Mutter bereit hielt. Bürger schrieb die Ballade von der Pfarrerstochter von Taubenhain, Heinrich

---

[1]) Es ist oben bemerkt worden, Palleskes Behandlung der Anthologie sei durchaus unwissenschaftlich, insofern sie jeder historisch-kritischen Untersuchung, jeder Feststellung von Schillers Eigentum sich entschlägt; nicht besser ist es mit der ästhetischen Kritik bestellt. S. 240 der 11. Auflage erwähnt Paleske das Gedicht „Die schlimmen Monarchen“, um alsdann fortzufahren: „Von einer ganz anderen Seite erscheint der Dichter in den Stücken: „die Größe der Welt“, „in einer Bataille“ (die Schlacht), „an die Morgensonne“ (der Flüchtling). Bis zur Spitze dieser naiven Gattung steigt er in dem „Bauernständchen““. Die Zusammenstellung dieser 4 Gedichte zu einer „naiven Gattung“ muß höchlich befremden. Man darf über dergleichen Dinge nicht völlig hinweggehen; denn Palleskes Buch und seine Phrasenflut tragen an der verschwommenen Auffassung, welche ein Teil des Publikums sich von Schiller gemacht hat, nicht geringe Mitschuld.

Leopold Wagner brachte die Kindsmörderin auf die Bühne, und in vielerlei Formen kehrte das Thema wieder, bis die Gretchentragödie ausreifte, bis Goethes Genius der holdseligsten Gestalt, welche seit Raphaels Madonnenschaar und den Mädchen Shakespeares auf Erden gewandelt ist, das Leben gab. An die Gesetzgeber unmittelbar sich wendend, aus der Fülle von Menschenliebe und Einsicht, in flammenden Worten schrieb der große Anwalt des Volks, Pestalozzi, seine Abhandlung über den Kindsmord. Indem sie der bürgerlichen Gesellschaft einen Spiegel ihrer Scheinheiligkeit und Herzlosigkeit unter die Augen hielt und das unnatürliche Verbrechen auf die Verkehrtheit sozialer Anschauungen und Einrichtungen zurückführte, faßte sie das Uebel an seiner Wurzel. Nach Pestalozzis eigener Angabe wurde diese Schrift 1780 verfaßt, 1783 veröffentlicht, sie kann also dem Herausgeber der Anthologie nicht bekannt gewesen sein; wohl aber findet sich in Haugs Schwäbischem Magazin vom Jahre 1780 ein Aufsatz über den nämlichen Gegenstand, und diesen hat Schiller zweifelsohne gelesen. Er wird der Roheit der Behandlung keinen Geschmack abgewonnen haben; aber gleichgültig konnte eine Frage, welche das Herz der Gesellschaft anging, den Jünger Rousseaus nicht lassen [1]). Ueberdies hatte die schwäbische

[1]) Schwäbisches Magazin v. J. 1780, S. 585—615: „Beantwortung der Preißfrage: Welches sind die beste ausführbare Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun?" Pestalozzis Schrift hat den Titel: „Ueber Gesetzgebung und Kindermord, Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder". Der Herausgeber der Werke Pestalozzis, L. W. Seyffahrt, bemerkt in Band 8, S. 5, Pestalozzi deute an, daß seine Schrift in Folge einer ausgeschriebenen Preisfrage entstanden sei, und um zu ermitteln, in welcher Fassung und von wem diese gestellt war, bleibe übrig, die schweizerischen Zeitschriften der Jahre 1779 und 1780 zu durchsuchen. Letzteres ist nicht mehr nötig; der Fragesatz, welchen Pestalozzi am Ausgang seiner Schrift (Band 8, S. 229 der Seyffahrtschen Ausgabe v. J. 1870) in den Text einflicht, ist gleichlautend mit der Fassung der Frage im Schwäbischen Magazin, und aus diesem erfahren wir, daß „eine Gesellschaft in Mannheim" die Aufgabe gestellt hatte. Die Bemerkung Mörikofers (Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, S. 423), Schillers Kindsmörderin sei unter Einwirkung von Pestalozzis Schrift entstanden, ist von Neueren wiederholt worden; aber Pestalozzi selbst zeichnet das Vorwort zur ersten Ausgabe seiner Abhandlung

Dichterjugend des dankbaren Gegenstandes sich bereits bemächtigt: im Musenalmanach auf 1782 hatte Stäudlin das Gedicht „Seltha, die Kindermörderin" veröffentlicht, dem Titelbeisatz zufolge das Bruchstück einer größeren Arbeit und 1776 begonnen. Schillers „Kindsmörderin" zeigt in den Gedanken mit Stäudlins „Seltha" manche Aehnlichkeit, mehr Uebereinstimmung fast, als der Zufall gewähren konnte; man möchte glauben, Schiller habe von dem Vorgänger einzelne Züge übernommen, um sie wirksamer zu gestalten und so, im engsten Kreis mit dem Nebenbuhler sich messend, sich als den größeren Meister zu zeigen. Wie bei Stäudlin bildet bei Schiller das ganze Gedicht einen einzigen Monolog. Schillers Luise sendet ihrem Verführer „auf entfernte Meilen" Klagen und Thränen nach, sie malt sich aus, wie er im Babel an der Seine andere Mädchen herzt; aber auch Seltha verwünscht einen Verführer, der „im fernen Land bult". Bei Stäudlin sollen die meineidigen Schwüre „wie Donner" in Warthfills Ohr dringen, bei Schiller „donnern" Josephs Eide „aus ihrem Grabe", aus der Vergessenheit, wieder. Und während Seltha fordert, daß das Bild des todten Kindes, daß Blutstropfen, an Stirn und Wange klebend, in jedes Traumgesicht Warthfills sich drängen, will Luise, daß der grimme Schatten des Kindes Josephs Wonneträume zerreiße, daß das Kind in seinem „blutgen Schmuck" ihn von den Pforten der Lust zurückgeißle. Die Absicht, den Gegner aus dem Sattel zu werfen, hat Schiller erreicht; über winselndes Geleier und Bänkelsängerton siegte die Kraft seiner Muse. Doch ist auch Schillers Kindsmörderin kein mangelloses Werk. Dem Plan des Gedichtes fehlt es an Klarheit, die Entwicklung der Situation wird nirgends deutlich. Bildet auch das Ganze einen lyrischen Monolog, so ergibt sich doch aus dem Inhalt der Strophen, daß die äußere Handlung während der Reden vorrückt: in der ersten Strophe

---

mit dem Datum: „Den 8. Mai 1783". Dagegen ließe sich annehmen, daß Schiller die Zeitschrift „Ein Schweizer-Blatt" gelesen habe, in welcher Pestalozzi unter dem 10. Januar 1782 und auch späterhin den Kindsmord bespricht, beziehungsweise „Bruchstücke" aus seinem Manuskript über diesen Gegenstand mitteilt.

spricht Luise vom Aufbruch zum Richtplatz, am Schluß des Gedichtes ist sie auf dem Schaffot angelangt, ja schon die fünfte Strophe nennt den „Todesblock“, als ob die Unglückliche ihn vor sich sähe. Wir sind genötigt uns vorzustellen, daß Luise auf dem Gang zum Richtplatz spricht, indem sie jetzt an ihre nächsten Begleiter, jetzt an die schaulustige Menge sich wendet; und dies hat manches Unbequeme, Ungeschickte. Auch fließen Erinnerung an Vergangenes und Verweilen im Gegenwärtigen zu wenig vermittelt in einander: die vorletzte Strophe schildert das Verbrennen der Liebesbriefe; auf den Richtplatz paßt der Vorgang nicht, und doch geht der Dichter gerade hier in der Satzform zur Darstellung gegenwärtigen Geschehens über. So vermißt man durchaus die Bestimmtheit epischer Anschauung, welche die Unterlage des Empfindungsergusses bilden mußte. Dennoch ist „Die Kindsmörderin“ hoher Bewunderung wert. Die Behandlung hat soviel Feuer als Zartheit, soviel Erschütterndes als Rührendes, soviel Wahrheit als seelische Fülle; aus der leidenschaftlichen Mitempfindung des Dichters quillt ein Strom hinreißender Beredsamkeit. Die Sprachform ist geläuterter als in der Mehrzahl der Jugendgedichte; sehr vereinzelt begegnen unfertige Wendungen wie der Vers „Und Empfindung soll mein Richtschwerd seyn!“

Die Gelegenheitsgedichte „Leichenfantasie“ und „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ sind schon an früherer Stelle besprochen worden. Im Rahmen der Anthologie bilden sie als Gedichte der Freundschaft eine besondere Gruppe, welcher auch die den „Briefen Julius an Raphael“ entnommene Hymne anzuschließen wäre, wenn diese nicht um ihres theosophischen Gehaltes willen auf andere Anordnung verwiese.

Eine kleine Gruppe von Gedichten steht in engerer Beziehung zu Schillers äußerem Lebensgang, dem Lauf seines Schicksals, den Eindrücken seines bürgerlichen Berufes. Die „Morgenfantasie“, ein Erguß in freien, nicht eben geschickt die Gangart wechselnden Rhythmen, schildert den Reiz einer Morgenlandschaft, zu deren lebenatmender Schönheit die Stimmung des Wanderers einen düsteren Gegensatz bildet:

„Den Frieden zu finden
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?“

fragt der Verfasser, in Grabgedanken versinkend. Schiller scheint die Empfindung, daß äußeres und inneres Leben ihm in schreienden Widerspruch gerate, in der „Morgenfantasie“ bildlich ausgesprochen zu haben, und wohl mit Recht schließt Boas aus der nachmaligen Veränderung des Titels in „Der Flüchtling“, daß Schiller dem Gedicht das Siegel einer biographischen Bedeutsamkeit aufdrücken wollte, daß er im Niederschreiben der „Morgenfantasie“ „traumartig“ sein Schicksal geahnt habe. Von ungetrübtem poetischem Wert ist das Gedicht nicht; ein äußerliches Malen und Spielen mit Klangwirkungen tritt auch hier hervor; der kosende Zephyr und Auroras Umarmungen stören die Naivetät des Naturbildes, und mit einzelnen Schönheiten mischen sich matte Wendungen: der Vers „Die Waldungen leben“ ist geradezu schwach. Daß die Wiesen „flittern“ und das Abendrot die Welt in Schlummer „flöten“ soll, gehört in die Gesellschaft der verunglückten Bilder der Anthologie. Einen natürlicheren Eindruck macht das von warmem Tone durchhauchte Gedicht „Die Winternacht“. Die einleitenden Verse malen die Situation mit einiger Freiheit; um so deutlicher wird die Beziehung auf Schiller im Hauptteil des Gedichtes, einem behaglichen Genrebild. Der Regimentsmedikus versetzt sich im Geist zu seinen guten Freunden, die am abendlichen Stammtisch bei Knasterdampf um den Weinkrug versammelt sind; da fließen die Gespräche in traulichem Scherz, und friedlich zieht die Erinnerung an die Leiden der Schulbank vorüber: wie manchen Fluch Terenz davongetragen,

„Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft.“

Und nicht alle Erinnerungen sind harmloser Art; jetzt aber liegt Dies und Jenes in weiter Ferne, und die Thorheit des kleinen Fritz schämt sich vor der Weisheit des perückentragenden Friedrich:

„Man ist — Poz gar! — zum Doktor ausgesprochen,
Wohl gar — beim Regiment!“

Gegen den Schluß hin mischt sich in die Laune leichtbeschwingten Frohsinns die Spur des Ernstes; mag immerhin, ruft, in die Zukunft ausblickend, der Dichter, noch manche Seifenblase springen,

„Bleibt nur diß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —
Zum Lohn ein teutscher Lorbeerkranz".

Die dreiteilige Romanze „Der hypochondrische Pluto" ist ein burleskes Phantasiestück, in welchem Heilkunst und Heilkünstler lustig karrikirt werden und mit den Göttern der Ober- und Unterwelt wenig glimpflicher umgesprungen wird, als es nachmals von Blumauer geschah. Drei Aerzte bemühen sich um die Rettung des an schwerer Verstopfung leidenden Pluto; der eine, ein Bürger der Unterwelt, wird als altertümlich gelehrter Zopf gezeichnet, der zweite, Apoll, als modischer Charlatan; der dritte, ein Bürger der Menschenwelt, trifft mit gesundem Blick und Mutterwitz das Richtige, indem er dem Patienten „ein Weibchen" verordnet. Es ist also, wenn man in dieser Schnurre ein Korn von Ernst finden will, die Rückkehr zur Natur und zu einfacher Methode, welche der medizinische Dichter empfehlen möchte; der „Praktikus" trägt den Sieg davon. Prüft man das Gedicht auf seinen künstlerischen Wert, so muß man freilich gestehen, daß der Witz die Breite der Ausführung kaum aufwiegt, wenn auch die Erzählung an sich lebendigen Gang hat. Die Sprache ist durchaus burschikos, und die Feder Schillers verrät sich im Ganzen wie in Einzelheiten des Ausdrucks; wird im „Triumf der Liebe" Pluto „der schwarze König" genannt, so heißt er hier „der schwarze Kaiser". Dem parodistisch gehaltenen Gedicht stand eine solche Bezeichnung eher zu als der getragenen Hymne.

Nachdem die Militärakademie zur Hohen Karlsschule umgewandelt war, beeilte sie sich den Doktorhut zu verleihen, und Herzog Karl veranlaßte die aus der Militärakademie hervorgegangenen nichtpromovirten Aerzte, den Doktorgrad nachträglich zu erwerben. Eine spöttische Anspielung auf diese Vorgänge

glaube ich in dem epigrammatischen Gedicht „Gespräch“ zu erkennen, dessen Schlußzeilen lauten:

„Ey! 'n Diplom!
Kauft sich das auch in Schwaben?“

während im Vorausgehenden die Vorrechte, welche ein graduirter Arzt gegenüber dem nichtgraduirten genießt, durch eine Anekdote verdeutlicht werden. Mit „Doktor Sänftel“ und „Herrn Onkle“ sind augenscheinlich bestimmte Persönlichkeiten gemeint. Das zwischen „A“ und „B“ geführte Gespräch ist in Ton und Stil dem Gespräch zwischen Matthes und Lukas verwandt: hier wie dort ist der Ausdruck von realistischer Lebendigkeit, Schärfe und Derbheit.

Den Gott des Weines in einen Drehstuhl zu setzen, in den von den Irrenanstalten früherer Zeit gebrauchten Triller, war ein Einfall, welchen Schiller der Arzt leichter verantworten konnte als Schiller der Dichter; freilich mochte das Uebel, das Studenten Katzenjammer nennen, die Zechkumpane vom Ochsen des Oefteren quälen. Der Spottgesang „Bacchus im Triller“ nimmt Rache am Anstifter: im Triller eingeschlossen und rastlos umgedreht, erfährt Bacchus selbst die Betäubung eines Berauschten, die Verwüstung von Kopf und Magen, welche er seinen übereifrigen Verehrern bereitet hat. Der Gedanke ist zu absonderlich, als daß man ihm Geschmack abgewinnen könnte, und der Ton des Gedichtes, welchem Boas mit der Bezeichnung „brausendes Trinklied“ schmeichelt, ist mehr niedrig als Volkston: die wirbelnde Bewegung des Trillers und der sprudelnde Eifer der Scheltenden sind jedoch rhythmisch nicht übel gemalt. Daß aber den Anthologiegenossen der Verzicht auf den Becher, wie billig, nicht glückte, davon überzeugt uns das Epigramm „Der Wirtemberger“, ein etymologischer Scherz, welcher die Vorliebe für Wirtshäuser patriotisch rechtfertigt [1]).

[1]) Die Etymologie des Namens Würtemberg ist nicht sicher; Paul Friedr. Stälin, Geschichte Württembergs, 1882, scheint geneigt, der Ableitung von dem altdeutschen Mannsnamen Wirnto den Vorzug zu geben. An Wirt (hospes) darf nicht gedacht werden. Die älteste Namensform ist Wirtinisberk, Wir-

Aber auch ein ernsthaftes patriotisches Lied, ein „Kriegslied“, hat Schiller seiner Heimat gesungen: „Graf Eberhard der Greiner von Wirtemberg“ feiert das Andenken des schwäbischen Volkshelden. Man merkt an den Versen, mit welchen Schiller anhebt und schließt, daß die herkömmliche Verunglimpfung der Schwaben auch ihm zu Herzen ging, und wenn die Abwehr der Unbill in den Zeilen:

„Ihr — ihr dort aussen in der Welt
Die Nasen eingespannt“,

nicht den glücklichsten Ausdruck gefunden hat, weil das Zeitwort ungeschickt gewählt ist, so sind dafür die folgenden Verse:

„Auch manchen Mann, auch manchen Held
Im Frieden gut, und stark im Feld
Gebahr das Schwabenland“

so ungeziert als schlagend und ein bündigerer Erweis von Heimatsgefühl als Stäudlins sämmtliche Deklamationen. Friedrich Haug erzählte nachmals[1]), das Gedicht sei aus einem poetischen Wettkampf zwischen ihm und Schiller hervorgegangen; demnach scheint es entstanden zu sein, als Schiller noch Zögling der Militärakademie war. Schiller legt sein Gedicht den Kriegsleuten Eberhards in den Mund, er denkt es sich als gesungen; damit gab er der volksmäßigen Ballade den richtigen Untergrund. Die Stimmung ist durchaus feurig und frisch, der Bau vortrefflich; indem das Gedicht an den Wendepunkten der Erzählung zur Person Eberhards zurückkehrt und mit Liebe bei ihm verweilt, behauptet seine Gestalt trotz der Einführung Ulrichs die Herrschaft. Ein Säbelhieb hat Ulrichs Leben geendet:

„Bestürzung hemmt des Siegers Bahn,
Laut weinte Feind und Freund —,
Hoch führt der Grav die Reuter an:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch! Kinder! In den Feind!“

---

tinberc; die seit 1802 befohlene amtliche Schreibung mit doppeltem t ist etymologisch haltlos und grammatisch falsch.

[1]) Boas II, 161: „Haug erzählte dem Oberbibliothekar von Staelin

Und die Schlacht tobt weiter, die Städtler werden geworfen, im Lager des Siegers ist lärmender Jubel und Becherklang:

„Doch unser Grav — was thät er izt? —
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in seinem Zelte sizt
Der Grav, und eine Thräne blizt
Im Aug auf seinen Sohn.“

Das ist Kriegspoesie von schönster Bravheit, durchzittert von gehaltener Rührung, wie sie des Mannes Zier ist, und dabei anschaulich, bildmäßig wie alle gute Dichtung. Wie prächtig gesehen ist nur das „Hoch“ in der eben angeführten Strophe, wie deckt sich in ihr der Gang und Takt des Verses mit dem Wechsel des Geschehens, dem Wechsel der Stimmung! Die Sprache trifft den Volkston im Ganzen und Großen glücklich; mit gutem Recht sind Provinzialismen und Dialektlaute verwendet, „gepantscht“, „thät“, „schmiß“ u. s. w., hier eben so statthaft wie im Volkslied vom Prinzen Eugen. Daran sich zu ärgern, wie Düntzer es thut, für den Grimm des Vaters einen „würdigeren“ Ausdruck zu fordern, für „schmiß“ ein „stieß“ zu wünschen, zeigt die ganze Naturlosigkeit schulmäßiger Bildung. Eher müßte man tadeln, daß Schiller aus dem volksmäßigen Ton zuweilen fällt, daß an einigen Stellen rhetorische Wendungen sich zudrängen: der „Heldenstab“ und der „Donner“, der in Eberhards Arm „rast“, sind unechte Einschüsse. Die geschichtliche Ueberlieferung ist mit poetischer Freiheit behandelt.

Aber noch ein zweites Kriegslied aus Schillers Feder enthält die Anthologie, das Gedicht „In einer Bataille“ („Die Schlacht“). Der Titelzusatz „von einem Offizier“ sollte für die Echtheit der Farben Gewähr leisten; aber das Gedicht bedurfte dieses Geleitsbriefes nicht, die Bürgschaft der künstlerischen Wahrheit liegt in ihm selbst. Hier bestätigt sich, was an früherer Stelle gesagt wurde[1]): es war in Schiller ein Stück Soldaten-

in Stuttgart, daß er über diesen Stoff einen poetischen Wettkampf mit Schiller gehalten habe. (Mündliche Mittheilung des Herrn von Staelin.)“

[1]) Vgl. S. 15 des Buches.

geist, ein Gran Soldatenblut, und dieses Erbteil vom Vater her unterstützte seine dem Kühnen und Heroischen zugeneigte Phantasie, wenn sie bei den Szenen männermordender Feldschlacht verweilte. So ist denn das Gedicht „In einer Bataille“ zu einer glänzenden, höchst lebendig bewegten, im besten Sinn realistischen Schilderung geworden; man meint den Pulverdampf aufsteigen zu sehen, die Gewehre knattern zu hören und hört auch das Pochen der Herzen und der zu Tode Getroffenen letzte, im Lärm der Vernichtung verwehende Seufzer. Ein konzentrirtes Drama spielt sich ab, das mit dem Anmarsch zum Schlachtfeld beginnt, mit dem Triumphschreien der Siegenden endet; und meisterhaft ist die Folge der Bilder, der Wechsel der Rhythmen, der Wechsel und Ausklang der Stimmung gefügt.

In acht Gruppen haben wir die Gedichte der Anthologie, soweit sie von Schiller herrühren, zerlegt. Doch sein Anteil an der Sammlung ist hiemit noch nicht erschöpft; denn in das letzte Drittel des Buches schiebt sich „Semele, eine lyrische Operette von zwo Scenen“ ein. Daß sie Schiller in der Militärakademie gedichtet habe, berichtet uns Streicher; und zwar verlegt er die Zeit der Entstehung in die letzten Studienjahre Schillers, während dieser mit gesteigertem Eifer seiner Berufswissenschaft sich hingegeben habe, ohne doch der Muse gänzlich entsagen zu können. Boas möchte glauben, daß die Operette „nicht später“ als 1777 gedichtet sei; er meint, nachdem Schiller die Räuber geschrieben, habe er unmöglich mit einer „Semele“ dem falschen Tagesgeschmack huldigen können. Dieser Einwand trifft nicht zu; Schiller hat die Räuber 1777 begonnen, 1778—1779 zur Seite gelegt; ihren eigentümlichen Nerv und Geist erhielten sie erst im Jahr 1780. Die Abfassung der „Semele“ weist auf eine Zeit, in welcher der Geist des Dichters mehr spielte als aus eigenen Tiefen schöpfte, also gerade auf die von medizinischen Studien ausgefüllten Jahre 1778—1779. Auch die Sprache der „Semele“ ist zu berücksichtigen; so wenig durchgebildet sie ist, zeigt sie doch einen höheren Grad der Reife als das dem Jahr 1777 angehörige Gedicht „Der Eroberer“. Es ist somit

kein Grund vorhanden an Streichers Angabe zu rütteln[1]). Die Anregung zu der Operette wird Schiller von Herzog Karls Bühne empfangen haben; die Rokokooper mit ihrer prunkvoll galanten Vorführung olympischer Götterwelt reizte den Zögling der Militärakademie zu einer dichterischen Nachbildung; Zumsteeg und Viktor Heideloff werden den Freund in dieser Laune bestärkt haben, und den Stoff gab Ovid, derjenige römische Autor, welchen Schiller damals neben Virgil und Sallust am meisten liebte. Ovid behandelt die Mythe von Jupiter und Semele in der 17. seiner Metamorphosen in 43 Hexametern. Schiller dachte an musikalische Komposition: er fügt in Klammer Anweisungen für die musikalische Begleitung bei, er legt der Juno eine „Arie" in den Mund und schließt die erste Szene mit einem Duett, in welchem der Vers „Armes Ding! das wirst du nie" in seinem Anschluß an den vorausgehenden: „glücklich machen will ich sie" augenscheinlich die Umkehrung eines musikalischen Motives andeutet. Streicher, der Musiker, weiß die theatralische Großartigkeit der Anlage nicht genug zu rühmen, und vom Standpunkt der Oper mag man ihm Recht geben, da doch die Kunstform der Oper, das sogenannte Musikdrama Richard Wagners eingerechnet, es mit der Dichtung als solcher nicht ehrlich meint; von dieser Seite her mag man auch an der Flachheit der psycho-

---

[1]) Boas, Schiller's Jugendjahre I, 265, erzählt, Schiller und seine Schwester Christophine hätten zusammen Szenen aus der Operette Semele aufgeführt. Dasselbe berichtet schon Saupe, Schiller und sein Väterliches Haus, Leipzig 1851, S. 109. Die Quelle dieser stets ohne Nachweis des Ursprungs wiederholten Angabe scheint eine persönliche Mitteilung Christophinens zu sein. Die nach Christophinens Tod zu Meiningen 1847 veröffentlichte Schrift des Oberhofpredigers Ackermann „Züge aus dem Lebensbild der Frau Hofräthin Reinwald, geb. Schiller" (wiederabgedruckt im Briefwechsel zwischen Schiller und Christophine, herausgeg. v. Maltzahn) enthält die Stelle: „Auf der Solitude verlebte Christophine frohe Tage; das nahe Stuttgart bot manche gesellige Freude; mit dem Bruder, der von der Karlsakademie öfters zu Besuch kam, wurden dramatische Scenen aufgeführt." Boas' Zusatz, Christophine habe für Schiller das „Amt eines Secretärs" übernommen und ihm seine Poesien in sauberen Abschriften zurückgeliefert, hat eine Angabe Reinwalds in dessen „Berichtigungen Friedrichs v. Schillers Jugend Geschichte betreffend" zur Quelle.

logischen Zeichnung wenig Anstoß nehmen, da Flachheit bei Operntexten das Uebliche ist. Anders aber wird man vom Standpunkt der dramatischen Dichtkunst über Schillers Semele urteilen müssen. Die Schwäche der Arbeit tritt insbesondere in den Szenenabschlüssen hervor. Mit Recht tadelt Hoffmeister, daß die Titelheldin am Ende der ersten Szene von der Bühne wegläuft, weil sie vor Entzücken sich nicht zu fassen vermag. Und unbefriedigend, matt endet auch das Ganze: das über Semele verhängte Verderben wird nur angekündigt, nicht zum Vollzug gebracht. Freilich ließ sich die Umarmung durch den Gott nicht darstellen, aber sein den sterblichen Leib vernichtendes Erscheinen konnte in Szene gesetzt werden; die Intrigue konnte die nämliche bleiben, wenn Beroe der Semele riet, statt des „Leibes" ihr Angesicht dem Liebhaber zu versagen, bis er in göttlicher Majestät zu ihr käme. Schiller eröffnet und schließt die zweite Szene mit einem Gespräch zwischen Zeus und Merkur, der zuerst den Auftrag erhält, Leidende glücklich zu machen, nachher, die Glücklichen wieder zu verderben; dieser Zug, welchen Schiller bei Ovid nicht vorfand, ist an sich nicht übel, entschädigt aber nicht für die unvollkommene Ausgestaltung und Veranschaulichung der Fabel. Die Sprache hat Lebhaftigkeit und Schwung, aber keine Einheit des Stils; zu dem getragen vornehmen Ton, in welchem die Oper sich bewegen will, paßt es schlecht, wenn Juno-Beroe die Semele „Würmerfraß" und „lakirtes Gesichtgen" nennt, und wie schiefe oder übertriebene Wendungen nicht fehlen z. B. „ein Weib aus Thon gewoben" oder der Vers „Götter gestrudelt der Zauberin zu", so sinkt andrerseits der Ausdruck ins Platte, wenn die Arie anhebt: „Götterbrod und Nektarpunsch Ueberflügeln meinen Wunsch." Der Vers des Dialogs, Schillers erster Versuch in Jamben, ist mit vieler Freiheit behandelt, oft mit Reimen verziert. Spöttisch lautet das Urteil, welches Schiller nachmals über die Arbeit fällte: „Daß Sie der Semele erwähnten, hat mich ordentlich erschröckt. Mögen mirs Apoll und seine Neun Musen vergeben, daſſ ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe", schreibt er am 30. April 1789 an Lottchen von Lengefeld. Dennoch be-

gann er in späteren Jahren eine Ueberarbeitung, welche sich freilich mehr auf Stilistisches als auf Motivirung und Komposition bezieht; er milderte und glättete den Ausdruck, kürzte auch einige Stellen. Eine Reihe solcher Abänderungen trug Schiller in ein Exemplar der Sammlung seiner Gedichte ein, welche als Nachdruck im Jahre 1800 erschien und die „Semele“ enthielt; sie stimmen zum Teil mit den Aenderungen des Textes überein, welche der fünfte, 1807 veröffentlichte Band von Schillers „Theater“ und die Körnersche Gesammtausgabe der Werke brachten. Wie es scheint, stand dem Cottaschen Verlag und Körner noch eine zweite in Schillers Nachlaß gefundene Handschrift zu Gebot[1]).

Es bleibt noch übrig, nach dem Gesammteindruck, welchen die Anthologie hervorruft, zu fragen. Er ist ein widerspruchsvoller; die grellen Dissonanzen, welche durch Schillers Jugend hindurchgehen, klingen in der Anthologie wieder. Noch fehlt jeder Ausgleich zwischen Phantasie und Erfahrung, zwischen ethisch straffer Geistesstimmung und überschäumender Leidenschaftlichkeit; ein Träumer, der eine Wolkenburg von Ideen um sich baut, der im Sonnenlicht erhabener Gedanken sich badet, steigt auf die Wege der Erdenkinder herab, und ein Sänger, der heute aus himmlischer Sphärenmusik majestätische Töne entlehnt, spricht morgen die burschikose Sprache der Kneipe. Widersprüche dieser Art sind keiner Jugendgeschichte völlig fremd, am wenigsten der Lebensgeschichte einer starken und reichausgestatteten Natur; aber hier stoßen die Gegensätze mit ungewöhnlicher Schroffheit aufeinander. Wenn man freilich berücksichtigt, daß die Gedichte der Anthologie einer Reihe von Jahren ihren Ursprung verdanken, so erkennt man, daß nicht so sehr eine unvermittelte Mischung von Ungleichartigem, als vielmehr eine bedeutsame Entwicklung in bestimmter Richtung ihren Ausdruck findet: dem geborenen Idealisten, dem Idealisten der Schulbank zwingt die Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, der Kampf gegen seine Nachtseiten

[1]) Vgl. die das Sachverhältniß freilich nicht völlig klärenden Bemerkungen in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe I, 313 und bei Hoffmeister, Nachlese I, 207. Der in Wurzbachs Schillerbuch erwähnte Aufsatz von M. J. in Gubitz' „Gesellschafter“ ist mir nicht zugänglich gewesen.

wie die natürliche Freude an ihm, ein Stück Realismus auf, und sittlich wie ästhetisch macht der Dichter eine Wendung von Klopstock und Haller zu Wieland und Bürger. So sehr aber die Anthologie, als Ganzes betrachtet, ein Spiegelbild gährender Zustände ist, immer fesselt uns in ihr ein Mensch voll Mark, voll Feuer der Empfindung; wir gewahren eine eigenartige, selbständige, ursprüngliche Natur, einen Charakterkopf, dessen Züge, einmal gesehen, nicht mehr zu verwechseln sind. Wir fühlen, daß der selbstbewußte Triumphruf, welchen Schiller im Einzelgedichte erhebt: „Ich bin ein Mann! — wer ist es mehr?“ vor die ganze Sammlung gesetzt werden könnte, sofern unter Mannheit Kraft, Kraft der Anlage und des Wollens zu verstehen ist.

Hoffmeister spricht die Ansicht aus, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer. Wer so urteilt, hat für das Drama, für die dramatische Kunstgattung keinen Nerv, keinen Maßstab. Die Anthologie ist im Einzelnen hochinteressant, sie ist völlig unentbehrlich für das Verständniß des jugendlichen Schiller; aber die geistigen Gewichte, welche an den Räubern hängen, sind ungleich schwerer, ob man nun darauf sieht, welche Stellung dieses Werk in der Geschichte der Dichtung behauptet oder ob man seine soziale Bedeutung ermißt. Die Schöpfung der Räuber war eine künstlerische und eine zeitgeschichtliche Notwendigkeit; die Anthologie, obgleich sie den sozialen Kampf für die Freiheit fortsetzt, trägt in ihren Gebilden doch mehr den Charakter des Zufälligen, des im engeren Sinne Persönlichen. Und während die Räuber ihrer Schwächen ungeachtet ein dramatisches Genie ersten Ranges aller Welt kundmachten, ließ die Anthologie nicht außer Zweifel, ob man einen berufenen Lyriker vor sich habe. Wohl vernimmt man auch in ihr zuweilen das Rauschen des Adlerflugs; wohl redet sie eine höchst energische, höchst ausdrucksvolle Sprache, und bewundernd gewahren wir einen ungewöhnlichen Reichtum von Tönen, Glut der Phantasie und Tiefe der Gedanken. Aber zum Licht gesellt sich nicht wenig Schatten: Blasen der Rhetorik quellen in der Regel selbst da auf, wo unmittelbare Herzensempfindung den Anstoß zur Entstehung des

Gedichtes gegeben hat, Geschmacklosigkeit und Schwulst überwuchern, und die Form hinkt unter Nachlässigkeiten aller Art. Als Schiller 1803 in den zweiten Band seiner gesammelten Gedichte eine größere Anzahl der Anthologiegedichte aufnahm, sprach er von letzteren in der „Vorerinnerung“ als von „wilden Produkten eines jugendlichen Dilettantism“, als von „unsichren Versuchen einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks“. Fast allzuherb, fast einseitig erscheint dieses durch die spätere klassizistische Richtung des Dichters mitbedingte Urteil, da doch einzelnen der Jugendprodukte ein höherer Rang zugewiesen werden durfte und zum mindesten „Die Freundschaft“ und „Die Schlacht“ der besseren Lyrik des reifen Dichters ebenbürtig sind; aber daß ein kritisch empfindliches Auge bei einer Durchsicht der Anthologie vom Anblick so vieler Fehler ermüdet und verwundet wird, ist immer begreiflich.

Gedichte objektiven Charakters, sofern in ihnen ein von der Phantasie mehr oder weniger willkürlich gewählter Gegenstand in malender Schilderung oder mit Annäherung an den epischen Ton behandelt wird, sind in der Anthologie verhältnißmäßig selten; das subjektive Leben überwiegt und äußert sich mit Leidenschaftlichkeit, hier als enthusiastische und pathetische, dort als polemische und satirische Gemütsstimmung, hier feurig bejahend, seelenvoll warm, dort bitter verneinend, in Ergüssen beißender Laune, mit pessimistischen Ansätzen. Die besondere Begabung des Dichters drängt häufig über die Grenzen des Lyrischen hinaus zu Gunsten einer starken, dramatischen Bewegung. Diejenige Gattung der Lyrik, in welcher Schiller nachmals jeden Anderen überragend die Meisterschaft gewann, die Gedankendichtung, ist bereits in der Anthologie glänzend vertreten. Witz und Humor, oft in der Färbung schwäbischer Geistesart, bringen reichliche Beisteuer und weisen auf eine Ader des Dichters, welcher man jede Hemmung in späteren Jahren erspart wünschen möchte. Die Derbheit gerade dieser Erzeugnisse vergißt zwar öfters alle Schranken, hat aber auch ihren gesunden Kern; in ihnen kommt eine realistische Sprachkraft zum Vorschein, welche zur besten Eigenart deutscher Kunst in Beziehung steht.

Zur Physiognomie der Schillerschen Jugendlyrik gehört eine Reihe kleiner Züge, welche den Sprachgebrauch, die Grammatik, den Versbau angehen. Zunächst fällt die Schreibung auf; Schillers Orthographie weicht von der herkömmlichen und üblichen vielfach ab. Soviel Schwanken, soviel Mangel an Folgerichtigkeit hiebei hervortritt, so sehr man genötigt ist, den Dichter oder den Setzer der Flüchtigkeit zu zeihen, wenn z. B. in der Anthologie „Paradis" neben „Paradiß" und „Paradies" sich findet, „Haus" neben „Hauß", „Tode" neben „Todte" — erkennbar ist doch auch ein bewußtes Bestreben, eine bestimmte Absicht. Und diese geht dahin, die Schreibung der Aussprache, insbesondere der schwäbischen Aussprache zu nähern. Sichtlich hatten die grammatischen Reformversuche, welche in jenen Jahren Friedrich Karl Fulda und der Professor des Stuttgarter Gymnasiums Johann Nast, immer in Abwehr sächsischer, zum Teil auch oberpfälzisch-bairischer Regeln und Uebergriffe, sich angelegen sein ließen, Eindruck auf Schiller gemacht. Johann Nast war der Vater von Schillers Lehrer Joh. Jak. Nast; auch Petersen warf sich frühe auf germanistische Studien. Die Reformer der „teutschen" Schreibung erklärten im „Schwäbischen Magazin" tz und ck für völlig entbehrliche Lautzeichen [1]); ihren Lehren folgend schrieb Schiller „Wiz", „Rize", „Stok", „Glük" u. s. w. Auch die Einführung von ai für ei in Wörtern wie „faig", „Schlaife" u. s. w. geschah nicht ohne Anlehnung an die schwäbischen Sprachforscher und nicht ohne grammatischen Grund; während im übrigen Deutschland der Doppellaut ei durchaus wie ai gesprochen wird, unterscheidet die schwäbische Aussprache scharf zwischen einem wie ai lautenden ei und einem dumpferen, mit Hervorklingen des e gesprochenen ei; ersteres behalten diejenigen Wörter, welche im Gotischen dafür ai, im Mittelhochdeutschen ei haben, z. B. Geist, letzteres diejenigen, welche mittelhochdeutsch î haben, z. B. Weib. Gleich Wieland machte auch Schiller Versuche, die Schreibung griechischer Namen dem deut-

[1]) Vgl. u. A. den Aufsatz „über die Entstehung der menschlichen Laute", Schwäb. Mag. 1775, S. 557.

schen Alphabet anzupassen; wir lesen in der Anthologie „Fryne“, „Flegeton“, „Flegma“, „Sfäre“ u. s. w. Ueber die Berechtigung dieser Umformung läßt sich ja streiten; immer anstößig aber wird „Elisium“ sein, welches Schiller neben „Elysium“ gebraucht.

Suebismen in reicher Anzahl enthält der Wortschatz der Anthologie, desgleichen die Wortformen; nur allmählich verlieren sich diese Spuren der Heimat aus Schillers Schriften. Ich kann auch hier nur wenige Andeutungen geben, kann nur das Auffälligste nennen [1]). „Schmollen“ im Sinn von schmunzeln, also in einer dem nichtschwäbischen Deutschland fremden Bedeutung des Wortes, gebraucht die Anthologie zweimal, im „Triumf der Liebe“ und im „Geheimniß der Reminiszenz“. Das schwäbische „laiden“, zu Leid thun, begegnet uns in der „Semele“: „was kann mir Juno laiden?“ fragt die Titelheldin. Das Zeitwort „düsseln“ oder „disseln“ findet sich im Gedicht „Die schlimmen Monarchen“, wie in den Räubern und in Schillers Brief an Boigeol; es bedeutet eindringlich und zischelnd zuflüstern und wäre eines derjenigen Wörter, mit welchen man vom Dialekt herüber die Schriftsprache bereichern dürfte. Eine schwäbische Bildungsform ist „weißt“ für (er) weiß; Fulda bedient sich ihrer in Haugs „Gelehrten Ergözlichkeiten“ und Schiller gebraucht sie wiederholt: in seiner zweiten akademischen Dissertation, in den Gedichten „Die Winternacht“ und „Kastraten und Männer“ — „Das Mädchen weißt, ich bin ein Mann“ — aber auch noch in der „Wunderseltsamen Historia“, welche er in Bauerbach verfaßte.

Mit den Provinzialismen der Anthologie mischen sich veraltete oder seltene Wortformen und Wörter: „fleußt“, „fleugt“ „gebare“ „dörften“ „Finsternuß“ „Gaum“ „Daum“, „rachigt“ „rosigt“ „neblicht“ u. s. w. In der vorletzten Strophe der „Kindsmörderin“ lautet der ursprüngliche Text nicht „Seine Küsse — wie sie hochauf lodern“, sondern „wie sie hochan flodern“; „flodern“ ist

[1]) Vgl. zur Ergänzung Joachim Meyer, Neue Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes, S. 6 ff. und Goedekes Histor.-krit. Schillerausgabe I, 388 ff.

ein gutes, wenn auch veraltetes Wort für flattern, flackern. Das im „Geheimniß der Reminiszenz" gebrauchte Zeitwort „glosten" ist desselben Stammes wie „Glast" und bedeutet glimmen. Das Zeitwort „milden" für „mildern" findet sich in der „Kindsmörderin", im „Triumf der Liebe" und noch in dem der Bauerbacher Zeit angehörigen „Hochzeitgedicht". Für „spreizt" gebraucht Schiller im Gedicht „An die Parzen" die Nebenform „spreißt". „Mayen", zum Mai machen, begegnet uns in der „Melancholie"; „sonnen" im Sinne von sonnig machen, erhellen im „Triumf der Liebe". Das Zeitwort „geilen" findet sich bei Schiller zweimal: im Gedicht „Roußeau" — „Wo der Affe aus dem Thierreich geilet" — und im Fiesko — „Mein Genie geilte frühzeitig über jedes Gehege" —. Mancherlei Mißverständnisse haben sich an erstere Stelle geknüpft. „Geilen" als intransitives Zeitwort bedeutet nicht springen, sondern frech, mutwillig über etwas hinausstreben [1]). Schiller verweist die Verächter Rousseaus als eine Art Halbmenschen in die „Kluft der Wesen", welche Thierreich und Menschheit trennt; der Affe strebt frech über das Tierreich hinaus, insofern sein Bau mit dem des Menschen einige Aehnlichkeit hat, die Menschheit aber „steht" an der Kluft „ab", stirbt an ihr ab. Die Vorstellung Schillers begegnet sich nur scheinbar mit dem Darwinismus; denn der springende Punkt in der Lehre des großen englischen Naturforschers ist nicht die Formen-Aehnlichkeit sondern die genetische Verwandtschaft der Organismen, und Schiller hat an einen Uebergang eben nicht gedacht, er legt den Nachdruck auf die „Kluft", und in diese sind, an die Grenzen der Menschheit „angeflickt", die Verächter Rousseaus „eingekeilt" [2]).

Es liegt auf der Hand, daß die Häufung von Wörtern und Wortformen, wie die genannten, den Gedichten der Anthologie einen provinziellen und, in den Augen des heutigen Lesers

---

[1]) Vgl. Grimms deutsches Wörterbuch, Buchstabe G.

[2]) G. Hauff, Schillerstudien, S. 6—7, nimmt „geilen" irrtümlich für springen, bemerkt aber ganz richtig, im Sinne Darwins hätte Schiller sagen müssen, die Menschheit beginne hier zu „entstehen", nicht, sie beginne „abzustehen".

wenigstens, einen archaistischen Zug gibt. Aber auch von sprachlich Unrichtigem, von schlechtweg Sprachwidrigem ist Schillers Jugendlyrik nicht frei. Man wird an den philologisch unzureichenden Unterricht der Militärakademie erinnert, wenn man bei Schiller auf die Formen „Phäeton“, „Tityon“, „Hömus“ (für Hämus), auf „in Elysen“ und „nach Elysen“ stößt. In der Operette „Semele“ wiederholt sich durchaus „Epidaurum“ statt „Epidaurus“; sogar als Genetivform wird es gebraucht: „Die Weiber Epidaurum“. Schiller bildet den Singularis „Geschosse“, den Pluralis „ihre Marmor“, den Komparativus „kunder“, er bildet wider Gebrauch die Pluralformen „die Entzücken“, „die Odem“, die Zusammenziehung „untern“ („untern Füßen“) und dergl. mehr.

In syntaktischer Hinsicht macht Schillers stürmische Sprache von den Rechten, welche dem Dichter zukommen, vollen Gebrauch. Manche kühne Ellipse überrascht uns, zuweilen auch eine ungewöhnliche Wortstellung, zumal des Relativums. Auffallend ist der transitive Gebrauch des Zeitworts „lachen“ in der Stelle „Gottes Sonne lacht die junge Welt in Lust“, auffallend die Beifügung des Reflexivums zum Zeitwort „wogen“ — [es] „woogt sich der Kampf“ — wie der Wegfall desselben bei „thürmen“ im „Vorwurf“ und in der „Melancholie an Laura“. „Sich golden“ bildet Schiller nach Analogie von sich lichten. Freiheiten dieser Art können zu dichterischen Schönheiten werden; zuweilen aber überschreitet Schiller doch die Grenzen des Zulässigen: Wortfügungen wie „jenseits dem Kozytus“, „voll wüthendem Verlangen“, „Neides schelten“ sind unrichtig, die Verbindung „stark wie Eiche“ ist undeutsch. Das Gedicht „In einer Bataille“ hat an der Stelle „Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann“ einen Flecken; zweifellos ist „Rumpfe“ der Akkusativus Pluralis, aber die Mehrzahl ist hier unbequem [1]). Lediglich im Sinne des Charakteristischen, als eine persönliche Eigenart, ist die Verstärkung der Negation

---

[1]) Vgl. Goedeke, Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 109 gegen Düntzer, der einen Dativ annimmt (als ob der Hintermann auf dem Rumpfe herumspränge oder aufspränge!).

anzuführen, welche Schiller liebt: der Ausdruck „ewig nie“ ist ihm gang und gäbe.

Eine Richtung auf Sangbarkeit ist den Gedichten der Anthologie nicht eigen; gleichwohl läßt Schillers Vers das musikalische Element in gewisser Richtung hervortreten. Auf Klangfarbe und Klangfülle ist sichtlich Nachdruck gelegt, und am Gewoge des Rhythmus behagt sich der Sinn des Dichters; Schiller liebt es, dem wechselnden Inhalt der Strophen oder Strophenteile mit rhythmischen Variationen zu folgen. Dieser Tonmalerei fehlt es nicht an glücklichen Wirkungen; sie verführt aber auch zum Spielen und bringt in die Komposition Unruhe. Rhythmisch mangelhafte Verse finden sich verhältnißmäßig selten; doch stößt man hie und da auf eine Verszeile, welche zu lang geraten ist oder eine solche, welche das Metrum nicht ausfüllt; so in der siebenten Strophe der „Elegie“, wo die Zeile „Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt“ das Metrum überschreitet, oder in der dritten Strophe der „Fantasie an Laura“, wo die Zeile „Jedes rollende Gestirn“ eine Verkürzung darstellt. An einigen Stellen der Anthologie ist zu Gunsten des Versmaßes die Silbenbetonung eine falsche: wir werden gezwungen zu lesen: „Agĕnor“, „Argiĕr“, „Pharsălus“, „Ăbschied“ (im Gedichte „Der hypochondrische Pluto“), „purpurnem“ (in der „Morgenfantasie“). Vereinzelt finden sich Spuren von Allitteration [1]).

Große Unregelmäßigkeiten erlaubt sich Schiller in der Behandlung des Reimes. Doch bedarf dieser Punkt einer allgemeineren Erörterung, damit Zulässiges von Unstatthaftem, berechtigte Forderung von unbilliger, ja thörichter gesondert werde. Die Schulpoetik verlangt, daß die Reimsilben völlig gleichklingend, daß nicht nur die Vokale derselben die nämlichen sind, sondern auch die Konsonanten auf gleicher Lautstufe stehen; sie bezeichnet die geringste Abweichung von dieser Regel als „unreinen“ Reim, tadelt also Reime wie „Gefühl — Spiel“, „Höhle — Seele“, „Heuchlern — Schmeichlern“, ja sogar Reime wie „Saiten —

---

[1]) Vgl. über diesen Punkt Goedeke, Histor.-krit. Schillerausgabe I, S. 383 bis 384.

Zeiten", „Feldern — Wäldern", „melden — Welten", „einander — verwandter". Derartige Reime finden sich bei Schiller in Menge, nicht nur in der Anthologie, sondern auch in seinen späteren Gedichten, finden sich häufiger bei ihm als bei vielen seiner Zunftgenossen. Indem Karl Goedeke der Tabulatur der Schulpoetik das Wort läßt, indem er Reime wie „Gefühl — Spiel" und „Sänger — Springer" in die nämliche Liste setzt, bringt er für Schillers Jugendlyrik ein langes Sündenregister zu Stande[1]. Aber vom Standpunkt der ästhetischen Kritik sind hier scharfe Grenzen zu ziehen. Zunächst muß nachdrücklichst gesagt werden: vom deutschen Reim völligen Gleichklang zu verlangen, ist Anmaßung der Verstheoretiker, ist Quängelei, pedantischer Eigensinn. Die Kunstlehre soll am wirklichen Kunstwerk, an den lebendigen Erzeugnissen einer hochentwickelten Epoche ihre Regeln prüfen. Wenn aber kaum einer der besseren deutschen Dichter sich an oben genannte Vorschrift für gebunden hielt, wenn Goethe, der „offenbarende Genius der lyrischen Gattung", wenn gottbegnadete Dichter wie Uhland, Mörike, Wilhelm Hertz, deren Lautsinn oder poetisches Gehör die empfindlichste Besaitung zeigt, jene Forderung nicht erfüllt haben oder nicht erfüllen konnten, so geziemte es der Theorie, sich eines Andern zu besinnen und von den Meistern des Handwerks sich belehren zu lassen anstatt unbescheiden diese lehren zu wollen. Ein Platen, dem die Phantasie zumeist tropfenweise rann, der seine Inspirationen abzuzirkeln und zu überrechnen gewohnt war und im Aeußerlichsten der Form die Kunstgesetze suchte, konnte auch im Reim von einer Schablone sich einzwängen lassen; aber nach ihm sich zu richten, geschähe der poetischen Praxis zum tiefen Schaden. Denn dies hieße in tausend und abertausend Fällen auf den natürlichen Fluß der dichterischen Empfindung und Bildschöpfung verzichten, hieße günstigsten Falls Unwesentliches für Wesentliches eintauschen. Die romanischen Sprachen haben an ihren tönenden Bildungssilben eine dem Dichter zuströmende und

[1]) Historisch-kritische Schillerausgabe I, 384—388, Verzeichniß „Unreiner Reime".

bequem gefügige Reimmenge; die deutsche Sprache mit ihren tonarmen Bildungssilben, mit ihrer Nötigung, den Reim in begriffsschwere Silben zu legen, beschränkt den Dichter in der Wahl der Reime. Aber die Schönheit deutscher Reimkunst beruht gerade darauf, daß wir geistige Gewichte in den Reim zu legen streben, daß wir, was im Vers geistig, inhaltlich betont ist, auch sinnlich, musikalisch erkennbar machen. Diese hohe Fähigkeit und Bedeutsamkeit des Reimes darf in ihrer Entfaltung nicht gehemmt werden, indem man dem Dichter willkürlich Schwierigkeiten in den Weg stellt. Willkürlich, überflüssig, einem eingebildeten Bedürfniß entspringend ist aber die Forderung völligen Gleichklangs, die Forderung der Identität der zum Reim verwendeten Vokale und Konsonanten. Sie ist es schon deßhalb, weil die eben geschilderte sprachmusikalisch-symbolische Absicht und Wirkung des Reimes durch einen gewissen Grad von Lautannäherung bereits erreicht wird. Sie ist es aber auch deßhalb, weil das Allgemeingefühl, die in Deutschland vorherrschende Sprechweise und Sprechgewöhnung einer freieren Reimbehandlung entgegenkommt. In einem großen Teile von Deutschland, zumal in den mittleren und südlichen Provinzen, denjenigen also, welche die hoch- und schriftdeutsche Sprache geschaffen haben, wird ü wenig anders lautend wie i, eu wenig anders lautend wie ei, ö wenig anders lautend wie e gesprochen. Dies mag an sich nicht löblich sein, und der Schulunterricht hat sicherlich Recht, wenn er auf strenge Unterscheidung in der Aussprache hält, damit grammatischer und etymologischer Sinn geweckt werde; aber einen halben Erfolg wird er immer nur haben, weil er physiologisch Bedingtes, organisch Gewordenes mit abstrakter Regel bekämpft. Thatsächlich liegen die Dinge so, daß die Mehrheit der Deutschen den Unterschied des Vokallauts nicht stark genug empfindet, um an Reimen wie „Gefühl — Spiel" unmittelbaren Anstoß zu nehmen. Und Aehnliches gilt von Reimen wie „Mord — fort", „verwandter — einander"; ja, der Lautunterschied der Media d gegenüber der Tenuis t entschwindet dem Ohr völlig, wenn beide Reimsilben kurzgesprochene sind. Was in diesen Dingen der Mehrheit oder doch einem sehr großen Teile der Deutschredenden ohr-

gerecht ist, darf in der deutschen Dichtkunst Stätte finden, und die Dichtkunst hat die Pflicht, dieses ihr Anrecht zu behaupten, weil ein Aufgeben desselben höhere Zwecke des Verses und Reimes gefährden würde. Und es sind keineswegs nur mittel- und süddeutsche Dichter, deren poetisch-sprachliches Empfinden sich mit einem gewissen Maße von Lautannäherung begnügt; auch ein Meister vom Stuhl, der im nördlichen Deutschland die Heimat hat, auch Paul Heyse nimmt kein Bedenken, „schützen" und „spritzen", „lehren" und „hören", „Hand" und „genannt" zu reimen. Daß die Freiheit nicht mißbraucht werde, daß Reime wie „Götter — Blätter" — deren Vokallaute noch um eine Stufe weiter auseinander liegen als ö und e — oder Reime wie „Lied — Tritt" — in welchen eine gedehnte Silbe einer kurzgesprochenen begegnet — spärliche Anwendung finden, bleibt ja zu wünschen; aber Beachtung seitens der Dichter kann die Theorie erst dann beanspruchen, wenn sie ihre Begriffe geklärt, wenn sie eingesehen hat, daß sehr Vieles von dem, was sie heute „unreinen" Reim nennt, echter, reiner, wenn auch freierer Reim ist. Bei welcher Veräußerlichung, welchen Schrullen die Schulpoetik angelangt ist, lehrt am schlagendsten die Beanstandung der Reime „Felder — Wälder" und „Saiten — Zeiten". Das helle deutsche e in Wörtern wie Felder, Seher, geben klingt genau wie ä, ai wird, sofern nicht Stammesdialekt sich geltend macht, wie ei gesprochen. Nun ist doch der Reim musikalischer Natur, für das Gehör geschaffen; was hätte er mit der Schreibung, mit den vielfach willkürlichen grammatischen Schriftzeichen, mit der hundertmal zufälligen Orthographie zu thun? Ihn nach diesen Maßstäben zu regeln, heißt seine Natur völlig verkennen. Auch „Füchse — Styxe" führt Goedekes Tabelle als unreinen Reim auf, und zwar nicht nur wegen der Gegenüberstellung von ü und y sondern auch wegen der von chs und x; als ob x etwas anderes wäre als ein einfaches Zeichen für die Verbindung des Gutturallautes und der Spirans s, als ob in der Aussprache des chs in „Füchse" und des x in „Styxe" der geringste Unterschied hörbar würde. Selbst „schlafen — Sklaven" findet keine Gnade, während doch das deutsche v nicht um einen Hauch anders lautet als f

(vgl. „voll" und „Fülle"). Würde die Schreibung entscheiden, so käme man folgerichtig zu der Ungeheuerlichkeit, auch die Reime ihr — mir oder Krieger — Tiger auf den Index zu setzen, also die Zusammenstellung von Wörtern zu verbieten, in welchen die Dehnung willkürlich hier durch h oder e bezeichnet wird, dort unbezeichnet bleibt.

Eine völlig abzusondernde Gruppe bilden diejenigen Reime Schillers, in welchen der Vokal o einem u, i oder ü einem e, ä oder ö zu begegnen scheint: die Reime „nun — Ton", „Blume — Fantome", „Regiment — sind", „Fürstin — dürsten", „drängen — schlingen", „Wünschen — Menschen", „Münze — Gränze", „wimmert — gedämmert", „Miene — Schöne" u. s. w. Viehoff und Andere haben in ihnen das schlimmste Zeugniß für des jugendlichen Dichters „ganz ungebildetes Ohr" gesehen; bessere Sachkenntniß hat aber längst geltend gemacht, daß hier Dialektreime vorliegen. Schiller hörte Mund nicht anders als Mond, bin nicht anders als ben. „Meine Landsleute sprechen den Vokal i vor dem m und n so nachläsig aus, daß er mehr einem e als i gleicht," bemerkt ein Grammatiker, ein Landsmann Schillers in Haugs „Magazin" [1]). Aber auch der Vokal u erfährt im Schwäbischen eine nasale Trübung, wenn ihm die Liquidä m oder n folgen; er geht in o über. An dieser Aussprache nehmen alle Volksschichten teil; als ich einmal in Stuttgart eine Dame von hoher Geistesbildung nach der Wohnung eines Künstlers fragte, lautete die Antwort: „In der Sängerstraße". Aber ich mußte mir das Wort zwei- und dreimal wiederholen lassen und erst das Buchstabiren machte mich sicher, daß die Straße nicht „Singer"- sondern „Sängerstraße" heiße. Ich hörte, als Nichtschwabe, einen Zwischenlaut von e und i. Schillers Mutter zeigt ihrem Sohn an [2]): „Der Fene habe ich geschrieben". Sie meint aber Fine, Christophine. Daß Schillers Freunde, daß sämmtliche schwäbische Dichter des vorigen Jahr-

---

[1]) Jahrgang 1875, S. 448. Vgl. Friedrich Vischer in den „Anmerkungen zur Sprache" seines Lustspiels „Nicht Ia".

[2]) Im Brief vom 28. April 1796. Vgl. ihren Brief vom 12. Nov. 1796 und andere.

hunderts Reime wie die obengenannten gebrauchten, bemerkt auch Goedeke [1]); Hoven reimt in der Anthologie, im Gedicht „Die Spinne", „finden" auf „senden", Conz in Stäudlins Musenalmanach, im Gedicht „Auf Klopstoks Bild", „nun" auf „Religion". Es ist also billig, daß man Schillers Person in diesem Punkte in Schutz nahm; es ist aber auch selbstverständlich, daß die fraglichen Reime in der neuhochdeutschen Dichtkunst unstatthaft sind, da sie auf der Sprechweise eines einzelnen Stammes beruhen. Aus dem gleichen Grunde sind, des Konsonanten wegen, auch andere Reime Schillers verwerflich. „Rükt" und „liegt", „Werke" und „Zwerge" gegenüberzustellen, ist der schwäbischen Aussprache gemäß; aber die Mehrheit der deutschen Stämme spricht das g im In- und Auslaut nicht wie ein weicheres k. „Ist" wird im schwäbischen Dialekt „ischt" gesprochen, Schiller reimt demgemäß „ist" auf „entwischt"; aber die hochdeutsche Rede läßt im Auslaut die Aussprache des st als scht nicht zu, während allerdings im Anlaut st und sp wie scht und schp zu sprechen sind. Nur Geziertheit oder Halbbildung oder Unkenntniß der Sprachgeschichte lehnt in hochdeutscher Rede bei Wörtern wie Stein, Specht einen weichen Zischlaut ab; der Kundige weiß, daß die zu Luthers Zeit fixirte Schreibung in diesem Punkte der von Süden nach Mitteldeutschland vorgedrungenen und organisch entwickelten Aussprache nur unvollständig gefolgt ist, daß wir zwar Schwert schreiben lernten für das ältere Swert, aber unrichtig Stein stehen ließen für Schtein, daß, wer innerhalb hochdeutscher Rede heute das anlautende st und sp ohne Zischlaut spricht, die niederdeutsche Mundart einmengt und folgerichtig auch Slag sprechen muß anstatt Schlag. Das hochdeutsche Gesetz gilt selbstverständlich auch für zusammengesetzte, den Anlaut scheinbar in einen Inlaut verwandelnde Wörter; wie Stunde ist einstündig zu sprechen. Ist aber die hochdeutsche Schreibung hierin hinter der hochdeutschen Aussprache zurückgeblieben, so geht andrerseits der schwäbische Dialekt in der Anwendung des Zischlauts nicht nur über den hochdeutsch allgemeinen Sprach-

---

[1]) Histor.-krit. Schillerausgabe I, S. 383.

gebrauch hinaus, sondern er zwingt auch dem Fremdwort einen ihm grundsätzlich widerstrebenden Zischlaut auf: Schiller rühmt in seiner zweiten akademischen Dissertation den „mikroskopischen Blik eines Schwammerdams“, während der Name dieses Arztes dem Organismus niederdeutsch-holländischer Sprache gemäß Swammerdam lautete.

Wir fassen das Ergebniß der bisherigen Untersuchung zusammen. Schillers Anthologie enthält eine Reihe von Reimen, welche mit Unrecht bemängelt werden, welche unter die echten Reime zu stellen sind. Eine zweite Reihe bilden die Dialektreime; sie sind unzulässig, wenn auch geschichtlich entschuldbar. Es bleibt nun noch übrig, eine dritte Reihe ins Auge zu fassen; die zu ihr gehörigen, die am seltensten getadelten, sind die wahrhaft schlechten Reime. Schiller begnügt sich mit dem Gleichklang von Flexionssilben, indem er z. B. „Ozeanus — Hesperus“, „Erinnerung — Verzweifelung“ reimt, mit dem Gleichklang völlig tonleerer Endsilben, wenn er „Begrabenen“ und „Hoffnungen“ zusammenstellt; er reimt ton- und gehaltsarme Bildungssilben mit begrifflich gehaltreichen Silben, er bringt, wie in der viertletzten und letzten Zeile des Gedichtes „Roußeau“, Worte in ein Reimverhältniß, von welchen das eine inhaltlich betont ist, während das andere („bist“) einer Betonung an dieser Stelle widerstrebt. Der Dichter der Anthologie verrät somit wenig Sinn für den geistigen Wert, für die symbolische Bedeutsamkeit des Reimes. Schiller leiht aber auch, damit die äußerliche Klangwirkung des Reimes entstehe, unbetonten oder tonarmen Endungen und Wortausgängen gewaltsam, dem Sprachgebrauch zuwider eine volle Betonung: so in der Gegenüberstellung von „Segnungen“ und „Wiedersehn“, „unser“ und „Ewiger“, „Thrazier“ und „mehr“, „Paradis“ und „Lachesis“. In diesen Reimpaaren findet je einmal eine falsche Betonung statt; bei der Gegenüberstellung von „Melpomene“ und „Furie“ sogar beiderseits. Klanglich leere Reime sind in Folge des Betonungsgesetzes der deutschen Sprache immer auch geistig leere Reime; in den zuletzt genannten Fällen sind die geistig leeren Reime zugleich klanglich falsche. Fehler dieser Art kehren aber in der Anthologie zu häufig wieder, als daß

man leugnen könnte: Schiller hatte für die Musik des Reimes von Natur aus kein empfindliches Ohr. Ungleich achtsamer, der künstlerischen Mittel ungleich mächtiger war der Dichter in späteren Jahren: dennoch entschlüpft ihm noch in der Jungfrau von Orleans ein häßlicher Reim in den Versen:

„Kümmert mich das Loos der Schlachten
Mich der Zwist der König e?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh."

Die Wirkung, welche die Anthologie auf das Publikum machte, war eine sehr geringe. Außerhalb Würtembergs wurde das Buch kaum beachtet, in der Heimat des Dichters rasch vergessen. Wie wenig Schiller mit dem Erfolg seines litterarischen Unternehmens zufrieden war, verraten die Schlußworte der von ihm selbst verfaßten Rezension: „Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden: denn der darinn herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüssen Schwäzern und Schwäzerinnen behagen könnte." Daß der ungleiche Wert der Beiträge das Urteil verwirrte, die Verwegenheit des Inhalts Vielen ein Aergerniß gab, kann nicht befremden; und da die Anonymität, in welche die Gedichte gehüllt waren, die Verantwortlichkeit des Herausgebers nirgends entlastete, so litt Schillers junger Ruhm eher, als daß er gewann. Der beste Käufer war der Dichter selbst; laut einer im freih. v. Cottaschen Besitze befindlichen, mit „J. J. Mezler" unterzeichneten Rechnung, welche mir vorliegt, bezog Schiller zwischen dem 9. April und dem 15. Mai 1782 nach und nach 25 Exemplare der Anthologie, wobei ihm für jedes Exemplar 45 Kreuzer angesetzt wurden. Schon ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen war das Buch selten geworden; 1793 gibt sich Körner, der sein Exemplar an Huber geliehen hatte, vergebliche Mühe, in Dresden ein anderes aufzutreiben, und Schiller selbst muß 1789 die Anthologie von Lottchen von Lengefeld entlehnen[1]).

[1]) Vgl. Körners Brief an Schiller vom 11. Mai 1793 und Schillers Brief an Lottchen vom 21. April 1789.

Einer der Wenigen, welche die Anthologie enthusiastisch begrüßten, war Christian Schubart. Daß die Worte, welche er zu Anfang des Sommers 1782 einem Brief an seine Gattin beifügte: „Schiller ist ein groser Kerl — ich lieb' ihn heiß — grüß ihn!“ unter dem Eindruck der Anthologie niedergeschrieben sind, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten; wohl aber ist seine um die nämliche Zeit gedichtete Ode „An Schiller“ eine glühende Verherrlichung der Anthologie:

„Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir,
Und ich horchte seinem Woogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Fluth“,

ruft Schubart seinem „trauten“ Schiller zu und begleitet in den folgenden Strophen die Anthologie, indem er einzelne Gedichte kenntlich macht, mit stürmischem Beifall. Wie es scheint, hatte Schiller damals den Hohenasperg wieder aufgesucht; die Ode erzählt, Schubart habe „jüngst“ an Schillers „Feuerbusen“ lange geweint[1]).

Daß die ältere Gruppe des Stuttgarter Dichterkreises, die Huber und Gemmingen zumal, der Anthologie keinen Geschmack abgewannen, ist nicht zu bezweifeln. Eberhard v. Gemmingen „haßte die unbändige Freiheit der Pressen“, er war für die Zensur und meinte, die Bücher sollten der Unterhaltung dienen, „die in einer guten Gesellschaft geduldet wird“: „keine Gottlosigkeit, keine Verläumdung, keine Zoten, selbst keine Wahrheit die zur Unzeit kommt“ [2]). Ein Urteil Gemmingens, welches von seinem Biographen Kazner angeführt wird, könnte gegen Schiller gerichtet sein: „Kennen Sie unsern jungen Dichter —? Poetisches Talent ist nicht zu verkennen, aber noch unreif, ungesittet, mit dem Umgang der feinern Welt ganz unbekannt.“ Und wie

---

[1]) Der Eingang der Ode ist von Boas und Palleske gröblich mißverstanden worden; vgl. hierüber Gust. Hauff, Schubart nach seinem Leben und seinen Werken, S. 209.

[2]) Huber, Denkmal des Eberhard v. Gemmingen.

Gemmingen dachte Huber. Hausbackene Weisheit und zierliche, „attische" Scherze waren diesem Kreise der Gipfel der Poesie.

In der jüngeren Dichterwelt Stuttgarts schlug Schillers Nebenbuhler, Gotthold Stäudlin, die Trommel zum Streit. Die Anthologie hatte an ihm und den Seinigen derben Witz geübt: nun jückte es ihn, den Gegner zu einem todten Manne zu machen. Er schrieb ein satirisches Gedicht, „Das Kraftgenie", und veröffentlichte es in seinen „Vermischten poetischen Stücken" im ersten Viertel des Jahres 1782. Die Satire ist zu breit, zu eintönig, als daß sie ganz wiederholt zu werden verdiente; die bedeutsameren Strophen dürften die nachstehenden sein [1]):

„Das Kraftgenie.

1782.

Ich bin und heiße Kraftgenie,
Ein Lieblingssohn der Fantasie!
Seit Vater Lohenstein erblich,
Gieng nie ein Geist hervor wie ich.

Ich weile, Sklavenseelen gleich,
Nicht in des Staubes dunklem Reich;
Ich breche selbst mir eine Bahn
Und streb' und fliege himmelan.

Ich schwinge mich, ein Ritter groß,
Auf Shakespear's rasches Flügelroß
Und renn stolz wie Philipps Sohn,
Auf seinem Buzefal davon.

. . . .

Da gafft mit staunendem Gesicht
Das ganze Volk mich an und spricht:
Seht doch den großen Wundersmann,
Seht Deutschlands neuen Shakespear an!

Was soll das Alltagsweib Natur?
Ich lobe mir Karrikatur!
Ich lasse dieses Erdenrund
Und hole Menschen aus dem Mond.

[1]) Ich gebe ihren Wortlaut nach Boas II, 216 ff., der den vollen Text mitteilt. In der Ausgabe der Gedichte Stäudlins v. J. 1788 weicht die Fassung an einigen Stellen ab.

Was soll mir das Kastratenheer
Und all die Zwerge um mich her?
Ich stelle nur Kolossen auf,
Und drücke Shakespear's Stempel drauf.

Da leset, habt ihr Kraftgefühl,
Da leset 'mal mein Trauerspiel!
Seht einen Halbgott hier der Welt,
Dort einen Teufel aufgestellt!

Erhub sich je in aller Welt
Ein Deklamator wie mein Held,
Mit Pfauenfedern schön geziert
Und mit Metafern ausstaffirt?

Laß sein, daß auch der Rezensent
Mich einen Sprachverhunzer nennt,
Mein Werk vergleicht der Mißgestalt,
Die uns der schaale Römer malt;

Mit Aristarchenblick mich straft,
Daß ich im Rausche meiner Kraft,
Die alte Base Sittlichkeit
Und den Orbil, Geschmack, entweiht.

Wie jammert mich der arme Wicht,
Er fühlt die Seelenschwungkraft nicht,
Den Genius, der hoch mich hebt,
In meinen Werken lebt und webt.

. . . .

Wer nicht, in Fesseln angeschmiegt,
Mit mir die Gränzen überfliegt —
Wie geißl' ich ihn mit scharfem Hohn
Den nervenlosen Erdensohn!

Da tummelt vor dem Publikum
Mein Bocksfußsatyr sich herum,
Bespukt mit Geifer Groß und Klein,
Daß ihm die Jungen Beifall schrei'n.

So glänzt man in der Dichterzahl
Als Kraftmann und Original!
So wandl' ich immer eigne Bahn
Und Plimplamplasko bleibt mein Mann."

Der „schaale“ Römer über dessen poetisches Gesetzbuch sich Schiller angeblich hinwegsetzt, ist Horaz; Plimplamplasko aber ist der Titel eines gegen das Geniewesen gerichteten Romanes von Klinger [1]).

Auch Schiller setzte die Fehde gegen Stäudlin fort, doch mit zierlicheren Waffen, nicht ohne Lächeln, nicht ohne Humor. Zu Ostern 1782 brachte das erste Stück der Zeitschrift „Wirtembergisches Repertorium“ jene von Schiller verfaßte Kritik des Stäudlinschen Musenalmanachs, welche wir bereits kennen. Das gleiche Heft brachte aber auch eine Rezension von Stäudlins „Vermischten poetischen Stücken“. Sie ist mit C—z. gezeichnet und pflegt dieser Chiffre wegen Conz zugeschrieben zu werden; dennoch möchte es scheinen, daß Schiller, der Herausgeber der Zeitschrift, sie überarbeitet und erweitert hat. An seine Schreibweise erinnern schon die ersten Sätze: „Pegasus hat bei Hrn. Stäudlin einen harten Dienst. Kaum kömmt das arme Thier mit etlichen Blümchen vom Helikon nach Wirtemberg zurück, so fühlt es schon wieder die klatschende Peitsche unsers Dichters. Kein Wunder also, daß es nur bis an die Pfüzen des Musenbergs kommen kann, wo die Hundsviolen und andre gemeine Blumen stehen und einem nicht gar lieblich in die Nase riechen.“ „Eignes Gefühl,“ so wird im Folgenden auseinander gesetzt, scheine Herrn Stäudlin ganz zu mangeln. Manche Stellen seiner Gedichte seien „Nichtsinn, leerer Schellenklang“, zeugten auch von Aufgeblasenheit. Schließlich bemerkt der Verfasser: „Mit dem achten Stücke, das Kraftgenie betitelt, ist Hrn. Stäudlin ein garstiger Possen widerfahren, wie man uns geschrieben hat. Der Drucker vergriff sich, und druckte dieses fremde Stück, das eigentlich eine Satire auf Hrn. Stäudlin selber ist, wiewohl es durch die Aussagen von Trauerspiel, Shakespear, Laura versteckt werden sollte. Wir halten noch zu viel auf unsern Dichter, als daß wir ihn nicht einer bessern Satire würdig achten sollten. Alle Gedanken des Gedichts sind

[1]) Vgl. Sauer, Einleitung zu Klinger in Kürschners National-Litteratur S. XIII und XVI.

ohne Zweifel Aussprüche einiger Studenten im Bierrausche, die ein guter Reimer in diese Gestalt gegossen hat."

Und noch an dritter Stelle befaßt sich das erste Heft des „Wirtembergischen Repertoriums" mit Gotthold Stäudlin. In der Kritik seiner eigenen Anthologie läßt Schiller die Worte einfließen: „In der Vorrede wird verhoffentlich über die andern Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft, und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht hold sein, und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei." Die Stelle ist prächtig; sie läßt durch leichten Spott auf Schillers gutmütiges Herz hindurchblicken, auf sein Unvermögen zu persönlicher Gehässigkeit, sie zeigt, daß er die Kraft besaß, an der man die tüchtigsten und freiesten Naturen erkennt: sich auch einmal selbst zum Besten haben zu können. Die Neckerei mit dem Namen „Städele" erhöht die Ergötzlichkeit. Irrtümlich haben Boas[1]) und der ihm auch hier nachplaudernde Palleske[2]) die Erklärung gegeben, der Name Stäudlin sei in Stuttgart „Städele" ausgesprochen worden; der Brief der Gattin Schubarts, auf welchen sich Boas hiebei beruft, kennt nur die Form „Stäudle"[3]). In Memmingen lebte ein Autodidakt, der den Pegasus ritt, Christoph Städele, seinem irdischen Berufe nach Hutmacher, seit 1785 Schullehrer; 1776 hatte ihn Christian Schubart mit Hilfe seiner „teutschen Chronik" ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen.[4]) Dieser Biedere

---

[1]) Schiller's Jugendjahre II, 213.

[2]) I, 243; 11. Aufl.

[3]) Die im Schwäbischen häufig vorkommende Namensendung auf lin — Märklin, Köstlin, Hölderlin u. s. w. — ist keine andere Endsilbe als „lein". Man erkennt im südlichen Deutschland den Norddeutschen an der unrichtigen Art, wie dieser den Namen des Meisters Böcklin nicht selten ausspricht: er gibt, in falscher Analogie mit „Berlin" und anderen Wörtern, der Endsilbe Dehnung und Hauptton.

[4]) Vgl. Gradmann, Das gelehrte Schwaben, S. 641—42 und Städeles von ihm selbst aufgesetzte „Lebens-Geschichte" in Armbrusters „Schwäbischem Museum", I, 295 ff. Durch Vermittlung des Predigers Schellhorn (richtiger

wurde schon früher mit Gotthold Stäudlin verwechselt. In Haugs „Schwäbischem Magazin" erschien ein Gedicht Städeles [1]); ebendaselbst [2]) wird erwähnt, mit Unrecht habe die Frankfurter Gelehrte Zeitung von einem Hutmacher Stäudlin gesprochen; der Hutmacher heiße Städele. Als dieser eine Kantate herausgibt, rühmt Haug, Städele fahre fort, seine Dichtergabe der Religion und Tugend zu heiligen [3]). Man war also in Stuttgart, in den Kreisen der Militärakademie auf den Mann aufmerksam geworden. Daß die Namensverwechselung, wie es scheint zum Aerger Stäudlins, sich erhielt, geht aus der Wiederkehr der Berichtigung bei Haug hervor [4]), und Schiller, der sich nicht daran kehrte, hatte sicherlich die Lacher auf seiner Seite.

Stäudlins Gegenhiebe erfolgten im zweiten, auf 1783 datirten Jahrgang seines Musenalmanachs. Diese mit G. D. Hartmanns Silhouette gezierte Sammlung erschien freilich erst im Herbst 1782, zu einer Zeit also, welche den Dichter der Anthologie nicht mehr in der Heimat sah. Stäudlins „im Oktober 1782" datirte Vorrede ist schon erwähnt, da ihr Inhalt den Beweis für die Echtheit der Schillerschen Virgil-Rezension gab; ihre Schlußworte lauten: „Und so gehabt euch wohl, liebe schwäbische Musen, und betet, daß euer Heerführer nicht sterbe." Letztere Bezeichnung hat Stäudlin nicht etwa sich selbst gegeben; vielmehr übernimmt er sie aus Schillers satirischem Gedicht „Die Rache der Musen" und Schillers Anzeige des ersten Jahrgangs des Musenalmanachs: „Der Heerführer der schwäbischen Musen, Hr. Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Teutschland ein Generaltreffen zu liefern," hatte Schiller geschrieben.

Schelhorn) zu Memmingen sollte Städele als Aufseher an die Stuttg. Militärakademie berufen werden; er lehnte die Stelle aber ab, weil er nicht für sie zu passen glaubte.

[1]) Jahrg. 1778, S. 82.

[2]) S. 266.

[3]) Ebenda, S. 403.

[4]) Schwäb. Magazin 1780, S. 248; auch die Frankfurter Gelehrte Zeitung hatte um diese Zeit eine Berichtigung gebracht.

Den Gedichten des „Musenalmanachs auf 1783“ gab Stäudlin ein kleines Angebinde für Schiller und seine Anthologie mit, betitelt „Die Blumenlese“; der Text lautet:

„Ein Dichter band 'mal einen Blumenstrauß
Von Oden, Liedern und Satiren,
Und bracht' ihn, wie sichs thät gebühren,
Apolln zum Opfer dar! — Fi! sprach der, wie heraus
Das Unkraut stinkt! das rott' er förderst aus!
Erlauben sie, rief stotternd der Poet,
Diß Pflänzchen heißt — Originalität.“

Auch die weiter unten folgende Epistel an Schott macht sich mit Schiller zu schaffen, nicht nur in der schon gekennzeichneten Stelle[1]), sondern auch gegen den Schluß hin, woselbst Stäudlin die Verse bringt:

— „O möchte doch mein Leben
An Deiner Seite, edler Mann
Im engen Stübchen mir entschweben! —
Bleibt Deine Liebe mir, neigst Du Dein weises Ohr
Zu meiner Harfe jugendlichen Spielen;
Dann mag nach mir die Thorheit höhnisch schielen,
Und zehenmal der literar'sche Moor
Sammt seinem mitverschwornen Chor
Mit stumpfen Pfeilen nach mir zielen! —“

Der „literarische Moor“ — dieser Name umschließt das ganze Zerrbild, welches Uebelwollen, Plattheit und Philistertum vom Dichter der Räuber sich gemacht hatten. Dabei merkt man, daß Stäudlin sich nunmehr einer geschlossenen Partei gegenüber fühlte, deren Wachstum ihn bangen machte. Zwar waren Conz, Weisser, Armbruster gleich andern Mitarbeiter des Musenalmanachs geblieben, aber des Ersteren war Stäudlin nicht sicher, und daß Reinhard über die Stärke von Stäudlins Gegner, über die Gewagtheit des Kampfes sich nicht täuschte, das zeigen die Verse seiner Epistel „An Stäudlin“, so viel Ruhm sie auf diesen zu häufen scheinen:

---

[1]) Vgl. S. 495 des vorliegenden Buches.

„[Stäudlin] der jene grosse Fehde kühn bestand
Und Fels auf Fels dem Blitzeschleuderer Sch** [Schiller]
Entgegen hundertarmig thürmte [1])."

Bis hieher sind die Mittel, deren sich Stäudlin im Kampfe bediente, wenn auch grob, doch wenigstens ehrlich. Nun aber reißt ihn Verbitterung und allmählich aufsteigende Beschämung zu Schritten, welche der Fehde einen widerwärtigen Abschluß geben: er fällt mit bissigem, giftigem Wort Schillers Persönlichkeit an. Es ist freilich nur meine Vermutung, auf welche dieser Vorwurf sich stützt; aber sich ihrer zu entschlagen, war nicht möglich. Im Herbst 1783 veröffentlichte Stäudlin bei Crusius in Leipzig die Schrift: „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand. Wahrheit oder Dichtung, wie ihr wollt." Sie gibt unter einem Schwall von Sentimentalität und eitler Selbstbetrachtung Schilderungen der akademischen und litterarischen Zustände Tübingens und führt neben andern Persönlichkeiten ein Genie Namens Hilling ein. Zweifellos ist Hilling ein erdichteter Name, verdächtig schon die Aehnlichkeit des Wortes mit Schiller; wenn nun aber Hilling als Rousseauschwärmer geschildert wird, wenn es von ihm heißt, daß er ein Trinker sei, von Himmelswonne der Sympathie schwätze, in ewiger Liebe „schwebe"; wenn schließlich erzählt wird, Hilling habe sich neuestens in eine Schauspielergesellschaft begeben, er sei einer Schauspielerin nachgereist — so ist kaum zu bezweifeln, daß diese Satire keinem Andern gelten sollte als Schiller. Daß sie wie toll auf das Geniewesen losschlägt, mag ihr verziehen werden, nicht aber, daß Schiller-Hillings Lebenswandel als der eines Wüstlings gemalt wird.

Und noch ein zweites Mal, wie mir scheint, verirrte sich Stäudlin. Im Jahr 1788 sammelte er einen Teil seiner Gedichte und gab sie bei Mäntler in Stuttgart in Druck. Manche schon früher veröffentlichte Stücke treffen wir hier wieder; neu, wenn auch wohl geraume Zeit vor 1788 gedichtet, ist das „Lied eines Vagabunden". Es besteht aus 21 Strophen; daß sie eine Karrikatur auf Schiller

[1]) Episteln von K. N. und K., S. 65. Die Stelle ist vom Mai 1783.

sind, daß sie das Aeußere, den Lebensgang, die Flucht, die Not des Jünglings, seine Beziehungen zu Streicher zum Inhalt haben, wird schwer in Abrede zu stellen sein; zum Mindesten hat Schiller dem Satiriker Züge zu seinem „Vagabunden" gegeben.

Die ersten 14 Strophen dürften genügen; sie lauten:

„Ich wandle hin, ich wandle her
An Sorgen mehr als Thalern schwer!
Ich wall umher auf deutschen Grund
Ein genial'scher Vagabund.

Mein Ansehn ist von aussen zwar
Nicht glänzender als Rollers war,
Als er, o neidenswerthe That!
Vom Galgen aufs Theater trat!

Wild wie es die Natur mir gab
Hängt auf die Stirn das Haar herab
Von schönem ordnungslosen Ton
In meiner Od' ein Symbolon!

Auf meinem Antliz lest die Spur
Vom großen Griffel der Natur
Besonders auf dem Nasenknopf:
Ein ganz origineller Kopf!

Was unstät mich wie Kain macht,
Ist, daß ich in die dicke Nacht,
Die hängt ob meinem Vaterland,
Die Strahlen meines Lichts gesandt!

Da macht ich einem Coup d' Genie,
Als Maitre en Philosophie
Und wandelt' in dem Seminar
Nicht mit der grossen Sklavenschaar.

Die stumpfen Pöbelseelen, die!
Den kühnen Ausbruch von Genie
Brandmarkten sie als Bubenstreich —
Und wandern mußt' ich aus dem Reich!

Gut, daß mich gleich mein erster Flug
Zu einem Physiognomen trug,
Der meiner Habichtnas' zulieb
Zween Monde mein Erhalter blieb:

Der fühlte, welch ein Glück es heißt,
Zu nähren einen Feuergeist,
Durchschaute meinen hohen Sinn,
Warum ich niemals dankbar bin!

Seit ich vom guten Manne wich,
Irr' ich und lebe kümmerlich
Vom Scherflein, die statt blankem Gold
Die Dummheit meiner Größe zollt.

Von Schnurren der Studentenwelt,
Auch Schneidern und Friseurs erzählt,
Von bitterm Pasquillantenhohn
Und — meiner Deklamation.

Ja diese, diese ist mein Fach!
Da geb ich keinem Geiger [1]) nach,
Da ras' ich wie der Nachtorkan,
Und weh' euch mit Entsetzen an!

Da schlag' ich, daß es wiederhallt
Die Stirn mit schrecklicher Gewalt
Und donnre, bis das Ohr euch gellt,
Die Flüche aus der Teufelswelt" u. s. w.

Schwerlich hat Schiller von diesen letzten Angriffen etwas erfahren. Ihrer Roheit gegenüber muß die Verteidigung Stäudlins verstummen; sie konnten nur abgebüßt werden durch aufrichtige, thätlich sich kundgebende Reue. Und als ein Bereuender, als ein die Größe Schillers Bekennender, wird uns Stäudlin ein Jahrzehnt später wieder begegnen; freilich zugleich als ein gebrochener Mann.

Ein Seefahrer, der unterwegs eine Küste gewahrt, an welcher noch herrenlose Strecken sind, pflanzt seine Flaggen an ihr auf und verbürgt sich den Besitz des nutzbaren Landes; aber sobald nur das Nötigste zu diesem Zwecke geschehen ist, eilt er zur Vollendung der Aufgabe, um derentwillen er ausgeschickt ist, mit seinen Schiffen von der Küste wieder hinweg. In gleichem Sinne bedeutete die Herausgabe der Anthologie durch Schiller eine Besitzergreifung, eine Kundgabe, daß er auf das Gebiet der lyrischen Dichtung neben Andern Anspruch erhebe; aber inmitten

[1]) Anm. Stäudlins: Geiger ein vagirender Deklamator.

des Verfolgens größerer Ziele ist diese Besitzergreifung nur ein Zwischenakt, und sobald die lyrischen Sprößlinge unter Dach und Fach gebracht sind, sammelt sich Schillers Geist, dem stärksten seiner Triebe gehorchend, wieder zum Drama. In Mannheim, in der Berührung mit dem Theater war dem Verfasser der Räuber Gewißheit geworden, wohin die Zeiger seines Lebens wiesen, und welche Bethätigung allein ihm den Frieden erfüllten Berufes zu geben vermöge; aufgewühlt im Innersten, beglückt von der gesicherten Ueberzeugung, daß er zum Dramatiker geboren sei, war Schiller nach Stuttgart zurückgekehrt. Hier freilich empfand er zunächst auf das Schärfste den Widerspruch seiner äußeren Lage; er bedurfte, wie Streicher erzählt [1]), mehrerer Wochen, um in die Stuttgarter Verhältnisse sich wieder finden zu können. Die Heiterkeit seiner Seele, der hohe Schwung des Geistes, verwandelten sich in Niedergeschlagenheit; mißmutig nahm er seine ärztlichen Geschäfte vor, mit Widerwillen fügte er sich der Ordnung des militärischen Dienstes. Nur allmählich legte sich die Aufregung seines Gemüts, und erst als seine Einbildungskraft über neuen dramatischen Plänen brütete, vergaß er die Fesseln, welche das Schicksal ihm auferlegt hatte.

Anfänglich wählte Schiller unschlüssig zwischen mehreren für eine dramatische Bearbeitung sich bietenden Stoffen, und am längsten schwankte seine Neigung zwischen der Geschichte Konradins und der des Fiesko. Das rührende Bild des unglücklichen Fürsten, mit dessen Lichtgestalt das Geschlecht der Hohenstaufen der Erde entschwand, war in Lorch und Schwäbisch-Gmünd dem Knaben Schiller zuerst vertraut geworden, und vielleicht wurde die Anteilnahme des Jünglings, der sich inzwischen bei Prof. Schott einige Kentniß der deutschen Geschichte erworben hatte, durch zwei Aufsätze, welche das „Schwäbische Magazin“ vom Jahr 1780 veröffentlichte, neubelebt. Der erste derselben, „Wallfahrt nach dem Staufenberg“ überschrieben, gedachte mit warmer Empfindung und in gehobener Sprache des schwäbischen Kaiserhauses und seines letzten Sprossen, der „gleich der aufkeimenden Blume

---

[1]) Schillers Flucht, S. 42 ff.

dahingemäht ward; der andere, „Versuch einer Geschichte Konradins“ betitelt, bemühte sich die Ursachen des Niederganges der Hohenstaufen zu erforschen. So ruhig diese Untersuchung gehalten war, kennzeichnete sie doch die vipernhafte Bösartigkeit der päpstlichen Politik; und man wird wohl vermuten dürfen, daß Schiller, wenn er bei seiner vaterländischen Absicht geblieben wäre, die Handlungsweise eines Innocenz IV. oder eines Klemens IV. in jener Kraft und Stimmung des Geistes geschildert hätte, welche ihm nachmals, beim ersten Entwurfe des Don Karlos, die Worte eingab: „Ich will — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie biß jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“ Indessen entschied sich Schiller schließlich für eine dramatische Bearbeitung der Geschichte des Fiesko, „und zwar nicht allein wegen des Ausspruchs von J. J. Rousseau, daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigsten sey, welche die Geschichte aufzuweisen habe; sondern auch, weil er bei dem Durchdenken des Planes fand, daß diese Handlung der meisten und wirksamsten Verwicklungen fähig sey“[1]. Ein Trauerspiel „Konradin von Schwaben“ aber schrieb damals Conz, der Tübinger Stiftler.

Der Ausspruch, auf welchen Streicher sich bezieht, ist kein andrer als der folgende: „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb große Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende giebt, sondern große Tugendhafte, und erhabene Verbrecher. In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke, als der, den Usurpator zu stürzen.“ Wie schon erwähnt, findet sich diese Stelle in den „Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau“, einer Sammlung von Aeußerungen und Nachrichten, welche Helfrich Peter Sturz 1779 im ersten Bande seiner Schriften veröffentlichte, nachdem ihm zu diesem Zweck J. G. Zimmermann die aus

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 42.

persönlichem Umgang mit Rousseau geschöpften Aufzeichnungen des St. Galleners Daniel Wegeli sowie einen ungedruckten französischen Aufsatz der Julie Bondeli, der Freundin Rousseaus und Wielands, zur Verfügung gestellt hatte[1]). Wir wissen durch Petersen, daß Schiller in der Militärakademie die Schriften von Sturz gelesen hat; vielleicht war er aufmerksam gemacht durch eine Notiz im Dezemberstück des Schwäbischen Magazins vom Jahr 1779, welche darauf hinwies, daß „Hr. Sturz, königl. dän. Leg. Rath, Reg. Rath zu Oldenburg, ein guter Prosaist den 12. November im 43. Jahr" gestorben sei. Die warme Verehrung, welche Sturz für Rousseau hegte, mußte Schiller gewinnen, und überzeugend bemerkt Max Koch, daß nicht nur das Gedicht „Roußeau" sondern auch „Die Kindsmörderin" von Schilderungen und Gedanken, welche Schiller bei Sturz fand, mitbeeinflußt ist[2]). So war es denn auch der oldenburgische Publizist, welcher den Dichter der Räuber mit Rousseaus Ansicht von Fiesko bekannt machte, und noch bevor Schiller die Militärakademie verläßt, gibt er dem Interesse, welches der Charakter des Fiesko ihm eingeflößt hatte, gelegentlich Ausdruck: seine 1780 gedruckte philosophisch-medizinische Dissertation, der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", enthält in § 19 den Satz: „Doria hatte sich gewaltig geirret, wenn er den wollüstigen Fiesco nicht fürchten zu dörffen glaubte". Eben diese Stelle beweist durch ihren Inhalt aber auch, daß Schiller schon damals über den Grafen von Lavagna sich nähere Kenntniß zu verschaffen versucht, daß er schon damals die von ihm später unter den Quellen seines Trauerspiels aufgeführte Geschichte Karls V. von Robertson gelesen hatte. Denn Schillers Satz fußt ohne Zweifel auf der Schilderung, welche Robertson von Fieskos Verhalten gegenüber Doria entworfen hatte: „Fiesko," erzählt Robertson, „bestrebte

---

[1]) Vgl. Schriften von Helfrich Peter Sturz, Erste Sammlung, Leipzig 1779, S. 129 Anm. sowie S. 145—146 und Max Koch, Helferich Peter Sturz, München 1879, S. 231.

[2]) Max Koch, Helferich Peter Sturz, S. 232, S. 211—213. Vgl. den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches.

sich mit größter Vorsichtigkeit, alles zu vermeiden, was sein Geheimniß verrathen, oder einigen Argwohn darüber verursachen könnte. Die Verstellung, unter welcher er sich verbarg, war die undurchdringlichste. Er schien in Wollüsten und Zerstreuungen ertrunken. Eine beständige Fröhlichkeit, die durch alle nur mögliche Zeitvertreibe, die seinem Alter und seinem Rang gemäß waren, dahin schwindelte, raubte ihm, dem Schein nach, seine ganze Zeit, und alle seine Gedanken. Aber mitten unter diesem Getümmel von Zerstreuungen arbeitete er an seinem Plan mit der kaltblütigsten Aufmerksamkeit . . . und schmeichelte den beiden Dorias mit so listiger Geschicklichkeit, daß nicht allein der edle und vom Argwohn entfernte Geist des Andreas getäuscht, sondern auch Giannettino betrogen wurde" [1]).

Daß die Verschwörung des Fiesko zu Genua unter denjenigen Stoffen war, welche Schiller bereits zu Anfang des Jahres 1782 für eine dramatische Bearbeitung in Aussicht genommen hatte, läßt aus der Fassung seines am 1. April 1782 an Dalberg gerichteten Schreibens sich schließen [2]). Zwischen Schillers Danksagungsbrief vom 17. Januar und dem Schreiben vom 1. April liegt eine briefliche Aeußerung des Dichters an Dalberg nicht in der Mitte; indem nun Schiller unter dem 1. April bemerkt: „Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieses Jahrs die Verschwörung zu Genua vollendet sehe, woran ich schon einen grosen Theil vorausgearbeitet habe," spricht er von

---

[1]) Nach der Uebersetzung von Mittelstedt, 2. Auflage (3. Band, Braunschweig 1779), welche Schiller vorgelegen haben dürfte.

[2]) Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg wurden im März 1886 von Dalbergs Urenkel, Heribert Freiherrn von Venningen-Ullner, der Münchener Universitätsbibliothek geschenkt und sind hiemit aus langer Verborgenheit wieder ans Licht getreten. (Vgl. hierüber den Artikel von Michael Bernays in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung", 1887, Nr. 226, 227, 230, 231). Da die Bogen 25, 26, 27 der vorliegenden Biographie zu dieser Zeit bereits gedruckt waren, so geben sie den Wortlaut der in ihnen angeführten Briefstellen noch auf Grund des alten, von Marx 1819 veranstalteten Abdrucks; die nötigen Berichtigungen folgen jedoch im Anhang des Buches. Die von hier ab im Texte verwerteten Briefstellen geben den Wortlaut der von mir inzwischen verglichenen Urschriften.

diesem Stück in einer Weise, welche voraussetzt, daß Dalberg mit Schillers Absicht nicht mehr ganz unbekannt war. Es scheint also eine mündliche Mitteilung während Schillers Anwesenheit zu Mannheim vorhergegangen zu sein. Auch der auf jene Briefstelle folgende Satz: „Darf ich bei dieser Gelegenheit so kühn seyn, E. E. an das ehemalige Versprechen zu erinnern, mir ein interessantes teutsches Thema zu einem Nationalschauspiel zu verschaffen?“ deutet darauf hin, daß zwischen beiden ein Gespräch über Schillers dramatische Pläne stattgefunden hatte, wobei vielleicht Dalberg den Wunsch aussprach, Schiller möge ein Stück nach der Art des Götz von Berlichingen, ein Stück, dessen Stoff aus der deutschen Geschichte genommen sei, verfassen. „Konradin von Schwaben“ hätte einen Griff in dieses Gebiet bedeutet; aber die Wagschale sank zu Gunsten der Verschwörung des Fiesko zu Genua, zu Gunsten desjenigen Helden, welchen in den Gefilden Elysiums die Schatten Rousseaus und Plutarchs mit Achtung zu grüßen schienen. Zwei Führer der Jugend Schillers ergriffen für Fiesko Partei, und der Dichter berief sich nachmals auf ihren Rat, als er in der „Erinnerung an das Publikum“, welche zur ersten Aufführung des Fiesko gedruckt wurde, die Worte einfließen ließ: „Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes zu sagen weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug.“

Schiller begann, sobald sein Entschluß gefaßt war, ein planmäßiges Arbeiten. Er besuchte, wie Streicher uns schildert, fleißig die Stuttgarter Bibliothek und verschaffte „mit größter Emsigkeit“ sich von Allem, was auf Ort und Zeit des Stückes Bezug hatte, Kenntniß; er schrieb sich, nachdem er den Gang der Handlung bis in das Einzelne überdacht hatte, ein kurzes und trockenes Schema der Szenenfolge nieder, auf daß seiner schweifenden Phantasie eine strenge Regel gesetzt sei. Je nach der Laune der Stunde führte er sodann bald diese bald jene Szene aus, und wie er es liebte, seine neuentstandenen Gedichte empfänglichen Herzen mitzuteilen, so las er jetzt auch, was von Fiesko gerade fertig wurde, dem Musiker Streicher vor. Das gleiche Vertrauen genossen Professor Abel und Petersen; in

flammender Begeisterung stürmte Schiller eines Tages, begleitet von Petersen, zu Abel, trat mit einem kräftigen „Hören Sie! Hören Sie!“ in das Zimmer ein und deklamirte, in die Rolle des Fiesko sich versetzend, mit frohem Selbstgefühl die Szene, in welcher der Held des Trauerspiels das Gemälde Romanos betrachtet [1]). Daß der „majestätische Schritt“, welchen das gedruckte Drama von Fiesko hiebei fordert, bei Schiller dem Schauspieler zu einem Auf- und Abrennen wurde, gehört mit zur Sache und erinnert leise an jene Clavigoaufführung in der Militärakademie, bei welcher Schiller gleich einem Rasenden „brüllte“ und „wie ein Irwisch auf dem Theater hin und her fuhr“ [2]). Er war mit allem Feuer seines Geistes bei dem neuen Stück, mit hochgespanntem Eifer; er nahm sich vor, es nicht eher drucken zu lassen, bis Wieland oder Goethe den Entwurf eines Urteils gewürdigt hätten, und indem er hoffte, daß die Verschwörung des Fiesko von den an den Räubern haftenden Fehlern frei sein werde, sprach er zu Petersen das entschlossene und stolze Wort: „Meine Räuber mögen untergehen! Mein Fiesko soll bleiben [3])!“

Die erste Stockung in dieses neuflutende Leben brachte eine dem Dichter durch seine bürgerliche Stellung aufgezwungene Pflicht, und der nämliche Brief, in welchem Schiller Herrn von Dalberg in Kenntniß setzt, daß er den Fiesko in Angriff genommen habe, meldet mit einem Stoßseufzer auch den Abbruch der Arbeit. „Ich würde die Unwahrheit reden,“ schreibt Schiller (am 1. April), „wenn ich meine immer wachsende Neigung

---

[1]) Vgl. Abels handschriftliche Aufzeichnungen im Anhang des Buches.

[2]) Vgl. zu S. 288 des vorliegenden Buches noch das Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“, 1838, Nr. 25—27 (Bruchstück des Romans Heinrich Roller).

[3]) Diese Aeußerung überliefert Petersen im „Freimüthigen“, Jahrgang 1805, Nr. 221. Daß Schiller die Absicht hatte, das Manuscript an Wieland, vielleicht auch an Goethe zu senden, erwähnt Abel in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, freilich nicht ohne sich selbst zu widersprechen; seine Erinnerung war hier augenscheinlich eine verschwommene. Abel nennt in gleichem Zusammenhang auch Lessing; aber dieser war schon gestorben, bevor Schiller den Fiesko nur begonnen hatte. Vgl. den Anhang des Buches.

zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahres wenig Hoffnung, sie befriedigen zu können. Meine gegenwärtige Lage nöthiget mich den Gradum eines Doctors der Medicin in der hiesigen Karlsuniversität anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben und [in] das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrüßlichen Sprung in den Norden einer troknen terminologischen Kunst machen müßen, allein was seyn muß zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath."

Der fürstliche Stifter der Militärakademie hatte nicht lange zuvor die Krönung seines Gebäudes erlebt: aus der unter dem bescheidenen Namen einer Militärischen Pflanzschule gegründeten Erziehungs- und Bildungsanstalt war eine Universität erwachsen. Die günstigen Eindrücke, welche Kaiser Joseph II. persönlich gewonnen hatte, als er im April 1777 die Militärakademie besuchte, der rühmende Bericht des österreichischen Generals Graf Kinsky, der im Auftrag des Kaisers den Schlußprüfungen des Jahres 1777 beiwohnte, die nachdrücklichen Empfehlungen endlich, welche der mit einer würtembergischen Prinzessin vermählte russische Großfürst Paul sich in Wien angelegen sein ließ, machten das Oberhaupt des Reiches geneigt, die Sonne der Gnaden über der Stuttgarter Schule leuchten zu lassen und dem erzieherischen Eifer des Herzogs eine außerordentliche Genugthuung zu gewähren. Am 29. Dezember 1781 langte zu Stuttgart ein Kurier aus Wien an, worauf für den Abend Hof und Stadt zu einer Akademiefeier geladen und unter Pauken und Trompeten verkündigt wurde, daß Kaiser Joseph II. der herzoglichen Schule Rang und Rechte einer Universität verliehen habe. Herzog Karl selbst verlas das Diplom, dessen Inhalt die Anwesenden höchlich überraschte, da die Unterhandlungen mit dem Wiener Hof in aller Stille geführt worden waren [1]. Versagt blieb der Hohen Karlsschule aber,

---

[1]) Vgl. Deutsches Museum, Jahrgang 1782, I, S. 385 (Brief „aus

wie die amtliche Bezeichnung der neuen Universität genauer lautete, der „herzoglichen Karls Hohen Schule", nur eine theologische Fakultät. Die eigentlichen Festlichkeiten zur Einweihung versparte sich der Herzog auf seinen nächstfolgenden Geburtstag, den 11. Februar 1782, und er müßte nicht derjenige gewesen sein, als welchen wir ihn hinlänglich kennen, wenn er nicht aus dem Festtag eine Festwoche gemacht hätte, deren Prunk und Schall und Vergnüglichkeit das ganze Land in Erstaunen versetzen sollte. Die Gehirnfibern der Hofleute bekamen wieder einmal Arbeit, da nichts Geringeres auszusinnen und zu beobachten war als ein über sieben Tage sich erstreckendes und jegliche Kleinigkeit genau regelndes Festzeremoniell [1]); und man weiß in der That nicht, was ergötzlicher zu lesen ist, daß an der Gallatafel bei Hof ein Generallieutenant „das Lavoir", ein Generalmajor aber den Zucker zu „präsentiren" hatte oder daß Seine Durchlaucht „sich gnädigst in die Karlsakademie zu erheben geruhten", um dem Hofmedikus Plieninger, welcher eine Dissertation über die vorzüglichsten Ursachen des Deliriums verteidigte, höchstselbst zu opponiren. Gottesdienste, glänzende Auffahrten, eine Illumination, „Opera" und „Redoute en masque", akademische Reden, Deputationsempfänge, eine Hasenjagd, Doktorpromotionen und Ballettänze wechselten höchst sinnreicher Weise mit einander ab, und gegen das Ende hin bekam man ein Singspiel zu hören, welches den Titel trug „Die eingebildeten Philosophen".

Etwa zu meinen, daß von jetzt ab neuer Wein in die alten Schläuche gegossen, daß entsprechend der Rangerhöhung, welche der herzoglichen Schule widerfahren war, ein veredelter Geist der Erziehung aufgeboten werde, würde eitel Thorheit gewesen sein. Von der Unfähigkeit, mit welcher die leitenden Persönlichkeiten die neue Aufgabe angriffen, gibt uns eine aus dem Jahr 1782 stammende und dem Herzog vorgelegte Denkschrift des Intendanten von Seeger ein sprechendes Beispiel. Oberst

---

dem Wirtembergischen") und E. Vely, Herzog Karl von W. und Franziska von Hohenheim, S. 120.

[1]) Vgl. die Festordnung und Festbeschreibung bei Heinr. Wagner, Geschichte der H. Carlsschule, I, 504—515.

von Seeger setzt auseinander, daß auch die Hochschule Carolina einen militärischen Intendanten haben müsse, da sie nicht wie andere Universitäten nur den „Verstand" zu bilden, sondern auch für die Erziehung der ihr anvertrauten Jugend zu sorgen habe. Nun könne man zwar auch für letzteres Geschäft bürgerliche oder gelehrte Personen berufen; aber die Erfahrung zeige, daß „auf der Prüfungs-Waage" der bürgerl. oder gelehrten Personen die Schale ihrer „Erziehungs-Eigenschaften" eben so leicht sei als die Schale ihrer Unterrichtseigenschaften schwer. Es wird sogar höflichen Leuten eine gewisse Ueberwindung kosten, den mutigen Satz des Herrn Dionysius von Seeger nicht eine Dummheit zu nennen. Von welchem Gesichtspunkt aus der wohlmeinende Verfasser der Denkschrift die Sache ansah, wird zwar verständlich, wenn wir lesen, „die Genauigkeit der Ordnung, Reinigkeit u. dergl." könne nur durch militärische Erzieher erlangt werden; daß aber ein Mann von solchen Anschauungen als Vorstand der Hochschule Carolina auf dem richtigen Posten nicht war, wird gleichfalls sehr deutlich [1]. War eine Hebung der Schule in sittlicher Hinsicht nicht zu erwarten, so wurde auch die Hoffnung der Vorgesetzten, daß die Jugend von jetzt ab in noch größeren Schaaren herbeiströmen werde, getäuscht. Einen namhaft verstärkten Besuch schien man schon deßhalb sich versprechen zu dürfen, weil mit dem Jahre 1784 neben den gegen Kostgeld oder Revers in die Erziehungsanstalt aufgenommenen Zöglingen auch sogenannte „Stadtstudirende" zugelassen wurden, d. h. solche Studirende, welche in der Stadt wohnten und gegen Honorar an den Vorträgen teilnahmen; dennoch ging die Besuchsziffer nach 1782 empfindlich zurück, und während im Oktober 1782 die Zahl der Zöglinge, die Künstler und Tänzer miteingerechnet, 390 betrug, belief sie sich zu Ende des Jahres 1785 auf nicht mehr als 248. Diese Schülerziffer stand zu der dem zweiten Hundert sich nähernden Zahl der

[1]) Die Denkschrift ist gedruckt bei H. Wagner, Geschichte der H. C. Schule II, 325 ff.

Offiziere, Lehrer, Beamten und Aufseher in keinem Verhältniß [1]). Es sind aber nicht nur zufällige Umstände, welchen der Rückgang der Besuchsziffer zugeschrieben werden muß; vielmehr büßte die Schule in jenen Jahren an öffentlicher Achtung ein, und eben damals, als ihr die Gunst des Kaisers einen höheren Glanz gab, gewahrte die Mitwelt auch die Kehrseite der Medaille in greller Beleuchtung. Hierüber ist hier noch Einiges zu sagen.

Das von Boie zu Leipzig herausgegebene „Deutsche Museum", eine der tüchtigsten und angesehensten Monatsschriften der Zeit, beschäftigte sich in den Jahren 1781 und 1782 in mehreren Aufsätzen mit den Einrichtungen und Zuständen der Stuttgarter Militärakademie. Der eine dieser Aufsätze, veröffentlicht im November- bezw. Dezemberstück des Jahres 1781, eine so behutsame als freimütige Schilderung, stammt ohne Zweifel aus der Feder eines Fachmanns und genauen Kenners der fraglichen Verhältnisse und gehört zum Allerbesten, was die Federn der Zeitgenossen über die Schöpfung Herzog Karls geschrieben haben. Bei williger Anerkennung der Absichten des Fürsten, bei reichlichem Lob, welches den äußeren Einrichtungen und insbesondere der körperlichen oder „physischen" Erziehung der Jugend gezollt wird, verhehlt sich der Verfasser doch nicht, daß „das weitläufige Verzeichniß" der in den Unterrichtsplan aufgenommenen Wissenschaften und Künste über den Mangel an Methode nicht hinwegzutäuschen vermöge und daß die Militärakademie in dieser Hinsicht mehr auf glänzenden „Schein" als auf eine tüchtige Schulung der Geisteskräfte hinarbeite. Vorzüglich aber richtet sich der Tadel gegen die sittliche Erziehung, deren Beschaffenheit eher Heuchler als charakterfeste und jugendlich ungezwungene Menschen hervorbringe, und der Verfasser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er die Hauptfehler der Einrichtungen darin findet, daß die Lehrer in Sachen der Erziehung an letzter Stelle das Wort hätten und die Beaufsichtigung und Beurteilung des sittlichen

---

[1]) Vgl. zu den Ziffern Deutsches Museum, Jahrgang 1782, II, S. 561 ff., H. Wagner, Geschichte der H. C. Schule I, 94 ff. und Haugs Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben I, S. 114 ff.

Verhaltens der Zöglinge zumeist untergeordneten Militärpersonen, Korporalen, überlassen sei. Der nahezu zwei Druckbogen starke, durchaus sachlich und würdig gehaltene Aufsatz schließt mit der Versicherung, daß nur der reine Wunsch, Verbesserungen herbeizuführen und also Nutzen zu stiften, die vorhandenen Mängel aufgedeckt habe. Zu ähnlichen Bedenken hinsichtlich der an der Militärakademie gehandhabten Erziehung war auch ein von anderer Seite eingesandter Aufsatz gelangt, welchen das „Deutsche Museum" bereits im Mai 1781 veröffentlicht hatte. Weit weniger glimpflich als diese beiden Kritiker verfuhr ein dritter, dessen Aufsatz „Eine Szene aus der Militärakademie zu Stuttgard, vom November 1781" im Aprilstück des Deutschen Museums vom Jahr 1782 erschien. Hier war ein einzelner Vorgang aufgegriffen, der auf die Einrichtungen der Anstalt das denkbar ungünstigste Licht warf. Der Fall liegt zu verwickelt, als daß er hier vollständig wiedererzählt werden könnte; nur das Wesentliche mag angeführt sein. Im November 1781 behauptete einer der Bedienten der Militärakademie, daß ihm vierzehn Gulden abhanden gekommen seien; der Verdacht des Diebstahls fiel auf den Zögling v. M., welchen man eben damals im Besitz eines Kuchens betroffen hatte. v. M. beteuerte seine Unschuld, bekannte jedoch, daß er auf eine die Hausordnung allerdings verschmitzt umgehende Weise von einem früheren Kameraden sich ein paar Gulden verschafft und durch einen Bedienten sich den Kuchen habe kaufen lassen. Die Vorgesetzten, welche nicht bedachten, daß jugendliche List und eine entehrende Handlung zweierlei Dinge seien, beharrten auf ihrer Beschuldigung; v. M. wurde eingesperrt, in Anwesenheit des ersten Vorgesetzten des Kavalierkorps, des Majors v. A. (Alberti) von einem Korporal mit rohen Worten beschimpft, mit Stockschlägen bedroht; man entkleidete ihn, durchsuchte alle seine Habseligkeiten und als sich schließlich ein Päckchen Tabak vorfand, gewann der Verdacht eine neue Stütze. Indessen vermochte der Zögling auch jetzt über den an jenem Bedienten angeblich verübten Diebstahl nichts auszusagen, und Major v. A., um das erwartete Geständniß zu erlangen, verfiel nunmehr auf ein häßliches Mittel. Er schlug gegen den

in strengstem Gewahrsam gehaltenen Zögling den Ton des wohlwollenden Ratgebers, des Freundes, des Vaters an und versicherte ihm wiederholt „auf Ehrenwort", auf „Offiziersparole", daß die Namen aller in den Handel verwickelten Personen sowohl dem Herzog als dem Intendanten verschwiegen bleiben sollten, wenn v. M. den Hergang mit allen Einzelheiten zu Papier bringe. Der Zögling, in schmerzlichster Sorge um den Verlust seines guten Namens und vertrauend auf die bindenden Versicherungen, welche man ihm gegeben hatte, schrieb am Ende den ihm bewußten Sachverhalt vollständig nieder und nannte hiebei sowohl den Namen des Bedienten, der ihm das Geld für den Kuchen überbracht als den Namen seines Freundes St., der ihm den Tabak verschafft hatte. Major v. A. sah sich kaum im Besitz des gewünschten Papiers, als er es sogleich dem Intendanten überbrachte. Der Zögling St. wurde in Arrest gesetzt, der Bediente mit dreißig Prügeln bestraft und aus der Akademie gejagt; der Zögling v. M. mußte die Verachtung seiner Kameraden über sich ergehen lassen und als er eine Vorstellung an den Herzog übergeben wollte, verweigerte dieser die Annahme.

Also ungefähr der Bericht, welchen, nicht geringes Aufsehen hervorrufend, das „Deutsche Museum" veröffentlichte. Nun erhob zwar die vorgesetzte Behörde der Hohen Karlsschule gegen diese Darstellung Einsprache: in einer vom Intendanten, dem Prorektor Heyd, dem Kanzler Le Bret und den Fakultätsdekanen unterzeichneten Eingabe an den Herzog wurde der fragliche Aufsatz als ein verleumderisches und beleidigendes Pasquill erklärt und zugleich um Schutz gegen die seit einiger Zeit im „Deutschen Museum" „wider Höchst Dero Herzogliche Carls-Akademie" erschienenen Artikel gebeten. Der Geschichtsschreiber der Hohen Karlsschule, Heinr. Wagner, bemerkt jedoch mit Recht, daß die Eingabe das wirkliche „Faktum" anzugeben versäumt hat, und wenn auch in Folge herzoglicher Ordre vom 29. April 1782 in einem Geheimen Rats-Schreiben vom 21. Mai an den chursächsischen Hof das Ersuchen gestellt wurde, daß in Sachen der „Hohen Karlsschule" gegen das „Deutsche Museum" freundnachbarlich-gefällig scharfe Zensur geübt werden möge, so war es für

die erzieherische Weisheit, auf welche der Intendant und seine Offiziere sich soviel zu gut thaten, doch keineswegs schmeichelhaft, daß eine herzogliche Ordre vom 10. Nov. 1782 mit den Worten schloß: „Es bleibt mir übrigens immer der Wunsch übrig, daß viele Offiziers, bei so vielen witzigen, gescheiden, zum Theil erwachsenen jungen Leuten mehr Prudenz anwendeten und alle ihre Worte vorher auf die Waagschale legten."

Blühten dem durchlauchtigen Rector magnificentissimus auf dem Felde der Pädagogik wenig Lorbeern, so war er um so eifriger bedacht, daß die Hohe Karlsschule von ihren akademischen Privilegien Gebrauch mache und so den ihr verliehenen Charakter einer Universität „vor den Augen der Welt" zur Geltung bringe [1]). Das kaiserliche Diplom hatte der Hohen Karlsschule das Recht eingeräumt, „gleich andern im Römischen Reich befindlichen: von Kaisern bestättigten Universitäten und Akademien" die an ihr Studirenden „zur Baccalaureats-, Licentiats-, Magister- oder Doktors-Würde" feierlich zu befördern, und Herzog Karl wünschte, daß möglichst viele seiner Zöglinge sich dieser Ehre würdig erweisen sollten. Wir kennen die Spöttereien, mit welchen Schillers Anthologie die Doktorpromotionen der Karlsschule begleitete; mochte Hoven in launiger Stunde sich an ihnen einmal beteiligen, so war er doch viel zu sehr Praktikus, um die neue Einrichtung nicht zu seinem Vorteil zu finden. Mit Vergnügen reichte er nunmehr seine anfänglich für die Landesuniversität Tübingen bestimmte Inauguraldissertation in Stuttgart ein und meldete sich bei seinem „Lehrer und Freund Consbruch" [2]) als Doktorand. Aber was der „Taube" — um auf ein Goethesches Gedicht hier anzuspielen — sehr gelegen war, paßte dem „Adlersjüngling" nicht in die Pläne. Für Schiller war die Erwerbung des Doktorhutes im Augenblick eine leere Förmlichkeit; und wenn er auch um seines ärztlichen Berufes willen früher oder später zu promoviren genötigt war, so war ihm doch gerade jetzt die unvermeidliche Rücksichtnahme auf den Wunsch des Herzogs höchlich

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 46.
[2]) Hoven, Selbstbiographie, S. 70.

zuwider. Denn sie unterbrach ihm die in den besten Fluß geratene Arbeit an der „Verschwörung des Fiesko".

Wir wissen nicht, welches Thema Schiller für seine medizinische Doktorsdissertation gewählt hat und wir hören auch nichts von ihrer Vollendung. Wie es scheint, blieb sie in den Anfängen stecken; der Dichter vermied es nicht, durch seine litterarischen Angelegenheiten sich von ihr ablenken zu lassen und der Gang der Ereignisse überhob ihn schließlich der Pflicht der Ausführung. Das „Dr.", welches Schiller in Briefen der Stuttgarter Zeit seiner Namensunterschrift öfters beisetzt, war eine sorglose Aneignung des Titels, mit welchem das Publikum den Regimentsmedikus in Kürze zu bezeichnen pflegte.

Zu Ostern 1782 — das Osterfest dieses Jahres fiel auf den 31. März — erschien das erste Stück des „Wirtembergischen Repertoriums der Litteratur", einer Vierteljahrsschrift, welche „auf Kosten der Herausgeber" zu Stuttgart gedruckt wurde. Die Herausgeber nennen sich nicht, aber Streicher und Abels handschriftlicher Aufsatz bezeugen, daß Schiller mit einigen Freunden zu diesem Unternehmen sich verbunden hatte, und Karoline von Wolzogen nennt als die Mitherausgeber den Professor Abel und den Unterbibliothekar Petersen. Schiller selbst erwähnt in einem Brief an Reinwald vom 14. Febr. 1783, er sei gegen den vorigen Herbst hin mit seinem Repertorium in den „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" rezensirt worden. Daß das erste Stück zu Ostern 1782 erschien, hat Julius W. Braun durch Wiederabdruck einer der Berliner „Litteratur- und Theaterzeitung" vom 25. Januar 1783 entnommenen Notiz ans Licht gebracht.

Das „Wirtembergische Repertorium der Litteratur" nimmt in der postenreichen Geschichte der Schillerschen Journalistik eine ungleich ansehnlichere Stellung ein als die ein Jahr zuvor von ihm geleiteten „Mäntlerschen Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen". Diesmal wollte der junge Schiller augenscheinlich sich ein Organ schaffen, mittelst dessen er seine kunstkritischen Ansichten an den Mann bringen, in die zeitgenössische litterarische Bewegung eingreifen, auch je nach Umständen unbe-

hinderte Polemik üben konnte; zugleich sollte das neue Unternehmen zeigen, daß man eine litterarische Zeitschrift interessanter, geschmackvoller und gemeinnütziger zu redigiren vermöge als es bislang in Würtemberg geschehen war. Der „Vorbericht" nennt als die Hauptabsicht der Herausgeber „Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moralischen Gesinnungen". Die Gegenstände der Abhandlungen sollten der Philosophie, Aesthetik und Geschichte entnommen sein. Im Felde der Philosophie werde man vorzüglich solche Betrachtungen liefern, welche „einen nahen Einfluß auf das System unserer Denkart und also auf die Gründung des Karakters haben". In der Regel solle ein Stück die „kurze Lebensgeschichte eines merkwürdigen Wirtembergers" bringen, „wobei man immer mehr Rücksicht auf bürgerliche als gelehrte Verdienste nehmen wird". „Dinge, nicht allgemein interessant, abgedroschene Meinungen, fakultätische Aufsäze und dergl. werden wir zum Vortheil des Publikums nie, ungeachtet der Weise unserer ungezählten Brüder und Vorgänger, in dieser Sammlung aufnehmen".

Ohne Zweifel hatten die Herausgeber die Geschäfte in der Art geteilt, daß Abel vorzüglich das philosophische, Petersen das geschichtliche, Schiller das ästhetische Gebiet bebauen sollte. Schillers Feder wird deßhalb gerade in demjenigen Abschnitt des Vorberichtes zu suchen sein, welcher von der ästhetischen Kritik handelt. „In den Beurtheilungen," heißt es hier, „werden wir immer mehr die Fehler rügen als die Schönheiten preisen, und das aus dem besten Vorsaz. Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nuzbarkeit und innere Fürtrefflichkeit seines Werkes, als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unsern Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche stoßen sollten. Wenn übrigens einige Herren mit unserm Urtheil unzufrieden seyn sollten, so stehet ihnen zu ihrer Rechtfertigung unsre Schrift offen." Wie man sieht, war die Absicht vortrefflich: scharfe, auf Grundsätzen beruhende Kritik, aber um des litterarischen Anstandes willen für den Angegriffenen auch die Möglichkeit der Verteidigung. Uebermäßige Gelindheit gegenüber den Genossen

von der Feder stellte schon das dem kritischen Teile des ersten Stückes vorangestellte Motto „Hinc exaudiri gemitus ac saeva sonare verbera" nicht in Aussicht.

Der Druck des Repertoriums ist gut, das Format Groß-oktav; der Umfang eines Stückes oder Heftes betrug durch-schnittlich 12½ Bogen. Die Namen der Verfasser verbergen nahezu sämmtliche Aufsätze hinter Buchstaben. Schiller hat in die Sammlung seiner Werke keinen der von ihm gelieferten Beiträge wiederaufgenommen; Körner nahm drei, den Aufsatz „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater", den „Spaziergang unter den Linden" und „Eine großmüthige Handlung" in die Schillerschen Werke auf. Andere Nummern sind durch Form wie Inhalt als Schillers Eigentum gekennzeichnet, und einige, allerdings ungenaue oder doch unvollständige Aufschlüsse über die Namen der Mitarbeiter hat uns Petersen hinterlassen, der in Nr. 221 des Berliner „Freimütigen" vom Jahr 1805, wie in Nr. 267 des Stuttgarter „Morgenblattes" vom Jahr 1809 des Repertoriums erwähnt und in ein zur Zeit der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart angehörendes Exemplar der Zeitschrift einer größeren Anzahl von Beiträgen die Namen der Verfasser beigeschrieben hat [1]). Demnach waren die Buchstaben, mit denen Schiller zeichnete: U., K., K . . . . r, Gz., H, 33 und Schstn.

Das erste Stück des „Wirtembergischen Repertoriums" brachte aus Schillers Feder 11 oder 12 Beiträge. Von der „Abhandlung über die Räuber" nebst dem „Anhang über die Vorstellung der Räuber" ist schon an früherer Stelle die Rede gewesen; desgleichen von Schillers Anzeige des Stäudlinschen Musenalmanachs auf das Jahr 1782, von der Selbstanzeige seiner Anthologie und der von Schiller zum Mindesten überarbeiteten Anzeige der Vermischten Poetischen Stücke Stäudlins. Die übrigen Beiträge Schillers sind betitelt: „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater. 1782"; „Der Spaziergang unter den Linden. 1782";

---

[1]) Vgl. Goedeke, historisch-kritische Schillerausgabe I, S. 338—339.

„Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden"; „Nanine, oder das besiegte Vorurtheil. Aus dem Französischen des Hrn. von Voltaire von Pffr."; „Kasualgedichte eines Wirtembergers"; „Vermischte teutsche und französische Poesieen von *"; „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben".

Der Aufsatz „Ueber das gegenwärtige teutsche Theater" ist, um einen Ausdruck unserer Zeit zu gebrauchen, in der Art eines Feuilletons gehalten; er ist interessant, lebhaft und geistreich, leichtgeschürzt und doch voll Gehalt, anscheinend Gelegenheitsgeplauder und doch von wohldurchdachtem Plan, sehr gut geschrieben: so zeigt er Schiller als einen Meister der Gattung. Für Schillers Kunstansichten ist er von solcher Bedeutung, daß des Näheren auf ihn einzugehen geboten sein wird. Die Betrachtung geht davon aus, daß das Jahrzehnt beinahe in allen Provinzen des Vaterlands dem Drama einen höheren Schwung gegeben habe und überläßt sich zunächst dem Zweifel, ob die Liebhaberei, auf der Bühne in einen Spiegel des Lebens zu schauen, den moralischen Charakter der Zuschauer in der That verändere, verbessere: „So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartüffes ihre Masken, so viele Falstaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eselohr, und beklatscht den wizigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewußt hat . . . Wenn der teufelische Makbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinschauerndem Auge, aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat — Welchem Zuschauer lauffen nicht eißkalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Makbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gifte büsset? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig sich so tragisch übereilte?... Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sün-

ders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat — welcher Fürst gibt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. — Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg. — Ja glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahinsinkt, so voll Delikatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunde entzündet, und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Koulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird." So lange das Schauspiel zum Zeitvertreib besucht werde, so lange das Publikum für die Bühne nicht gebildet sei, werde die Bühne schwerlich das Publikum bilden. Indessen, wirft Schiller ein, dürfe man dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Zwei äußerste Gegensätze, zwischen welchen Wahrheit und Natur in der Mitte lägen, seien gegenwärtig Mode im Drama, der französische und der britisch-deutsche Geschmack. „Die Menschen des Peter Korneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung ... Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten ... Zu Paris liebt man die glatten, zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und schneidet die Spuren des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisin zu schonen." Dagegen in England und Deutschland, „(doch auch hier nicht bälder, als bis Göthe die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte)" mache die mutwillige Phantasie glühender Poeten die Natur zum Ungeheuer und vergrößere „ihre Finnen und Leberflekken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Wizes"; der Teutsche mute sich gleich dem starkherzigen Briten kühne Dosen zu, Helden, welche „gleich einem Goliath auf alten Tapeten" grob und gigantisch, für die Entfernung gemalt seien. Zu einer guten Kopie der Natur gehöre aber beides, „eine edelmütige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen," und zugleich „eine schüchterne Blödigkeit, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken

erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern". Nun folgt ein geistvoller Gedanke, welcher nicht nur als dramaturgische Regel bedeutsam ist, sondern auch philosophisch in einer Theodicee Verwertung finden könnte. „Wir Menschen," bemerkt Schiller, „stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem grossen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilt auf diesem Flügel, und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines besseren Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen, und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male auch für Ameisenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Grossen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt seyn will. — Bei der getreuesten Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt."

Nachdem im Bisherigen Schiller, um die verminderten praktischen Wirkungen der Bühne zu erklären, das Publikum wie den Dichter zur Rechenschaft gezogen hat, beschäftigt er sich nunmehr mit dem Dritten der Beteiligten, dem Schauspieler. Auch hier überrascht die merkwürdige Reife des Urteils, die Weisheit auf dem Munde des Einundzwanzigjährigen, der seine eigenen Beobachtungen durch ein sorgfältiges Studium der Hamburgischen Dramaturgie bereichert hat. Der Schauspieler, lesen wir, muß sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben, er muß aber auch wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, um auf den Geschmack der letzteren Rücksicht zu nehmen und die Natur zu mäßigen. „Zehnmal finde ich das erste dem zweiten aufgeopfert,

und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht beydes ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieses, zum Vortheil jenes, verstossen.“ . . . „Der Schauspieler befindet sich einigermassen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen beyden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der letztere bei einer anscheinenden völligen Abwesenheit des Bewußtseyns, in der Grabesruhe der aussern Sinne, auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die grössesten Geistesgegenwart des wachenden auffodern würde — kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern, kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine Sinnesdämmerung, eine superfizielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Falle so zügellos über seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmte? . . . Sollte . . . bei der grössesten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion der Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben so leicht an dem Ueberspannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht.“ Die Vergleichung des Schauspielers und des Nachtwandlers und die Art, wie sie durchgeführt wird, erinnert uns wieder, daß der Verfasser dieses Aufsatzes auch in medizinischen und physiologischen Dingen ein Wort mit zu reden im Stande war. Das Bild des Nachtwandlers findet auch weiterhin noch Verwendung: Schiller spricht von der Niederlage, welche der Schauspieler zu gewärtigen hat, wenn er „das künstliche Traumbild“ seiner eigenen Illusion durch wache Beobachtung der wirklichen Umgebung zerstört, er gedenkt eines Darstellers des Romeo, welchen der Gedanke „man beobachtet mich!“ mitten aus der leidenschaftlichsten Entzückung warf, nicht anders, als hätte ein warnender Zuruf den auf jäher Dachspitze gehenden Nachtwandler schwindeln gemacht und in den Abgrund geschleudert. Die Rüge, daß die

Mehrzahl der Schauspieler in handwerksmäßiger Gewöhnung für bestimmte Gemütsbewegungen bestimmte Gestikulationen in Anwendung bringe, schließt sich an, und unter Bezugnahme auf eine Aeußerung Lessings wird die Frage gestreift, ob nicht unter Umständen eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber mehr gewinne, als durch einen berufsmäßigen Spieler.

Hat so der Gang der Betrachtung auf eine Reihe von Schäden geführt, welche zusammenwirkend den erzieherischen Wert der Bühne beeinträchtigen, so findet der Dichter am Schlusse doch zu Gunsten einer Anstalt, welcher seine eigene Liebe gehört, den versöhnenden Ausgleich. Er tröstet sich und das Theater mit dem Hinweis, daß auch die „Schwestern der Kunst, Moral und Religion, vor der Befleckung durch den blöden Haufen nicht gesichert sind, und entläßt den Leser mit den vorzüglich schönen und erhabenen Worten: „Verdienst genug wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet; — Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplaz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach."

Der nächstfolgende Aufsatz Schillers ist „Der Spaziergang unter den Linden". Zwei Freunde, Wollmar und Edwin, ergehen sich in einem Gespräch, welches die Frage nach dem Werte des Lebens zum Inhalt hat; Edwin vertritt die optimistische, Wollmar die pessimistische Weltanschauung; beide überlassen sich einer schweifenden Einbildungskraft, um ihre Ansichten zu begründen. Was Wollmar vorbringt, ist zunächst ein Nachhall der Betrachtungen, unter denen Hamlet in der Kirchhofsszene mit den Schädeln spielt; der Vorstellung, daß der Staub des großen Alexander jetzt vielleicht ein Spundloch verstopfe oder daß im Kreislauf der Materie ein Atom von Platons Gehirn jetzt in einem gehenkten Gaudieb den Raben zum Fraß diene, begegnet Edwin nicht ohne rednerisches Glück, indem er auf den Gedankenzug des Freundes scherzhaft eingehend dem

Wandern des Stoffes eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein Verharren in gleichartiger Bestimmung zuschreibt: „Hören Sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem bulenden Zephyr ein Atome Anakreons?“ Eine strengere Widerlegung der Denkweise Wollmars ist damit weder gewollt noch bewirkt; aber die Möglichkeit, daß im ewigen Kreislauf der Materie, der chemischen Mischungen ein „Atom“ den Weg finde von Platon zu einem Gaukler, ist ja in der That kein so großes Unglück, da eben der Staub Platons nicht Platon ist; und indem diese Wanderungen des Stoffes dem unendlichen Spiele des Zufalls anheimgegeben sind, so kann, eben durch Zufall, die gewissermaßen analoge und unserer Phantasie angenehme Stoffverwertung so gut einmal stattfinden, als die barocke und uns widerwärtige. In der Fortsetzung des Gespräches verliert sich Wollmar in eine Schilderung des vergeblichen Sichabmühens der Menschheit um Glück und Lust, um Wahrheit und Weisheit; sein letzter Schluß ist auch hier: Alles ist eitel, Posse, trügerische Illusion; überall lauert Tod und Verwesung. Der Einwurf Edwins, der Schöpfer sei schon gerechtfertigt, wenn das Geschöpf, der Mensch, mit ihm zu rechten die Fähigkeit habe, seine Frage, ob man den Maitag nicht genießen solle, weil möglicherweise ein Gewitter ihn verfinstere, ob man das Veilchen verachten dürfe, wenn man die Rose nicht verlangen kann — enthalten treffliche Argumente gegen den Pessimismus. Das Gespräch findet einen plötzlichen Abschluß: „Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit seyn“ — ruft Edwin dem Freunde zu — „Er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum erstenmal.“ Wollmar erwiedert, „heftig davon gehend“: „Junger Mensch! Unter dieser Linde hab ich meine Laura verloren.“ Mit diesem Trumf bleibt Wollmar scheinbar der Sieger: aber in Wahrheit wird angedeutet, daß Wollmars Lebensansicht weniger in philosophischer Erkenntniß als in persönlichen Schicksalen ihre Quelle hat, daß

sein Raisonnement nicht so sehr logisch als vielmehr pathologisch ist; Edwin ist der jugendlich Gesunde, Wollmar der Kranke und ihr Gespräch ein Gemälde entgegengesetzter Stimmungen. Wie es scheint, haben Betrachtungen dieser Art Schiller damals anhaltender beschäftigt; „Fortsezungen" werden in Aussicht gestellt. Der Spaziergang unter den Linden ist sehr anziehend geschrieben, die Sprache lebhaft und kraftvoll, an Bildern überreich; einzelne Vorstellungen erinnern an den Dichter der Räuber und der Anthologie, und nicht mit Unrecht ist auf ein Anklingen verwandter Stimmung in Werthers Brief vom 18. August verwiesen worden [1]).

Das „Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden. Nach einer halbstündigen Bekanntschaft" ist der Abdruck des Briefes eines Augustinerpaters, welcher dem Empfänger ein Amulet übersendet und zum Gebrauch empfiehlt. Der Brief hat das Datum: „G. den 6 Junji 1781" und die Unterschrift: „Pater Spl. Agtiner". In einem Zusatz wird erzählt, der nämliche Pater habe dem Reisenden ein Stück Wachs geschenkt, welches den Beteuerungen des Gebers zufolge „die Wunderkraft hatte, daß, sobald man das Eck des Fensters damit bestriche, der Teufel mit seinem ganzen Troß sichtbar hinaus fahren müsse". Der in der Orthographie eines Abc-Schützen verfaßte Brief wie der Köhlerglaube des Paters sind dem Repertorium ein lustiger „Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhistorie". Nach Petersens Zeugniß ist der Reisende, somit derjenige, welcher den Brief abdrucken ließ, Schiller, G. ist Gmünd; der Name des Briefschreibers: Spiegel. Die flüchtige Bekanntschaft scheint stattgefunden zu haben, als Schiller mit seiner Schwester den Besuch in Lorch machte [2]) und dieser Ausflug fiele dem Zeugniß des Briefes gemäß etwa in den Mai 1781.

Die von Ferdinand Friedr. Pfeiffer verfaßte und bei Mäntler in Stuttgart 1781 gedruckte Uebersetzung der Voltaire-

---

[1]) Durch Boxberger in Jahns Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Band 100, S. 170.

[2]) Vgl. S. 68 des vorliegenden Buches.

schen Komödie „Nanine oder das besiegte Vorurtheil" wird von Schiller mit acht Zeilen angezeigt, welche mehr gegen die litteraturgeschichtlichen Ausführungen der Vorrede als gegen die Uebersetzung selbst sich zu richten scheinen; immerhin ist der Satz, der Uebersetzer finde sich als Kameralist verpflichtet, den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen, grob genug. Von Pfeiffers Persönlichkeit ist schon die Rede gewesen [1]).

Eine weniger flüchtige Besprechung widmet Schiller den „Kasualgedichten eines Wirtembergers", welche der Gomaringer Pfarrer Mr. Johann Ulrich Schwindrazheim 1782 bei Mezler zu Stuttgart erscheinen ließ. Ueber das Leben und die Persönlichkeit Schwindrazheims sind wir in jüngster Zeit genauer unterrichtet worden, nachdem ich darauf hingewiesen hatte, daß er an der lateinischen Schule zu Ludwigsburg einer der Lehrer Schillers war [2]). Er war geboren 1737 zu Neuenbürg und hatte 1767 die Pfarre zu Thumlingen im Schwarzwald erhalten. Hier verfaßte er seine „Tristia Thumlingensia", ein Klagelied aus Thumlingen, dessen elegante lateinische Distichen das Stuttgarter Konsistorium zu baldiger Versetzung ihres Urhebers bestimmen sollten. Denn Johann Schwindrazheim schwärmte nicht wie Hölty oder Thill für das Landleben und fand seinen Aufenthalt in dem ärmlichen und abgelegenen Pfarrdorf um so weniger idyllisch, da ihn ein längerer Verkehr auf dem Schlosse der flotten

---

[1]) Vgl. S. 510 ebendaselbst.

[2]) Vgl. die Vorrede des Buches, S. XI und meinen Artikel in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 13. Okt. 1889, sowie den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches. Schillers Lehrer an der ersten oder untersten Klasse der lateinischen Schule zu Ludwigsburg war Präzeptor Abraham Elsäßer; in der zweiten Klasse M. Philipp Christian Honold; in der dritten Klasse Oberpräzeptor M. Johann Friedrich Jahn und (1771) dessen Nachfolger Oberpräzeptor M. Philipp Heinrich Winter; in der vierten oder obersten Klasse Johann Schwindrazheim. Ueber Schwindrazheims Lebenslauf hat sein Enkel, der Zeichner am Strom- und Hafenbau zu Hamburg, August Ferd. Schwindrazheim, sorgfältige Erhebungen angestellt, während Pfarrer G. Bossert, der Veröffentlicher der Tristia Thumlingensia Schwindrazheims, uns in der Zeitschrift „Alemannia", Jahrgang 1886, das Lebensbild des Mannes entwarf.

Herrn von Bouwinghausen verwöhnt hatte. Seine Tristien hatten den gewünschten Erfolg; Schwindrazheim wurde als „Professor der höhern Klaß“ an die lateinische Schule zu Ludwigsburg berufen. Dieses Amt bekleidete er vom Mai 1768 bis zum März 1775, in welchem Jahr ihm die Pfarrei Gomaringen übertragen wurde. Er verfaßte außer den „Kasualgedichten“ noch Familiengedichte und starb zu Gomaringen 1813. Schwindrazheims poetische Ader war eine bescheidene; er verfällt öfters in platte Gelegenheitsreimerei, verrät aber Talent zum Komischen und eine gewandte Feder. Vermutlich war er in Ludwigsburg derjenige Lehrer, durch dessen Unterricht eine dichterisch angelegte Natur am ehesten gefördert werden konnte, und manches Karmen des Quartaners mag unter der Leitung des in lateinischer Metrik und Phraseologie sattelfesten Mannes verfaßt oder ausgefeilt worden sein. Schiller scheint ihn in freundlichem Andenken behalten zu haben; er rezensirt Schwindrazheims „Kasualgedichte“, d. h. bei pfarramtlichen Erlebnissen, wie Hochzeiten, Leichen u. s. w. entstandene Gedichte sehr warm, ohne sich blinder Lobeserhebung schuldig zu machen. So rühmt er den harmonischen Fluß der Verse, den Witz und die lebhafte Phantasie des Verfassers, vergißt aber nicht zu sagen, daß man auch auf prosaische Stellen stoße. Er beklagt es, daß Schwindrazheim sein Talent an so unfruchtbare Stoffe verschwendet habe, setzt aber hinzu: „mehr Kasualgedichte von diesem Werth könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen“. Daß der Verfasser am Studium der Alten seinen Geschmack gebildet hat, auf das Lesen der Neueren aber wenig Zeit verwende, wird nicht unerwähnt gelassen; Schiller setzt hinzu: „Ob er daran recht oder unrecht thue, entscheid' ich nicht. — Doch das ist gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Hr. Vorgänger in dieser Bibliothek — — auf dem alten.“ Der Vorgänger, auf welchen Schiller mutwilligen Humors hier anspielt, ist nach Goedekes Auffassung Stäudlin oder Pfeiffer; man könnte auch an Petersen denken, da die der Besprechung Schwindrazheims zunächst voranstehende Rezension einer ins Poetische einschlagenden Arbeit sich

mit Petersens Neuverdeutschung der Gedichte Ossians befaßt; wahrscheinlich ist aber Lyriker mit Lyriker verglichen und somit Stäudlin gemeint. Der Ausdruck „Bibliothek" bezieht sich darauf, daß der im engeren Sinn kritische Teil des „Repertoriums" als „Wirtembergische Bibliothek" bezeichnet war. Am Schlusse entschlüpft dem Rezensenten ein patriotisch-würtembergischer Seufzer, in einer Tonart, welche die Leser dieses Buches schon kennen: „Warum unterdrücken unsere bessern Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht — Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage?"

Sehr launig und munter abgefaßt ist Schillers Rezension über die poetischen Versuche eines Andern, über die zweite Auflage der „Vermischten teutschen und französischen Poesien" des Joh. Christoph Schwab, der als Professor an der Militärakademie gleichfalls Schillers Lehrer war. Sie werden als Versmacherei eines Autors geschildert, dessen Beruf die Wissenschaft, nicht die Dichtkunst sei. Schiller vermißt nicht gerade Empfindung oder Gedanken, wohl aber Originalität, Neuheit, Neuheit, welche man doch zum mindesten in der Form erwarte. „Ich meyne das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden." Man kann den Dilettantismus nicht treffender zeichnen. Schwabs Gedichte an seine Daphne, fährt Schiller fort, sind voll herzlicher süßer Empfindung; freilich werde das Publikum das große Interesse dafür nicht haben, welches „die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbei läßt anzumerken". Im Folgenden macht Schiller eine Aeußerung, welche gerade heute wieder recht zeitgemäß geworden ist: „gute französische Poesien wird kein Teutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handvesten Patrioten seyn, der den Geschmack seines Vaterlands mit dem Dreschprügel rettet." Das dürfte für diejenigen unter uns, welche den deutschen Künstlern die Beschickung der Pariser Ausstellung verwehren wollten, fast nützlich zu lesen sein. Die

Rezension zeigt schließlich an ein paar Beispielen, wie plump und nüchtern das Deutsch ist, mit welchem Schwab französische Verse wiederzugeben versuchte, und hier fällt nebenbei die Bemerkung: „Es ist wahr, er kann sein französisch so ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen?).“ Das ist nun ein Nadelstich, welcher um der Sache willen nicht gerade nötig war, ein Ueberschuß von Spottlust; aber noch weniger machte es dieser oder ein anderer Satz der Rezension nötig, daß der Sohn Johann Christoph Schwabs, der Dichter Gustav Schwab über Schillers Kritik völlig aus dem Häuschen geriet. Schwab [1]) schiebt dem Rezensenten in die Schuhe, er habe das Repertorium dazu benutzt, um „litterarische Feindschaft“ zu stiften und „einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmütige Weise zu verletzen“. Für das Hämische war in Schillers Seele kein Raum, und der „Ungutmütige“ ist in diesem Falle Niemand anders als der Schillerbiograph Gustav Schwab, der mit einem „vielleicht“, für welches er jeden Beweis schuldig bleibt, Schillers Kritik als den Ausfluß persönlicher Rache verdächtigt. Dergleichen Dinge beweist man oder man schweigt. Der Vorwurf ist aber um so eitler, da Schillers Repertorium nur wenige Seiten nach der Besprechung der Schwabschen „Poesien“ einer philosophischen Schrift des nämlichen Autors Anerkennung spendet.

Auf die Anzeige der „Vermischten teutschen und französischen Poesien“ Schwabs folgt unter der Ueberschrift „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782“ ein Ausfall auf Balthasar Haug, bestehend in den versartig abgesetzten Zeilen:

„Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören.“

„Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ nannte sich seit 1781 die unter dem Namen „Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten“ 1774 begonnene, als „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“ von 1775—1780 fortgesetzte

[1]) Schiller's Leben, Stuttgart, 1840, S. 111.

Monatsschrift Balthasar Haugs. Manchem mag auffallen, daß Schiller, welchem doch Haugs „Magazin“ zu den ersten litterarischen Sporen verholfen hatte, den „Zustand“ nicht ungerupft ließ, und W. Fielitz, nicht abgeneigt, dem Repertorium „Bissigkeit“ zuzuerkennen, knüpft an jene Zeilen die Frage: „Soll das ein flacher oder ein scharfer Hieb sein[1])?“ Mir scheint, es fehlt weder die Schärfe noch eine Zugabe von Bonhommie, und die Verbindung beider geschieht mit Grazie. Die vorliegende Biographie hat die Verdienste, welche Haug um seiner Zeitschriften willen beanspruchen darf, an mehreren Orten ans Licht gestellt, und Jeder, der in der litterarischen und Gelehrtengeschichte Würtembergs sich umzusehen hat, wird jene 8 Bände in gewisser Hinsicht als eine Fundgrube gelten lassen; aber der Gesammteindruck, welchen sie hinterlassen, ist doch der, daß in ihnen viel Stoff und wenig Geist zu Papier gebracht sei. Das kritische Urteil, soweit bei der Aengstlichkeit oder Vorsicht des Herausgebers und der meisten Mitarbeiter ein solches überhaupt sich hervorwagt, geht in einem Wuste angesammelten geschichtlichen und bibliographischen Materials fast verloren. Haug schätzte Klopstock und Wieland; aber von Lessings befreiendem und auf die reinere Erkenntniß des Dichterischen schürfendem Geist ist bei ihm noch kaum ein Anhauch zu spüren. Sulzer gilt ihm als der Gesetzgeber des Geschmacks, die Dichtkunst „als ein höherer Grad der Redekunst“; es gehört aber mehr dazu, meinte er, eine gute Rede als eine gute Ode zu machen[2]). Diesem Standpunkt fehlt noch jede Ahnung vom Wesen und von der Aufgabe der Kunst. Theologische Interessen behaupten das Uebergewicht, und so eifrig Haug bedacht war, den Geschmack seiner Landsleute zu wecken und ihnen für litterarische Bestrebungen Teilnahme einzuflößen, so verrät er sich selbst doch gelegentlich als den eingefleischten Philister: daß bei Garriks Begräbniß zehn Lords das Leichentuch hielten und „vornehme und vermutlich

---

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte Band 8, S. 536.

[2]) Vgl. Haugs bei den öffentlichen Prüfungen der Militärakademie zur Disputation aufgestellte Thesen, Schwäb. Magazin v. Jahr 1779.

auch gescheide Leute" von den Haaren des großen Schauspielers eine Locke zu erwerben begehrten, entlockt seiner Feder 3 spottende Ausrufungszeichen. Will man recht erkennen, wie hoch der jugendliche Schiller über seine Umgebung hinausgewachsen und wie fremd ihm der Geist war, welchen die in Amt und Würden stehende Gelehrsamkeit seines Landes ihm fast durchweg entgegenbrachte, so geben die Zeitschriften Haugs die allerbeste Belehrung. Sonderbare Fragen werden in ihnen aufgeworfen und umständlich untersucht, so z. B: „Können zu viel Gelehrte in einem Staat seyn?" oder: „Ob ein Mann, der Geschmack hat, in Aemtern brauchbarer sei als ein anderer?" Zur Einsendung von Aufsätzen über letzteres Thema hatte Haug selbst aufgefordert, und langwierige Streitigkeiten knüpfen sich daran; einer der Zionswächter bricht in die Klage aus: „O was wirds noch werden in meinem Vaterland, wenn hier ein der Gottesgelehrtheit gewidmeter und beflissener Jüngling seinen Wieland oder Werther oder ein anderes Modebuch unserer schönen Geister fast auswendig lernt?" Im Jahrgang 1775 fängt ein Augsburger Pfarrer, Namens Urlsperger, an, „die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit auf eine neue Art, aber schriftmäßig" auseinanderzusetzen, und die Erörterung dieses Gegenstandes zieht sich, bodenlose Langweile verbreitend, in erläuternden, bekämpfenden, verteidigenden Aufsätzen durch sämmtliche folgende Jahrgänge hindurch. Zuweilen werden uns Betrachtungen aus der Naturlehre vorgesetzt und erregen heiteres Erstaunen. Newton zum Trotz lehrt einer der schwäbischen Magister, daß der Mond nicht die Ursache von Ebbe und Flut sein könne. Ein andermal stellt ein Naturforscher, ein gläubiger, „physische Betrachtungen über den Fall Adams" an und beweist, daß durch den Genuß der verbotenen Früchte im Organismus der ersten Menschen große Veränderungen hervorgerufen, eine gröbere Art von Verdauung eingeleitet und die Sterblichkeit des Körperlichen bewirkt worden sei. Eine dritte Abhandlung beweist die heilige Dreieinigkeit aus der Naturlehre: Der „nachdenkende Chymiste" findet in dem Verhältniß von Wasser, Feuer und Luft das Bild der Dreieinigkeit und wird hiedurch überzeugt, „daß wir uns in der

Lehre von der Dreieinigkeit nicht irren". Das sind denn die Leute, welche „von den Schwachdenkern, besonders Voltären" schreiben; so nämlich lautet der Titel eines im Jahrgang 1778 von Haug zum Druck beförderten Artikels. Es ist aber nicht nur die kindische Anmaßung dieser Gesellschaft, es sind nicht nur die Sandwüsten theologischen Denkens, welche den Leser ermüden, sondern fast noch mehr die den kleinlichsten Geist pflegende Berichterstattung über die Vorgänge in der gelehrten und litterarischen Welt. Die wertloseste Dissertation, jedes Nichts eines philologischen Schulmeisters, jedes in würtembergischen Landen aus dem Absud überlebter Schriften hergestellte Schulprogramm wird von Haug sorgfältig gebucht und willig gepriesen. Daß von einer solchen Kost die jüngeren, die geweckteren Köpfe sich allmählich geringschätzig abwendeten, ist nicht zu verwundern. Nicht nur Schiller, auch Armbruster, der seinerseits 1785 auf das Wirtembergische Repertorium eine neue Zeitschrift, das „Schwäbische Museum" folgen ließ, schwang die Geißel des Spottes. Der an Stelle der Vorrede dem „Schwäbischen Museum" vorgedruckte Brief an den Herausgeber enthält die Stelle: „Man schreibt zuweilen Ergötzlichkeiten, die keine Ergötzlichkeiten sind und ein schwäbisches Magazin, das eine Hypothese über die Hypothese von der Dreyeinigkeit liefert: und ein Verzeichniß der Kandidaten der Philosophie, die auf dem Katheder zu Tübingen bey Vertheidigung einer Disputation . . . jährlich Pantomime zu spielen gewohnt sind, ist ein armseliges Magazin. Und so könnte man Ihnen, wie weiland Schiller dem guten H—, nicht eher Gnade widerfahren laßen, als bis Sie versprächen, aufzuhören." Wenn also Schiller über die Journalistik seines Vorgängers den Stab brach, so hatte er für sich das Recht der guten Sache; und nicht nur jene zwei Zeilen sind gegen Balthasar Haug gerichtet, sondern auch die aus dem „Vorbericht" des Wirtembergischen Repertoriums bereits ausgezogene Stelle, in welcher versprochen wird, mit abgedroschenen Meinungen, fakultätischen Aufsätzen u. dergl. das Publikum zu verschonen. Die Form des Angriffs aber war ja doch nicht ohne Humor, da für den die Feder niederlegenden Autor Verzeihung

seiner Sünden gefordert wird. Die Absicht, sich vom Schauplatz zurückzuziehen, hatte Haug zuerst in der am 28. Febr. 1782 geschriebenen Vorrede zum dritten Stück seines „Zustands" bekannt gemacht. Der mißmutige und resignirte Ton, in welchem er daselbst spricht, läßt deutlich merken, daß ihn Mangel an Teilnahme seitens des Publikums verstimmt hatte; er schützt aber auch vor, die Karlsakademie werde in Zukunft wohl eine eigene gelehrte Zeitung herausgeben. Unter dem 3. August 1782 erfolgte sodann, wie Fielitz erwähnt, in der „Stuttgardischen privilegirten Zeitung" Haugs Anzeige, daß der „Zustand der Wissenschaften und Künste" aufhöre, anderer Geschäfte des Herausgebers halber und „da ohnehin jetzt ein sogenanntes Repertorium für Wirtemberg vorhanden und noch anderes mehr für die Litteratur zu hoffen sei [1])".

Unter den nicht von Schiller herrührenden Nummern des ersten Stückes sind mehrere bemerkenswert. Eröffnet wird die Zeitschrift durch das Bruchstück eines von Prof. Abel verfaßten allerdings ziemlich frostigen Dramas, welches „Die grausame Tugend" betitelt ist und an der Geschichte des Timoleon von Korinth den Widerstreit zwischen Bruder- und Vaterlandsliebe schildert; eine stark ins Breite geratene moralisirende Abhandlung über den Streit der Gemütsbewegungen, gleichfalls von

---

[1]) Otto Brahm (Schillerbiographie, 1888, 1, S. 183) knüpft an diese Stelle die Bemerkung: „Es scheint also, daß noch weitere Pläne in Schiller lebten, deren Durchführung unterblieb". Dabei lesen wir, der Geist und die Unternehmungslust des Studiosus Schiller (des übelberufenen Vetters) scheine damals in dem Dichter lebendig geworden zu sein, werden auch an die Verse des Gedichtes „An die Parzen" erinnert, in welchen Schiller von „riesenmäßigen Projekten" spricht. Otto Brahm trifft jedoch augenscheinlich daneben. Was Balthasar Haug mit den andern für die Litteratur zu erhoffenden Unternehmungen meint, sagt er uns in der Einleitung zu seinem „Gelehrten Wirtemberg", S. 12: „1774 fieng ich eine Art von gel. Zeitungen, nemlich die gelehrte Ergözlichkeiten, und hernach das Schwäb. Magazin an, welches ich mit dem Jahr 1782 beschloß, weil gerade darauf die gel. Anzeigen in Tübingen wieder auflebten, und bei dem bisherigen Beifall und ernsten richtigen Gang ihren Ruhm hoffentlich nicht mehr überleben werden."

Abel verfaßt, schließt sich daran. Frau Sophie von La Roche hat den Aufsatz: „Joseph der Zweite, eine Erscheinung" beigesteuert, eine Verherrlichung des freidenkenden Kaisers, welche, wie der Herausgeber voranschickt, zu einer Zeit geschrieben wurde, in der man „die Unternehmungen Josephs gegen das Pabsttum kaum dunkel ahndete". Petersens Neuverdeutschung der Gedichte Ossians sowie seine „Geschichte der teutschen National-Neigung zum Trunke" werden angezeigt, und es macht der Unparteilichkeit oder dem behaglichen Freisinn der Herausgeber alle Ehre, daß die zweite dieser Besprechungen mit den Worten schließt: „Wir wollten übrigens dem Verfasser . . . wohlmeinend angerathen haben, bis zu reiferen Jahren mit ferneren Schriften zu warten. Der Kizel Schriftstellerei zu treiben scheint ihn doch zu stechen." Alles in Allem gerechnet, freilich zumeist um der Beiträge Schillers willen, zeigte das erste Stück des Wirtembergischen Repertoriums so viel frisches Leben als Gehalt und verdiente wohl, daß ihm die Gothaischen gelehrten Zeitungen vom 10. August 1782 das Lob ausstellten, die neue Zeitung unterscheide sich zu ihrem Vorteil von andern.

Das zweite Stück des Wirtembergischen Repertoriums wird in den Gothaischen gelehrten Zeitungen vom 30. Oktober 1782 als „kürzlich erschienen" bezeichnet. Es enthält nur spärliche Beiträge aus Schillers Feder. Laut Petersens Zeugniß hat Schiller die lateinischen Inschriften verfaßt, welche dem „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben" eingefügt sind. Der Aufsatz selbst rührt von Joh. Jak. Azel her, welcher die Militärakademie als Zögling besucht hatte und 1778 als „Cabinetsdessinateur" und Lehrer der Baukunst an der herzoglichen Schule angestellt worden war. Azel führt aus, daß man von Staatswegen — oder vielmehr da das absolutistisch regierte Zeitalter den Staatsbegriff kaum anders verstand, auf Veranlassung des Landesfürsten großen Männern zur Belohnung des Verdienstes und zur Erweckung des nationalen Ehrgefühls Grabmäler errichten solle, deren Architektur, Symbolik und örtliche Umgebung die Wirksamkeit des Gefeierten andeute; er fügt zu Veranschaulichung seines Gedankens einige

„Proben“ bei, Entwürfe zu Grabdenkmälern für Luther, Keppler, Haller und Klopstock. Die lateinische Inschrift für Luther besagt, daß die Erde, der Himmel und die Hölle ihn kenne; nicht ganz so glücklich die für Klopstock, er habe Lebenden und Abgeschiedenen Gnade ersungen; die für Haller, er habe dem Körper die Gesetze, der Seele die Pflichten vorgeschrieben; die für Keppler, er sei, größer als sein Erdenloos, für Newton der Führer durch die Sternenwelt geworden. Sämmtliche Inschriften sind in lapidarer Kürze gehalten. In Azels Beschreibung des Grabmals Kepplers heißt es u. a.: „Im Vorgrund sizet das Glück, das Kepplern den Rücken kehrt. — Der Plaz ist in einer einsamen melancholischen Gegend.“ Bei Haller heißt es: „Ueber dem Sarge zerreißt die Philosophie den Schleyer, der über die Natur herabhieng. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenstab und eine Leyer gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegen gesezten Seite weint Hygiäa über sein Medaillon hin. — Der Plaz ist auf einem Hügel ausser dem Kirchhof.“ Azels Schreiben verspricht eine „Fortsezung“: Karl der Große, Herzog Ernst von Gotha, Franz von Sickingen, Melanchthon, Leibniz, Thomasius, Spener, Lambert, Herzog Christoph von Würtemberg, Valentin Andreä „und von jezt lebenden — ein Landgeistlicher“ sollten der gleichen Ehre gewürdigt werden. Bei dem Landgeistlichen war vielleicht an Fulda gedacht. Boas erwähnt, Herzog Karl habe im Jahr 1783 beabsichtigt, nach Azels Vorschlag Grabdenkmäler ausführen und im Garten zu Hohenheim aufstellen zu lassen.

Die zweite Beisteuer Schillers ist eine Erzählung und hat den Titel: „Eine großmüthige Handlung“. Der Zusatz „aus der neuesten Geschichte“ und Schillers einleitende Worte sagen, daß ihr Inhalt auf einer wirklichen Begebenheit beruht; die Namensabkürzungen gehen auf die Freiherrn v. Wurmb und ein Fräulein v. Werthern. Ludwig und Karl von Wurmb waren Brüder der Frau von Lengefeld, der nachherigen Schwiegermutter Schillers; die Mutter der letzteren war eine geborene von Wolzogen, und von Frau Henriette von Wolzogen, derselben, welche dem Dichter nachher in Bauerbach eine Zuflucht-

stätte gab, wird Schiller die Geschichte erfahren haben. Vielleicht war Henriette von Wolzogen auch die Vertraute, welcher Frau von Wurmb sterbend das Geheimniß ihres Herzens erschloß [1]). Beide Herrn von Wurmb liebten das Fräulein von Werthern, ohne daß einer um die Gefühle des andern wußte; als sie sich einander entdeckt haben, versucht der ältere, Ludwig, im Kampf zwischen Liebe und brüderlicher Treue, zu entsagen, reist nach Amsterdam, kehrt aber, gebrochen an Leib und Seele, zurück und gesteht, daß er seiner Kraft zu Großes zugemutet habe. Nun überbietet ihn der jüngere Bruder, Karl, an Edelmut; er schifft sich nach Batavia ein und tritt in einem Briefe das Mädchen dem Zurückgebliebenen ab. Die Ehe wird geschlossen, aber ein Jahr darnach, auf dem Sterbebette, erklärt die Vermählte, daß sie den Entflohenen stärker geliebt habe. Indem nun hier eine geschichtliche Begebenheit vorliegt, kann man mit dem Erzähler über die Führung der Motive nicht rechten; denn er gibt sich ja ausdrücklich als Berichterstatter und sucht einen Vorzug darin, daß die Geschichte — im Gegensatz zu den Phantasieprodukten in Romanen und Schauspielen — „wahr" sei. Wenn er aber glaubt, daß der Leser um dieser Versicherung willen stärker ergriffen werde, als „von allen Bänden des Grandison und der Pamela", so ist er im Irrtum. Zwar war der starke Auftrag von sentimental gefärbtem Edelmut ganz im Geschmack des 18. Jahrhunderts; aber das Fräulein, von dem wir erfahren, daß sie, voll Gefühl für die traurige Lage der beiden Unglücklichen, es nicht wagte, ausschließlich für einen zu entscheiden, läßt kalt. So viel Zartsinn ist Schwäche; aus Mangel an Willen täuscht sie im Grunde den Gemahl; und wenn sie, dem Tode nahe, ihrer Freundin „das unglücklichste Geheimniß ihres Busens" bekannte, so scheint es wenig glaublich, wenn uns gesagt wird, daß sie „die seligste der Ehen" durchlebte. Hätte Schiller als Poet die Geschichte verarbeitet, so wäre er sicherlich dazu geführt worden, die psychologischen Züge zu be-

[1]) Vgl. Boas, Schiller's Jugendjahre II, 233 und Goedeke, hist. krit. Schillerausgabe II, 388.

reichern und die Gemütszustände schärfer zu zeichnen; und hiebei wäre er der Wahrheit vielleicht näher gekommen, als indem er sich auf den Bericht seiner Zeugin verließ. Man sieht aber hier abermals, was es mit der gepriesenen „Wahrheit" des Lebens gegenüber der poetischen Erfindung für eine Bewandtniß hat. Der vermeintlich nackt historische Bericht klingt erst recht romanhaft, wogegen der Dichter, wenn er, den Gesetzen seiner Kunst folgend, die innigere Verbindung der Dinge gesucht hätte, zu einer mehr überzeugenden und mehr ergreifenden Fassung gelangt wäre. Die psychologische Kunst des Dichters deckt die geheimen Gesetze der Seele auf; Kunst und Natur werden so ihrem Inhalt nach identisch; und das Wort des alten Aristoteles, daß die Poesie philosophischer sei als die Geschichte, bewährt sich auch hier.

Wie der Entwurf von Grabdenkmälern die erste, so bildet „Der Jüngling und der Greis. Versuch eines Nichtstudierten" die letzte Nummer des zweiten Stückes des Repertoriums. Sie ist mit den Buchstaben „Schstn" unterzeichnet, und diese weisen sehr deutlich auf Schillers Freund Scharffenstein hin; ein Exemplar des Repertoriums aber, welches 1782 im Besitz des Archivbeamten Scheffer war, nachher in den Besitz des Hofrats Haug, hierauf Prof. Joachim Meyers und zuletzt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung überging, hat in der Inhaltsangabe zu fraglichem Aufsatz die handschriftliche Bemerkung: „Von Schiller, nach Scharfenstein". Da dieser Eintrag, mag er nun von Scheffer oder von Haug herrühren, urkundlichen Wert hat [1]) und im Aufsatz selbst die Sprache wie die Denkweise Schillers uns begegnet, so wird wohl anzunehmen sein, daß Schiller der Mitverfasser oder Ueberarbeiter war. Gleich dem „Spaziergang unter den Linden" ist der Aufsatz „Der Jüngling und der Greis" ein philosophischer Dialog. Wollmar und Edwin sind dort die Sprechenden, hier sind es Selim und Almar; wir erinnern uns, daß in den auf der Schule zwischen Schiller und Scharffenstein gewechselten schwärmerisch-freundschaftlichen Briefen Schiller den Namen Selim führt. Selim, der Jüng-

[1]) Vgl. Goedeke, historisch-kritische Schillerausgabe II, S. 339.

ling, dessen Seele von Thatendrang glüht, der das Wort Genügsamkeit verachtet und in rastlosem Streben des Lebens Höchstes erkennt, trägt Züge von Schiller selbst. Selims Sehnsucht stürmt tumultuarisch in die Ferne, sättigt sich in der Unerschöpflichkeit der Wünsche, Almar vertritt das sich bescheidende Alter und sein Behagen an der Ruhe, an gegenwärtigem und mäßigem Genießen. Aber weder eine simple Gegenüberstellung von Jugend und Alter bezweckt der Dialog, noch ist es ein friedloses Jagen von „Genuß zu Begierde, von Begierde zu Genuß", was Selim umhertreibt; sondern die Lebenserfassung des Jünglings gipfelt in einer Maxime, welche eine tiefere Wahrheit enthält. Es ist der Satz: „Wenn du's überlegst, ist nur die Ahndung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens, der Genuß selbst ist sein Tod." Wir gewahren die Kraft und das Selbstvertrauen einer hochbegabten und edlen Natur, welche sich sicher weiß, daß kein Erreichen sie abzustumpfen vermag; denn immer neue, immer erhabenere Ziele rücken ihr wieder entgegen, und jeder eroberte Posten stellt eine größere Forderung. Immer wieder zerstört, immer wieder gebiert sich die Illusion; in der Illusion selbst, ihrer Möglichkeit und Gegenwart, liegt aller Schaffenstrieb und aller Reiz des Lebens; und was auf einem Punkte ein Verlust scheint, wird im Ueberblick aller Punkte und in der Betrachtung des ganzen Weges ein Gewinn. Erkenntnisse dieser Art hätte auch Edwin gegen Wollmar geltend machen können, und so ist dieser zweite Dialog eine Art Fortsetzung des ersten.

Rezensionen fehlen im zweiten Stück des Repertoriums gänzlich, der Inhalt ist überhaupt ärmer und zahmer geworden: man merkt, daß demjenigen, welcher dem Unternehmen den Puls gegeben hatte, der Gang der Geschicke eine kräftige Beteiligung nicht mehr erlaubte. Die namhaftesten Beiträge aus dem Kreise der Mitarbeiter sind vielleicht eine Untersuchung über das Alter der Glasmalerei, von Petersen, und das „Leben Johann Valentin Andreä's", eine biographische Skizze, welche gleichfalls Petersen zum Verfasser hat. Die von Schiller im ersten Stück gelegentlich hingeworfene Bemerkung, daß ein Ausländer mit der Hälfte des Talentes, welches in Würtemberg unbeachtet bleibe, Wun-

bergeschrei mache, findet in einer auf die Rechenmaschine des Echterdinger Pfarrers Hahn und seines 12jährigen Knaben verweisenden Notiz Unterstützung; die Ueberschrift „Sächsische Marktschreierei und Wirtembergisches stilles Verdienst" läßt über den patriotischen Unwillen des Einsenders nicht im Zweifel.

Das dritte Stück des Wirtembergischen Repertoriums erschien erst 1783 und ist ohne jede Mitwirkung Schillers entstanden. „Die gegenwärtigen Herausgeber" zeigen im Vorwort an, daß man für gut befunden habe, der Zeitschrift einen „ganz andern Plan" zu geben; die Betrachtung der „ökonömischen, statistischen und literarischen Zustände der verschiedenen Länder und Städte Oberdeutschlands" solle von jetzt ab an erster Stelle gepflegt werden. Das „Oekonömische" und „Statistische" nimmt denn auch in diesem Stücke einen ansehnlichen Raum ein; man liest über die „Folgen des Lottos" und dgl. Eine „Beschreibung des Militärwaisenhauses in Ludwigsburg" könnte aus der Feder Hovens stammen, dessen Vater Intendant dieser Anstalt war; Petersen fröhnt seiner Anekdotenliebhaberei und derjenigen Auffassung geschichtlicher Wissenschaft, welche mehr und mehr sein geistiges Brod wurde, indem er ein halbhundert Fragen aufwirft und zur Beantwortung ausschreibt, z. B.: „Finden sich nicht mehrere Spuren, daß die Teutschen bereits vor dem 13. Jahrhundert etwas von der Entbindungskunst wußten?" — „Existirt nirgends ein Nekrologium oder eine andre Schrift, wo das Todesjahr des Geschichtsschreibers Lambert von Aschaffenburg aufgezeichnet ist?" — „Weiß man nicht, wie früh Morgens im 14ten und 15ten Jahrhundert die Krambuden in teutschen Handelsstädten geöffnet wurden?" U. s. w. U. s. w. Der Name Schiller findet sich nur an einer einzigen Stelle erwähnt, in jener gegen den Frankfurter Rezensenten der Räuber gerichteten Bemerkung des Vorworts, welche wir bereits kennen [1]). Das dritte Stück des Wirtembergischen Repertoriums war auch das letzte.

Während die Zeitschrift Schillers sammelte, was in der Form der Prosa ihm auszusprechen Bedürfniß war, scheint die

---

[1]) Vgl. S. 398 des vorliegenden Buches.

lyrische Muse dem Jüngling, der ihr in der Anthologie so feurige Dienste gelobt hatte, nur selten die Saiten gerührt zu haben. Zwar wird das Gedicht „Teufel Amor“, dessen an späterer Stelle zu gedenken ist, nach der Herausgabe der Anthologie und vor dem Ablauf des Sommers 1782 entstanden sein; aber nachweisbar fällt in diesen Zeitraum nur das Gedicht auf Riegers Tod. Dasselbe erschien zu Stuttgart bei Erhard im Einzeldruck, auf einem Foliobogen, und hat den Titel: „Todenfeyer am Grabe des Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Philipp Friedrich von Rieger, Generalmajors und Chefs eines Infanterie-Bataillons, Kommandanten der Vestung Hohenasperg, und des Herzoglich militairischen St. Karls Ordens Ritters, Welcher im sechzigsten Jahr Seines Alters am 15ten May 1782 zu Hohenasperg an einem Schlagflusse seelig verschied, und am 18ten des Monats feierlichst zur Erde bestattet wurde, Ihm zum Ehrendenkmal geweyht von sämmtlicher Herzoglich-Wirtembergischen Generalität“. Der Name des Verfassers ist nicht genannt, und weder Schiller noch Körner haben die „Todenfeyer“ in die gesammelten Werke aufgenommen; aber die Echtheit ist durch Schiller selbst bezeugt, der im Brief vom 4. Febr. 1790 seinen Vater ersucht, ihm „alle Carmina“, welche er in Stuttgart gemacht habe, „z. B. das über Wiltmeister, über Rieger, über Weckherlin“ nach Jena zu schicken [1]). Ohne Zweifel wurde Schillers Gedicht unmittelbar nach der Beerdigung Riegers veröffentlicht; es bildet ein Gegenstück zu Schubarts im Namen der sämmtlichen Offiziere der Bataillons verfaßtem „Todtengesang“ und war, wie aus der Aufschrift kaum anders geschlossen werden kann, bestellte Arbeit. Der langatmige Titel wird offiziellen

[1]) Den Originaldruck des Gedichtes, welches schon Schillers Vater nicht mehr aufzutreiben vermochte, hat Hermann Fischer 1880 in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart wiederaufgefunden; vgl. seinen Bericht in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ vom 27. Oktober 1880 sowie den Wiederabdruck des Originals im Archiv für Litteraturgeschichte, Band X, S. 393 ff. Der Originaldruck unterscheidet sich von dem durch eine alte Abschrift uns überlieferten Texte (vgl. Goedekes histor. krit. Schillerausgabe I, 360) nicht wesentlich, berichtigt aber die Strophenabteilung.

Ursprungs sein, offizieller Stil ist auch der Beisatz, daß Rieger „an einem Schlagfluß seelig verschieden" sei; die Geschichte meldet, ein kranker Soldat habe dem General den von Goethes Götz gebrauchten allerderbsten Gruß zugerufen und jäher Zorn habe den Beleidigten plötzlich zu Boden gestreckt [1]). Die Thatsache, daß die höchste militärische Körperschaft des Landes die Feder Schillers in Anspruch nahm, spricht für die Achtung, welche der junge Dichter in seiner Heimat genoß; man wird jedoch aus diesem Umstand nicht allzuviel schließen dürfen. Wenn einmal die Würtembergische Generalität ein Trauercarmen haben wollte, so lag es ja nahe, demjenigen Poeten den Auftrag zu geben, der dem Militärverband selbst angehörte und als Gelegenheitsdichter bei Trauerfällen sich schon öfter hervorgethan hatte; vielleicht war, wie Vollmer vermutet hat, auch Schillers Gedicht auf Wildmeister bestellte Arbeit, und vielleicht ließ sich Schiller diesmal um so lieber herbei, als er in Rieger persönlich seinen Taufpaten verehrte. Eher muß man sich wundern, daß die herzogliche Generalität das Gedicht bei dem kecken Freimut, welchen ein Teil der Strophen aufwies, zu dem ihrigen machte.

Die „Todenfeyer" besteht aus 8 Strophen, deren Länge ungleich ist; sie klagen um den erlittenen Verlust, wägen das Verdienst des Verstorbenen ab, spenden rühmlichsten Nachruf. Der Ausdruck ist nicht überall ganz flüssig, wenn auch in einzelnen Teilen Schillers Feuer hindurchbricht. Bei den Lobsprüchen freilich, welche auf Riegers Namen gehäuft werden, erwehrt man sich schwer einer Regung von Unmut. Rieger ist eine der typischen Figuren, wie sie der Absolutismus des vorigen Jahrhunderts erzeugte. Serenissimus nebst Maitresse gehören mit in das Bild, desgleichen das mißhandelte Volk. Es ist der Emporkömmling, welchen glänzende Talente gehoben haben, gewissenlose Dienstwilligkeit unentbehrlich werden ließ; aber ein jäher Sturz macht ihn zum Nichts, weil ein Nebenbuhler die

---

[1]) Vgl. Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken, S. 182.

Intrigue noch meisterlicher verstand als er, weil in gewissen Verhältnissen ja doch der Vers gilt: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom Andern abgethan." Nun rächen sich tausendfältige Flüche; nun leert er den Becher des grausamsten Elends bis auf die Neige. Aber das Wetter der fürstlichen Ungnade verzieht sich. Willkür stieß ihn zu Boden, ein Anflug von Reue gibt halbe Gunst ihm zurück; auf einem stilleren Posten beschließt er sein schicksalreiches Leben. Als Kommandant von Hohenasperg zeigte Rieger heute brutale Strenge, morgen eine Anwandlung menschenfreundlichen Sinns; ein alter derber Soldat, ein geflissentlicher Betbruder, gelegentlich ein Geck: das sind seine Rollen. In dieser Zeit lernte Schubart ihn kennen, kam auch Schiller mit ihm in Berührung. Was Schubart über Rieger urteilt, ist von besonderem Gewicht. Im Januar 1789 hatte „der Teutsche Merkur" aus Schillers Feder die Erzählung „Spiel des Schicksals" gebracht, welche die Person Riegers unter dem Namen Aloysius von G*** versteckte; Schubart bespricht sie und nennt bei diesem Anlaß den Charakter Riegers eine seltene und merkwürdige Mischung von männlicher Größe und kindischer Kleinheit, von Erhabenheit und Niedrigkeit, von menschenbeglückender Güte und Zerstörungsgrimm, von Fähigkeit des Erbarmens und Rachsucht; er findet in ihm „helllodernde Gottesfurcht bei oft ganz ungottseligen Thaten" und bewundert die unermüdete eiserne Thätigkeit des Mannes, welchem doch ein Ort der Ruhe zum Aufenthalt angewiesen war. „Ich rede aus Erfahrung", setzt Schubart seiner Schilderung bei [1]). Man begreift, daß eine Natur, in welcher so die Kräfte sich mischten, daß ein Mann, dessen Geschick so viel Außerordentliches und Abenteuerliches in sich schloß, den Griffel des Erzählers, des Romandichters beschäftigte, man versteht auch, daß der starke Wille, der in Riegers Charakter ausgeprägt ist, für Schiller etwas Sympathisches hatte; aber die uneingeschränkte Hochschätzung, wie sie Schiller in der Stuttgarter Zeit für Rieger ausspricht, bleibt immer verwunderlich. Schon die Anmerkung, welche Schiller in der Antho-

---

[1]) Vgl. Gustav Hauff, ebenda S. 318, sowie S. 184 und 205.

logie dem mit B. unterzeichneten Gedicht „Gefühl am ersten Oktober 1781“ beifügt, ist auffällig; schon in ihr preist Schiller den „würdigen Mann“ und erzählt uns mit einer Art von Geflissentlichkeit von der „wärmsten Hochachtung“, welche er für Rieger empfinde. Er hatte offenbar eine Schwäche für Rieger, wenn ich mich dieses volksmäßigen Ausdrucks bedienen darf. Das Nationale reicht zur Erklärung eines Menschenlebens und seiner Aeußerungen nicht völlig aus. Zur Verteidigung der „Todenfeyer“ läßt sich ja Mancherlei sagen, und vielleicht einiges, was den Dichter mehr ehrt als der übliche Hinweis auf das Patenverhältniß oder die Bezeichnung des Gedichtes als einer bestellten Arbeit. Es ist nur natürlich, daß im Augenblick des Todes den Näherstehenden der bessere Teil der Eigenschaften Riegers vor die Seele trat; denn der Tod reinigt ja das Bild des Menschen, und das alte Wort „De mortuis nil nisi bene“ behauptet vor dem offenen Grabe sein Recht. Es lag auch nicht ferne, die barbarische Gefangenschaft, welche Rieger erdulbet hatte, als eine Sühne seiner Sünden, ihn selbst als das Opfer fürstlicher Gewaltthätigkeit zu nehmen; das Mitgefühl mit dem Schicksal des Mannes durfte das Urteil über seine Handlungsweise mildern, durfte dem Nachruf die weicheren Töne des Mitleids miteinfügen. Dennoch hat Schiller des Guten zu viel gethan. Die größte Nachsicht, die innigste Teilnahme durfte von Rieger nicht sagen:

„Fürstengunst mit Unterthanenflüchen
Zu erwuchern war Dein Trachten nie.“

Das war Geschichtsfälschung, war Schlinggewächs der Phrase; Schiller wußte in Stuttgart so gut wie später, welch ein Menschenpeiniger der ehemalige Günstling Herzog Karls gewesen war. Nur Eines gibt es, was das Gedicht um ein gutes Stück entlastet: Die Verherrlichung Riegers ist fast nur die Hülle für die Invektiven, welche gegen den „kindisch-kleinen“ Stolz der „Erdengötter“, gegen das Gepränge mit Rang und Macht gerichtet sind. Drüben, ruft der Dichter den Trauernden zu, wird über den Wert eines Menschen entschieden, nicht hier, und nicht nach

den Maßstäben der Höflinge und der Großen dieser Erde fällt die Entscheidung! Und so rücksichtlos predigt dieser Gewissenskündiger, daß er sogar den Namen des Landesherrn miteinzuführen kein Bedenken trägt:

„Wird man dort nach Riegers Range fragen,
Folgt Ihm wohl KARLS Gnade biß dahin?"

In diesen Strophen begegnet uns wieder Schillers Freiheit und Menschenwürde fordernder Ideengang, das große Thema seiner Jugend und Dichtung. Freilich drängt sich hiebei der Geist des Grimmes und der Bitterkeit mit solcher Gewalt und Absichtlichkeit in das Gedicht ein, daß die einheitliche Stimmung des Ganzen gefährdet wird und man auf dem Weg ist, den nächsten Zweck, um dessen willen es entstand, zu vergessen.

Fünf Tage nach Riegers Tod, am 20. Mai 1782, trat der Herzog mit Franziska eine Reise nach Wien an, um dem Kaiser persönlich für die Erhebung der Militärakademie zu danken; am 30. des nämlichen Monats kehrte er nach Stuttgart zurück. In Schiller glühte längst das Verlangen, seine Räuber zum zweitenmal auf der Bühne zu sehen, und der dringliche Wunsch seiner Stuttgarter Freunde und Freundinnen, einer Aufführung beizuwohnen, erhöhte seine Ungeduld. Jetzt schien die Abwesenheit des Fürsten den günstigsten Zeitpunkt zu bieten; Schiller schrieb unter dem 24. Mai an Dalberg, kündigte ihm an, daß er des andern Tags mit „einigen Freunden und Dames" eine Reise nach Mannheim unternehme, und bat aus ganzer Seele, die Räuber möchten bis Dienstag den 28ten in Mannheim aufgeführt werden. „Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deßwegen. Jetzt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Zügen an diesem Anblik mich waiden können." Schiller verschwieg nicht, daß die augenblickliche Abwesenheit seines „Herrn" die Reise gestatte, und um der Bitte die größte Dringlichkeit zu geben, betont er am Schlusse, er könne nicht länger als bis Dienstag Nachts zu

Mannheim verweilen. Am Morgen des 25. Mai setzt er in höchster Eile Hoven von seiner Absicht in Kenntniß: „Liebster Freund! Ich gehe diesen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynst Du wol?) J nach Mannheim, Frau von Wollzogen, Frau Hauptmann Vischerin und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus"; wolle Hoven sich beteiligen, so möge er Punkt 1/2 2 Uhr „im Chausseehauß zwischen Zuffenhausen und Ludwigsburg" sich einfinden. Der viersitzige Wagen habe Platz für ihn, werde aber ohne Verzug weiter fahren, wenn Hoven nicht zugegen sei.

Hoven blieb zurück, Schiller fuhr mit den „Dames". Seine Bitte ging in Erfüllung; „die Räuber" wurden am 26. Mai wiederholt, und die Sehnsucht enthusiastischer Herzen, ihres Dichters Werk verkörpert zu sehen, fand Frieden. Aber die Nachwirkungen der Reise waren für Schiller in keiner Hinsicht erfreulich. Die Grippe oder Influenza, welche damals in Mannheim epidemisch und in sehr heftiger Form aufgetreten war, erfaßte auch ihn, und diese körperliche Unpäßlichkeit steigerte den Unmut, der sich des Heimkehrenden auch diesmal bemächtigte. Mit wahrem Widerwillen näherte Schiller sich Stuttgart; er verglich die glänzende Aufnahme, welche er in Mannheim gefunden hatte, mit der untergeordneten Rolle, welche zu Hause ihm beschieden war, er gestand sich, daß dort seinem Genie freie Bahn eröffnet sei, während hier Druck und Zwang ihn darniederhalte. Und schon begann er getrennt vom Boden der Heimat sich zu denken und fühlte so nur noch mehr sich ihr innerlich entfremdet; denn Baron Dalberg hatte im Gespräch einige Andeutungen gemacht, als sei es möglich, ihn ganz nach Mannheim zu ziehen. In die vertraute Brust des Andreas Streicher ergoß er seine Hoffnungen wie seine Klagen; aber auch der Brief, den er am 4. Juni aus Stuttgart an Dalberg schrieb, zeigt uns sein tiefbewegtes Gemüt. Schiller beginnt: „Ich habe das Vergnügen das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß seit meiner Hierherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß biß heute gänzlich unfähig gemacht hat, Euer Exzellenz für so viele Achtung und Höflich-

keit meine wärmste Danksagung zu bezeugen. Und doch bereue ich beinahe die glüklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlands mit Mannheim, schon soweit verleitet hat, daß mir Stuttgardt und alle schwäbische Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglüklicher kann bald niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines besseren Schiksals, und für beides nur — eine Aussicht." Mit größter Offenheit vertraut Schiller nunmehr Dalberg sich an: „Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortreflichster Mann? Ich weiß wie schnell sich Ihr edelmütiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß, wie stark Ihr Muth ist eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthousiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst da ich das Glük hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nuzen, in Ihrem offenen Anblik weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreust mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schiksal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glük meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmaks werde ich ewig niemals gedeyhen, wenn mich sonst glüklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch ich mehr zu sagen als dieses, um von Dalberg alle Unterstüzung zu erwarten? Euer Excellenz haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruk, der Ihren Verspruch besiegelte, ewig fühlen[1]); wenn Euer Excellenz diese drei Ideen goutiren und in einem Schreiben an den Herzog davon

[1]) Der Schluß des Briefes nach „fühlen" bis zur Unterschrift fehlt in der im Besitz der Münchener Universitätsbibliothek befindlichen Sammlung der Urschriften; wir sind somit für dieses Stück auf den von Marx veröffentlichten Text angewiesen, wenn auch aus dem Vorhandenen die Schreibung Schillers in einigen ihrer Eigentümlichkeiten sich herstellen läßt. Die „Beilage" dagegen ist in der Urschrift erhalten.

Gebrauch machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg. — Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten Euer Excellenz in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrüßlichen meiner Lage sich sträubt, Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann."

Die „drei Ideen", von welchen Schiller spricht, sind in einer Beilage des Briefes entwickelt. Sie geben für das diplomatische Talent des herzoglichen Regimentsmedikus ein so prächtiges Zeugniß ab, daß es ein Verlust wäre, sie nicht in ihrer vollen ursprünglichen Naivetät mitaufzuführen. Schiller bemerkt zur Einleitung: „Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen." Und nun rückt er mit seinen Vorschlägen heraus: „1. Da im ganzen genommen das Fach der Mediciner bei uns so sehr übersezt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Plaz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog der sich nicht trozen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschähe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Eure Excellenz ihn von der Seite ungemein kizeln, wenn Sie in den Brief den Sie ihm wegen mir schrieben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn gebildeten und in seiner Academie erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungs Anstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschäzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog.

2. Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsezten, (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann,) nach dessen Verfluß ich wieder

meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch nicht so hart auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh seyn, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

3. Würde es höchst nothwendig seyn zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten zu Mannheim zu practicieren und meine medicinische Uebungen da fortzusezen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig damit man mich nicht unter dem Vorwand für mein Wohl zu sorgen cujoniere, und weniger fortlasse."

Wie Figura zeigt, hatte Schiller für den Charakter des Herzogs den allerschärfsten Blick und war über seine eigene Lage sich völlig klar; er täuschte sich nur über die Wirkung des Briefes auf Dalberg. So durchdacht, so zweckmäßig in mancherlei Hinsicht die Mittel waren, welche der Dichter in seinen drei Artikeln empfahl, dem vornehmen und bedächtigen Hofmann waren sie nicht nach dem Sinne. Ihm bewiesen sie nur, wie schwierig und verwickelt die Dinge lagen, wieviel Gewalt der Landesfürst über seinen Regimentsmedikus hatte und wie wenig sich berechnen ließ, ob nicht am Ende gegen den Fürsprecher und Vermittler einer solchen Berufung der Zorn dieses Fürsten sich wende. Dalberg wird sich gesagt haben, daß er für die Rückkehr des jugendlich stürmischen Dichters eine Bürgschaft nicht leisten könne, wenn dieser einmal Stuttgart verlassen habe; er durfte sich aber auch sagen, daß Schillers Vorschläge zwar vom Standpunkt des Bedrängten aus erlaubt seien, ihm selbst aber, dem Intendanten, doch eine Hinterhältigkeit zumuteten, welche einem geraden und dem würtembergischen Hofe befreundeten Manne nicht recht zu Gesicht stehe. Würde sein Herz für die Not des jungen Schiller wärmer geschlagen haben, so hätte er dennoch Mittel und Wege gesucht, für seine Befreiung zu wirken; ein offenes Wort zu Gunsten des Dichters beim Herzog zu sprechen, hätte seiner eigenen Person ja keine Gefährdung gebracht, und etwas Auffälliges wäre hiebei schon deßhalb nicht gewesen, weil Herzog Karl selbst sich für seine Opernaufführungen vom Mannheimer Theater schon öfters Gefälligkeiten ausgebeten hatte. Dalberg zog es jedoch vor, nichts in der

Sache zu thun und verzögerte fürs Erste seine Antwort. Von Ungewißheit gequält, verbrachte Schiller peinliche Tage; seine Stimmung verdüsterte sich, und nur die Arbeit am Fiesko gewährte ihm Trost. Aber noch anderes Unheil sollte an die Mannheimer Reise sich knüpfen. Mit der Aufforderung: „Uebrigens stillschweigen!“ hatte Schiller seinen Einladungsbrief an Hoven geschlossen [1]). Hoven wird geschwiegen haben, nicht so die weiblichen Freunde. Sie konnten, wie Streicher erzählt, dem Drange nicht widerstehen, das Verdienst der Mannheimer Schauspieler und die Wirkung des Stückes auch Andern zu schildern: „unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich — der Herzog.“

Herzog Karl war über die Vernachlässigung des Lazaretdienstes, welche sich Schiller hatte zu Schulden kommen lassen, über seine mehrtägige Entfernung von Stuttgart höchlich erbittert. Er ließ Schiller kommen, gab ihm den schärfsten Verweis, verbot ihm jede Verbindung mit dem „Ausland“ und schickte ihn auf die Hauptwache mit dem Befehl, dort augenblicklich den Degen abzugeben und zu vierzehntägigem Arrest sich zu melden [2]).

Prof. Abel erwähnt handschriftlich, man habe in Stuttgart geglaubt, daß der Herzog deßhalb so heftig erzürnt gewesen sei, weil Schiller, „um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht habe eingestehen wollen, daß die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen worden sey“. Göritz, der als Hofmeister eines adeligen Studenten zu Jena in Schillers Hause verkehrte und als Dekan im Würtembergischen starb, will aus dem Munde des Dichters selbst wiederholt eine genauere Erzählung des Hergangs gehört haben und berichtet hierüber folgendes [3]): „Dalberg . . . schrieb an Schiller und lud ihn ein, der ersten Auf-

[1]) In der Berliner Sammlung der Briefe Schillers fehlen diese Worte; vgl. jedoch den Abdruck des Briefes in Friedrich v. Hovens Selbstbiographie, S. 377.

[2]) Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 56.

[3]) Vgl. die Aufzeichnungen von Karl August Göritz, welche das Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“, Jahrgang 1838, Nr. 221 ff. aus dem Nachlaß desselben veröffentlicht hat.

führung seines Schauspiels beizuwohnen. Dazu fühlte er in sich eine große Neigung, aber er war . . . . fest überzeugt, daß Herzog Karl es nicht erlauben, ja, daß schon das Gesuch als ein Vergehen geahndet werden würde. In welchem näheren Verhältniß er mit dem Obristen v. Rau, dem damaligen Commandeur des Grenadierregiments v. Augé gewesen seyn mag, weiß ich nicht; kurz er erhielt von diesem die Erlaubniß, die Reise in Civilkleidern machen und sich krank melden lassen zu dürfen, unter der Voraussetzung, daß er ihn nicht compromittiren werde. Er reiste also, und er wurde in Mannheim so gut aufgenommen, daß er diese heimliche Reise nachher mehrere Male unter der nämlichen Begünstigung und Voraussetzung wiederholte. Herzog Karl erfuhr es endlich, und als Schiller von einer solchen Reise zurückgekommen war, schickte er ihm ein Pferd aus dem Marstall und den Befehl, sogleich nach Hohenheim zu ihm zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. — Als Schiller in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog sehr freundlich und liebreich, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte sich nach seinen Umständen, und endlich sagte er rasch zu ihm: „Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß Alles; ich sage, Sein Obrister weiß darum.“ Schiller bekannte, daß er in Mannheim gewesen sey, leugnete aber schlechterdings, daß Rau etwas davon wisse, und so beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Festung bringen zu lassen und seinen Vater außer Brod zu setzen. Schiller beharrte auf seinem Leugnen; er wurde sehr ungnädig vom Herzog entlassen („es werde nachkommen“) und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Die Sache war in Stuttgart sogleich bekannt. Der General Augé stellte auf der Parade Schillern zur Rede, warum er zum Herzog gegangen sey ohne sich zu *melden*, und zog sich auf die Antwort Schillers: „es sey des Herzogs Befehl gewesen“, furchtsam zurück. Obrist v. Rau war in großer Angst, und getraute sich weder öffentlich auf der Parade mit Schiller zu sprechen, noch zu ihm in's Haus zu gehen oder ihn zu sich kommen zu lassen, weil dem Herzog jede Zusammenkunft konnte verrathen werden.

Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hause meines Vaters, dem Haugschen Hause auf dem kleinen Graben. Das Haugsche Haus stand durch einen Gang mit dem Elsäßerschen in Verbindung, und in diesem war, da es auf der Stadtmauer stand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Rau und Schiller bei Nacht zusammen, und ersterer wurde beruhigt. — Ich erzähle diese Geschichte weitläufig, weil Schiller sie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte.“ So weit dieser Bericht. Die Angaben von Göritz, welche mit allerlei Klatsch durchmengt sind, müssen mit Vorsicht aufgenommen werden; aber aus der Luft gegriffen ist die vorstehende Erzählung gewiß nicht, und schon die Wiederkehr einzelner Züge in Abels Erinnerung bestätigt dieselben. Auch Abel bemerkt, Schiller habe beim Herzog um eine Erlaubniß zur Reise gar nicht angehalten, weil er ja doch eine abschlägige Antwort voraussah. Karoline von Wolzogen führt an, Schiller habe die zweite Reise nach Mannheim, gleich der ersten, heimlich gemacht und sich zu diesem Zwecke „als krank angeben“ lassen. Mit förmlichem Urlaub war er keinenfalls gereist, und Oberst v. Rau scheint in der That ein Auge zugedrückt zu haben.

Im Arrest vertrieb sich Schiller die Zeit mit Kartenspiel [1]; er wird aber auch seines Fiesko nicht gänzlich vergessen haben. Karoline von Wolzogen erzählt uns im Widerspruch mit Streicher, er habe damals den Plan zu „Kabale und Liebe“ entworfen, und unmöglich ist es nicht, daß der Aufruhr gährender Stimmungen und leidenschaftlicher Projekte, in welche das Erlebniß den Dichter versetzen mußte, seiner Phantasie einen neuen Anstoß gegeben hat; aber es kann sich dabei nur um ein Auffsteigen einzelner Bilder gehandelt haben, und jeder zusammenhängenden Arbeit war die Arreststube nicht günstig.

Die Zeit des Arrestes wird in das Ende des Juni oder in die beiden ersten Wochen des Juli zu setzen sein. Für diese

[1]) Vgl. die Nachschrift des von Schillers Vater an den Sohn gerichteten Briefes vom 19. Febr. 1784.

Annahme spricht nicht nur Streichers Bericht, welchem zufolge zwischen Schillers Brief an Dalberg vom 4. Juni und dem Verhör beim Herzog „mehrere Wochen“ verstrichen waren, sondern auch die Datirung und der Inhalt des nächsten Briefes an Dalberg. Schiller hat ihn am 15. Juli 1782 geschrieben; er entschuldigt sich in den ersten Zeilen, daß er nicht nur die Beantwortung des „lezten gnädigen Briefes“ habe anstehen lassen, sondern auch „die zwei bewußte Bücher“ so lange zurückbehalten habe. „Beides“, fährt er fort, „wurde durch eine verdrüßliche Geschichte, die ich hier hatte, verzögert. Euer Excellenz werden ohne Zweifel nicht wenig Verwunderung bezeugen, wenn ich Ihnen sage daß ich wegen meiner lezten Hinreise zu Ihnen 14 Tage in Arrest gesperrt wurde. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deßwegen eine persönliche Unterredung mit ihm gehabt.“ Sicherlich säumte Schiller, der seines Schweigens wegen sich entschuldigen zu müssen glaubte, nicht länger, sobald er nur wieder seine Freiheit erlangt hatte; der Arrest dürfte also gegen den 14. Juli hin sein Ende gefunden haben[1]).

Welche Antwort Dalberg auf Schillers „drei Ideen“ gegeben hat, können wir lediglich aus der Rückäußerung des Dichters erraten. Sehr ermutigend lautete sie kaum, eher ausweichend, und auf keinen Fall stellte sie so baldige Hilfe in Aussicht, als notthat. So erklärt es sich wohl, daß Schiller schrieb: „Wenn Euer Excellenz glauben, daß sich meine Aussichten zu Ihnen zu kommen, möglich machen laßen, so wäre meine einzige Bitte solche zu beschleunigen.“ Der Brief des Dichters vom 15. Juli hat durchaus einen gedämpfteren und kühleren Ton als der Brief vom 4. Juni; er ist förmlicher, und als verriete sich auch dem Auge der verminderte Mut des Schreibenden, be-

[1]) Für die Richtigkeit dieser Annahme steht mir noch ein anderer Nachweis zur Verfügung. Aus der Rechnung des Ochsenwirts Brodhag, welche ich S. 338 erwähnt habe, geht hervor, daß Schiller zwischen dem 13. Mai und dem 19. Juli 1782 so ziemlich alle Tage bei Herrn Brodhag zu Gast war; nur vom 24. Mai bis 6. Juni und vom 28. Juni bis 11. Juli ist er ausgeblieben. In jenen Zeitraum fällt die Mannheimer Reise nebst der auf sie folgenden Erkrankung an der „Influenza“; in die Zeit zwischen dem 27. Juni und dem 12. Juli augenscheinlich der Arrest.

gegnen uns an Stelle der den edelsten Schwung und eine stolze Festigkeit zeigenden Schriftzüge des Briefes vom 4. Juni diesmal kleinere und weniger regelmäßige Buchstaben. Was die nächstfolgenden Zeilen aussprechen, hat gleichfalls den Zweck, Herrn v. Dalberg von der Dringlichkeit der Umstände zu überzeugen. Schiller bemerkt, er könne die Ursache, weßhalb eine Beschleunigung ihm „jezt doppelt“ erwünscht sei, einem Briefe nicht anvertrauen. „Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glük habe zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde zu Mannheim zu bleiben.“ Als ob es aber gälte, dem Leiter der Mannheimer Bühne der Mühe Lohn vor Augen zu halten, läßt Schiller merken, daß er mit vollen Händen kommen werde: „Mein Trauerspiel, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua“, fügt er bei, „wird biß in die Mitte des Augusts fertig, und fähig seyn Euer Excellenz zur Prüfung vorgelegt zu werden.“ Und schon zeigt er, unter Bezugnahme auf eine Aeußerung Dalbergs, auf ein neues von fernher in seinen Gesichtskreis rückendes Bild: „Die Geschichte des Spaniers Dom Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets das ich bearbeiten werde.“

Auf diesen Brief hat Dalberg nicht mehr geantwortet, und hier ist die Verteidigung des Mannes am Ende. Seine Exzellenz wurde zurückhaltend, sobald sie merkte, daß sie der Dichter beim Wort nahm; mit Schillers Offenheit wuchs ihre Vorsichtigkeit, und als guter Rat am nötigsten war, verstummte sie ganz.

Eine finstere Laune wurde über Schiller jetzt Herr. Er hatte neue Hoffnung geschöpft, nachdem er Herrn v. Dalberg so deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß er einen verzweifelten Schritt werde thun müssen, wenn keine Vermittlung eintrete; als aber nach Verlauf von vierzehn Tagen nichts für ihn geschah, sank ihm der Mut. Sein Fiesko geriet ins Stocken; „was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig, und selbst seine Jugendfreunde, welche sonst immer auf den

herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider [1])." In den handschriftlichen Aufzeichnungen Petersens findet sich die Bemerkung, Schiller sei oft um Mitternacht ganz allein durch den Wald der Solitude gegangen. Auf die Tage des Sommers 1782 paßt dieses Umherstreifen in Nacht und Einsamkeit; zu den Eltern trieb ihn damals das gepreßte Herz, und mit doppelter Belastung, ein Verstörter, wird er von ihnen gegangen sein. Und schon zog über ihn ein neues Gewitter herauf, ein Sturm, der die Wolken des Schicksals noch dichter ballte, dessen aufzuckender Blitz aber auch den Weg erhellte, welchen zu wählen Notwendigkeit war.

In der dritten Szene des zweiten Aktes der Räuber — im „Schauspiel", denn im „Trauerspiel" fehlt die Stelle — sagt Spiegelberg zu Razmann: „Kopf must du haben! Ein gewises praktisches Judicium, das man freylich nicht in der Gerste frißt — denn siehst du, ich pfleg immer zu sagen: einen honneten Mann kann man aus jedem Weidenstozen formen, aber zu einem Spizbuben wills Grüz — auch gehört darzu ein eigenes National-Genie, ein gewises, daß ich so sage, Spizbuben Klima, und da rath ich dir, reis du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Razmann antwortet: „Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt," worauf Spiegelberg einfällt: „Ja ja! man mus niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist auch seine Männer auf, und wenn Deutschland so fort macht, wie es bereits auf dem Weg ist, und die Bibel vollends hinaus votirt . . . so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen — überhaupt aber, mus ich dir sagen, macht das Klima nicht sonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das übrige, Bruder — ein Holzapfel weist du wohl wird im Paradies-Gärtlein selber ewig keine Ananas — aber daß ich dir weiter sage, — wo bin ich stehen geblieben?"

Billig fragt man, wie Schiller dazu gekommen ist, in diesem Zusammenhang Graubünden zu nennen. Abels Papiere geben uns die Auskunft, die Stelle habe sich auf einen der

---

[1]) Streicher, Schiller's Flucht, S. 60.

militärischen Aufseher der Akademie bezogen, welchem die Zöglinge abhold gewesen seien. Der Garteninspektor Walter zu Ludwigsburg, welcher in dem an Schillers Aeußerung sich knüpfenden Handel die schmutzigste Rolle spielt, erwähnt das Gleiche: „Der Comedienschreiber," heißt es bei Walter, „hat einen Graubündner, Namens C**, zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift der Thor die ganze Nation an" [1]). Aber auch Petersens Papiere vermelden, Schillers Aeußerung habe nicht dem Kanton Graubünden, sondern einem einzelnen Manne gegolten. Angesichts dieser drei Zeugen läßt sich die Annahme, daß Schiller die Rache des Poeten geübt habe, unmöglich von der Hand weisen; und wenn Boas und mit ihm Andre sich darauf steifen, daß nach der Beschreibung der Hohen Karlsschule von Batz unter den Aufsehern aus dem Offiziersstande kein einziger Bündner gewesen sei, mit Korporalen aber sich Schiller sicherlich nicht in eine litterarische Fehde eingelassen habe, so ist zu bemerken, daß die Offiziere nicht eigentlich „Aufseher" waren und eine mutwillige Anspielung auf die Person eines Aufsehers noch lange keine „litterarische Fehde" ist. Petersen war ja doch Schillers Schulkamerad, während Abel als Lehrer der Militärakademie von den Aufsehern und ihren Beziehungen zu den Zöglingen mehr oder weniger unterrichtet sein mußte. Man erzählte von einem Aufseher Corai, „der Schillern wegen der Vernachlässigung seiner Wäsche auffässig gewesen sein soll," und Ferdinand Vetter, dessen Untersuchungen über den Graubündner Handel in mehrerer Hinsicht neues Licht verbreitet haben, gibt wenigstens zu, daß Corai ein Bündner Name ist; Paul Lang, der für seine Novelle „Bündner und Schwaben" geschichtliche Nachforschungen anstellte, deutet auf den Namen Vittorino Colombazzo [2]). Eine andere Erklärung hören wir von Streicher: Schiller verteidigte sich dem

[1]) Vgl. den Abdruck von Walters Brief im Bündner „Sammler" vom Jahr 1782, mitgeteilt von Ferdinand Vetter, Archiv für Litteraturgeschichte, Jahrgang 1884, S. 441—442.

[2]) Württembergische Neujahrsblätter, Zweites Blatt 1885, S. 45.

Herzog gegenüber damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt habe; übrigens habe er dabei nur eine Volkssage nachgeschrieben, die ihm von früher Jugend an bekannt gewesen sei. Von Gewicht ist auch dieses Zeugniß, und ähnlich wie Streicher legt Reinwald sich die Dinge zurecht [1]). Allem Anschein nach haben verschiedene Motive bei Schiller zusammengewirkt.

Verweilen wir zunächst noch einen Augenblick bei der das Aergerniß gebenden Stelle! Aus Razmanns Antwort geht ohne Zweifel hervor, daß Schiller an italienisches Land gedacht hat, als er Spiegelberg von Graubünden reden ließ, und um Italien und Deutschland dreht sich das ganze Gespräch, da ja Spiegelberg im Folgenden sagt, Italien weise allerdings seine Männer auf, mit der Zeit könne aber auch aus Deutschland etwas Gutes kommen. Im Grunde verlaufen Rede und Gegenrede nicht ganz logisch: wenn Razmann nach der Nennung Graubündens bemerkt, man habe ihm „überhaupt das ganze Italien gerühmt", so versteht er ausgesprochenermaßen Graubünden als einen Teil Italiens, während doch Spiegelbergs Antwort: „Ja ja! man mus niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist a u c h seine Männer auf" nicht anders lautet, als ob Spiegelberg eine Einräumung mache und Italien von Graubünden wiederum unterscheide. Die Antwort Spiegelbergs paßt eigentlich nur dann völlig, wenn Razmann zuvor gesagt hat: Bruder! man hat mir Italien gleichfalls gerühmt; wie aber Rede und Gegenrede thatsächlich verlaufen, scheint Spiegelberg von Graubünden eine andere geographische Vorstellung zu haben als Razmann, und doch steht hinter beider Worten der Dichter. Man kann in diesem Widerspruch, auf welchen die Erzähler nicht aufmerksam machen, eine gewisse Flüchtigkeit der Ausarbeitung sehen, vielleicht aber auch einen halbbewußten Kunstgriff des

---

[1]) Vgl. Reinwalds „Berichtigungen Friedrichs v. Schillers Jugend-Geschichte betreffend", Neuer Literarischer Anzeiger, 1807, Nr. 26.

Dichters; denn die Stelle ist, wie richtig bemerkt wurde [1]), „in ihrem irrlichtelirenden Geschwätz charakteristisch für den ewig Seifenblasen aufwirbelnden Spiegelberg", und nichts kennzeichnet dieses Schwadroniren und Laufenlassen der Rede Spiegelbergs besser, als daß er am Ende sich unterbricht mit der Frage: „wo bin ich stehen geblieben?" Selbstverständlich kommt der „geographische Schnitzer" [2]), der in Razmanns Diktum enthalten ist, auf Schillers Rechnung. Er ist verzeihlich genug: Graubünden hat gemischte Bevölkerung, Deutsche neben Rhätoromanen, in einzelnen Bezirken auch Italiener; es ist ein Grenzland Italiens, und das ganz von italienischem Volk bewohnte Veltlin stand damals im bündnerischen Unterthanenverband. Das romantische wie das wissenschaftliche Interesse für die Alpenländer nahm in jenen Jahren eben erst seinen Anfang, und Schiller wird gleich den meisten seiner Landsleute von den politischen und ethnographischen Verhältnissen Graubündens wenig Kenntniß gehabt haben. Ob er gerade an das übelregierte und durch den Protestantenmord des Jahres 1620 verrufene Veltlin gedacht hat, steht dahin; war es der Fall, so gab seine Aeußerung, insofern sie das gesammte Graubünden an die Stelle eines Teils oder Anhängsels dieses Landes setzte, den Gegnern doch immer eine Blöße.

Die geographische Rechtfertigung schenkt ihm Apollo, nicht so ganz die moralische. Es ist wahr, Schiller persönlich hatte eine Behauptung nicht ausgesprochen; er legt die fragliche Aeußerung einem seiner Räuber in den Mund, und die Rede eines Geschöpfes des Dichters mit der Meinung des Dichters selbst zu verwechseln, ist Sache der Plattheit. Indessen sollte man in letzterer Beziehung doch unterscheiden: der Charakter einer dichterischen Figur kann den Ausdruck einer Gesinnung erfordern, welche der Person, dem bürgerlichen Ich des Dichters ganz und gar fremd ist; die Räuberstatistik Spiegelbergs aber fällt nicht unter eine solche künstlerische Notwendigkeit, sie war vielmehr

---

[1]) Von Otto Brahm, Schiller 1, S. 194.

[2]) v. Sprecher, Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert, bei Vetter, Archiv f. Litteraturgesch. 1884, S. 408.

eine willkürliche Zugabe aus dem Wissen des Dichters. Wir glauben dem Verfasser der Räuber gerne, daß er jene Aeußerung als eine sehr nebensächliche betrachtet hat, und wie wenig Schiller politisch Partei nehmen wollte, wie fern ihm die Absicht war, gerade den Schweizern etwas anzuhängen, beweist der Umstand, daß er im gleichen Zusammenhang von Deutschland als einem für „Spitzbuben“ bald ebenso günstigen „Klima“ redet, sodann aber hinzusetzt, „das Genie“ komme überall fort. Dennoch löst ihn, wie die Dinge liegen, vom Vorwurf leichtfertiger Verunglimpfung eines Landes und Volkes nichts anderes, als der Umstand, daß er ein Stück geschichtlicher Wahrheit aussprach. Die Sicherheitszustände der Republik Graubünden waren im vorigen Jahrhundert wirklich nicht zum besten geordnet. Nicht als ob es dem Freistaat an einer geweckten und fleißigen Bevölkerung, an kräftigen und ruhmreichen Geschlechtern gefehlt hätte; aber sowohl die eigentümliche Natur des Landes, das von vielverästelten und wilden Hochgebirgsstöcken erfüllt ist und seine Thäler den angrenzenden Staaten öffnet, als auch die Zersplitterung der politischen Gewalten und die Ohnmacht der Behörden waren Ursache, daß eben dort zahlreiches Gesindel seine Unterkunft suchte. „Mochte es auch in dieser Beziehung wiederum am schlimmsten stehen unter der Veltlinischen Mißwirtschaft, wo eingestandener Maßen auswärtige Banditen als Sbirren angestellt waren: mehr oder weniger traf der Vorwurf laxer Fremdenpolizei das ganze Land [1].“ Der Geschichtsschreiber Lehmann klagte noch zu Ende der 90er Jahre, daß alles, was Schwaben, Tirol, die Schweiz und Italien an Strolchen und Vagabunden ausspeie, sich in die Bergthäler Graubündens flüchte, wo Bettelvögte, Häscher und Landreiter ganz unbekannte Männer seien. Einzelne Vorkommnisse warfen aber auch auf Personen, welche an der Spitze der Verwaltung standen, das schlechteste Licht. Im Jahre 1776 wurde in Graubünden dem Landvogt des Veltlins, Gaudenz Misani, der Prozeß gemacht. Man sagte ihm nach, er habe in Tirano zwei junge Burschen in seinem Solde gehabt, welche die Weiber der

[1]) Ferdinand Vetter am angeführten Orte, S. 410.

Thalleute verführten und nachher für das Versprechen des Stillschweigens von ihnen Geld erpreßten; auf diese Weise habe der Landvogt in neun Monaten 30000 Lire verdient. Der nämliche Misani ließ sich 1781 in Stuttgart nieder[1]), und es ist kaum zu bezweifeln, daß Schiller von ihm reden gehört hat. Das war ja nun aber eine Geschichte, bei welcher alle Spiegelbergs sich die Hände reiben konnten! Stand es so um Graubünden, so war die „Volkssage", auf welche der Dichter sich berief, nicht ohne Grund, so durfte nichts anderes ihm vorgeworfen werden, als daß er einen unvorsichtigen und die Dinge zu sehr verallgemeinernden Ausdruck gewählt habe. Mußte Schiller für dieses Versehen büßen, so gewährte ihm das Schicksal, das sich zuweilen auf Ironie bestens versteht, nachträglich die glänzendste Genugthuung. Denn im Jahre 1786 sah sich der Herzog von Würtemberg genötigt, den gefürchteten Räuberhauptmann Hannikel, welcher mit seiner Bande in Graubünden Unterschlupf gesucht hatte und dort festgesetzt worden war, aus Chur abholen zu lassen. Reinwald versäumte nicht, seinem Schwager von diesem Ereigniß Kenntniß zu geben; er schreibt am 12. Nov. 1786 aus Meiningen an Schiller: „Sage mir doch, lieber! ob die Anekdoten von Dir war sind die vorm Jahr in der deutschen Zeitung stunden. Sie betrafen Deine Irrungen mit dem H. v. W. — Ein Bonmot in den Räubern über die Graubünder sollte ihn veranlaßt haben Dir die Schriftstellerei im Fache des Witzes zu untersagen. Wäre das, so hättest Du izt Satisfakzion, da eine der unmenschlichsten Räuberbanden aus Graubünden nach Würtenberg eingeliefert worden, deren Transport dem Herzog schon 1000 Fl. kostet." Die Einholung des „verruchten" Hannikel und seiner Mörderbande war im September 1786 erfolgt[2]).

Daß die Angehörigen der Republik der 3 Bünde für den

---

[1]) Vetter, ebenda S. 414—415.

[2]) Vgl. den prahlerischen Bericht des Oberamtmanns Georg Jak. Schäffer zu Sulz, abgedruckt im Schwäb. Merkur, Kronik vom 23. und 30. April 1882.

Ruf ihres Landes dennoch sich wehrten, darf kein Billigdenkender ihnen verübeln; es kam nur darauf an, in welcher Form und durch wen es geschah. Der erste, der in der Sache das Wort nahm, war nicht ein Schweizer, sondern ein Sohn Westfalens, ein Litterat, Namens Christian Karl Wredow. Er lebte zu Hamburg als Hofmeister dreier junger Herrn von Salis, nachdem er zuvor bei der Familie Salis in Chur Hauslehrer gewesen war. Wredow veröffentlichte am 13. Dez. 1781 im 98. Stück der „Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten", welche der Handelsmann Klopstock, der Bruder des Dichters, herausgab, einen Artikel mit der Aufschrift: „An den Verfasser des Schauspiels: Die Räuber." Seinen Namen unterschreibt Wredow nicht, seine Absicht aber sagt er sehr offenherzig: er hat dem Verfasser der Räuber „eine kleine Ahndung zugedacht", damit die „fürchterliche Brandmarkung", welche dem „guten Graubünden" widerfahren war, gerächt werde. Zu diesem Zweck überschüttet er den Dichter mit einem Schock von Gemeinplätzen und stellt ihm dazwischen, in der Toga des Staatsanwalts, allerlei hochnotpeinliche Fragen: Haben Sie, mein Herr, Bünden bei Bündnern kennen gelernt? Waren Sie selbst in dem Lande? Wurden Sie von Räubern angefallen? War das einmal der Fall oder öfter? Hörten Sie von Räubereien erzählen? u. s. w. u. s. w. Das Veltlin allerdings sei von einem Volke bewohnt, welches in Ansehung seiner Sittlichkeit zu den letzten des christlichen Erdbodens gehöre; aber wer habe das Recht, mit diesem Volke seine Oberherren zu verwechseln? Und wenn Inquirent vielleicht bei einigen ausgewanderten oder am Ende gar weggebannten Graubündnern eine schlimme Denkungsart angetroffen habe, wie ungerecht sei es, von ihnen auf diejenigen zu schließen, deren Gemeinschaft sie doch hätten meiden müssen. Wenn aber in Graubünden etwa die Einfalt der Sitten und die mit ihr öfters verbundene „Rusticität" dem Ausländer auffalle, so gebe es doch immer Leute, welche Grobheit und Spitzbüberei besser zu unterscheiden wüßten als der Herr Autor. Wie man sieht, ist es gerade Wredow, der zuerst die Schuld auf das Veltlin hinüberwälzt und hiebei wahrscheinlich nicht viel weniger übertrieb als Held Spiegelberg bezüglich des Landes

Graubünden; was aber die Anspielung auf weggebannte Graubündner betrifft, so dürfte Vetters Vermutung, es sei bei ihr an Misani gedacht, wohl im Recht sein.

Da die Hamburgischen „Addreß-Comtoir-Nachrichten" in Würtemberg schwerlich gelesen wurden, so hatte der Artikel des wohlweisen jungen Mannes für Schiller keine unmittelbaren Folgen. Aber ein platter Gesell findet leicht Kompagnie, und Wredows Verbindungen reichten in die Schweiz ja hinüber; zudem darf eine Angelegenheit, wie die in Rede stehende, nur einmal aufgerührt sein, so kommen die Volksleidenschaften nicht leicht wieder zur Ruhe. Ein Zweiter stand auf, sich die Rittersporen zu verdienen; und diesmal war es ein Schweizer. Zwar kein geborener Graubündner, aber doch ein in Graubünden ansäßiger und diesem Lande vielfach verbundener Mann, der Arzt Dr. Johann Georg Am Stein oder Amstein zu Zizers. Aus dem Thurgau gebürtig, hatte er in Zürich und Tübingen Medizin studirt und an letzterem Orte vor dem Herzog Karl eine Rede gehalten; von 1779—1794 lebte er auf seinem Landgut in Zizers, als Schwiegersohn des Besitzers des Schlosses Marschlins, zeitweise als Badearzt im nahen Pfävers. An die Familie von Salis erinnert auch der Marktflecken Zizers wieder: es stehen dort zwei ihr gehörige Schlösser. Dr. Amstein veröffentlichte gegen Ende April 1782 in dem von ihm gegründeten „Sammler", einer „gemeinnützigen Wochenschrift für Bünden", welche zu Chur erschien, eine „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers". Wenn Wredow noch ein Bescheidenheitsmäntelchen umhing, so zeichnet sich der von Amstein verfaßte Artikel durch Grobheit aus; er ist aber auch bissig und höhnisch. Mit einer „gewissen Klasse von Scribenten", welche, um ihren Waaren größeren Absatz zu sichern, den niedrigsten Lastern schmeicheln, Religion und Tugend verspotten, das heiligste schänden, werden, als neueste Abart, die „originellen Genies" zusammengestellt, deren ganzes Bemühen izt darauf gerichtet sei, von den Palästen der Könige herab bis zur stillen Hütte des Privatmanns ärgerliche Histörchen aufzuhaschen oder zu erdichten, Länder, Staaten und Regierungen, die sie oft kaum dem Namen

nach kennen, zu beschimpfen und zuletzt dieses alles mit der zügellosesten Frechheit der Welt feilzubieten. Nach dieser Einleitung geht der Verfasser der Apologie alsbald auf Schiller und seine Räuber über. Er benützt einzelne Stellen der Vorrede zu den Räubern, um satirische Ausfälle gegen Schiller zu machen, und verflicht hiemit Redeblumen wie z. B. „unbekannter Komödienschreiber“ — „schändliche Calumnie“, „schwarze Verleumdungen“, „unsinnige und pöbelhafte Rache“, „unwürdige Schmähung“ u. dgl. Dabei bedient sich Dr. Amstein einer gewissen Klugheit, welche einem geriebenen Juristen alle Ehre machen würde; er sagt nicht geradezu, Schiller habe sich einer „schändlichen Calumnie“ schuldig gemacht, wohl aber, Schiller habe sich vom Verdacht einer solchen zu reinigen; er kann und will es nicht glauben, daß ein rechtschaffener Mann so schwarze Verleumdungen über ein ganzes Land, einen ansehnlichen Freistaat auszustoßen vermöge, und fragt doch dabei, ob derselbe Mann nicht den Unwillen jedes wohlgesitteten Menschen errege, wenn er es thue; er betrachtet das „Phänomen“ als eins der unerklärlichen Dinge dieser Welt und hat die Güte, den Verfasser der Räuber zwar nicht von Unbesonnenheit oder Uebereilung, aber doch von Bosheit fürs Erste noch freizusprechen, schließt jedoch hieran die Bemerkung, wenn Schiller nicht öffentlich sein Verfahren bereue, sei er „bei allen seinen übrigen Vortrefflichkeiten“ der billigen Verachtung jedes Rechtschaffenen zu überlassen.

Nachdem Amstein diesen Trumpf ausgespielt hat, kommt er auf Wredow zu sprechen. „Ein würdiger Deutscher,“ erzählt er, ein Kenner Graubündens, habe den Unfug seines Landsmanns nicht mitansehen können, ohne ihm eine Zurechtweisung zu erteilen; im 98. Stück der „Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten“ sei dieselbe erschienen. Sie sei zwar „nur zu glimpflich“, verdiene aber doch den Dank aller Bündner. Hier druckt Amstein den Artikel Wredows ab, indem er ihn mit Anmerkungen begleitet. Diese Anmerkungen [1]) sind in der Polemik etwas

[1]) Vgl. den Wiederabdruck bei Vetter, Archiv für Litteraturgeschichte,

mäßiger, dafür aber um so ruhmredigeren Tones; sie verherrlichen den Wohlstand und die öffentliche Sicherheit, deren man sich in Graubünden erfreue, schieben unliebsame Dinge, welche etwa vorgekommen seien, auf „fremdes Gesindel“ und wälzen die der Landschaft Veltlin gemachten Vorwürfe hinüber auf die Schultern Italiens. Letzterer Zusatz wirkt beinahe komisch; man denkt an die Geschichte von den bösen Buben, von denen keiner etwas gethan haben will. Daß die Polizei in Graubünden „eben nicht streng“ sei, muß Amstein zugeben. Ohne ein freches Wort geht es aber auch in den Anmerkungen nicht ab: Amstein bemerkt, wer der Nation ein Laster aufbürde, das von Fremden begangen sei, handle höchst ungerecht: „Was würde der Herr Verfasser sagen, wenn man ihm um seiner lebendigen treffenden Konterfeien willen, die doch durch sein Gehirn gegangen sind, ein Sp—b—ngenie zuschreiben wollte?“

Man wird es dem Eifer eines Mannes, der ein ihm teuer gewordenes Land in Schutz nimmt, verzeihen, wenn ihm das Blut einmal etwas warm wird; man kann auch nicht verlangen, daß Amstein für den „grossen Geschmak“ des Zeitalters, für die Bestrebungen des „Originalgenies“ der Sturm- und Drangperiode, für die sittliche und die dramatische Bedeutung der „Räuber“ Verständniß besaß. Er war in dieser Beziehung nicht heller oder vorurteilsfreier als viele Andere, im „guten Graubünden“ sowohl wie im großen Deutschland. Aber was schon von Wredow gilt, gilt in noch höherem Grade von Amstein: er schießt mit Kanonen nach Spatzen! Er malt die Zustände Graubündens viel schöner, als es sich mit der strengen Wahrheitsliebe und der Rechtschaffenheit, auf welche er selbst so sehr pocht, vertrug, und er läßt sich zu Ausfällen gegen Schiller hinreißen, welche ins Rohe gehen. Daß Dr. Amstein als Arzt, als Naturforscher, als Landwirt mancherlei Verdienste hatte, daß er die Achtung seiner Mitbürger genoß und gemeinnützig

---

Band XII, S. 439—441; den vollständigen Haupttext wie auch den Artikel Wredows hat Boas wiederabgedruckt, Schiller's Jugendjahre II, S. 439 bis 441.

zu wirken bemüht war, ändert hieran nichts; wir haben es zunächst mit der Art seines Eintretens für Graubünden zu thun, und dabei gibt er sich Blößen.

Etwa gleichzeitig mit der Veröffentlichung der „Apologie" Amsteins, vielleicht zu Anfang des Mai, erging aus Graubünden ein „Privatschreiben" an Schiller mit der Aufforderung zu widerrufen. Als es der Dichter verschmähte, eine Antwort zu geben, wandte man sich an den herzoglichen Garteninspektor Johann Jakob Walter zu Ludwigsburg als Mittelsmann. Walter war korrespondirendes Mitglied der Bündnerischen ökonomischen Gesellschaft, welche Amstein gegründet hatte. Er war schon als „Hofgärtner" in Ludwigsburg angestellt, als Hauptmann Schiller von Lorch-Gmünd nach dieser Stadt übersiedelte, und hatte im Jahr 1779 eine „Praktische Anleitung zur Gartenkunst" herausgegeben; beide Männer begegneten sich also in ihren Neigungen und, als Hauptmann Schiller zum Intendanten der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude berufen wurde, auch in ihrer amtlichen Thätigkeit. Ob dieses Verhältniß zu Eifersüchteleien geführt hat, ob Walter als gelernter Gärtner sich durch den Offizier benachteiligt fühlte, wissen wir nicht; wir sehen aus den Urkunden nur soviel, daß Walter sich seines Auftrags mit einer Geflissentlichkeit entledigte, welche den Wünschen der Graubündner noch weit zuvorkam, und daß er von der gehässigsten Gesinnung gegen den jungen Schiller überlief. Mit Johann Jakob Walter tritt der ordinäre Kumpan auf den Schauplatz, der schlechthin gemeine Gesell, der in der Sprache des Marktweibs geübt ist. Ob Amstein selbst, ob ein anderer „Bündner" den Briefwechsel mit Walter geführt hat, ist nicht deutlich erkennbar; daß aber die Hand dieses Mannes in die Sache sich mengen mußte, war die Strafe für das verstiegene Pathos, mit welchem die Freunde der „rhätischen Nation" ihre Abwehr in Szene setzten.

Inspektor Walter wußte nichts Eiligeres zu thun als die Amsteinsche „Apologie" in Stuttgart und Ludwigsburg nach Kräften zu verbreiten; zugleich „machte er Anstalt", sie dem Herzog Karl in die Hände zu spielen. Das Wetter, welches num-

mehr über Schiller hereinbrach, schildert Petersen handschriftlich mit folgenden Worten: „Sch. ließ in s. Räubern den [Spiegelberg] sagen: Graubünden ist Athen der Jauner. Bey dieser Stelle hatte der Dichter sicher kein Arges dabey; es galt gar nicht dem Canton, sondern nur einem einzelnen Mann. Indessen erregte sie die Galle und Rachsucht einiger Schweitzer und Schiller war deßwegen beim Herzog Karl förmlich verklagt. Karl, der für Dichterwerth durchaus keinen Sinn hatte, dem an Erhaltung seines Schweizerviehes für seine Hohenheimer Ställe mehr gelegen war als an Erhaltung des Dichters in s. Herzogthum, ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das Heftigste an ...[1]) ihn auf das Derbste aus und schloß mit den Worten: ich sage, bey Strafe der Cassation schreibt er keine Comoedien mehr. Bei seiner Rückkehr von Hohenheim ging Sch. in den, von ihm gewöhnlich besuchten Garten und kegelte, anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Innres war tief bestürmt." Am unteren Ende des Blattes bemerkt Petersen: „es sind die eigenen Worte des Herzogs".

Zu welcher Zeit diese zweite Vorladung vor den Herzog stattgefunden hat, läßt sich nur vermuten; wir sind jedoch nicht ohne Anhaltspunkte. Ferdinand Vetter legt die Worte, welche Schiller am 15. Juli an Dalberg schrieb: „Warum ich dieses [eine gütliche Vermittlung Dalbergs] jezt doppelt wünsche hat eine Ursache, die ich keinem Brief anvertrauen darf" — dahin aus, als habe Schiller andeuten wollen, infolge der Graubündner Beschwerde sei der Zorn des Herzogs aufs Neue erregt worden und ebendeßhalb bleibe nunmehr, wenn nicht gütliche Vermittlung eintrete, kein anderes Rettungsmittel als die Flucht. Aber um den Gedanken einer eigenmächtigen Entfernung aufkommen zu lassen, genügte bereits der gelegentlich des Arrestes — und von diesem spricht ja der Brief vom 15. Juli — an den Dichter ergangene Befehl, sich jeder Verbindung mit dem „Ausland" zu

[1]) Unleserliches Wort, wohl: „schalt".

enthalten, und soweit wir vom Gang der Dinge unterrichtet sind, ist es unwahrscheinlich, daß die Denunziation Walters am 15. Juli schon an den Herzog gelangt war. Wir erfahren ja aus dem Churer „Sammler" [1]), daß die Graubündner erst, als Schiller eine Antwort „verzögerte", an Walter sich wandten, daß man anfänglich zuwartete. Zwischen der Absendung der „Apologie" nach Würtemberg, beziehungsweise an Schiller und dem Eingreifen Walters liegt also einige Zeit. Und Walter will zwar alsbald Anstalten getroffen haben, um das Schriftstück an den Herzog zu bringen; aber es waren eben vorerst „Anstalten", und er wird seines Weges nicht sogleich sicher gewesen sein. Denunzianten pflegen vorsichtig zu gehen; sie sind immer die Schufte, von denen Gottfried Keller schreibt, daß sie „thun, als wären sie sehr gescheidt". Würde der diensteifrige Mann schon vor Mitte Juli seine Absicht erreicht haben, so hätte er sicherlich nicht erst am 2. September den Graubündnern davon Meldung gemacht. Die Vorladung Schillers in Sachen Graubündens wird also füglicher in den August 1782 zu setzen sein.

Daß eine „Apologie" für Graubünden dem Herzog durch Walter in die Hände gespielt wurde, weiß auch Schillers Schwager Reinwald [2]). Streicher meldet das Nämliche, ohne Walters Namen zu nennen. Dem Bericht Streichers zufolge möchte man glauben, daß Schiller die Weisung erhalten habe, sich schriftlich zu rechtfertigen. Petersens Erzählung trägt in diesem Falle den Stempel der Treue, sie beruht sichtlich auf unmittelbarem Miterleben: „Freund Bibus" war ohne Zweifel unter den Teilnehmern jener Kegelpartie. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß von Schiller zugleich eine förmlichere, schriftliche Rechtfertigung verlangt wurde.

Der Brief, in welchem der Garteninspektor Walter den Graubündnern von seinen Schritten Bericht gibt, hat den Wort-

---

[1]) Stück 42, Oktober 1782; vgl. den Abdruck bei Boas II, 277.

[2]) Neuer Literarischer Anzeiger, 1807, Nr. 26. Vgl. Streicher, Schiller's Flucht, S. 44.

laut[1]): „Ludwigsburg den 2. September 1782. — — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie. Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten gelesen, so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Souverän bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich ruffen, weschte solchen über die Massen, bedeutete ihm bei der grösten Ungnad, Niemals mehr Comedien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bey seiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er solche vor die Mannheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage im Arrest sizen müssen. Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelauffen, so, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zu bringen, und da Er nicht nur die Apologie selbsten zu lesen bekommen, sondern Ich solche überall ausgebreitet, so weiß er, daß dieses Ihm von Mir gespielt worden, und ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann."

Wir verfolgen in Kürze den Ablauf der Begebenheiten in Chur. Unter dem 12. September 1782 zeigt der regierende Bundeslandammann der Standesversammlung zu Chur an, daß durch das Schauspiel eines würtembergischen Arztes das Graubündner Volk öffentlich beschimpft, durch Dr. Amstein und „Präzeptor Wredoff" aber „auf die bündigste Weise" verteidigt worden sei; am gleichen Tage erfolgt der Beschluß, daß an die ehrsamen Gemeinden ausgeschrieben werden solle, ob sie beliebten, beide Herren „in die Zahl der gefreyten Bündtner" aufzunehmen. Unter dem 7. Oktober richtet Walter einen zweiten Brief nach Graubünden, des Inhalts: „Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienschreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat sich einfallen laßen (vielleicht Orginale wo

[1]) Nach dem Abdruck bei Armbruster, Schwäbisches Museum, Kempten 1785, I, 227.

ander zu seinen Comedien zu suchen, weil es ihme so hart mit Bündten gieng) eine unbestimte Reise zu unternehmen, kurz zu sagen, er ist desertirt und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er ist. Ohngeachtet nicht das geringste Intereße die Triebfeder dieser Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann so viel meine Kräfte es zulaßen, dienen so machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Versammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde[1])!" Mitte Oktober kommt auch der „Sammler" auf den Handel zurück, und zwar in einem Artikel, welcher die Aufschrift hat: „Noch etwas, den Verfasser des Schauspiels die Räuber betreffend. Von einem Bündner." Der Verfasser bezeichnet sich im Texte ausdrücklich als einen „geborenen" Bündner, und dieser Eigenschaft konnte sich Dr. Amstein nicht rühmen; aber weit von ihm wird man den wirklichen Urheber nicht zu suchen haben, und ein Strohmann leistet zuweilen auch die nötigen Dienste. Der „Bündner" ergeht sich in patriotischer Entrüstung wider den „unbilligen Schauspielmacher", rühmt die „edle Vertheidigung" der Ehre Graubündens durch zwei Nichtbündner (die Namen Wredows und Dr. Amsteins werden nicht genannt), versichert nebenher, daß ihm beim Durchlesen der „Räuber" die Mühe und der Ekel, so lange unter diesen Ungeheuern gewesen zu sein, schlecht vergolten worden sei, und erzählt uns, „andern geborenen Bündnern" und ihm selbst habe der Wunsch, den Schauspielmacher zu einer Erklärung oder einem Widerruf öffentlich aufzufordern, lange an der Seele genagt. „In einem Privatschreiben" sei der Verfasser des Artikels diesem Wunsche nachgekommen, sei auch bereit gewesen, den Schauspielmacher „durch ein Journal" an seine Schuldigkeit erinnern zu lassen, habe jedoch, nachdem dieser verdächtiger Weise die Antwort verzögert habe, „zuerst noch durch einen Freund" sein Erwarten ihm angezeigt. Dieser Freund habe nunmehr Nachrichten über den Schauspielmacher gegeben. Hier druckt der „Sammler" den

[1]) Abgedruckt ebenda, S. 228.

Brief Walters vom 2. Sept. ab, denn Niemand anders als Walter ist der gefällige Freund des Verfassers des Artikels. Der Wortlaut des vom „Sammler" veröffentlichten Briefes entspricht nicht ganz dem aus Armbrusters „Schwäbischem Museum" uns bekannten Texte, vielmehr zeigt der Abdruck im „Sammler" da und dort an Stelle sonderlich niedriger Redewendungen Ausdrücke, welche eines gebildeten Mannes würdiger sind; so heißt es z. B. bei Armbruster: „er weschte solchen über die Maßen", im „Sammler" aber: „er gab ihm die ernstlichsten Verweise". Von Walters Brief vom 7. Oktober erwähnt der „Sammler" nichts. Der Schluß des in stümperhaftem Deutsch geschriebenen Artikels lobt die „Richtigkeit und edle Theilnehmung" des „entfernten Freundes", welche den Graubündnern so viele Genugthuung verschafft habe, und bemerkt: „Wir können uns zufrieden geben. Ein Fürst, der sich durch große Eigenschaften . . . auszeichnet, verabscheut das Betragen des unbesonnenen Schauspielschreibers . . . bestrafte ihn, und entließ ihn mit einem weisen Befehl. Mög' er ihm nachkommen, und künftighin seines Landesvaters Huld verdienen!" Der treugehorsamste der Unterthanen Herzog Karls hätte die Worte nicht anders setzen können als dieser „geborene" Bündner, der Sohn von „Alt fry Rätia". Augenscheinlich verfolgte der Verfasser des Artikels mehrere Zwecke zugleich: zunächst sollte dem Leser eine „Ergänzung der Geschichte" gegeben werden, eine Berichterstattung über die mit der Veröffentlichung der „Apologie" zusammenhängenden Vorgänge; dabei sollte aber auch das Andenken an den „Mut" und die „Unparteilichkeit" Wredows und Amsteins wieder aufgefrischt und nebenbei für den „entfernten Freund", für Herrn Walter, gut Wetter gemacht werden. Eine Nennung der Namen Wredow und Amstein war nicht nötig, da der Leser über die Personen schon durch den Artikel vom April unterrichtet war; sie ging auch, wenigstens bezüglich des Dr. Amstein, kaum an, da Amstein selbst der Redakteur oder, wie die Schweizer besser sagen, der „Redaktor" des „Sammlers" war und der angebliche Einsender des die Verdienste Amsteins rühmenden Artikels, der „Bündner", seinen Namen nicht nannte. Der Artikel er-

schien zu sehr geschickter Zeit: etwa einen Monat nachdem die Standesversammlung zu Chur auf Antrag des Bundeslandammanns beschlossen hatte, die Zuerkennung des Bürgerrechts an Wredow und Amstein zur Volksabstimmung bringen zu lassen, und zwei Monate vor dem Erlaß des darauf bezüglichen Ausschreibens an die Gemeinden. Am 20. Dezember 1782 erging dieses Ausschreiben; am 20. März 1783 erfolgte sodann auf Grund „fast einhelligen" Beschlusses der ehrsamen Räte und Gemeinden Graubündens die Verleihung des Bündner Bürgerrechtes an Wredow und Amstein. Der unverschämte Wunsch des Garteninspektors Johann Jakob Walter ging nicht in Erfüllung. Es sieht ganz so aus, als ob die biderben Ratsherrn dem Mann nicht recht trauten. Das Standesversammlungs-Protokoll vom 21. März 1783 gedenkt der am vorausgegangenen Tage zum Beschluß erhobenen Verleihung des Bürgerrechtes an Wredow und Amstein, erwähnt, daß diesen Herren durch den Aktuar in einem höflichen Schreiben hievon Anzeige gemacht werden solle, und fährt fort: „Nicht weniger wurde auch beliebt, wann durch ein Original Schreiben dasjenige, was der H. Inspector W a l t e r gemeldet haben soll, daß in Betr. des Doctor Schielers als Authoren der Comedie wegen denen Räuber vorgegangen seyn solle, sich besteifen und erhärten wurde, daß sodann durch den Actuarium ebenfahls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Stands dem H. Inspector W a l t e r gedanket werden solle." Unterzeichnet ist dieses Protokoll von dem Kanzler Hercules de Pestalluz. Wie es scheint, wurde aber weder ein derart „erhärtendes" Originalschreiben vorgelegt, noch erging an Walter jemals eine Danksagung von Amtswegen; die Churer Protokolle der nächstfolgenden Monate enthalten die Danksagungsschreiben Amsteins und Wredows, auch das Schreiben der Standesversammlung an Amstein bei Verleihung des Patents, schweigen aber von Walter. Armbruster, der sein „Schwäbisches Museum" von Zürich aus schrieb und über die Vorgänge zu Chur wohlunterrichtet war, erzählt uns, man habe „selbst in Bündten über die Hirnlosigkeit" Walters sich geärgert. Daß Schillers, beziehungsweise Spiegelbergs Aeußerung die unverschämteste, bos-

hafteste, leichtsinnigste Verleumdung sei, versichern uns auch die Ratsherrn zu Chur; dabei fügt es sich aber, daß auf das letzte der mit dieser Angelegenheit sich befassenden Aktenstücke ein Ausschreiben „wegen dem Strolchen Gesindel“ in Graubünden folgt.

Die Begebenheiten, welche zu Schillers Flucht aus Stuttgart den nächsten Anstoß gegeben haben, sind der Arrest wegen der Mannheimer Reise und die Graubündner Beschwerde. Sie bilden zusammen die gröberen Thatsachen, deren Eingreifen gewaltsam und jedem Auge sichtbar die Umgestaltung im Schicksal des Dichters herbeiführt, nicht aber die letzten, viel leiser und doch nicht weniger unwiderstehlich wirkenden Federn in diesem Getriebe. Die zeitliche Folge der Ereignisse ist lange strittig gewesen. Die Biographien von Hoffmeister, Schwab und Palleske lassen die Graubündner Händel sammt der Walterschen Denunziation der zweiten Reise des Dichters nach Mannheim und dem Arrest vorangehen; Goedekes Grundriß der deutschen Dichtung ordnet die Dinge in gleicher Weise. Diese Darstellung stützt sich auf den Bericht der Karoline v. Wolzogen, namentlich aber auf den von Andreas Streicher. Die entgegengesetzte Anordnung hat zuerst Boas geltend gemacht, Düntzer ist ihr gefolgt, und auch die Biographie Palleskes bequemte sich ihr, als Hermann Fischer dieselbe nach dem Tode ihres Urhebers aufs Neue herausgab. Heute wird kaum Jemand mehr in Abrede stellen, daß die Erzählung der Frau v. Wolzogen in diesem, wie manchem andern auf die Jugendzeit des Dichters bezüglichen Stücke einer geschichtlich strengeren Ordnung entbehrt und daß Andreas Streichers Gedächtniß im vorliegenden Falle sich geirrt hat. Je genauer die Durchforschung der Quellen uns mit den einzelnen Vorgängen des Sommers 1782 bekannt machte, um so gewisser mußte die Ueberzeugung werden, daß der Dichter die zweite Reise zur Aufführung der Räuber unternahm, bevor aus Anlaß der Graubündner Beschwerde der Zorn des Herzogs sich über ihn ausgoß. Es gibt eine innere Logik der Dinge, welche beweiskräftiger ist als manche Handvoll äußerer Zeugnisse, und diese innere Logik fordert aus mehr als Einem Grunde die Umstellung des Streicherschen Berichtes. Auf ein

paar geschichtliche Zeugnisse soll indessen hier noch verwiesen werden. Der Waltersche Brief vom 2. Sept., dessen Wortlaut angeführt wurde, sagt uns, der Herzog habe in Folge der Graubündner Beschwerde dem Dichter verboten, Komödien zu schreiben, und setzt bei, Schiller habe „schon damals", als er das Stück in Mannheim habe aufführen lassen, zur Strafe 14 Tage im Arrest sitzen müssen. Armbrusters Zeitschrift macht hiezu die Anmerkung: „Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr." Es wissen aber auch Schillers Schwester Christophine, sein Schwager Reinwald und sein Jugendfreund Petersen nicht anders, als daß die gewaltthätige Zornwut, welche den Herzog Karl ob der Graubündner Beschwerde erfaßte, die nächste Ursache der Flucht Schillers gewesen sei [1]).

Wiederholt habe ich in diesen Zeilen auf die Abhandlung Ferdinand Vetters über „Schiller und die Graubündner" verwiesen. Sie beruht auf den sorgfältigsten Quellenstudien und gibt insbesondere bezüglich der Persönlichkeit und des Lebensganges Dr. Amsteins neue und schätzbare Aufschlüsse; sie teilt auch die einschlägigen Protokolle der Bündner Standesversammlung zum erstenmal vollständig mit. Die von Eduard Boas unternommene Darstellung der Graubündner Händel, von welcher Palleske und Düntzer abhängig sind, muß diesem reichen Material gegenüber in mancher Hinsicht als veraltet gelten, und das schlechtweg verächtliche Urteil, welches seit Boas über Amstein gefällt wurde, bedarf ohne Zweifel einer Milderung. Dennoch vermag ich mich mit der Auffassung Vetters nicht überall zu befreunden. Ferdinand Vetter geht, wie mir scheint, mit Schiller zu engherzig ins Gericht, und gerade er, der für die damals in Graubünden herrschende öffentliche Unsicherheit eine Fülle von Belegen beibringt, zieht doch nur ungern die Folgerung, daß ebendeßhalb Schillers Aeußerung der Schuld so viel wie ledig sei. Seine

---

[1]) Vgl. Christophinens Aufsatz „Notizen über meine Familie"; sowie ihre Skizze „Schillers Jugendjahre", Reinwalds Brief an Schiller vom 12. Nov. 1786 sowie seine „Berichtigungen" zu Schillers Jugendgeschichte im Neuen Literarischen Anzeiger, 1807, Nr. 26 und Petersen im „Freimütigen" 1805, Nr. 221.

Darstellung macht mitunter den Eindruck, als sei sie recht eigentlich eine „Apologie“ zu Gunsten Dr. Amsteins, als habe landsmannschaftliche Sympathie in einer dem Verfasser selbst nicht bewußten Weise seine Feder gelenkt; Vetters Urteil ist überall herber, als da, wo es um den Arzt zu Zizers sich handelt[1]). Der schweizerische Litterarhistoriker sagt von Amstein, er sei „ein Philister“ gewesen, „aber ein braver Mann dabei“. Das Erstere soll nicht im Geringsten bestritten werden; über das Maß der Bravheit aber wird man geteilter Ansicht sein dürfen. Würde Vetter die von Amstein verfaßte „Apologie für Bünden“ mitabgedruckt oder nur im Auszug mitgeteilt haben, so dürfte der Leser von diesem Manne schwerlich einen so überaus günstigen Eindruck empfangen, als es dermalen bei Vetters Darstellung der Fall ist. Man könnte noch erinnern, daß der „Sammler“ sich nicht schämte, einen Artikel zu veröffentlichen, in welchem Walters „edle“ Teilnahme gepriesen wird; die Verantwortung für diese Zeitschrift trägt aber Amstein. Die älteren Erzähler waren überzeugt, daß der Korrespondent Walters wie der „Bündner“ im Sammler kein anderer als Dr. Amstein war. Vetter bestreitet diese Annahme auf das Entschiedenste; nach seiner Meinung ist ein Anderer, ein wirklicher, d. h. „geborener“ Bündner mit im Spiel. Gewiß spricht Einiges für diese Auffassung; aber unangreifbar oder schlagend sind die Beweise, welche Vetter in dieser Beziehung vorbringt, wohl nicht. Daß Walters Schreiben vom 2. Sept. in dem bei Armbruster mitgeteilten Abdruck den Satz hat: „Ich hatte nicht sobald ihre [d. h. Ihre] Apologie vor Bündten gelesen“, ist immer verdächtig, und die abweichende Fassung: „die Apologie von ihnen erhalten“, welche der Sammler im Oktober 1782 brachte, sieht sammt den übrigen Varianten des Textes beinahe wie eine wohlüberlegte Fälschung aus. Armbruster behauptet, „die Originalbriefe“ vor sich zu haben; er druckt sie im Jahre 1785 ab und erklärt am Ende, der Verfasser werde sich nennen, sobald man es begehre. Und warum bleibt denn der „Bündner“ von Anfang bis

[1]) Es ist bei den jetzigen Zeitläuften vielleicht erlaubt zu bemerken, daß ein Freund der Schweiz diese Ansicht ausspricht.

zu Ende im Hintergrund? Man war doch sonst so bereit, diese ganze Angelegenheit an die große Glocke zu hängen! Auf alle Fälle steckte der „Bündner" mit Amstein unter einer Decke: die Forderung, Schiller solle eine Erklärung abgeben, solle zu einem Widerruf sich verstehen, war zuerst in Amsteins „Apologie" erhoben worden, und Amstein, der Redaktor des Sammlers, entblödet sich nicht, einen Artikel des „Bündners", in welchem von den Verdiensten der „Apologie" die Rede ist, in sein Blatt aufzunehmen. Aber noch andere Ausführungen des schweizerischen Litterarhistorikers erregen Bedenken. Vetter spricht von einer „in den Kreisen der litterarischen Jugend Schwabens traditionellen Feindschaft gegen die schweizerischen Scheinrepubliken"; er erinnert hiebei an die durch Armbrusters „Schwäbisches Museum" veröffentlichten „Briefe des Theodorus Rabiosus über den schweizerschen Freystaat Solothurn" und an die Händel, welche Ludwig Wekhrlin mit den Schweizern hatte. Was die genannten Briefe betrifft, deren Verfasser im Dunklen bleibt, so sind sie allerdings „unflätig", wurden aber auch nicht fortgesetzt; dagegen gereichen „die Händel" Ludwig Wekhrlins der Schweiz nicht zum Ruhme. 1783 wurde in Glarus Anna Göldin als Hexe hingerichtet; als Wekhrlin darob sarkastisch spottete, setzte der Glarner Rat 100 Laubthaler auf seinen Kopf, worauf Wekhrlin seinen Schattenriß nach Glarus schickte mit der Bitte, diesen auf den Holzstoß zu legen. Aus solchen Vorkommnissen auf „eine traditionelle Feindschaft" der litterarischen Jugend Schwabens gegen die Schweiz zu schließen, ist ganz unstatthaft; was ich von Stäudlin erzählt habe, zeugt schon vom Gegenteil, und ging nicht auch Reinhard 1786 in das Land seiner Sehnsucht, in die Schweiz? Von Wieland u. s. w. gar nicht zu reden. Daß Armbrusters „Schwäbisches Museum" den Graubündner Handel „in gehässigster Weise" ans Licht gezogen habe, ist schlechtweg unrichtig; der Artikel, „Beytrag zu einem schwäbischen Martyriologium" betitelt, sagt von Amstein fast nichts, beklagt es aber bitter, daß Walters Intriguen „einen der größten Köpfe Wirtembergs" seinem Vaterland und einer edlen liebenswürdigen Familie entzogen haben.

„Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen," an dieses Bibelwort erinnert uns Ferd. Vetter nicht ungeschickt. Denn die Ankläger und Widersacher des Dichters wurden, ohne es zu wollen, seine Förderer; sie bewirkten die Beschleunigung eines Prozesses, dessen Verschleppung für Schiller nur zum Schaden gewesen wäre. Der Bruch zwischen dem Fürsten und dem Dichter würde erfolgt sein, auch wenn die Mannheimer Reise nicht verraten, auch wenn die Graubündner Beschwerde nicht erhoben worden wäre; diese Vorkommnisse bezeichnen ja nur das Eintreten der Krisis in einer Entwicklung, welche längst ihren Anfang genommen hatte, und wie uns in Lebensverhältnissen, deren Fundamentirung einen geheimen Fehler in sich trägt, auch an anscheinend noch ungefährdeten Tagen eine Vorempfindung drohenden Unheils beschleicht, so wird man es als eine Art von Hellsehen bei Schiller bezeichnen dürfen, daß ihm bereits anderthalb Jahre vor der Flucht in einem Briefe an einen Freund die Aeußerung in die Feder kam: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen gesagt, daß sie in Schwaben nicht verfaulen wollen" [1]).

Ueberliefertermaßen hatten mancherlei Dinge den Herzog verstimmt, bevor das Wetter seines Zornes zum Ausbruch gelangte. Wenn Karoline von Wolzogen zuverlässig berichtet, wenn sie nicht etwa die Unterredung, von der sie spricht, mit einer der uns durch Streicher und Petersen beglaubigten Vorladungen verwechselt, so hat auch die dichterische Beschaffenheit der Jugendwerke Schillers dem Herzog einmal Anlaß gegeben, mit seinem ehemaligen Zögling Zwiesprach zu halten. Er habe ihn zu sich kommen lassen, erzählt Schillers Schwägerin [2]), und ihn „auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er solche häufig in seinen Produkten finde", gewarnt. Schiller habe nicht ungerührt bleiben können; aber der Befehl, dem Herzog alle seine poetischen Arbeiten (vor ihrer Veröffentlichung) zu zeigen, sei für ihn unerfüllbar gewesen und seine Weigerung

[1]) Handschriftlich erwähnt von Petersen.

[2]) Schillers Leben, 5. Aufl. S. 22.

sei natürlicher Weise nicht gut aufgenommen worden. Kurz vorher erzählt Frau von Wolzogen, „einige Gedichte“ Schillers, „besonders eines auf den Tod eines Offiziers“, hätten das Mißfallen des Herzogs erregt, weil es seiner Ansicht nach „verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz“ verletzt habe. An anderer Stelle [1]) spricht sie von Dienstversäumnissen, deren Ursache Schillers vorherrschende Beschäftigung mit der Dichtkunst gewesen sei, von „Klagen und witzigen Einfällen“ des Poeten „über den Zwang des Geistes unter Despoten-Willkür“, welche man bei Hof hinterbracht habe; dies Alles, fügt sie bei, habe den Herzog mehr und mehr gegen seinen Zögling gereizt. Auch Reinwald, der Gatte der Schwester Schillers, weiß von Vorkommnissen, die zusammentreffend mit der Graubündner Beschwerde den Herzog bewogen hätten, dem Dichter die Schriftstellerei außerhab des medizinischen Faches zu verbieten; man hatte, erzählt er, „Schillern schon vorher bei seinem Landesherrn denuntiirt, daß er sehr satyrisch und freygeisterisch schreibe“ [2]).

Das Gedicht auf den Tod eines Offiziers, auf welches Karoline von Wolzogen anspielt, ist kaum ein anderes als die „Todenfeyer am Grabe Riegers“. Man muß einräumen, daß über die Keckheit, mit der diese Verse den Beherrscher Würtembergs nannten, auch ein mit bürgerfreundlichen Neigungen ausgestattetes Staatsoberhaupt nicht leicht hinweggesehen hätte; aber auch „die schlimmen Monarchen“ mußten in den Augen des Herzogs an Hochverrat grenzen. Und nun vollends das wilde Schauspiel, das im zweiten Druck mit der herausfordernden Inschrift „in Tirannos“ geziert war! „Einflüsterungen des Hofcirkels, dem der Laut freier Menschheit immer ein widriger Ton ist, deuteten auf Symptome einer bedenklichen Gesinnung in diesem Stücke“: so lesen wir wiederum bei Frau von Wolzogen und bedauern nur, daß die Erzählerin den abschwächenden Zusatz macht, Schillers Geist sei „der umgebenden Welt fremd“ gewesen und habe ihre Bilder lediglich durch die farbige

[1]) Ebenda, S. 25. Vgl. S. 21.

[2]) Neuer Literarischer Anzeiger, München und Tübingen 1807, Nr. 26.

Wolke seiner Phantasie in sich aufgenommen. Nein, nein, diese Gesinnung war für „Erdengötter" von mancherlei Namen und Rang in allem Ernste bedenklich, und die Bilder der Schillerschen Dichtung, so sehr sie mitunter ins Gigantische verzerrt waren, enthielten nackte Wahrheit. Hier eben sind die geheimeren Ursachen der Erbitterung des Herzogs und der Flucht Schillers zu suchen; die Denkweise, die Geistesrichtung des Jünglings hätte an und für sich genügt, um die nämlichen Gewaltmaßregeln gegen ihn heraufzubeschwören wie jetzt die Graubündner Beschwerde und Walters Denunziation. Kein Fürst des damaligen Deutschlands hing nach Neigung und Gewöhnung zäher und leidenschaftlicher an der Uebung willkürlicher Herrschaft als Würtembergs Herzog Karl, kein Dichter des damaligen Deutschlands empfand tiefer und stürmischer das Verlangen nach politischer und bürgerlicher Freiheit als Schiller: wie hätten beide neben einander zu leben vermocht? Im Staate des Herzogs Karl war ein Dichter wie Schiller unmöglich. „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland", erklärte Schiller zwei Jahre nachher in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia". Diese Aeußerung entsprach der Wahrheit buchstäblich.

Daß der Herzog seinen Zögling vor Verstößen wider den besseren Geschmack warnen wollte, macht im Grunde nur lächeln. Er, der an der Dichtung, an der deutschen zumal, überhaupt keinen Geschmack fand, der, was die theatralischen Künste anlangt, seinen Geschmack fürs Erste an den Beinen der Tänzerinnen, und wenns hoch kam, an der italienischen Oper gebildet hatte, war in dieser Sache durchaus nicht zum Richter bestellt. Für die „egale Kultur", für die Bildungstünche, mit der er seine Würtemberger zu beglücken beflissen war, bedurfte es weder eines Goethe noch eines Schiller. Er dachte aber, wenn man den Tollkopf aus Marbach dahin bringe, daß er in seinen Komödien und sonstigen Schreibereien auf eine gefälligere Form halte, so werde unter der Hand auch seine Sinnesart gefügiger werden. Es ist schlechterdings kläglich, daß Gustav Schwab, dem doch die Muse ein paar hübsche Lieder geschenkt hat, zu der Erzählung der Frau von Wolzogen die Worte hinzusetzt:

„der Herzog hatte vollkommen Recht" [1]); denn wenn der Geschmack des Herzogs für Schiller jemals die Richtschnur gewesen wäre, so hätten wir die Anthologiegedichte und „Die Räuber" und „Kabale und Liebe" nicht etwa ohne ihre Fehler, sondern wir hätten sie gar nicht. Die Kritik darf wohl auf die Mängel dieser Werke, auf das, was an ihnen nicht mustergültig sein kann, verweisen; aber sie darf dabei niemals vergessen, daß die Eiche nicht mehr die Eiche ist, wenn man ihr die knorrige Rinde hinwegnimmt.

Von Andreas Streicher stammt die Angabe, das schroffe Vorgehen des Herzogs habe zum großen Teil darin seine Ursache gehabt, daß „bei der Aufführung der Räuber das deutsche Theater in Stuttgart übergangen und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden" sei [2]). Es ist nicht gerade unmöglich, daß es den Herzog verdroß, als die Dichtung seines Zöglings von sich reden machte und der Ruhm ihrer Aufführung einer fremden Bühne zu gute kam; doch handelt es sich hiebei auf alle Fälle nur um ein untergeordnetes Motiv, und die Meinung, daß der Herzog seine künstlerischen Interessen verletzt gesehen habe, wäre ein Irrtum. Denn daß die dramatische Kunst in Stuttgart darniederlag, ließ den Beherrscher Würtembergs in jenen Jahren nahezu gleichgültig, und was hätte er an seinem „deutschen Theater", das, wie Streicher an anderer Stelle [3]) selbst bemerkt, zumeist Operetten aufführte, mit Schillers Räubern anfangen können? Wenn er also in der That darüber ungehalten war, daß die Räuber mit fremder Hilfe auf die Bretter gelangten, so verrät sich in dieser Empfindlichkeit nicht so sehr Eifersucht als vielmehr der kleinliche Dünkel eines Despoten, der da meint, in seinen Staaten dürfe kein Zwetschgenbaum aufblühen, ohne daß der Landesherr seine allergnädigste Erlaubniß dazu gibt; den geheimeren Beweggrund bildete aber

---

[1]) Schillers Leben, Stuttgart 1840, S. 101.

[2]) Streicher, Schillers Flucht, S. 59.

[3]) Ebenda, S. 31.

auch hier die Besorgniß des gekrönten Politikers, der eine ihm verhaßte und unbequeme freiheitliche Richtung und Stimmung von wachsendem Beifall begleitet sah. Gemischte Empfindungen waren es überhaupt, mit denen er das Treiben seines ehemaligen Zöglings betrachtete; das erfährt man auch aus jener Mitteilung der Frau von Wolzogen, welche davon spricht, Schillers Klagen „über den Zwang des Geistes unter Despoten-Willkur" hätten den Herzog „um so mehr" gegen den Dichter aufgereizt, als die Anerkennung seines Talentes ihm bekannt geworden sei und er ihn gerne als sein Geschöpf angesehen hätte. Es ging ihm nach einer treffenden Bemerkung des Stuttgarter „Morgenblatts" mit diesem Zögling nicht anders als der Henne, der man das Ei eines größeren Vogels zum Brüten untergelegt hat und die nun mit Erstaunen das zu ihren eigenen Küchlein so ganz und gar nicht passende Junge betrachtet. Er hätte sich einen Dichter als ein Prunk- und Schaustück seiner Erziehungskunst am Ende gefallen lassen, wenn er auch mit dieser Spezies von vornherein nicht viel anzufangen wußte; nun aber, da sich in den Schriften des jungen Schiller ein so ungefüger und für einen absolutistisch gesinnten Fürsten so ganz unausstehlicher Geist kundgab, wurde dieser Poet in den Augen seines Erziehers nicht nur zu einem mißratenen sondern auch, in dem nämlichen Maße, als er den Beifall der Welt sich eroberte, zu einem gefährlichen „Geschöpf".

Es hat fast den Anschein, als ob mit den von Schillers Schwägerin gleichfalls erwähnten „witzigen Einfällen" nicht gerade litterarische Invektiven gemeint wären, als ob vielmehr auch satirische Reden aus des Dichters Gespräch bei Hof hinterbracht worden seien. Eine kräftige Ader von Witz pulsirte, wie wir wissen, in Schiller; er wird unter den Freunden am Wirtshaustisch mit sarkastisch-derben Aeußerungen, deren Spitze gegen die landesväterliche Weisheit gerichtet war, nicht zurückgehalten haben, wird mit der Vorsicht, welche in dieser Beziehung die gewöhnlichen Menschenkinder auszeichnet, nicht vertraut gewesen sein. Auch der harmlosere Bruder des stacheligen Witzes, der Mutwille, bewegte ihm noch das jugendliche Herz und sprang

über die geheiligte Ordnung der gesellschaftlichen Etiquette mit ihm gar manchmal hinweg. Mir ist in Würtemberg von ernsthaften Leuten erzählt worden, Schiller habe eines Abends in der Maske des Teufels eine Redoute besucht und dem Herzog, der zugegen war, unversehens mit dem Teufelsschwanz auf die Schulter geklopft; als der Herzog sich umgesehen, sei die Maske eilig verschwunden. Ich will nicht sagen, daß ich an dieses Geschichtchen glaube; aber bekanntlich bringt Hermann Kurz, der sich in seinem Roman „Schiller's Heimathjahre" in den Lokalfarben nicht vergriffen hat und zumeist gute Traditionen benützte, fast die nämliche Erzählung, und auf alle Fälle kennzeichnet diese Ueberlieferung den Uebermut, dessen die heimatliche Legende den Dichter für fähig hielt.

Auch mit der Ausübung der dem Regimentsmedikus Schiller zugewiesenen Berufsthätigkeit wird der oberste Kriegsherr in Würtemberg schwerlich zufrieden gewesen sein, und Klagen über „Dienstversäumnisse" des Dichters, über ungenügende Erfüllung der Dienstpflicht drangen ohne Zweifel nicht nur aus Anlaß der Mannheimer Reisen an sein Ohr. Ein großes Maß von Zeit oder von Arbeit nahm die militärärztliche Thätigkeit Schillers gewiß nicht in Anspruch; aber sie verlangte ihn Tag für Tag zu bestimmter Stunde, und was ihm „am härtesten fiel", war die Vorschrift, „daß er ohne Erlaubniß seines Generals sich nicht aus der Stadt entfernen" [1]), ohne sie nicht einmal seine Eltern und Geschwister auf der Solitude besuchen durfte. Wenn die Pünktlichkeit der Maschine die Sache der Poeten überhaupt nicht zu sein pflegt, so mußte Schiller gerade jene Vorschrift als eine überlästige, die persönliche Freiheit auf das Unvernünftigste verkümmernde Fessel empfinden. Aber nicht nur das Zwangvolle und Kleinliche, welches mit der ihm übertragenen Stellung verbunden war, auch der Dienst selbst, der militärärztliche Beruf an sich war ihm zuwider geworden. Zwar der Medizin als Wissenschaft gegenüber verhielt sich Schiller, wie wir sahen [2]),

---

[1]) Ebenda, S. 32.

[2]) Vgl. S. 299—300 des vorliegenden Buches.

nicht gleichgültig, und es gab sogar noch immer Stunden, in denen er mit dem Gange seines akademischen Studiums nicht unzufrieden war; „was wäre ich jetzt? — ein Tübingisches Magisterchen", äußerte er einmal gegen Conz[1]), indem er die Vorteile einer Erziehung und Bildung, die ihn für die Welt ausgerüstet hatte, gegen die eingeengte und langwierigere Laufbahn eines würtembergischen Theologen abmaß. Die praktische Thätigkeit des Arztes entsprach jedoch nicht seinen Neigungen, und der militärische Dienst verleidete ihm seinen bürgerlichen Beruf vollends. Eher gefiel ihm der Gedanke, sich zum Theoretiker auszubilden und etwa Lehrer der Physiologie zu werden[2]); aber eine festere Gestalt gewann dieser Plan niemals, da doch die Dichtkunst und gerade jetzt die Beschäftigung mit der Bühne Schillers Seele beherrschten. Die Rechnung seines Buchhändlers J. Metzler weist aus, daß er sich in Stuttgart nach dem 18. Mai 1781, an welchem Tag er einen Almanach für Apotheker erwarb, nicht ein einziges medizinisches Buch angeschafft hat; dagegen kaufte er sich im März 1782 einen Theaterkalender und um teuren Preis am 20. Mai 1782 die achtbändige Schirachsche Uebersetzung der Biographien des Plutarch sowie die 12teilige (Eschenburgsche) Uebersetzung des Shakespeare, und auf das Gebiet der Humaniora beziehen sich auch sämmtliche übrige Posten der Rechnung. Da wird also von einer Vervollkommnung seiner medizinischen Kenntnisse nicht viel zu reden gewesen sein; ja, wir hören statt dessen, daß er sich in diesen Dingen zu frühe für fertig hielt. Prof. Abel bemerkt in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen: „[Als] Arzt schien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesezten, dem Leibmedikus Elwert der übrigens seine Talente schäzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeugenden, Widerspruch, was um so mehr er-

[1]) Vgl. Conz, Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4.
[2]) Nach Petersen; vgl. Viehoff I, S. 92.

folgen muste, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter sondern auch höchst pünctlicher Mann war." Der Herzog hatte den Befehl gegeben, daß Schiller in allen schwierigen Fällen den Rat Elwerts einzuholen habe; da sich aber der Dichter an diese Vorschrift nicht kehrte und wiederholte Mahnungen vergeblich waren, so verfügte Elwert, der Schillern schonen und doch Schaden verhüten wollte, daß sämmtliche seiner Aufsicht unterstellte Militärärzte ihm jegliches Rezept vor der Anwendung vorzulegen hätten [1]). Schiller liebte, und dies stimmt ergötzlich genug zu seinem ganzen Gebahren, auch in der Medizin Kraftstücke und verordnete seinen Grenadieren, deren Leibesbeschaffenheit ohnehin nicht die stärkste war, gewaltige Dosen von Brechmitteln; die Selbstpersiflage, mit welcher er die Rezension seiner Räuber schließt [2]), enthielt also ein gutes Stück Wahrheit. Karoline von Wolzogen erzählt uns, nach der Behauptung der Zeitgenossen habe sich Schiller als praktischer Arzt „durch Geist und Kühnheit, aber nicht in gleichem Maße durch Glück ausgezeichnet", und Reinwald [3]) will wissen, der Regimentsmedikus Schiller habe mehreren Typhuskranken das Leben gerettet, indem er unter Kopfschütteln der einem veralteten System anhängenden Aerzte seinen eigenen Weg gegangen sei; diesen sehr ins Rosenrote gefärbten verwandtschaftlichen Berichten gegenüber wird man es aber doch wohl ein Glück nennen dürfen, daß der Verfasser der Räuber besagte Kühnheit zu erproben nicht häufiger Gelegenheit fand. Gewiß trifft das nüchterne Wort seines Jugendfreundes in dieser Sache das Richtige: „Schiller", so lautet Scharffensteins Zeugniß [4]), „trieb Anfangs sein Fach mit Ernst und nicht als Nebensache. Er wollte übrigens auch hier Kraftstücke liefern, die aber weder geriethen noch zum Besten recensirt wurden. Das degoutirte ihn völlig vom Handwerk." Würde sich ihm eine Praxis in der Stadt geboten haben, so

[1]) Vgl. Albert Moll, Die medicinische Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart (1859).

[2]) S. 406 des vorliegenden Buches.

[3]) Neuer Literarischer Anzeiger, 1807, Nr. 26.

[4]) Morgenblatt für gebildete Stände, 1837, Nr. 38.

hätte er seine Erfahrung eher bereichern können; aber einer derartigen Förderung stand schon ein Umstand im Wege, der ihn von Anfang an verdrossen hatte: das herzogliche Verbot, Zivilkleider tragen zu dürfen.

In Rücksicht auf die militärische Ordnung konnte die Arreststrafe, welche der Herzog über Schiller verhängt hatte, nicht als zu hart gelten; aber die mit ihr verknüpfte Weisung, der Befehl, daß er sich jeglicher Verbindung mit dem Ausland zu enthalten habe, enttäuschte den Dichter und „verwundete ihn im Innersten“ [1]). Denn daß der Stifter der Militärakademie den poetischen Bestrebungen seines Zöglings einige Nachsicht angedeihen lassen werde, hatte Schiller noch immer annehmen zu dürfen geglaubt; schien es doch der Selbstgefälligkeit des fürstlichen Erziehers schmeicheln zu müssen, wenn ein „Geschöpf“ seiner Akademie in der Welt Ruhm gewinne. Und hatte nicht das Feuer des „jungen Menschen“ dem Herzog einstmals Bewunderung abgezwungen, hatte dieser nicht ein künftiges „großes Subjektum“ in ihm geahnt und, wie Schiller zu bemerken glaubte [2]), „in mehreren kleinen Handschreiben“, welche der Fürst an ihn richtete, sogar die Ausdrucksweise seines Zöglings mitsammt der ihr eigentümlichen Häufung von Gedankenstrichen nachzuahmen versucht? Daß alle Teilnahme des Herzogs an der geistigen Entwicklung dieses Zöglings eine oberflächliche und selbstsüchtige geblieben war, hatte Schillers ernüchterter Blick inzwischen freilich erkennen müssen [3]); aber die letzten Wölkchen einer Vorstellung, an der sich unsere Selbstliebe eine Zeit lang genährt hat, zerrinnen immer nur zögernd, und zudem ist es ja etwas Anderes, eine Person, die wir uns ehedem günstig gesinnt glaubten, gleichgültig oder verdrossen werden zu sehen und wiederum diese Person als offenen Widersacher, als handelnden Gegner zu finden. Eine ausgesprochene Feindseligkeit von Seite seines Fürsten hatte Schiller bis hieher noch nicht

---

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 56.

[2]) Vgl. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 21.

[3]) Vgl. oben S. 613—614 (Schillers Brief an Dalberg vom 4. Juni 1782).

erlebt; jetzt machte er diese Erfahrung. Jetzt fühlte er, durch grobe Thatsachen aus seinen Träumen aufgerissen, sich plötzlich als ein Verfolgter, als ein „Gefangener“, der unter Aufsicht „vorgeschriebene Arbeit verrichten müsse [1])“. Und eine Gefangenschaft, eine Absperrung bedeutete die Verfügung des Herzogs ja wirklich. Ihrem Wortlaut nach [2]) verwehrte sie dem Dichter jegliches Anknüpfen mit einem nicht-würtembergischen Theater, jegliches Zusammenwirken mit auswärtigen Schriftstellern und Gelehrten; denn als „Ausland“ galt Alles, was jenseits der schwarzroten Grenzpfähle lag, und als „Verbindung“ mit dem Ausland konnte sowohl ein schriftlicher als ein mündlicher Verkehr genommen werden. Es mag sein, daß die nächste Absicht des Herzogs auf nichts Anderes als dahin ging, den Beziehungen seines Regimentsmedikus zu Mannheim ein Ende zu machen; aber schon in dieser Maßregel lag für den jugendlichen Dramatiker, den nach einer fruchtbaren Berührung mit der Bühne, den Schauspielern, dem Publikum verlangte wie nach Luft und Licht, die schwerste Schädigung, und ob nicht in jenem umfassenderen Sinne eine Beachtung der Verbotes gefordert werde, hing lediglich von zufälligen Umständen, von der Sultanslaune des Herrschers ab. Schiller fühlte die Axt an die Wurzeln seines Lebens gelegt, er empfand augenblicklich, daß er in der Heimat von jetzt ab unerträglichen Hemmungen, unberechenbaren Belästigungen preisgegeben sei; nur mit sich zu Rate zu gehen, in welcher Weise er sich seiner Fesseln entledigen könne, nur abzuwarten, ob nicht ein Vermitteln Dalbergs die Lage verändere, blieb ihm noch übrig. Als aber die letzte Hoffnung auf diesen Ausweg ihm zerronnen war; als aus Anlaß der Graubündner Händel die Faust des Herzogs zum zweiten Schlag gegen ihn ausholte; als er die Straße von Hohenheim zurückeilend bei sich erwog, daß ihm eine Dichtung zu veröffentlichen schlechthin verboten sei: da rang sich aus seinem bekümmerten und ge-

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 56.

[2]) Vgl. hierüber Streicher S. 56 (beziehungsweise S. 44) sowie Schillers Brief an den Herzog vom 1. Sept. 1782.

preßten Herzen ein befreiender Gedanke empor, ein bestimmter und fester Entschluß: die Flucht, die baldige Flucht.

Es gibt ein Gedicht, „Sehnsucht“ betitelt, dessen letzte Strophe lautet:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann ich tragen
In das schöne Wunderland.“

Geschrieben hat Schiller diese Verse im Jahre 1801, erlebt, in leidenschaftlichen Kämpfen durchgeprobt hat er ihren Inhalt im Sommer 1782. „Du mußt glauben“, glauben an dich selbst, an dein Glück, deinen Stern, an die Wahrheit deiner Sendung! Glauben, daß das Wunderland, welches deine Träume gesehen haben, wirklich vorhanden ist, daß man dort, wo um die großen Angelegenheiten der Menschheit gerungen wird, deiner Person, deiner Dienste wirklich bedarf! Glauben, an das Außerordentliche glauben, als ob in dieser Zuversicht eine Selbsttäuschung unmöglich wäre, glauben, wagen und handeln, als ob die Rechnung, daß dein Beginnen dich nicht verderbe, irgend geführt werden könne, als ob nicht in den Augen der Menschen die Wahrscheinlichkeit, daß du scheitern müssest, die größere sei! Nun behauptet freilich ein weiser Spruch: drei Dinge sehen im Dunkeln, der Genius, das Gewissen und die Liebe. Wenn aber ein inneres Licht dem Auserwählten die Wege der Zukunft erhellt, wenn aus der Selbstbefriedigung des Geistes ihm ein Glücksgefühl quillt, mit welchem die Lust aus keinem irdischen Gute verglichen werden kann, etwas vermöchte doch inmitten des höchsten Strebens ihn einmal zu beirren, etwas, worüber der wahrhaft Große zuletzt sich hinweg setzt, weil er immer zugleich ein guter Mensch ist: und das ist die Besorgniß, daß er, handelnd im Dienste seines Berufes, ehrwürdige Pflichten, Pflichten, welche dem Herzen von Natur aus heilig sind, verletze. Erst wenn wir Schillers Entschluß auf diesen Punkt hin betrachten, werden wir die seltsam verworrene Lage des Jüng-

lings und die volle Höhe des Einsatzes, den er an die Freiheit seines Schaffens gewagt hat, gewahr.

Schiller war auf Kosten des Herzogs in der Militärakademie erzogen worden, unter der in einem „Revers" festgesetzten Bedingung, daß er dem würtembergischen Hause zu lebenslänglichen Diensten verpflichtet sei. Soweit sich aus Vorkommnissen, von denen der Dichter oder seine Angehörigen Kenntniß haben konnten, ein Schluß ziehen ließ, durfte man sich der Annahme, der Herzog werde auf seine durch jenen Revers erworbenen Ansprüche leichthin verzichten, nicht hingeben; vielmehr war die Befürchtung, daß er an den Eltern des Schuldigen die Rache nehmen werde, wenn sich der Regimentsmedikus Schiller durch die Flucht der landesherrlichen Gewalt entzog, begründet. Die Akten der Karlsschule geben uns in dieser Richtung mehrere Anhaltspunkte.

Im Jahre 1774 machte ein Zirkularschreiben des Intendanten von Seeger die Angehörigen von 39 Cavalierssöhnen aufmerksam, daß sie nach den Grundgesetzen der herzoglichen Militärakademie zum Kostenersatz verpflichtet seien, wenn sie den bei unentgeltlicher Verpflegung üblichen „Revers" auszustellen noch länger säumen würden; die Summe, die zur Deckung der bis dahin erwachsenen Kosten zu entrichten sei, werde sich für den Zögling „dem Jahre nach auf ungefähr Tausend Gulden belaufen" [1]. Als im Sommer des nämlichen Jahres der der Tonkunst gewidmete fünfzehnjährige Zögling Johann Baptist Schaul, der Sohn eines Kammerdieners, um gnädigste Entlassung aus der Militärakademie nachsuchte, erfuhr diese Bitte die schroffste Ablehnung: dem Eleven wurde im Auftrag des Herzogs durch den Obristwachtmeister von Seeger eröffnet, daß er „andern zum Beispiel exemplarisch gestraft werden" würde, falls er „sich unterstehen" sollte, seine Bitte zu wiederholen; an den Vorgesetzten der Hofdienerschaft, den Hofmarschall von Gaisberg, aber erging gleichzeitig die Weisung: „Es hat sich der Kammer-Laquai Schaul beigehen lassen, seinen Sohn von Meiner Herzogl. Milit.-Akademie zurück zu verlangen, da nun dieses schnurstracks

---

[1] Vgl. Heinr. Wagner, Gesch. d. Hohen Carls-Schule I, S. 43, Anm.

wider die Grundgesetze des Hauses, nach welchen es die gröste Billigkeit ist, daß junge Leute, denen ich solche vorzügliche Principia und Erziehung beibringen lasse, Mir auch zeitlebens dienen, so hat also der Herr ... dieses dem Kammer-Laquai zu verstehen zu geben, auch ihme als einen großen Undank zu verweisen, und zu bedeuten, daß wann er auf diesem Ansuchen beharren sollte, es ihn seinen Dienst kosten würde." Eine Abschrift vorstehenden auf den Vater berechneten Schreibens wurde auf Anordnung des Herzogs dem Zögling vorgelesen, während der Kammerdiener andrerseits den Befehl erhielt, sich „gleichbalden" auf die Solitude zu begeben und seinem Sohne den Kopf zurechtzusetzen [1]); Bestimmungen, welche den Eindruck machen, als habe der fürstliche Erzieher zum Schaden recht geflissentlich auch noch den Spott gefügt. Aus der Zeit nach Schillers Flucht liegen ein paar Fälle vor, auf deren Grund der Geschichtsschreiber der Karlsschule [2]) und J. Minor [3]) von einem gelegentlich milderen oder opferwilligeren Verfahren des Herzogs sprechen; aber ganz abgesehen davon, daß der Regimentsmedikus Schiller mit diesen Vorkommnissen nicht rechnen konnte, lassen sie bei genauerer Betrachtung erkennen, daß es der Stifter der Militärakademie auch hier nicht versäumt hat, seine Ansprüche zu wahren. So gestattete er allerdings im Jahre 1788 dem in der Karlsschule unentgeltlich erzogenen Fritz Pfaff, die diesem angetragene Professur der Mathematik an der Universität Helmstädt „auf einige Zeit" zu übernehmen; dabei sprach er jedoch das Erwarten aus, daß Pfaff „bei einer künftighin sich ereignenden Zurückberufung nach eigener Ueberzeugung und Pflichten nicht anstehen werde, dem Ruf in das Vaterland willigst Folge zu leisten" [4]). Das andere der in Rede stehenden Vorkommnisse

---

[1]) Ebenda I, S. 44, Anm. und I, S. 486.

[2]) Ebenda I, 128 u. 129 (Anm.)

[3]) Schiller. Sein Leben und seine Werke. Berlin, 1890, I, S. 528 u. 537.

[4]) Vgl. Karl Pfaff, Sammlung von Briefen gewechselt zwischen Johann Friedrich Pfaff und dem Herzog Carl von Würtemberg, F. Bouterwek, A. von Humboldt u. s. w. Leipzig 1853, S. 69.

fällt in den November 1782. Damals erteilte der Herzog einem reichsstädtischen Senator, der seinen Sohn aus der Karlsschule zu nehmen wünschte, den Bescheid, eine Zurückberufung des Sohnes stehe ihm, wenn kein Revers vorhanden sei, „nach verflossenem cursu juridico" frei; wenn aber ein Revers vorliege, so solle es dem Vater erlaubt sein, den Sohn „nach zurückgelegtem juridischen Lauf" auf ein Jahr zu sich zu nehmen, wobei jedoch die Verpflichtung des Zöglings, in würtembergische Dienste zu treten, erst dann als erloschen gelten solle, wenn binnen einem Jahre eine Einberufung von Seite des Herzogs nicht erfolgt sei. Ein irgendwie bedeutsameres Zugeständniß läßt sich auch in dieser Antwort nicht finden. Denn wenn ein Revers nicht vorhanden war, so bewilligte sie lediglich, was zu verweigern der Herzog gar kein Recht hatte und was zu gewähren er um so mehr sich genötigt sah, als der Bittsteller nicht unter seiner landesherrlichen Gewalt stand; war aber ein Revers ausgestellt, so ist es im Grunde die Erteilung eines Urlaubs, auf welche die Nachgiebigkeit des Herzogs zusammenschrumpft: ob sich diese Beurlaubung in eine endgültige Entlassung verwandeln solle, behält sich der Bescheidgeber ja noch vor. Daß aber der Regel nach auch in den späteren Jahren an den Ansprüchen auf Kostenersatz festgehalten wurde, unterliegt keinem Zweifel: als im Jahre 1792 ein Vater seinen nahezu fünf Jahre hindurch unentgeltlich verpflegten Sohn aus der Karlsschule zurücknehmen wollte, wurde ihm durch ein Schreiben des Intendanten bedeutet, daß er in diesem Falle „das gnädigst bestimmte gewöhnliche Kostgeld" nachträglich zu bezahlen habe, und zwar belaufe sich dasselbe für die ganze Dauer der genossenen Erziehung auf 1450 Gulden [1]. In dieser Summe lag keinerlei Ueberforderung; es betrug nämlich gemäß herzoglicher Bestimmung vom Jahre 1777 das jährliche Kostgeld für einen Zögling, der die Anstalt von seinem 6ten Lebensjahr an besuchte und bis zu seinem 15ten oder noch darüber hinaus die Studien regelmäßig fortsetzte, 300 Gulden, wogegen bei jungen Leuten,

---

[1]) Erwähnt bei H. Wagner, Gesch. d. H. C.-Sch. I, 58.

welche erst in vorgerücktem Alter eintraten oder nicht zum Mindesten 3 Jahre in der Anstalt verblieben, bedeutend höhere Summen in Ansatz gebracht wurden [1]).

Soviel ist gewiß: wenn im Falle der Verweigerung des Reverses die Eltern eines in der Militärakademie unentgeltlich studirenden Zöglings zum Kostenersatz verpflichtet waren, so konnte folgerichtig auch von den Eltern eines jungen Mannes, der nach seiner Entlassung aus der Anstalt das im Revers abgegebene Versprechen nicht einhielt, eine Entschädigung verlangt werden [2]). Daß etwa die Dürftigkeit der Schiller'schen Familie ein solches Vorgehen ausschließen werde, war nicht sicher zu hoffen; denn möglicherweise kam es dem Herzog nicht so sehr auf eine Schadloshaltung der Akademie-Kasse, als vielmehr auf eine Bestrafung der Eltern oder auf einen behufs Umstimmung des Sohnes auf sie auszuübenden Druck an, und in dieser Beziehung erfüllte schon eine verhältnißmäßig geringe Forderung ihren Zweck. Was aber am meisten gefährdet schien, war die dienstliche Stellung des alten Schiller; den Hauptmann und Intendanten der Solitude über Nacht zu verabschieden, kostete den Herzog nichts als einen Federstrich, und wenn er vor einer so brutalen und auffälligen Maßregel am Ende zurückscheute, so gab es Mittel und Gelegenheit, den Untergebenen die fürstliche Ungnade empfinden zu lassen, noch in Fülle. Als ein pflichtwidriges und eigenmächtiges Beginnen, als Widerspenstigkeit und Auflehnung nahm der Herzog die Handlungsweise seines Regimentsmedikus ohne Zweifel, als einen vor der Oeffentlichkeit ihm zugefügten Schimpf oder „Affront" nahm er sie vielleicht; wie geringe Wahrscheinlichkeit bestand also, daß seine ungestüme Natur sich Mäßigung auferlegen, daß sein Unmut sich nicht gegen eine Familie kehren werde, an deren Namen ein so großes Aergerniß geknüpft war? Der Gedanke an eine Mitschuld der Eltern, an ein Einverständniß zwischen Eltern und Sohn lag hier allzunahe. Vielleicht gewann der

---

[1]) Vgl. ebenda I, S. 54 u. 128.

[2]) Vgl. ebenda I, S. 44.

Herzog die Ueberzeugung, daß der Hauptmann Schiller vom Plane der Flucht nichts gewußt habe; die mißtrauische Vorstellung, der Alte werde die Unzufriedenheit seines Sohnes genährt haben, konnte sich gleichwohl in ihm festsetzen. Bei Streicher [1]) lesen wir freilich, „der schöne Grundsatz des Herzogs", weder an den Kindern die Fehler der Eltern, noch an den Eltern die Vergehen der Kinder strafen zu wollen, habe den Dichter beruhigt; aber die Darstellung Streichers ist in diesem Punkte nicht stichhaltig. In ihrem Bemühen, jedem Vorwurf, der gegen Schiller um seiner Flucht willen erhoben werden könnte, die Spitze abzubrechen, benimmt sie den Ereignissen die verletzende Schärfe, die ihnen doch innewohnte: damit das Bild Schillers, des zärtlich liebenden Sohnes, nicht getrübt werde, wird die Bedenklichkeit seines Unternehmens, die Tragweite seines Entschlusses abgeschwächt, damit die Erinnerung an Schillers Sichabwenden von der Heimat in dieser selbst nirgends Anstoß errege, wird mit Worten der Anerkennung auch seines Gegners, des würtembergischen Fürsten, gedacht. Entspringt dieses Bestreben einem menschlich liebenswürdigen Zuge, so vermag es uns über die wirkliche Sachlage doch nicht zu täuschen; wir haben Grund zu der Frage, welcher Wert der Versicherung eines Fürsten habe zukommen können, zu dessen Charaktereigenschaften so viel Jähzorn als Vorliebe für Phrasen gehörte, und wenn uns neuerlich Jakob Minor [2]) einreden möchte, an den Kindern Schubarts habe der Herzog jenen trefflich lautenden „Grundsatz" bewährt, so kommt uns, wie sich's gebührt, ins Gedächtniß, was der Herausgeber der Briefe Schubarts, was D. Fr. Strauß hinsichtlich dieser Sache geäußert hat. Strauß erwähnt, daß der Herzog am Tage nach der Einkerkerung des Dichters dessen Sohn in die Militärakademie, dessen Tochter in die école des demoiselles aufgenommen habe, und fährt hierauf also fort: „Dieß war einfache Schuldigkeit desjenigen, der ihnen ihren Ernährer raubte: aber es war auch einfache Klugheitsvorschrift. Das Aufsehen,

---

[1]) Schillers Flucht, S. 69—70.
[2]) Schiller I, S. 537.

der Lärmen im Reich über die widerrechtliche Einkerkerung Schubarts mußte viel größer und konnte viel nachtheiliger für den Herzog werden, wenn noch das Geschrei eines hülflosen Weibes, hungernder Kinder, sich darein mischte. Wogegen bei dem Stumpf- und Knechtssinn der Menge, besonders in Deutschland und in damaliger Zeit, sich berechnen ließ, der Bissen, den er der Familie des Eingekerkerten hinwarf, werde als hochherzige Wohlthat ausposaunt und durch diese gemüthliche Wendung die Rechtsfrage in den Hintergrund geschoben werden" [1]). Nein, an einem Großmutsakt von solcher Entstehungsart hat sich der Dichter der Räuber schwerlich erbaut, und unter welchem Gesichtspunkt Schiller sein Wagniß thatsächlich betrachtet hat, das sagt uns, jeden Zweifel ausschließend, sein Brief an den ihm befreundeten Christian Friedrich Jacobi, in welchem er erzählt, daß er bei Ausführung der Flucht mit dem „sehr wichtigen Zwek", seine „Familie zu sichern", habe rechnen müssen [2]), das sagen uns übereinstimmend die Berichte Petersens und Karolinens von Wolzogen, von denen der erstere der Eltern des Dichters gedenkt, „auf welche des Fürsten rachsüchtiger Unmuth so leicht" habe fallen können [3]), die letztere aber erinnert, daß Schillers Entschluß zur Flucht „die Existenz der Seinen" in Gefahr gestürzt habe, nachdem sie zuvor schon bemerkt hat: „Die zärtliche Liebe für seine Familie, deren Glück der Herzog in einer Aufwallung des Zornes für immer zerstören konnte — denn der Vater erhielt die Seinigen nur durch seinen Gehalt in Wohlstand — mußte tausend Besorgnisse erregen" [4]).

Aber auch wenn der Herzog jede Verfolgung der Eltern beruhen ließ, zog ein Entweichen des Sohnes diese voraussichtlich doch in Mitleidenschaft. Der Regimentsmedikus hatte in Stuttgart namhafte Schulden gemacht. Ihren Gesammtbetrag wird man, ohne ihm zu viel zu thun, auf 4—500 Gulden be-

[1]) D. Fr. Strauß, Ges. Schriften, VIII, S. 243.

[2]) Vgl. Schillers Brief an Christian Friedrich Jacobi vom 6. Nov. 1782 bei Jonas, Schillers Briefe, I, S. 74.

[3]) Vgl. oben S. 430.

[4]) Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 27 u. 26.

rechnen dürfen; eine Summe, welche für Schillers Verhältnisse, für einen jungen Mann, dessen elterliches Vermögen gleich Null war und dessen regelmäßiges monatliches Einkommen sich auf nicht mehr als 18 Gulden (Reichswährung oder 15 Gulden im Zwanzig-Guldenfuß)[1]) belief, eine schwere Last war. Denn 400 Gulden werden nach heutigem Geldwert zum Mindesten 3000 Mark sein. Wir können, insbesondere weil im Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus den Jahren 1783 und 1784 sämmtliche Briefe des Sohnes fehlen und die Briefe des Vaters nicht immer einläßliche Auskunft geben, einen vollen Einblick in diese Verhältnisse kaum mehr gewinnen; aber fest steht, daß Schiller von dem zum Gabelentz'schen Infanterieregiment gehörigen Hauptmann von Schade 50 Gulden, daß er von der Generalin von Holle durch Vermittlung des Korporals Fricke 100 Gulden entlehnt hatte[2]) und daß seine Buchhändlerrechnung bei Metzler zu Anfang des Oktobers 1782 noch 46 Gulden 30 Kreuzer betrug. Diese Posten allein machen zusammen gegen 200 Gulden aus; in einem Briefe an Christophine vom 18. Okt. 1782 spricht Schiller aber auch von einem uns sonst nicht bekannten Schuldposten, von „Landauers Conto", welches aus dem Ertrag seiner in Stuttgart „hinterlassenen Sachen" gedeckt werden könne[3]), und als der drückendste Alp kam noch ein Posten von 200 Gulden hinzu, für den sich allem Anschein nach die Korporalsfrau Fricke verbürgt hatte. Entstanden waren diese Schulden teils dadurch, daß die Besoldung des Regimentsmedikus zur Bestreitung seiner täglichen Lebensbedürfnisse, seiner „Equipirung" u. s. w. nicht genügte[4]), zum andern Teil aber durch die Herausgabe der Räuber, sowie der

[1]) Vgl. Streicher, S. 25.

[2]) Ueber die Nachweise vgl. Band II.

[3]) Der Druck in der Ausgabe von Maltzahns hat „Landauens", die Urschrift des heute im Weimarischen Goethe- und Schillerarchiv befindlichen Briefes aber, wie ich zu lesen glaubte, „Landauers" (mit dem in Schillers damaligen Briefen häufigem Wechsel von deutschen und lateinischen Buchstaben im nämlichen Wort).

[4]) Vgl. Streicher, S. 45.

Anthologie. Schiller hatte für den ersten Druck seines Schauspiels eine größere Summe aufnehmen müssen; die Zinsen für dieses Darlehen waren ungetilgt geblieben und auch für den Druck der Anthologie hatte der Verleger Nachzahlung verlangt: so hatte sich eine Schuld, die ursprünglich etwa 150 Gulden betrug, allmählich auf 200 Gulden und darüber vermehrt, und gerade für sie hatte sich jene „Zwischenperson" verbürgt [1]). Wenn Schiller nunmehr zu ungewisser Wiederkehr außer Land ging, so war mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß die Gläubiger den Versuch machen würden, sich an seine Eltern zu halten, und der Vater also zum Mindesten für einen Teil der Schulden werde gutstehen müssen. Aber die Ereignisse konnten auch eine Wendung nehmen, welche ein Eintreten der Schillerschen Familie noch ungleich dringlicher forderte. Wenn der flüchtige Regimentsmedikus auf Befehl des Herzogs gewaltsam zurückgebracht, wenn er als Deserteur aus dem Militärdienst gestoßen und der Freiheit beraubt wurde, so war jede Aussicht, daß er seinen Verbindlichkeiten nachkommen könne, auf lange hin zerstört, so geriet jener Bürge, der selbst unbemittelt war, in Gefahr der Haft: für die Eltern des Dichters aber ergab sich alsdann die Ehrenpflicht, die volle Bezahlung der Schulden zu leisten. Eine Kette, deren Glieder unter einander vernietet waren, schien somit auch um dieser Verhältnisse willen um Schillers Füße gelegt zu sein: sobald er gegen den Herzog sich auflehnte, geriet er zugleich mit den Pflichten gegen seine Eltern, gegen seine Gläubiger in Widerstreit, und was bei Ausführung seines Entschlusses für ihn auf dem Spiele stand, war kaum weniger als der Name eines guten Sohnes, der Name eines ehrlichen Mannes.

Daß man die Frage aufgeworfen hat, ob Schillers Flucht vom moralischen Standpunkt aus gerechtfertigt werden könne, nimmt angesichts dieser Sachlage nicht eben wunder. Pharisäern, die es gelüstet, das Pfauenrad ihrer Scheinheiligkeit auf allen Gassen zu schlagen, kommt sie nicht ungelegen und auch kurzatmigen Schwärmern, denen für ihr bischen Verehrung bange wird, wenn

---

[1]) Vgl. hiezu Streicher S. 106—107.

das Leben ihres Helden wirklich einen Fehler aufweisen sollte, macht sie hin und wieder zu schaffen. Ja, wir werden über Eines uns klar sein müssen: hätte sich an die Flucht des Dichters in der That schweres Unglück für seine Familie geknüpft oder wäre er selbst, nachdem er der Heimat den Rücken gekehrt hatte, in Not und Elend verkommen, so würden sich die Mitlebenden die kaum widersprochene Meinung gebildet haben, daß sein Entweichen ein toller und frevelhafter Streich gewesen sei, und auch diejenigen, welche heute anderer Meinung wären, würden zu zählen sein. Denn es ist immer nichts als der Erfolg, als der glückliche Ausgang, der die Menge gegenüber dem Kühnen, dem Außerordentlichen zur Nachsicht stimmt, und nur wenn dieser Erfolg einmal nicht ausgeblieben ist, stellt sich die große Heerde der Menschen so an, als ob sie etwas davon wüßte oder daran glaubte, daß einem idealen Wollen, daß dem Ringen des Geistes von wegen Rechtens der Sieg gebührt. Die Geschichtschreibung aber erfüllt nur ihre Pflicht, indem sie sowohl das Bedenkliche des von Schiller geplanten Unternehmens kennzeichnet als auch dagegenhält, was zu seiner Entlastung dient, und vielleicht ergibt sich hiebei, daß die Umstände bis heute nicht an allen Punkten so scharf beleuchtet worden sind, als es zweckdienlich wäre.

Was zunächst ins Gewicht fällt, ist folgendes. Der Uebertritt des jungen Schiller in die Militärpflanzschule war nicht aus freier Entschließung des Knaben oder seiner Angehörigen erfolgt, vielmehr hatte der Landesherr in der Einberufung seinen Willen durchgesetzt; daß dieser auch die Kosten der Erziehung trage, war somit ebensosehr eine Forderung der Logik als ein Gebot der Billigkeit. Von persönlichen Opfern, welche der Herzog bei der Gewährung der unentgeltlichen Aufnahme etwa gebracht hätte, wird sich kaum reden lassen; setzte er doch für die Bestreitung der Bedürfnisse seiner Anstalten die öffentlichen Kassen Würtembergs Jahraus Jahrein in Kontribution [1]), so daß zum Mindesten teilweise aus den Taschen des Volkes floß, was er

[1]) Vgl. über diesen Punkt H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule, insbesondere II, 132—140.

seinen Landeskindern zum Geschenk machte. Verschlossen wäre die gelehrte Laufbahn dem unbemittelten Schüler der Ludwigsburger Lateinschule auch mangels eines Zuthuns des Herzogs nicht gewesen; denn die sogenannten niederen Klöster Würtembergs wie auch das Tübinger Stift, in denen Schiller in diesem Falle seine Studien voraussichtlich vollendet hätte, gewährten als auf alte und reiche Stipendien gegründete Anstalten den Söhnen des Landes unentgeltliche Unterkunft. Was aber den für den Zögling der Militärpflanzschule ausgestellten Revers betrifft, so ist es fürs Erste nicht ganz belanglos, daß die Schillerschen Eheleute zu denjenigen Eltern gehörten, von denen ein schriftliches, in so bestimmter Weise bindendes Versprechen erst nachträglich abgefordert wurde; die Einführung elterlicher Reverse reicht überhaupt, soweit wir wissen, nicht vor das Jahr 1774 zurück [1]). Vermochte sich der herzogliche Offizier schon gegen die Aufnahme seines Sohnes in die Militärpflanzschule kaum zu sträuben, so war eine Verweigerung des Reverses anderthalb Jahre nach erfolgter Aufnahme noch weit schwieriger: wohin man also in dieser Sache blickt, stößt man auf Zwang, auf Nötigung und aufgedrängte Wohlthat, und das Verfahren des Herzogs, der sich für eine Gunst, nach welcher Niemand begehrte, der Entschädigung versicherte, entbehrt jedes Zuges von Edelmut. Der Wunsch und Wille desjenigen, der doch mit seiner Person die Rechnung bezahlte, war bei der Ausstellung des Reverses gar nicht in Frage gekommen; es schien eine selbstverständliche Sache zu sein, daß der mündig Gewordene an das Gelöbniß gebunden sei, zu dessen Ablegung die natürlichen Stellvertreter des Unmündigen sich herbeigelassen hatten. Aber eine moralische Verantwortlichkeit, welche nicht auf dem Grunde der freien Selbstbestimmung des Menschen ruht, widerspricht der Vernunft, widerspricht dem Wesen des Sittlichen, ist in Wahrheit ein Unding. Zerfielen so die Ansprüche, die der Herzog auf Grund des Reverses an Schillers Person machte, in sich selbst, so entlastet den Dichter noch ein anderer Umstand. In-

---

[1]) Ebenda I, S. 43.

dem Schillers Eltern einen Teil ihrer Rechte an den Stifter der Militärakademie abtraten, setzten sie voraus, daß das Wohl ihres Sohnes in treue Hände gelegt sei; Herzog Karl hatte auch bei der Einberufung des jungen Schiller die bestimmte und wiederholte Zusage gegeben, daß für die Zukunft des Knaben auf das beste gesorgt werden solle. Eine gute „Versorgung" pflegte er ja überhaupt den jungen Leuten zu versprechen, welche die Räume der neugegründeten Erziehungsanstalt ihm füllen halfen. Somit hatte der Herzog auch seinerseits eine Verbindlichkeit auf sich genommen, hatte zu einer Gegenleistung sich verpflichtet: löste er sein Wort nicht ein, so lockerte er selbst ein Verhältniß, welches zwar nicht den Namen eines Vertrages hatte, aber doch als ein Uebereinkommen angesehen werden durfte. Daß man von dieser Gegenseitigkeit der obwaltenden Verpflichtungen im Schillerschen Kreise überzeugt war, bestätigt uns Streicher; Schillers älteste Schwester, führt er an, sprach die Meinung aus, daß jeder Schritt, den ihr Bruder um seiner Rettung willen unternehmen werde, Entschuldigung finden könne, „weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden" sei [1]. Gewiß waren die Empfindungen der Dankbarkeit gegen den fürstlichen Erzieher in Schiller auch jetzt noch nicht völlig ausgelöscht; aber die schmerzlichen und erschreckenden Eindrücke, welche er während des Sommers 1782 hatte erleben müssen, drängten sie natürlicher Weise in den Hintergrund, und ein kritisches Abwägen zwischen Pflichten und Rechten trat mehr und mehr an ihre Stelle. Jetzt erinnerte sich Schiller mit Unwillen, daß er für die Erziehung in der Militärakademie die schönsten Freuden des jugendlichen Alters, den Verkehr mit seinen Eltern und die Freiheit der Berufswahl hatte opfern müssen, jetzt verschärfte sich in ihm auch die Erkenntniß, daß es mit den durch den Revers verbrieften Ansprüchen seines Erziehers überaus fadenscheinig bestellt sei. Mit dem Herzog zu grollen, zu markten, weil der Posten, an den er seinen Zögling gestellt hatte, hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben war, würde kleinlich

---

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 69. Vgl. S. 25.

und unschön gewesen sein. Aber nicht um so geringfügige Dinge handelte es sich hier; sondern das Lebensglück des Jünglings war gefährdet, und ob die Kräfte seines Geistes versiegen sollten, stand in Frage. Es geht aber im Leben des Einzelnen wie im großen Völkerleben: Staatsumwälzungen pflegen just dann einzutreten, wenn die herrschenden Klassen ihre Anforderungen überspannen, und Shylock unterliegt im jüngsten Deutschland wie im alten Venedig.

Welche Zumutung für den Entschluß des Dichters der Ausschlag gegeben hat, ist nicht zweifelhaft: Schiller sagt es uns selbst[1]), und bestätigt wird seine Angabe zu voller Genüge: durch Petersen, der in seinem handschriftlichen Nachlaß die Flucht an die Szene in Hohenheim anknüpft und im „Freimüthigen" [2]) erzählt, Schiller habe sich nach Mannheim begeben, als ihm „das Schreiben wegen einer Stelle in den Räubern ... niedergelegt worden" sei; durch Reinwald, dessen „Berichtigungen" zu des Dichters Jugendgeschichte auf die Angabe, Herzog Karl habe „Schillern ... die Schriftstellerey" ... außer dem medizinischen Fache, ganz untersagt", den Satz folgen lassen: „Hierauf entwich der trostlose Schiller nach Mannheim" [3]); desgleichen durch Christophine Schiller[4]), durch Abels Papiere[5]), mittelbar auch durch die Briefe des Garteninspektors Walter und durch Armbruster. Herzog Karl hat also wirklich an den Verfasser der Räuber das Ansinnen gestellt, daß er kein Drama, keine Dichtung mehr schreibe. Es ist nicht überflüssig, diesen Punkt genau festzuhalten. Wir leben in Zeiten, in denen eine Auflösung lange geheiligter Autoritäten sich vorbereitet, in denen aber auch

---

[1]) Vgl. Schillers „Ankündigung zur Rheinischen Thalia", Goedekes hist.-krit. Ausg. III, 529, wie auch sein Schreiben an den Herzog vom 1. Sept. 1782.

[2]) Jahrgang 1805, Nr. 221.

[3]) Neuer Literarischer Anzeiger, München und Tübingen, 1807, Nr. 26.

[4]) Vgl. ihre „Notizen über meine Familie" in Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine u. s. w., herausgeg. v. W. v. Maltzahn, S. 341.

[5]) Vgl. den Anhang zum I. Bande des vorliegenden Buches.

der Kultus der Macht in üppiger Blüte steht; das Recht der Subjektivität, der Persönlichkeit wird wie alles rein Ideelle gering geachtet, wogegen alles historisch Gefestigte, sogenannte Positive, grobgreiflich Wirksame und mit den äußeren Zeichen der Herrschaft Ausgestattete einer behutsamen Verehrung in weitem Umkreis gewiß ist. Diesen Anschauungen entspricht es, wenn da und dort der Herzog gegen den Dichter in Schutz genommen wird; die Notwendigkeit der Flucht wird nicht bestritten, aber man sagt sich, daß auch der Herzog im Rechte gewesen, daß das legitime Recht im Grunde auf seiner Seite gewesen sei: der Fürst habe die anerkannte öffentliche Ordnung vertreten, der Dichter habe der Autorität die Willkür des Persönlichen und Subjektiven entgegengesetzt. Anscheinend begegnet sich diese Auffassung mit der wahren historischen Methode, welche die Menschen und Dinge aus ihrer Zeit heraus zu beurteilen bemüht ist, mit den Forderungen des geschichtlichen Denkens, welches von der wissenschaftlichen Darstellung der Vergangenheit angeblich jede Spur einer Parteinahme des Erzählers ausschließt: wer seine „Objektivität" nicht unter den Scheffel zu stellen beflissen ist, bemerkt also unter Achselzucken, die Beherrscher absolutistisch regierter Staaten hätten mit den Rechten ihrer Unterthanen herkömmlicher Weise wenig Federlesens gemacht, und wenn einer den Mund recht voll nehmen will, so setzt er etwan hinzu, der Haß gegen den Absolutismus oder ein in den Anschauungen unseres konstitutionellen Jahrhunderts befangenes Denken diktire die abfälligen Urteile über Schillers Landesherrn. Aber diese Weisheit ist Flittergold und dieses Rittertum ficht gegen Windmühlen. Niemand verargt es dem Herzog von Würtemberg, daß er die Macht, die er ererbt hatte, zu behaupten bedacht war, daß er den rücksichtslosen Freimut, der aus Schillers Schriften hervorbrach, zurückzudämmen den Wunsch hatte; aber mit dieser Einräumung, deren sich der historische Sinn nicht entschlagen wird, ist das Verfahren des Herzogs gegen Schiller nicht entschuldigt. Jemanden zu befehlen, daß er sich jeder litterarischen Verbindung mit dem „Ausland" enthalte, Jemanden schlechterdings zu verwehren, daß er dichte und schreibe! Ein

Verbot wie dieses war ja doch recht eigentlich brutal, plumpe Gewaltthat und grobe Rechtsverletzung, und, weil um das Herzogtum Würtemberg keine chinesische Mauer lief, zugleich abgeschmackt; es war eine Ungeheuerlichkeit in deutschen Landen und war ein Anachronismus. Ich will nicht davon reden, daß in Würtemberg, das sich von alter Zeit her die Einrichtung seiner „Landschaft“ bewahrt hatte, eine absolute Monarchie, strenge genommen, gar nicht zu Recht bestand; wenn aber die thatsächliche Bedeutung dieser Körperschaft nur gering war, wenn das achtzehnte Jahrhundert oder genauer die Zeit vor der französischen Revolution bürgerliche Freiheit, Rechte der Bürger im heutigen Sinne nicht gekannt hat, so gab es unter den Autokraten, welche damals den Purpur trugen, doch mancherlei Linné'sche Spezies, und während zum Beispiel drüben im Nachbarland, in Baden, Markgraf Karl Friedrich, obgleich durch keine Verfassung beschränkt, als ein Volksfreund regierte, richtete, soweit es auf ihn ankam, Herzog Karl in Würtemberg ein Despotentum auf, wie es nur etwa in Asien oder im Lande des Zaren der Brauch ist. Die geschichtliche Wirksamkeit eines Mannes ist ja überhaupt nicht ausschließlich das Ergebniß aus Verhältnissen, welche man als Zeitströmungen, Zeitsitte, Herkommen, als Kulturzustand und gesellschaftliche Ordnung zu bezeichnen pflegt; vielmehr findet in jener auch die besondere Charakteranlage, das Temperament oder Naturel, die intellektuelle Eigenart des Einzelnen ihren Ausdruck. Und am Ende ist es doch immer der Mensch, der die Zeitströmungen macht; das heißt die Freiheit, sich gegen sie zu stemmen, streitet überall mit der Nötigung, sich von ihnen tragen zu lassen, und der gesammte geschichtliche Prozeß ist nichts als der Ausgleich zwischen beiden Faktoren. Der Wille und die Arbeit des Einzelnen können die Zeit unempfänglich finden; aber der Wille und die Arbeit des Einzelnen können bewirken, daß die nächstfolgenden Geschlechter empfänglicher werden. Weder das Genie noch irgend ein Streben nach Fortschritt wäre möglich, wenn die Macht der Ueberlieferung nicht jeden Augenblick unterbrochen werden könnte, und jede Zeitstimmung schlägt um, wenn der Widerspruch der Ein-

zelnen eine Vielheit überredet. Es handelt sich also durchaus um ein Herüber und Hinüber, um ein Ineinanderspielen von Objektivem und Subjektivem, um ein gegenseitiges Sichbedingen. Wenn aber dem so ist, so darf auch das Urteil über das Handeln einer geschichtlichen Persönlichkeit nicht einseitig aus dem Gesichtspunkt der für eine bestimmte Zeit gerade herrschenden politischen oder gesellschaftlichen Zustände gefällt, darf der Anwendung moralischer, auf die im engeren Sinne persönlichen Neigungen und Gewöhnungen des Menschen zielender Maßstäbe ein gewisser Spielraum nicht entzogen werden. Zum Selbstherrscher machte das Jahrhundert, in welchem er lebte, den Herzog von Würtemberg, zum tyrannischen, hochfahrenden, an der rücksichtslosen Ausnützung seiner Macht sich ergötzenden Gebieter machte ihn sein Naturel, sein Wille; und diesen Ueberschuß, diese in des Mannes Individualität begründeten Züge widerwärtig zu finden, hat man immer das Recht. Es wäre auch ein Irrtum, zu glauben, erst wir, erst das heutige Geschlecht habe die Empfindung, daß Herzog Karl im Verfahren gegen Schiller seine Machtbefugniß überschritten habe; vielmehr erzählt uns gerade der Zeuge jener Tage, der nämliche, der die Flucht des Dichters mitberaten und miterlebt hat, am empfindlichsten habe sich Schiller dadurch gekränkt gefühlt, daß ihm durch das Machtgebot des Fürsten „das Recht des allergeringsten Unterthans — von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachteil des Staates oder der Gesetze desselben anwende — jetzt gänzlich benommen worden war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben“ [1]).

Entschuldigt so auch die Rechtswidrigkeit des Verfahrens des Fürsten eine Auflehnung des Regimentsmedikus, so bleibt nur die Frage noch übrig, ob diesem kein minder bedenkliches Mittel, sich zu schützen, zu Gebot stand. Es ist aber wiederum das Zeugniß der Mitlebenden, es sind die Worte der Schwester des Dichters, die uns versichern: „Es war kein anderer

---

[1]) A. Streicher, S. 58.

Weg, wenn sein Geist nicht ganz untergehen sollte, als der den er wählte, das Vaterland zu verlaßen" [1]). Den Abschied zu fordern, um gütliche Entlassung aus den herzoglichen Diensten zu bitten, würde unter den obwaltenden Verhältnissen nicht nur vergeblich gewesen sein, sondern, wie Streicher bemerkt [2]), Beaufsichtigung und Druck noch vermehrt haben. „Gutmütige Vermittler" gaben den Rat, Schiller möge den Herzog durch ein Lobgedicht versöhnen [3]); aber ein solcher Schritt wäre Schillers unwürdig gewesen, und die Freiheit, deren der Dichter bedurfte, hätte der Herzog voraussichtlich doch nicht gewährt. Ohne Zweifel hat Schiller die Frage hin und her gewälzt, ob er nicht den Versuch machen solle, in Stuttgart zu bleiben und dennoch seinen dichterischen Plänen nachzugehen, seinen Fiesko zu vollenden, zu veröffentlichen, in Mannheim zur Aufführung bringen zu lassen und abzuwarten, was alsdann geschehe. Aber die Antwort auf diese Frage konnte nicht zweifelhaft sein: in solcher Weise dem fürstlichen Willen zu trotzen, hätte dem Waghalsigen das sichere Verderben gebracht. Mit Herzog Karls Herrschersinn war nicht zu spaßen, und zu hoch angeschwollen war schon sein Mißmut. Bestimmte Drohungen waren bereits gefallen: laut Petersens Zeugniß sprach der Herzog von „Cassation", und wenn Schiller in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia" öffentlich erzählte, man habe ihm in seinem Geburtsort „bei Strafe der Vestung" untersagt zu schreiben, so machte er damit ganz sicherlich keinen willkürlichen Zusatz, sondern wird nur bekannt gegeben haben, was der Herzog im Schlosse zu Hohenheim des Weiteren hatte verlauten lassen. Auch Karoline v. Wolzogen, deren Schilderung zu Gunsten eines gefälligen Eindrucks die Farben doch gerne dämpft, kann nicht umhin zu bemerken, daß „harte und drohende" Aeußerungen Schillern zu Ohren gekommen seien, und gerade sie erinnert an das Schicksal Schubarts, dessen rührender Klage-

---

[1]) Vgl. „ihre Notizen über meine Familie" in Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine u. s. w., herausgeg. von W. v. Maltzahn, S. 341.

[2]) S. 58—59.

[3]) Vgl. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 25.

gesang „Gefangener Mann, ein armer Mann“ vom Hohenasperg her durch die Gefilde getönt und die Herzen bewegt habe [1]). In der That, wenn man ganz ermessen will, welcher Tücke, welcher Rachsucht der Herzog Karl fähig war, wenn man wie in einem Spiegel erkennen will, wessen sich Schiller im Falle offener Widersetzlichkeit zu versehen gehabt hätte, so hat man nichts anderes nötig als sich die Behandlung, die dem älteren Dichter in Würtemberg widerfuhr, vor Augen zu halten. Aus was für Ursachen die Gefangenschaft über Schubart verhängt wurde, ob der Haß der Jesuiten ihm den Strick drehte, ob der kaiserliche Minister-Resident in Ulm, General von Ried, mit im Spiele war oder ob, was die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, der Groll des Herzogs, der sich in seinen politischen Anschauungen wie auch in seinen persönlichen Empfindungen durch Schubart verletzt fühlte, das Urteil sprach — diese Fragen sind hier nebensächlich; das Kapitel Schubart bildet in der Geschichte des würtembergischen Selbstherrschers unter allen Umständen einen unauslöschlichen Schandfleck und wirft auch auf die Höflinge von heute, von deren Lippen Beschönigung für den Herzog fließt, einen schimpflichen Schatten. Der Herausgeber der „Teutschen Chronik“ war von Geburt kein würtembergischer Unterthan, und seit seiner Ausweisung aus Ludwigsburg „hatte Herzog Karl keine rechtliche Gewalt über ihn“ [2]); im Gebiete der Reichsstadt Ulm konnte dieser sich Schubarts nicht bemächtigen. So weist denn ein herzoglicher Erlaß den Kloster-Oberamtmann Scholl zu Blaubeuren an, daß Schubart „unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Leidenschaften anpassenden Vorwande auf unstreitig Herzogl. Würtembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen“ werde. Oberamtmann Scholl vollzieht diesen Auftrag; er besucht den Dichter in Ulm, lädt ihn zum Mittagessen ein und fährt im Schlitten mit ihm nach Blaubeuren, wo, wie er angibt, ein Verehrer auf Schubart warte. Sobald Schubart

---

[1]) Ebenda, S. 27. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1782.

[2]) Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken, S. 155.

in Blaubeuren das Zimmer betritt, verhaften ihn im Namen des Herzogs Obristwachtmeister von Varenbühler, Oberforstmeister Graf von Sponeck und der Stadtoberamtmann Georgii. Bei der Ankunft auf dem Hohenasperg ist der Herzog zugegen und sieht mit Franziska zu, wie Schubart in den Turm geführt wird. Keine Anklage wird diesem bekannt gegeben, kein Verhör, kein Richterspruch findet statt; Schubart erfährt niemals, durch welches Vergehen er die Freiheit verwirkt habe. Er erfährt ebensowenig, wie lange Haft ihm bestimmt ist, und zehn volle Jahre gehen ins Land, bevor er den Hohenasperg verlassen darf. 1778, ein Jahr nach der Gefangennehmung, gibt der Herzog der Gattin Schubarts, die ihn um seine Freilassung bittet, die Antwort, sie solle einen gebesserten Mann wieder bekommen; gegenwärtig sei er noch immer auf Irrwegen. „Herzog Karl," bemerkt D. Friedr. Strauß, „war ja damals in seinem pädagogischen Stadium; was er in seiner Akademie am grünen Holze leistete, damit wollte er hier am dürren ein Meisterstück machen, mochte es nun biegen oder brechen. Einen ganz besonderen Beruf glaubte der durchlauchtige Erzieher zu verspüren, Deutschland seine Genies, dieses knorrige Volk, gerade zu ziehen, ihre üppigen Ranken mit französischer Hagscheere zu beschneiden. Wie er wenig Jahre später in Schiller dem deutschen Rousseau seinen Querkopf zurechtzusetzen Anstalt machte, so galt es hier, einen deutschen Voltaire (denn so hatte man ihm ... Schubart dargestellt) in Correktion zu nehmen." Ein Jahr nachher, als Helene Schubart ihr Flehen erneuert, sagt ihr der Herzog: „Sie kann versichert seyn, daß ich vor Sie und alle die Ihrigen sorgen werde, gehe Sie hin und sey Sie ruhig." Der Herausgeber der Briefe Schubarts setzt hinzu: „Die schlimmste der Handlungen dieses Fürsten, der so viel Schlimmes zu verantworten hatte, möchte ich lieber auf dem Gewissen haben als dieses entsetzliche: Gehe sie hin und sei sie ruhig. Wenn nicht das noch frevelhafter ist, daß der unmenschliche Erdengott ein andermal die Flehende, die er nicht erhören mag, auf das Gebet zum barmherzigen Gotte des Himmels verweist." Bei der nächsten Audienz, 1782, bittet die arme Frau, ihren Mann

besuchen zu dürfen. Der Herzog erwidert, das habe sie nicht mehr nötig; der Arrest sei zu Ende und sie werde ihren Mann nächstens sehen. Aber Schubart bleibt im Gefängniß, und seine Frau ist trotz der tausend Dankworte, die sie schon gestammelt hatte, belogen. Im Oktober 1783 versucht die siebzigjährige Mutter des Dichters eine Fürbitte; sie hat ein „unterthänigstes Memoriale“ aufgesetzt, in welchem geschrieben steht, daß Gott „den besten Fürsten, Carl Herzog zu Würtemberg“, der schon so viele unsterbliche Thaten des erhabensten Mitleids verübt habe — zu so erbärmlichen Schmeichelreden hatte hundertjährige Knechtschaft das Volk erzogen! — daß Gott „den besten Fürsten“ millionenfach segnen werde, wenn sie ihren Sohn vor ihrem letzten Stündlein noch frei sehe. Sie stellt sich mit ihrem zweiten Sohn, dem Stadtschreiber Schubart von Aalen, an der Treppe des Posthauses zu Heidenheim auf und erwartet zitternd den Herzog, der zur Jagd fährt. Ein Cabinets-Secretarius hat ihr gesagt, daß Schubart des Tags zuvor einen sehr schönen Prolog auf des Fürsten Namenstag eingeschickt habe; dieses Zusammentreffen werde eine gute Wirkung thun. Der Herzog kommt die Treppe herab, fragt den Stadtschreiber in barschem Tone: „Wer ist Er?“ und kehrt den Bittenden den Rücken. Im nämlichen Monat wandert Schubarts Frau mit ihrem Sohn den Hohenasperg hinauf; sie hoffen nach nahezu siebenjähriger Trennung den Gatten und Vater zu sehen, hoffen es um so mehr, als der Herzog sogar Wechselfälschern und Mördern, die zugleich mit Schubart in Haft saßen, Weib und Kind zu sehen nicht verweigert hatte. Aber während ein Offizier dem Gefangenen zuruft, daß die Seinigen am Thore seien, wird ein doppeltes Schloß an Schubarts Zelle gelegt. Der Wittwe des Generals von Scheeler, welche bei Franziska von Hohenheim Fürsprache einlegt, daß Helene Schubart ihren Mann besuchen dürfe, erwidert die Gräfin kalt: „Ich glaubte, es wäre schon geschehen.“ General Scheeler selbst, der Nachfolger Riegers, hatte sich im Oktober 1783 dafür verwendet, daß Schubart mit den Seinigen sprechen dürfe; der Herzog hatte zur Antwort gegeben, er finde es „nicht für gut“. „Hier stoßen wir“ —

bemerkt wiederum D. Fr. Strauß — „auf den nackten kahlen Steinboden des Despotismus, der im Versagen sich das Gefühl seiner Machtvollkommenheit gibt, der in unendlicher Rache für die mindeste Verletzung den unendlichen Werth der allerhöchsten Person zu bethätigen glaubt.“ Der große schwäbische Kritiker und Geschichtschreiber hätte für dieses hartnäckige Versagen noch einen anderen Beweggrund anführen können, einen um seiner Niedrigkeit willen fast noch mehr abstoßenden Beweggrund: Schubart hatte in Tagen, da es ihm wohl war, über Maitressentum, über die Kinderlosigkeit regierender Häuser, über des Herzogs Verhältniß zu Franziska gespöttelt, und der illegitim beweibte Gewalthaber rächte sich dadurch, daß er dem Gefangenen die legitimen Familienfreuden entzog. Erst im neunten Jahre der Festungshaft erhielt Schubart die Erlaubniß, die Seinigen einige Tage bei sich zu haben.

Also erging es in würtembergischen Landen einem Dichter und Zeitungsschreiber, der sich über fürstliche Mißwirtschaft gelegentlich mit witziger Zunge und männlichem Mute geäußert oder — wie sich der herzogliche Erlaß an den Oberamtmann Scholl ausdrückt — „es bereits in der Unverschämtheit soweit gebracht hatte, daß fast kein gekröntes Haupt auf dem Erdboden“ vor seiner „sehr bösen und sogar gottslästerlichen Schreibart“ mehr sicher war. In die nämlichen Geleise wie Schubart hatte aber auch der Verfasser der Räuber eingelenkt, und wenn laut jenes Aktenstückes Schubarts Schreibart S. Herzogl. Durchlaucht auf den Entschluß gebracht hatte, „durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen“, so hing auch über dem Haupte des jüngeren Dichters an einem dünnen Faden das Schwert. Sollte sich der Regimentsmedikus Schiller dem Narrenfrevel des Despotismus nicht zu einem neuen Opfer anbieten, so mußte er die schwäbische Heimat, sobald es irgend anging, verlassen; wie aber hätte sich dieses Ziel auf andere Weise erreichen lassen als mit Hilfe von List, als durch ein heimliches Sichdavonstehlen? Minor [1]) meint, „über die pein-

[1]) Schiller I, S. 537.

lichste Seite der Frage", über das Bedenken, ob man „als Deserteur" ihn verfolgen könne, habe sich „Schiller wohl jetzt wie später mit der leichtfertigen Annahme" hinweggesetzt, „daß er als Mediziner nicht eigentlicher Militärist sei". Das Richtige ist, daß sich Schiller hinsichtlich dieses Punktes nicht völlig klar war. Als er in Mannheim ankam, äußerte er seinen Gastfreunden gegenüber: „eigentlicher Soldat" sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt werde; wenige Tage später aber stimmte er der Meinung seiner Mannheimer Freunde zu, als diese ihm vorstellten, daß man ihn, weil er Uniform getragen, doch „einigermaßen" zum Militärstande rechnen könne [1]). Befremden kann uns diese Unsicherheit Schillers um so weniger, als in der That die militärische Anschauung bis in die neueren Zeiten herein zwischen den Angehörigen des Waffendienstes und denjenigen, die als Aerzte oder Militärbeamte im Armeeverband stehen, gewisse Standesunterschiede zu machen pflegte und gerade die Militärärzte sich dadurch vielfach in eine Art Zwitterstellung gedrängt sahen. Schiller legte, wie aus seiner angeführten Aeußerung hervorgeht, den Nachdruck auf den Begriff „Soldat", er sagte sich, daß er nicht „eigentlicher Soldat" sei; dieser Gedanke wird getrübt, wenn man an Stelle des Wortes „Soldat" das einen weiteren Begriff bezeichnende und auch sprachlich wenig glückliche Wort „Militärist" setzt, da zwar jeder dem Armeeverbande Angehörige „Militärist", nicht aber jeder dem Armeeverband Angehörige „Soldat" ist. Im Uebrigen sollte man dem Dichter, der nach den übereinstimmenden Zeugnissen der ihm Nahestehenden tiefbekümmert mit sich selbst rang [2]), den Vorwurf der Leichtfertigkeit ersparen. Für die moralische Betrachtung der Handlungsweise Schillers ist die Frage, ob er sich der „Desertion" schuldig gemacht habe, nur von untergeordnetem Wert. Der Charakter des Schimpflichen haftet der Desertion oder Fahnenflucht nur dann an, wenn sie

---

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 87 und 96.

[2]) Vgl. unter Anderm Karoline von Wolzogen, Schillers Leben, 5. Aufl. S. 27.

vor dem Feinde, wenn sie aus Feigheit oder Weichlichkeit geschieht; und davon ist ja hier gar keine Rede. Vermochte der Regimentsmedikus eine Verweigerung des Gehorsams überhaupt zu rechtfertigen, so war er auch als Flüchtling, als „Deserteur“ von Tadel frei; denn das Eine war nur die unerbittliche Folge des Andern, und im Stande der Notwehr handelte er immer. Der militärische Gehorsam aber, auf welchen Schiller allerdings verpflichtet war, findet am zweifellos Vernunft- und Moralwidrigen seine Grenze; ihn zu einem unbedingten stempeln zu wollen, ist verbrecherischer Unsinn, ist ein Anspruch, der die gesellschaftlichen Grundlagen des Staatswesens in Gefahr bringt.

Gab sich Schiller in solcher Weise über sein Verhältniß zum Herzog Rechenschaft, so durfte sich sein Gewissen beruhigen; der den Knoten des Unglücks ihm geschürzt hatte, konnte ihm die Schwingen seiner Seele nicht lähmen. Und mißglückte nur die Flucht nicht, so war auch die Annahme, daß er, wenngleich in verlangsamtem Tempo, den Verbindlichkeiten gegen seine Gläubiger Genüge leisten könne, nicht unberechtigt. Wie sich Schiller in dieser Beziehung die Dinge zurechtlegte, ersehen wir ungefähr aus dem Briefe, den er unter dem 6. November an seine Schwester Christophine richtete; der Flüchtling schreibt ihr: „Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits schon die Hälfte davon abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glük zu etablieren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie 3 Monat früher oder später bezahlt werden, da die Zinse fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen izt schiken würde, an den Ort meines Glüks bringen. Das ist eine Billigkeit, die jedermann erkennen mus, und wofür wäre ich denn solang ein rechtschaffener Mann gewesen wenn mir dieses Prädikat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit machte? Sage dieses den Leuten, so wird alles sich zufrieden geben.“ Das war nun freilich mit einer starken Vertrauensseligkeit, mit einem naiven Optimismus gesprochen. Aber wer glaubt nicht im Alter von zwanzig Jahren, daß die Menschen gütiger und hilfreicher sind,

als es wirklich der Fall ist, und daß man mit der Zurückzahlung von Schulden leichter fertig wird, als es sich später herausstellt? Und war nicht eine Selbsttäuschung Schillers in diesem Stücke doppelt verzeihlich? Mußte nicht der außerordentliche Erfolg der Räuber, mußten nicht die Verbindungen, die sich ihm in Mannheim eröffnet hatten, die Vorstellung erwecken, daß nicht nur der Sonnenglanz des Ruhmes seine Wege erhellen, sondern auch litterarischer Erwerb in reichlichem Maße ihm zufließen werde? Ging doch sein Fiesko bereits der Vollendung entgegen, und wieviel ließ sich von der Gunst der Geschicke erst erwarten, wenn ihm eine freie Entfaltung seiner Kräfte vergönnt war! Zwar daß „ein Dichter wie er" — diesen Ausdruck hatten ihm die Mannheimer Freunde zu Gehör geredet, und hämisch und höhnend wiederholt ihn der fromme Schwab [1]) — bei Herrn von Dalberg leicht Anstellung finden werde, machte das hartnäckige Schweigen des kurpfälzischen Intendanten schon zweifelhaft; wenn aber die Rechnung auf Mannheim am Ende fehlschlug, so stand doch die halbe Welt dem Mutigen noch offen. Daß man ihm Zeit lasse, seine ökonomischen Verhältnisse zu ordnen, war Alles, was er zu bedürfen schien, und war das Geringste, was er verlangen zu dürfen glaubte. Und wenn er hiebei der Meinung war, daß vorerst sein Vater für seine Schulden gutstehen solle, so lag in dieser Zumutung noch nichts Unkindliches oder schlechterdings Unbilliges. Die Hilfskräfte seiner Eltern überschätzt ein junger Mensch leicht, und von einer gewissen Verpflichtung, ihren Beistand ihm gerade jetzt nicht zu entziehen, war seine Familie nicht frei. Es handelt sich hier um einen Punkt, den man auch einmal zur Sprache zu bringen genötigt ist: indem Schillers Eltern den vom Herzog geforderten Revers unterzeichneten, schlugen sie die Zukunft ihres Sohnes in Fesseln, und eine solche Vergabung des Willens eines Andern, eines Kindes, ist ein Unrecht, ist unter allen Umständen ein Unrecht. Der Zwang,

[1]) Vgl. Streicher S. 61 und Gust. Schwab, Schillers Leben, Stuttgart 1840, S. 114.

unter dem sie handelten, muß uns zurückhalten, ihnen einen unmittelbaren Vorwurf zu machen, aber die Schuld der Zeit, die Schuld des Volkes, das die hundertfältige Tyrannei seines Beherrschers sich gefallen ließ, trifft sie, wenn auch zu einem noch so geringen Teile, mit. Eine despotische Regierung vergiftet mit Notwendigkeit alle natürlichen Verhältnisse des Lebens und wird zuletzt zu einem Unrecht auch des Volkes, das sie duldet. Wir wissen nicht, ob in der Seele der Mutter Schillers eine leise Selbstanklage jetzt aufstieg, und schwerlich sprach ihr des Sohnes immer liebevolles Herz einen Tadel aus; aber unstreitig war die Wendung, welche die Dinge genommen hatten, nur die letzte Folge oder Nachwirkung des Handelns seiner Eltern, und ebendeßhalb kam es diesen zu, ihm nunmehr seine Befreiung, soweit irgend möglich, zu erleichtern.

Aber freilich, Schillers Flucht aus der Heimat konnte über seine Eltern ungleich ernstere Gefahren heraufbeschwören als die einer Haftpflicht für einen größeren oder geringeren Geldbetrag, und verabschiedete wirklich ein Gewaltakt des Herzogs den Intendanten der Solitude, so war es der Dichter, der zu diesem Zusammenbruch des Wohlstandes seiner Familie den Anstoß gegeben hatte. Zwar hoffte Schiller das Aergste von seinem Vater abzuwenden, indem er Plan und Ausführung der Flucht vor ihm strenge geheim hielt: Hauptmann Schiller mußte, wenn ihn der Herzog zur Rechenschaft ziehen wollte, auf sein Ehrenwort erklären können, daß er von des Sohnes Unternehmen nichts gewußt habe [1]). Ohne Zweifel war mit dieser Maßregel einige Sicherung gegeben; ob aber eine zureichende, blieb unberechenbar. An diesem Punkte scheint also die Verteidigung des Dichters ins Gedränge zu geraten, an diesem Punkte mußte ihn auch selbst das Gefühl seiner Verantwortlichkeit am schwersten bedrücken. Aber zugleich ergibt sich gerade hier auf das Deutlichste, daß es ein Konflikt, ein nicht auszugleichender Widerstreit von Pflichten war, in den sich Schiller verwickelt sah. Und das Recht, nach welchem der Flüchtling in letzter Instanz ge-

---

[1]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 69.

richtet werden muß, ist das Recht des Genies. Das Genie hat keine besondere Moral, wenigstens keine, welche nicht jedes lautere, das Wesen vom Schein und den Geist vom Buchstaben unterscheidende Empfinden zu billigen vermöchte; wohl aber wird es von einem übermächtigen Triebe beherrscht, von dem dämonischen Begehren, seine Kraft zu äußern. Aus der Ehr- oder Ruhmsucht dieses Verlangen erklären zu wollen, wäre die Sache armseliger Thoren; wer in der Welt mehr sieht als ein großes physikalisch-chemisches Laboratorium und in der Geschichte mehr als eine im Grunde gleichgültige Folge oder Reihe von Begebenheiten, dem steigt auch die nicht zurückzudrängende Einsicht auf, daß in der Wollens- und Geisteskraft der großen bahnbrechenden Menschen der schöpferische Atem Gottes weht, daß der unbezwingbare Drang, der sie nötigt, den innersten Bedürfnissen ihrer Natur zu genügen, nichts anderes ist als eine kräftige Regung des die Welt durchhauchenden göttlichen Geistes, der seine Menschheit wieder einmal um einen Ruck vorwärts bringen, der sie mit einem Strome neuer Gedanken, Bilder und Entschlüsse wieder einmal befruchten will. So ist denn das dem Genie innewohnende Verlangen, sich fruchtbar und wirkend zu erweisen, nur ein in die Form des Wollens umgesetztes Sollen, ist nur ein in das leidenschaftlichste persönliche Bedürfniß umgewandelter kategorischer Imperativ; mit dem Pfunde der angeborenen Geisteskraft zu wuchern, ist für das Genie die höchste Pflicht, und im Zusammenstoß mit dieser können zuweilen Pflichten des bürgerlichen Lebens, Pflichten, welche im Uebrigen ehrwürdig sind, zu geringwertigen herabsinken. Dem Wahne, als ob „jenseits von gut und böse“ gelegen sei, was den Aristokraten des Geistes für ihre höheren Zwecke gerade dienlich scheint, geschieht mit diesem Satze kein Vorschub; denn die moralische Verantwortlichkeit für die jeweilige Entscheidung im Konflikte der Pflichten bleibt bestehen. Wenn aber das Handeln, wie es auch sich wenden möge, Pflichten verletzen muß, so wird diejenige Pflichtverletzung, bei welcher ein geringerer Verlust ideeller Güter zu erwarten steht, zum Gebot. Das im Haushalt der Natur überall geltende Gesetz,

daß das Wohl des Einzelnen hinter dem Wohle des Ganzen zurückstehen muß, darf auch hier herangezogen, darf als eine für die sittliche Oekonomie der Welt unumgängliche Forderung in Anspruch genommen werden: eröffnet sich doch gerade dem ungewöhnlich, dem ungemessen Begabten die Möglichkeit, durch ein Wirken im Großen die Gesellschaft, die Nation, die Menschheit für eine augenblickliche Nichtberücksichtigung an sich berechtigter, aber engerer und schwächerer Interessen zu entschädigen. Alle diese Entlastungsgründe treffen bei der gewaltsamen Selbstbefreiung unseres Dichters zu. Platte Philisterweisheit, wenn Schiller sie befragt hätte, würde ihm vermutlich den Rat gegeben haben, daß er sich in Geduld fassen, daß er seinen poetischen Neigungen einen Zaum anlegen und, da der Herzog an der Schwelle des Alters stehe, sich kommender Tage getrösten möge; wenn man ihn nicht am Ende gar mit der noch wohlfeileren und noch gedankenloseren Redensart abgespeist hätte, daß alle Obrigkeit von Gott sei und ihr gehorcht werden müsse. Aber Schiller wußte gleich jedem, dessen Seele im Prozeß der Weltgeschichte eine Energie bedeutet, daß Begeisterung „keine Häringswaare ist, die man einpökelt auf lange Jahre“; er fühlte, daß in der Heimat zu bleiben ihm den geistigen Untergang bringen müsse und daß der geistige Untergang eines Menschen immer auch ein sittlicher Niedergang, ein Brechen des Charakters sei. Sieht man das Verhalten des Dichters unter diesem Gesichtspunkt an, so gebührt ihm ohne Rückhalt der Zoll der Bewunderung. Schillers Flucht war die That eines Mannes; sie war die schönste Probe, daß Mensch und Dichter in ihm im Einklang standen, und nicht so sehr darin liegt ihr Großes, daß ihn das gefährliche Wagniß, das mit einer Auflehnung gegen die Gewalt seines Landesherrn immer verbunden war, nicht zurückschreckte, sondern dies ist das Außerordentliche, das Heroische, das Vorbildliche, daß er der zur Erfüllung seines geschichtlichen Berufes ihn mahnenden Stimme getreu sich auch durch Empfindungen, denen sein Herz willig eine Stelle einräumte, nicht beirren ließ.

An die Ungunst der heimatlichen Verhältnisse, welche den

Dichter, auch wenn kein Gewalthaber ihm feindlich in den Weg getreten wäre, hätte hemmen und schädigen müssen, bleibt in diesem Zusammenhange zu erinnern noch übrig. Ich habe bereits früheren Ortes darauf hingewiesen, daß die dramatische Kunst in Würtemberg einen verhältnißmäßig spröden Boden antrifft, und dieser Punkt bedarf hier zunächst einer Erörterung. Es gibt vielleicht keinen Stamm des deutschen Volkes, der bei gleich großer Empfänglichkeit und Begabung für die Poesie überhaupt doch für die dramatische Dichtung insbesondere eine so geringe Vorliebe oder Veranlagung aufweist, als dies beim schwäbischen Stamme, wenigstens bei den Schwaben im engeren Sinne, der Fall ist. Dramatische Talente sind in Würtemberg immer selten gewesen, und wie ein Wunder steht der Riese der deutschen Dramatik, steht Schiller inmitten seines Stammes. Was der schwäbischen Denk- und Empfindungsweise dichterisch ganz eigentlich gemäß zu sein scheint, das haben Naturen wie Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Hermann Kurz, Friedrich Vischer und Johann Georg Fischer ausgesprochen. Ihre Schöpfungen bilden zusammen einen Garten, in welchem Blume an Blume sich drängt; aber der Gattung nach gehören ihre Erzeugnisse nahezu ausnahmslos der lyrischen oder der epischen Dichtung an. Wieland und Uhland sind Beispiele, wie schwach der Sproß ist, den nach der dramatischen Seite hin selbst eine lebhafte, ja bedeutende poetische Begabung bei den Schwaben zu treiben pflegt. Noch am ehesten entfaltet der schwäbische Volksstamm im Gebiete des Komischen dramatisches Talent, und wie schon bei Nikodemus Frischlin, der als Schauspieldichter mit den Formen der antiken Bildungswelt biblisch-christlichen Vorstellungsgehalt und die breite Redseligkeit seines eigenen derben Naturels vermengte, die Spur poetischer Begabung gerade in den komischen Szenen zum Vorschein kommt, so haben auch späterhin mit geringerem oder größerem Glück Sebastian Sailer, Gottlieb Friedrich Wagner, Johannes Nefflen und Friedrich Theodor Vischer die reiche Ader von Witz und Humor, welche im schwäbischen Volke sprudelt, in Schwänken, satirischen Possen und Lustspielen, und zwar unter Anwendung

der schwäbischen Mundart, zur Geltung gebracht [1]). Aber das Alles läuft doch im poetischen Schaffen des Volkes mehr nebenher, und eine nachhaltige Pflege, wie sich ihrer zum Beispiel Wien rühmen darf, hat das Volksstück in Würtemberg niemals gefunden. Wie es scheint, hängt mit dieser Dürftigkeit der dramatischen Produktion ein Mangel zusammen, dessen Friedrich Vischer in einem nicht uneingeschränkt geltenden, aber doch die Regel aussprechenden Satze gedenkt: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der Schwaben wie der Schweizer, daß sie nicht Schauspieler werden", bemerkt er bei Ilse Frapan [2]). Gewiß haben äußerliche Behemmungen, hat z. B. die lange dauernde Vorherrschaft theologischer und schulmeisterlich-philologischer Bildung den Sinn für die Bühne und Bühnenkunst in Würtemberg zurückgedrängt; vielleicht aber sind doch auch ursprüngliche Anlagen, ursprüngliche Neigungen der Volksseele mit im Spiele. „Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herausleben" hat Vischer selbst seine Landsleute genannt, und merkwürdig übereinstimmend sprach gelegentlich des Empfanges einer Stuttgarter Deputation ein praktischer Staatsmann, Fürst Bismarck, von den Schwaben als einem zähen Geschlecht, welches schwer aus sich herausgehe [3]). Mag man nun die Wurzel dieser als Verschlossenheit des Charakters, auch als Eigensinn und Starrköpfigkeit erscheinenden Stammeseigenschaft in einer edlen, jede Zurschaustellung des Innern verbietenden Scheu suchen, oder mag man in ihr das Erbe altgermanischen Trotzes erkennen, oder der Meinung sein, daß unfreies Haften an der Heimat bei vielen Schwaben einen Mangel von Weltläufigkeit, von Geschmeidigkeit zur Folge habe — gewiß wirkt ein derartiger, wenn auch zunächst im Gebiete des sittlichen, des gesellschaftlichen

---

[1]) Vgl. Strauß, Leben und Schriften des Philologen Nicodemus Frischlin, sowie Cäsar Flaischlen, Neuere schwäbische Dialektdichtung, in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg", 1890, Nr. 6/7 und 9.

[2]) Vischer-Erinnerungen, Stuttgart 1889, S. 58.

[3]) Vgl. den Bericht über Bismarcks Ansprache an die Abgesandten der Stuttgarter Bürgerschaft im „Schwäbischen Merkur" vom 16. Juni 1890.

und politischen Lebens sich äußernder Charakterzug auch auf die Fähigkeit künstlerischer Versinnlichung oder Verkörperung seelischer Zustände und Bewegungen, wie sie die Mimik, die dramatische Darstellung fordert, nicht günstig zurück. Das Drama, als Dichtung wie als szenische Darstellung, will recht eigentlich Pathos, das heißt Leidenschaft, und zwar offenbar werdende Leidenschaft, volles Sichausleben des Innern, Heraustreten des Innern in körperhafte Erscheinung; wo nun der Volksgeist im gemeinen Leben ein solches Sichmitteilen nach außen weniger befördert als erschwert, da wird auch die Spiegelung des seelischen Lebens in der Kunst der Mimik nicht gerade seine Liebhaberei sein. Es kommt hinzu, daß alles dramatische Schaffen und Darstellen eine lebhafte und willige Hingabe an die Objektivität, eine hohe Fähigkeit, sich ein Weltbild innerlich objektiv zu machen, voraussetzt; in der Art des schwäbischen Geistes aber liegt es mehr, in die Tiefen des eigenen Ichs, in die Subjektivität sich träumerisch zu versenken. In der That hat sich das Stuttgarter Theater zumeist mit dem Range einer größeren Provinzialbühne begnügt, und an Bedeutung für das Drama, für die Geschichte der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst wird es weder mit Mannheim oder Hamburg, noch mit Frankfurt oder Dresden, geschweige mit München, Berlin oder Wien sich zu messen im Stande sein. Man begegnet in Würtembergischen Zeitungen nicht selten der Klage, daß das Drama in Stuttgart vor halbleeren Bänken spiele, wogegen die Oper besucht und beliebt sei: ist dies richtig, wendet sich wirklich die Neigung des Stuttgarter Publikums so ausgesprochenermaßen einer Kunstform zu, deren Wesen in einer Vermischung des Musikalisch-Lyrischen mit dem Dramatischen (oder dem Scheine des Dramatischen) beruht, so würde auch damit bewiesen sein, daß in der Masse der dortigen Bevölkerung der Sinn für das Drama, für das Dramatische als solches nicht stark, nicht genügend entwickelt ist. Die Bevorzugung der Oper ist eine Kinderkrankheit des Theaterpublikums, welche man an anderen Orten Deutschlands nachgerade überwunden hat; die Vermischung der Künste in der Oper geschieht in der Mehrzahl

der Fälle auf Kosten von Natur und Verstand und Geschmack, sie ist in der Mehrzahl der Fälle eine unorganische und dem künstlerisch reinen Empfinden ebendeßhalb widerstrebende. An die Majestät der Gluckschen Oper, an die Hoheit und entzückende Lieblichkeit der Musik, welche Meister wie Mozart in diese Kunstform ergossen haben, sollen diese Worte nicht tasten; aber auf den Satz, daß bei der Oper die Handlung oder der Text langweilig, albern und affektirt sein dürfe, wenn nur die Musik gefalle, beruft sich doch nur derjenige, der für das Ganze des Kunstwerks stumpf und dessen geistiger Magen noch mit verhältnißmäßig grober Speise zufrieden ist, und wer an den Opern Meyerbeers oder Werken von ähnlicher fratzenhafter Unnatur sich erquicken kann, der ist für die Kunst Shakespeares nicht reif. Der Traum einer Verbindung aller Künste zu einer großartigen Gesammtwirkung beruht, wie Ludwig Pfau zutreffend bemerkt, auf einer totalen Verkennung der ästhetischen Gesetze. „Jede Kunst hat ihr bestimmtes Bereich, ihre besonderen Bedingungen, und kann zu ihrer Vollendung nur gelangen, indem sie für eigene Rechnung wirkt. Die Vereinigung aller ist die Beeinträchtigung einer jeden“ .... und „die Oper, mit ihrem trügerischen, bei allen Künsten zusammengeliehenen Lappenkleide, ist im Grunde nichts als ein barbarisches Kunstgemisch“ [1]).

Wer einen Streifzug durch die Geschichte des Theaters in Würtemberg unternimmt, wird hinsichtlich der dramatischen Dichtung jenen Mangel an stärkeren natürlichen Impulsen, jenes Steckenbleiben in dürftigen und ungenügenden Ansätzen so ziemlich an jedem Punkte bestätigt finden [2]). Während im 14. und 15. Jahrhundert in Eisenach, in Frankfurt wie in vielen anderen

---

[1]) Ludwig Pfau in seinem Essay über Emile Zola, „Nord und Süd“, XIII, S. 72.

[2]) Vgl. zu diesem Abschnitt Joseph Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe, Stuttgart 1890 und 1891. Sittard behandelt seinen Gegenstand hauptsächlich vom musikalischen Standpunkt aus und im Interesse der Oper; aber die reichen Quellen, die er erschlossen hat, kommen auch der Geschichte des Dramas in Würtemberg zu gute.

Städten Mittel- und Süddeutschlands Mysterien und Passionsspiele aufgeführt wurden und großen Volkszulauf fanden, verlautet aus Würtemberg nichts von derartigen Darstellungen. Als das geistliche Schauspiel allmählich vom weltlichen abgelöst ward, als in Nürnberg Hans Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs ihre Schwänke und Fastnachtspiele schrieben, als in den Städten der Schweiz, aber auch in Nürnberg und Augsburg, in Straßburg und Colmar und an vielen andern Orten Deutschlands das Volksschauspiel eifrigst gepflegt und von Bürgern und Handwerkern ungezählte Komödien aufgeführt wurden — blieb Würtemberg hinter den angrenzenden Landschaften wiederum zurück: „In Würtemberg", bemerkt Sittard für den genannten Zeitraum, „erlangte das Schauspiel keine große Bedeutung und Aufführungen fanden nur in vereinzelten Fällen statt." Abgesehen von den Bürgern in Waiblingen, wo man sich des Schauspiels lebhafter annahm, waren es hauptsächlich Studenten und Schüler, welche die Schauspieler abgaben, und die Uebung in der lateinischen Sprache und Phraseologie, die Beförderung humanistisch-philologischer Bildung war bei diesen Schüleraufführungen in der Regel der nächste Zweck. Von 1547—1590 lebte Nikodemus Frischlin; seine Komödien, von denen die meisten ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt waren, sind von mäßigem poetischen Wert, aber er überragte als Dramatiker doch alle seine Landsleute und an der Aufführung seiner Stücke ergötzte sich zwischen 1575 und 1585 der würtembergische Hof. Daß man diesen Mann mit allen Hunden zu Tode hetzte, daß gehässige, scheinheilige protestantische Pfaffen im Bunde mit dem böswilligen Pedanten Crusius zu Tübingen, im Bunde mit der Rachsucht eines rohen Adels und der Geistesstumpfheit des Herzogs ihm den Garaus machten, war vielleicht nur in Würtemberg möglich. Sittard gibt an, ein „taktloses Schreiben" Frischlins an die herzogliche Kanzlei habe dem Fasse schließlich den Boden ausgeschlagen; aber er vergißt zu sagen, daß die nämliche Kanzlei zuvor wider alles Recht dem in Not und Elend von Ort zu Ort irrenden und durch tausend Kämpfe erbitterten Manne sein Gesuch um Aus-

händigung der Brautgabe seiner Frau verweigert hatte. Zehn Jahre nach Frischlins gewaltsamem Tod erschienen zum ersten Mal in Stuttgart Englische Komödianten, und auch noch in den nächstfolgenden Jahren führten Englische Komödianten vor dem würtembergischen Hofe Komödien und Tragödien auf; aber festeren Fuß, wie in Braunschweig, in Hessen, in Sachsen und Kurbrandenburg, vermochten sie in Stuttgart nicht zu fassen. Inzwischen hatte in Italien behufs vermeintlicher Wiederbelebung des altgriechischen Dramas und vermeintlicher innigerer Verbindung von Poesie und Musik die Opernschöpfung begonnen, und 1660, unter Herzog Eberhard III., kam am Hofe zu Stuttgart ein Werk dieser Gattung zum ersten Mal zur Aufführung. Es hatte den schönen Titel: „Ballet der Natur oder Fürstliche Frühlingslust“ und sollte der Verherrlichung des Geburtstages einer der fürstlichen Personen dienen: die Natur bringt ihre Huldigung dar, die 4 Elemente werden in Balletszenen dargestellt, dazwischen singt Daphne, singt Ulysses, singen Sirenen und Trojanerinnen, singen Psyche, Venus, Amor, Anchises, Ajas und Atlas. Werke ähnlichen Charakters, durchweg Mischungen von Musik, Tanz und angeblicher Poesie, Erzeugnisse von unbegrenzter Abgeschmacktheit, Geschraubtheit und Unnatur werden von jetzt ab ein halbes Jahrhundert hindurch am Stuttgarter Hofe bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt: „Der sieghafte Hymen“, „Le Rendez-vous de plaisirs“, „Paridis Urthel“, „Acis und Galathée“, „Der hochmüthige Alexander“, „Der in seiner Freyheit vergnügte Alcibiades“ u. s. w. u. s. w. Der Geist, der diese Singspiele, Singballete und Opern erfüllt, ist überall der gleiche: ein geziertes Getändel mit mythologischen, allegorischen und geschichtlichen Figuren, die fadeste Galanterie und die servilste Schmeichelei. Die Spieler waren zumeist Prinzen und Prinzessinnen des Hofes und sonstige Dilettanten, den musikalischen Teil besorgte eine herzogliche Kapelle. Daneben finden sich ab und zu französische Komödianten am würtembergischen Hofe ein; schon 1613—1614 geben französische Schauspieler Vorstellungen und unter Herzog Karl Alexander ist eine aus 13 Personen bestehende Komödiantengruppe ange-

stellt. 1746 spielte die aus Berlin verdrängte Eckenberg'sche Truppe auf dem Stuttgarter Herrenhaus am Marktplatz; auf ihrem merkwürdigen Spielplan befanden sich unter Anderm die von Fr. Melchior Grimm dramatisirte Asiatische Banise Zieglers, das Racine'sche Trauerspiel Iphigenie in der Uebersetzung Gottscheds, das Voltaire'sche Lustspiel Zaïre, „Hanns Wurst, der lustige und zugleich Affectirte Baron Zwickel und die Lächerliche Liebesbegebenheiten der Madame von Kuttelfleck“ sowie „Die unglückselige Gelehrsamkeit des Weltberuffenen Ertz-Zauberers Joannis Fausti, Doctoris Wittenbergensis“. Von 1757—1767, unter Herzog Karl, ist am würtembergischen Hofe wieder eine französische Komödiantentruppe angestellt; sie besteht aus 21 Personen, und mit ihrer Leitung ist der Speichellecker Uriot betraut. Aber die leidenschaftlichere Pflege, die sinnloseste Verschwendung, der raffinirteste Aufwand von Pracht gehört unter der neuen Regierung der Oper, vorab der Oper Jomelli's: Herzog Karl war selbst Dilettant in der Musik, und die Jahre 1753—1769, der Zeitraum von Jomelli's Anstellung bis zu seiner Entfernung, bringen für die italienische Oper, auch für das Ballet am würtembergischen Hofe, wenn man so will, eine „Blütezeit“, eine Glanzperiode. Jede volkstümliche oder nationale Regung des Theaters war aber dabei erstickt; recht als ob Alles, was deutschen Ursprungs war, den Hof des Herzogs nichts angehe, teilte das Schicksal, verachtet zu werden, mit der deutschen Dichtkunst auch die deutsche Tonkunst: keines der Werke von Händel oder Sebastian Bach oder Gluck oder Haydn brachte das herzogliche Orchester in jenen Jahren zur Aufführung [1]). Schneidendere Gegensätze lassen sich kaum denken, als sie zwischen der Kunstrichtung, an der sich die vornehme Gesellschaft zu Ludwigsburg und Stuttgart vergnügte, und dem mit Anbruch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland sich erhebenden dichterisch-nationalen Geiste bestanden: dort „Fetonte“, „Demofoonte“, „Didone“ und ähnlichen Opernwerke, trillernde Göttinnen in Puder, virtuose Tanzsprünge und ein fettes musikalisches Vir-

[1]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule II, S. 6 u. 18—19.

tuosentum; hier Lessing, der wiedererweckte Shakespeare, „Götz von Berlichingen" und, ärmlich von Gestalt, aber aus dem Schoße des Volkes geboren, die mimische Kunst Konrad Eckhofs.

Die erste Jugend Schillers, die Jahre, in denen der Knabe die Lateinschule zu Ludwigsburg besuchte, fallen noch in den Ausgang dieses Zeitraums. Am 18. Dezember 1768 wurde im Ludwigsburger Opernhaus die komische Oper „Die befreyte Sklavinn" aufgeführt, deren Musik von Jomelli, deren Libretto von Martinelli herrührte [1]). Aber schon im nämlichen Jahre hatte infolge der immer dringlicher sich meldenden Erschöpfung der Kasse die erste Verminderung des Künstlerpersonals stattgefunden, und 1769 wurde Jomelli in Ungnaden entlassen. Zunächst berief man Sacchini nach Ludwigsburg; zum Nachfolger Jomelli's in der Stelle eines Oberkapellmeisters aber wurde 1771 Boroni ernannt. Boroni hatte schon zuvor in Ludwigsburg das Reichenbachsche Haus, zu dessen Besitzern die Schillersche Familie in freundschaftlichen Beziehungen stand, bezogen. Sacchini's Oper „Calliroe", deren Text von Verazj geschrieben war, kam 1770 zur Aufführung. Im Februar 1772 gastirte in Ludwigsburg der Tenorist Anton Raaff, nach Mozarts Urteil ein Meister in der „bravura, den Passagen und Rouladen", aber ein elender Spieler; er sang in Jomelli's Oper „Fetonte" den Mohrenkönig Arbaces und in der auf der Solitude aufgeführten „Cantata" Boronis „Les Dieux aux concours dans le temple d'Apollon" den Mars. Jomelli's „Fetonte" war eine der Opern, deren prächtige Ausstattung damals Stadt und Land von sich reden machte; der Mohrenkönig erschien „im Gefolge von 300 berittenen Mohren unter einem kriegerischen Marsch auf der Bühne" [2]). Zu den Personen gehörten außer ihm Fetonte (Phaëton), der „Sohn der Sonne", die ägyptische Königstochter Libia und ihr Liebhaber Epaphus, Sohn der Isis, die Sanne selbst, der Meergott Proteus u. a.; Chöre von Meergöttern, von Gespenstern, von Furien traten

---

[1]) Vgl. Sittard, S. 113 ff.

[2]) Ebenda, S. 142. Vgl. S. 48—49, sowie S. 211—212.

auf. Nicht weniger als 16 Arien bekam man zu hören und dazwischen sah man allerlei Prachtspektakel, einen Isistempel, der sich in einen flammenspeienden Abgrund verwandelt, einen ägyptischen Königspalast, den Palast der Sonne (!), das Meer mit Triton und seinem Gefolge und den aus dem Sonnenwagen stürzenden Phaëton.

Etwa ein Jahr, nachdem der junge Schiller in die Militärpflanzschule aufgenommen worden war, entließ der Herzog wiederum eine größere Anzahl der fremden Musiker, Tänzerinnen und Tänzer; das Personal, dessen er noch bedurfte, wurde fernerhin fast vollständig der mit der Militärpflanzschule und Militärakademie verbundenen Theaterschule sowie der Ecole des demoiselles entnommen. Waren zuvor an die fremden Künstler unsinnige Summen verschwendet worden, so wurde nun an den Landeskindern geknausert; die Musikzöglinge „erhielten nichts und wurden möglichst lange in der Akademie zurückbehalten, weil eine Anstellung, wenn auch mit noch so bescheidenem Honorar, die Kasse ja mit größeren Ausgaben beschwert hätte“[1]. Die Militärpflanzschule, fast ein Mädchen für Alles, lieferte sogar die Kastraten: der Musikhistoriker Charles Burney, der im Jahre 1772 Ludwigsburg besuchte, erzählt in seinem Tagebuch, daß sich unter den Sängern der Militärpflanzschule 15 Kastraten befunden hätten; der Hof habe 2 bolognesische Wundärzte im Dienste gehabt, die sich auf die einschlägige Operation vortrefflich verstanden hätten[2]. Indessen erlahmte das Interesse des Herzogs am Theater mehr und mehr, wenn er auch bei festlichen Gelegenheiten, bei Besuchen fremder Fürstlichkeiten, an den Stiftungstagen der Militärakademie und insbesondere an den Geburtstagen der Gräfin Franziska den alten Opernprunk noch gerne entfaltete. Theatralische Vorstellungen durch die Zöglinge fanden bereits 1772 und 1773 statt; so wurde von ihnen im Dezember 1773, am Stiftungstagsfeste, Molière's L'Avare in französischer Sprache auf-

---

[1]) Sittard II, S. 149.

[2]) Erwähnt von Sittard II, S. 73 Anm.

geführt, dazu ein Ballet und die italienische Operette „I Pitagorici“, deren Musik Boroni, deren Text Verazj geschrieben hatte [1]). An den Stiftungstagsfesten der Jahre 1774 und 1775 kamen die französischen Singspiele „Le déserteur“ und „Zemire et Azor“, beide von Boroni in Musik gesetzt, zur Aufführung [2]). Am 8. April 1777 führten die Zöglinge bei der Anwesenheit des Kaisers Joseph II. Jomelli's „Didone abbandonata“ auf, eine Oper, zu der Metastasio den Text geschrieben hatte; 1780 und 1782 wurde sie wiederholt. Zur Jahrestagsfeier der Militärakademie wurde 1777 die Komödie „Thomes Jones“ aufgeführt; 1778 wurde sie wiederholt, wobei die Zöglinge der Militärakademie und des Fräuleininstituts die Schauspielerrollen wie auch das Orchester übernommen hatten [3]). Jomelli's Oper „Demofoonte“, deren Text gleichfalls von Metastasio herrührt, wurde von den Zöglingen 1778 und 1780 gegeben; 1777, 1779 und 1782 Sacchini's „Calliroe“, zu deren Aufführung gegen 500 herzogliche Soldaten zugezogen wurden behufs Darstellung von Skythen, Assyrern und Medern. In die Jahre der Studienzeit Schillers fällt noch, von einigen andern Bühnendarstellungen abgesehen, die Aufführung der Opern und Singspiele „Les deux avares“ von Gretry (1776), „Le triomphe de l'agriculture“ von Poli (1778), „La bonne fille“ von Piccini (1778) und „das Rosenmädchen“ von Gretry (1779). 1781 führten die Zöglinge die Oper „Minerva“ auf, in deren Vaterschaft sich, wie es scheint, Poli und Uriot teilten [4]). Darin sangen und tanzten nicht nur alle Götter und Göttinnen des Olymps nebst den Musen sondern auch Riesen und die Priester des Schicksals. Die Symphonie drückte ein Erdbeben aus, man hörte das Getöse der „wankenden Erdkugel“, hörte „erschreckliches“ Geknall, sah die Geburt der Minerva aus dem von Wolken umhüllten Haupte des Jupiter, sah auch wie Jupiter

---

[1]) Nach H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, S. 262. Vgl. S. 124 des vorliegenden Buches.

[2]) Nach H. Wagner I, S. 263. Vgl. Sittard II, S. 212.

[3]) Vgl. Haugs Schwäb. Magazin 1777 S. 1054 u. 1778, S. 94.

[4]) Vgl. Sittard II, S. 153—158.

über die Riesen ganze Berge hinwälzte. Die Musen weinten; Merkur tröstete sie; dann hielt Jupiter eine Strafrede. In den folgenden Auftritten kam der Oberpriester unter Verzückungen aus einer Höhle hervor und verkündete, daß das Schicksal günstig sei. Minerva, Apollo und Polyphem (!) sangen hierauf ein Terzett. Iris steigt auf einem Regenbogen zur Erde herab und tröstet die korbflechtenden Bewohner Thessaliens. Schließlich tanzen die Musen und die Künste vor Minervas Triumphwagen, Minerva und Neptun aber streiten sich. Jupiter nimmt für Minerva Partei und läßt einen Tempel erscheinen, worauf zwei Genien vom Himmel herab eine durchsichtige Ziffer bringen, die den Namen Franziska von Hohenheim vorstellt. Dies ist in Kürze der Inhalt der Oper Minerva, und an diesem hochtrabenden Unsinn, diesen läppischen Allegorien, dieser Verballhornung aller Mythologie ergötzte sich Franziska, ergötzte sich der Herzog von Würtemberg; da begreift man, daß er an den Räubern, die ja just in dem nämlichen Jahre erschienen, keinen Geschmack fand. Ein anderes Machwerk von Poli und wiederum eine Schmeichelei für Franziska, „La nascità di Felicità oder die Geburt der Glückseligkeit oder die Huldigung der Feen und der Genien", wurde am 10. Januar 1782 gegeben; dabei stellte Schubarts Töchterlein eine der Parzen vor und Fräulein Sandmayer, die nachmalige Geliebte des Hofkaplans Baumann, die Feuerfee Brillante [1]).

Daß Schiller als Zögling der Militärpflanzschule und Militärakademie von den Opern und Operetten, welche in jenen Jahren zur Aufführung kamen, die eine und andere mitangesehen hat, wird nicht zu bezweifeln sein; lag es doch durchaus in den Absichten des Herzogs, daß bei den unter Mitwirkung seiner Akademie veranstalteten Festlichkeiten soviele Zöglinge als irgend anging, die Zeugen und gelehrigen Bewunderer abgaben, und für eine Reihe von Akademiefesten, insbesondere für die Jahresfeier des Stiftungstages, ist die

---

[1]) Vgl. den Bericht der „Stuttgardischen privilegirten Zeitung" bei E. Vely, S. 122—123.

Zulassung sämmtlicher Zöglinge zu den Theateraufführungen ausdrücklich bezeugt[1]). Bei der Geburtstagsfeier der Gräfin im Jahre 1779 war Schiller als Festredner und als Schauspieler beteiligt: um so weniger wird er als Zuschauer bei der Oper „Calliroe", die auf das Festspiel „der Preiß der Tugend" unmittelbar folgte, gefehlt haben. Die Oper Demofoonte hat er vielleicht im Jahre 1780, in welchem er wiederum Festredner war, mitangehört, oder schon im Jahre 1778, wo ihr, wie es scheint, Poli's Singspiel „Denkmal des besten Herzens" voranging; in letzterem wirkten damals Dannecker in der Rolle des Phidias und Julchen Schubart in der Rolle eines Bauernmädchens mit[2]). Schillers Vorspiel „Der Jahrmarkt", seine Inschriften für ein Hoffest und seine Operette „Semele" haben uns gezeigt[3]), daß ihm die szenischen Darstellungen, wie sie an der Akademie gang und gäbe waren, wie zum Spiel gelegentliche Anregung gaben; aber das ihm eigentümliche Talent stammte aus einer ganz anders gearteten Geisteswelt, und welchen Eindruck ihm die Theateraufführungen seiner akademischen Zeit hinterließen, das klingt aus den Worten nach, die er am 10. Februar 1785 an Körner und die Seinigen richtete: „Unterdessen, daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus zusammendrängt, einem Auto da Fé über Natur und Dichtkunst — einer großen Opera — beizuwohnen, und sich an den Verzukungen dieser armen Delinquentinnen zu waiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß, daß ich in diesem Augenblik der Glüklichere bin." Es war das von Benda komponierte Melodrama „Pygmalion", was er bei diesen Worten im Auge hatte.

Einen irgendwie kräftigern Aufschwung vermochte der Sinn für die Bühne bei der würtembergischen Bevölkerung auch durch die Theaterpflege des Herzogs Karl nicht zu nehmen; denn fürs

---

[1]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, S. 155—156 u. S. 262.

[2]) Vgl. E. Vely, Herzog Karl v. W. u. s. w., S. 98 und den Brief der Gattin Schubarts an Miller bei Strauß, Ges. Schr. VIII, S. 267.

[3]) Vgl. oben S. 202 u. S. 542.

Erste bestand gegen die wälschen Künstler, gegen die hundert Prasser, die vom Marke des Landes zehrten und frivole Sitten in Mode brachten, ein gegründeter Widerwille, und was sollte auch dem Volke mit Aufführungen gedient sein, die in fremder, in italienischer und französischer Sprache zu ihm redeten? So blieb denn die Teilnahme des Stuttgarter Publikums, obgleich es im Opernhause anfänglich kein Eintrittsgeld zu zahlen hatte, nur eine geringe. Man schickte zuweilen, wenn Fremde von hohem Rang anwesend waren, in die Wohnungen und ließ den Familien bedeuten, der Herzog wünsche, sie möchten im Theater erscheinen, man kommandirte, wenn die Zuschauer dennoch zu spärlich kamen, Militär, das in Zivilkleider gesteckt war, ins Theater [1]: Vorkommnisse, welche ebenso bezeichnend sind für die Abneigung des Publikums wie für das Scheinwesen des Herzogs. Sofern aber die Theaterpflege des Herzogs auf einen Teil der Bevölkerung doch nicht ohne Wirkung blieb, kam diese Wirkung weder dem eigentlichen Drama zu gut noch war sie ohne Nachteile; denn die Neigungen des Herzogs gingen mit Einseitigkeit auf die Musik, und sie gewöhnten den Sinn der Zuschauer an einen höfischen, dem Nationalen wie dem Natürlichen entfremdeten Geschmack und an einen innerlich leeren und doch anspruchsvollen Dekorationsprunk.

Wandernde deutsche Schauspielergesellschaften hatten sich inzwischen mehrere Male in Würtemberg eingefunden. Zuerst, im Jahre 1772 in Ludwigsburg und Stuttgart, die Ilgener'sche Bande, die freilich, da ihre meisten Mitglieder unter der Mittelmäßigkeit spielten und Ilgener selbst ein ungebildeter Mensch und ein Possenreißer war, dem Publikum keine Achtung einflößen konnte [2]. Weit mehr Eindruck machte die Truppe Schikaneders, die, 29 Personen stark, 1778 zu Ende Mai zur Messe

---

[1]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule II, 18 und I, 481 auf 82.

[2]) Vgl. über Johann Ilgener und seine Bande August Ottokar Heinrich Reichards Theater-Journal für Deutschland, XI. Stück, S. 76 ff. und Reichards Theater-Kalender, Jahrgang 1785, S. 50 u. 73, sowie Jahrg. 1783, S. 52—58.

nach Stuttgart kam und bis zum 8. September nahezu täglich, die Sonntage ausgenommen, deutsche Schauspiele aufführte [1]). Sie durfte ihre Vorstellungen nicht im Opernhause geben, sondern mußte sich mit dem herzoglichen Ballhaus begnügen [2]). „Denken Sie nur, wir hatten diesen Sommer drey volle Monate durch hier deutsches Schauspiel!" ruft der Stuttgarter Berichterstatter in Reichards Theater-Journal aus und setzt hinzu, wenn schon weit kleinere Städte Deutschlands als Stuttgart eine solche Ergötzlichkeit, wo nicht beständig, doch wenigstens eine Zeit des Jahres ordentlicherweise genießen dürften, so „war es bey uns einmal eine Seltenheit, denn wenn schon je und je eine reisende Schauspielergesellschaft ihren bretternen Musentempel auf etliche Wochen bey uns aufschlug, so waren es solche Auswürflinge des Helikons, daß wir uns schämten, zu sagen: sie seyn bey uns gewesen"; es müsse wohl die Lage des Ortes schuld sein, daß so wenig Gutes nach Stuttgart komme. Der „Principal" der Truppe, Johann Emanuel Schikaneder, gebürtig aus Regensburg, nachmals Verfasser des Textes der Zauberflöte, spielte die Rollen der ersten Liebhaber, edlen Väter, Könige, Helden und Bauern, war auch erster Sänger; seine Gattin Eleonora zeichnete sich in launigen, naiven und schalkhaften Rollen aus, während „Mamsell Müller" die tragische Muse vergegenwärtigte. Man gab neben Stücken von Clodius, Stephanie dem Jüngeren, Engel, Brandes, Babo, Weisse und Hiller: Richard III. und Romeo und Julie, beide in der Uebersetzung von Weisse, Hamlet, übersetzt von Heufeld, Minna von Barnhelm und Miß Sara Sampson, Goethes Singspiel Erwin und Elmire (mit André's Musik) und das Trauerspiel Clavigo, das freilich auch damals, wie bald nachher unter Schillers Händen [3]), in Stuttgart kein Glück hatte, sondern „gerädert" wurde. Schikaneder wurde als Hamlet

---

[1]) Vgl. das „Schreiben an Herrn Bibliothekar Reichard in Gotha über die Schikanederische Schauspielergesellschaft und ihren Aufenthalt in Stuttgard" in Reichards Theater-Journal, X. Stück, S. 43—62, sowie die Notiz in Haugs Schwäb. Magazin, 1778, S. 408.

[2]) Streicher, Schillers Flucht, S. 30.

[3]) Vgl. S. 288 u. 574 des Buches.

herausgerufen, „die sanfte Schikanederin“ [1]) feierte ihre Triumphe als Röschen in dem nicht weniger als fünfmal aufgeführten Singspiel von Weisse und Hiller „Die Jagd“, Mamsell Müller aber als Gräfin in Möllers damals beliebtem Trauerspiel, „Graf Walltron“ und als Sophie in des nämlichen Autors Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst“; „man konnte“, bemerkt Reichards Berichterstatter über die Rolle der Sophie, „vor Weinen“ nicht mehr an die Fehler des Möllerschen Stückes denken, „oder man müßte ein ächter Kritiker von Holz gewesen seyn“. Zum Beschlusse der Vorstellungen sprach Madame Schikaneder, wiederum als Röschen, auf der Bühne einen Epilog, den der junge Gotthold Stäudlin, immer gerüstet, sich hervorzuthun, verfertigt hatte [2]).

Im Januar 1779 brachte Haugs Schwäbisches Magazin die überraschende Meldung, Stuttgart habe „Hoffnung, ein beständiges deutsches Theater zu erhalten“. Was es mit dieser Hoffnung für eine Bewandtniß hatte, führte das Maiheft der nämlichen Zeitschrift unter der ruhmredigen Ueberschrift „Nationaltheater in Stuttgart“ aus: die Eleven der herzoglichen Militärakademie und der Ecole des Demoiselles, deren Geschicklichkeit in Aufführung italienischer und französischer Stücke man seither gesehen habe, hätten von nun an auch in unserer Muttersprache Vorstellungen zu geben und zweimal in der Woche, am Dienstag und am Freitag um 4 Uhr, werde inskünftige Schauspiel sein. Die Wünsche derjenigen, „die Geschmack haben und einige von Geschäften leere Stunden mit einem vernünftigen öffentlichen Zeitvertreib ausfüllen möchten“, seien hiemit vollkommen zufriedengestellt, setzte der genügsame schwäbische Magister hinzu [3]). Der Gedanke, aus den in der herzoglichen Militärakademie zum Theater und zur Musik erzogenen und bislang zur Aufführung

---

[1]) Reichards Theater-Kalender auf 1780, S. 21.

[2]) Vgl. den Abdruck in Reichards Theater-Journal, X. Stück, S. 10—12 sowie die Notiz in Haugs Schwäbischem Magazin 1780, S. 314.

[3]) Haugs Schwäb. Magazin 1779, S. 337. Vgl. zum Folgenden den Brief aus Stuttgart vom 16. Juli 1783 in Reichards Theater-Journal, XXI. Stück, S. 120—132.

großer italienischer Opern oder französischer Singspiele verwendeten Soldaten- und Bürgerssöhnen eine deutsche Schauspielergesellschaft zu bilden und so der herzoglichen Casse eine neue Erwerbsquelle zu schaffen, war von dem Intendanten Obrist von Seeger ausgegangen und hatte ohne Zweifel in Schikaneders Erfolgen ihren Ursprung. Herzog Karl genehmigte Seegers Vorschlag und ernannte zum Oberaufseher der neuen Bühne den Obristwachtmeister von Alberti, zum „directeur" aber den Professor Uriot. Für die Vorstellungen wurde nach dem Plane des Hauptmanns und Architekten R. H. Fischer das sogenannte „kleine Theater", ein Holzbau am Ende der Stuttgarter Planie, errichtet, während das auf dem Platze des heutigen Stuttgarter Hoftheatergebäudes stehende Große Theater oder Opernhaus, in welches Herzog Karl um 1750 durch den Ansbachischen Major und Oberbaudirektor Retti und den Oberbaudirektor de la Guêpière das „neue Lusthaus" hatte umbauen lassen, für die Große Oper bestimmt blieb. Das Personal des „deutschen Theaters" bestand im Jahre 1783 aus 9 Schauspielern und 10 Schauspielerinnen; dazu kamen 9 „Kompositeurs", gegen 30 Violinisten, Flötisten, Oboisten, Fagottisten, Cornisten, Claviciniſten, Violoncellisten und Contrabassisten, sowie 13 Solotänzer und Solotänzerinnen. Konzertmeister war Poli, Balletmeister Regnaud. Daß die theatralischen Leistungen der jungen Leute von offiziellen Federn überschwänglich gepriesen wurden, versteht sich bei den damaligen Stuttgarter Gepflogenheiten von selbst; Streicher freilich meint, es sei unter den Darstellern nur eine einzige Person gewesen, welche wirklich großes Talent gezeigt habe, und ein sehr ungünstiges Urteil fällte in seiner bekannten „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" [1]) Friedrich Nicolai. Er fand, daß es den Spielern in Deklamation und Mimik an jeglicher Ausbildung fehle, daß man Wörter wie Ehnen statt Ihnen, ischt statt ist zu hören bekomme; die Frauenzimmer, setzt er hinzu, seien meist steif wie Drahtpuppen gewesen. Das starke Hervortreten des schwäbischen Dialektes bei den Schau-

---

[1]) Band X, S. 94—95.

spielern tadelt auch ein unparteiischer Fremder, der im Jahr 1784 Würtemberg bereiste und über seine Eindrücke in Göckingks „Journal von und für Deutschland“ [1]) Rechenschaft gab; dagegen wird hier das Orchester der ehemaligen Akademisten als vortrefflich gerühmt. Desgleichen hebt der in Reichards Theater-Journal vom Jahr 1783 enthaltene Bericht, die ausführlichste Beurteilung vielleicht, welche über Herzog Karls „deutsches Theater“ geschrieben wurde, die „unvergleichliche“ Besetzung des Orchesters hervor. Spiel und Aufführungen, heißt es in diesem Briefe, ließen freilich vieles zu wünschen übrig; wenn man aber bedenke, daß kein Mitglied der Gesellschaft die Welt oder ein anderes Theater gesehen habe, daß sie alle zur italienischen Oper erzogen worden und ein ehemaliger französischer Schauspieler Directeur der deutschen Komödie sei, so müsse man doch einräumen, daß es die Gesellschaft weit genug gebracht habe. Unter den Schauspielern fanden am meisten Beifall der auch von Streicher [2]) gerühmte Joh. Dav. Friedrich Haller und der Mömpelgarder Curié, jener insbesondere in komischen Rollen, wenn er auch gerne übertrieb; bei andern Schauspielern gab das steife Wesen und die schlechte deutsche Aussprache Anlaß zum Tadel. Unter den „Aktrizen“ zeichnete sich Demoiselle Sandmayer aus, deren große, schlanke Figur, feuriges Auge und vorzüglicher Gesang bewundert wurden, wogegen Madame Gauß, die erste Liebhaberin, ihre Rollen nur „ziemlich gut“ ausführte. Demoiselle Balletti galt als die schönste der Stuttgarter Schauspielerinnen und gewann die Zuschauer durch „Einfalt, Natur und sanftes Gefühl“; Madame Poli, die Gattin des Konzertmeisters, gefiel in komischen Rollen, Demoiselle Schubart, die Tochter des Dichters, ließ in Spiel und Gesang für die Zukunft viel Gutes hoffen, wenn auch ihre Figur nicht sehr anziehend war. Unter den „Kompositeurs“ werden neben Poli und Zumsteeg, „dem besten in diesem Fache“, Häußler, Abeille, Dieter, Schwegler, Eibenbenz u. a. genannt. Von der Eröff-

[1]) 1784, II, 381.
[2]) Schillers Flucht, S. 31.

nung des Theaters bis Mitte Juli 1783, also während eines Zeitraumes von 4 Jahren, gelangten nur 3 Trauerspiele zur Aufführung, „Zaïre" von Voltaire, „Graf von Essex" von J. G. Dyk (nach Banks) und Emilia Galotti; sie wurden „ziemlich mittelmäßig" gegeben. Größer war die Zahl der aufgeführten Schauspiele und Lustspiele; wir finden unter ihnen: „Nicht mehr als 6 Schüsseln", Familiengemälde von Großmann, „Henriette oder Sie ist schon verheirathet", Lustspiel von Großmann, „Das Loch in der Thüre", „Der Spleen", „Die Werber", „Der Deserteur aus Kindesliebe", sämmtlich Lustspiele von Stephanie dem Jüngeren, „Graf Olsbach", Schauspiel von Brandes, „Der Edelknabe" und „Der dankbare Sohn", beides Lustspiele von Engel, „Geschwind ehe es Jemand erfährt", Lustspiel von Bock nach Goldoni, „Der flatterhafte Ehemann", Lustspiel nach dem Englischen von Bock, „Der Eheprocurator", Lustspiel von Bretzner, „Die seidenen Schuhe", Lustspiel nach dem Französischen von Kretschmann, „Henriette oder die Husarenbraut", Schauspiel von Plümicke, „Präsentirt das Gewehr", Lustspiel von Heinrich Müller, und Minna von Barnhelm. Der Löwenanteil aber fiel auch an diesem Theater Herzog Karls der Musik zu, und auf die Aufführung von Singspielen und Operetten war man in erster Linie bedacht. War auch der Inhalt derselben „meistens schlecht und unbedeutend", so kam doch dieser Gattung von Bühnenwerken die musikalische Vorbildung der Schauspieler entgegen, und das Stuttgarter Publikum liebte, wie wir bei Reichard lesen, „Singspiele und komische Farcen mehr als ernsthafte oder gar traurige Stücke". Man gab „Das gute Mädchen" von Piccini, „Il matrimonio per concorso" von Jomelli, „La servante Maitresse" von Pergolese, „Die Pilgrime von Mekka" von Dancourt mit Musik von Gluck, „Günther von Schwarzburg" von A. v. Klein mit Musik von Holzbauer, „Romeo und Julie, eine rührende Oper" von Gotter und Benda, die Melodramen (sogenannte „Duodramen") „Medea" von Gotter und Benda und „Ariadne" von Brandes und Benda, „Das tartarische Gesetz" von Gotter und André, „Der Schuß von Gänsewiz" von Zumsteeg, „Der lustige Schuster" von

Hiller u. s. w. Die Auswahl der aufzuführenden Stücke und Operetten lag in den Händen des militärischen Oberaufsehers und des „Direkteurs", zum Teil auch der Schauspieler; der Herzog, dem für das „deutsche Nationaltheater" nahezu jegliches Interesse fehlte, knauserte an der Bezahlung der Künstler, und das Repertoire blieb ein beschränktes und im Ganzen dürftiges, bis im Jahre 1787 Schubart die Leitung des deutschen Theaters übernahm. Wie schwer aber und wie langsam die dramatische Kunst in Stuttgart sich einbürgerte, das läßt schon die außerordentliche Geringschätzung, unter der gerade dort der Stand der Schauspieler zu leiden hatte, erkennen. Man enthielt sich in Stuttgart, erzählt Streicher [1]), des näheren Umgangs mit einem Schauspieler, und noch im Jahre 1812, als der aus der Karlsschule hervorgegangene Komiker Karl Friedrich Weberling starb, hatte der die Grabrede haltende Hospitalpfarrer Dann die Abgeschmacktheit, ihm und jeglichem Theater-Personal die Möglichkeit der ewigen Seligkeit abzusprechen [2]).

Das war also, Alles in Allem gerechnet, kein Boden, auf welchem sich ein aufstrebendes dramatisches Talent ein gedeihliches Wachstum versprechen durfte, und wir begreifen es vollkommen, daß der junge Schiller das Stuttgarter Stadttheater als noch im Stande der Minderjährigkeit befindlich bezeichnet, daß er nur „Mittelmäßiges" auf ihm gesehen zu haben behauptet und diese „vaterländische Schaubühne" tief unter dem Ideale blieb, welches ihm „von einem guten, besonders aber tragischen Schauspiel vorschwebte" [3]). Es war aber überhaupt die Enge, es war der dürftige Zuschnitt des öffentlichen Lebens, der im damaligen Würtemberg jede Flügelregung einer ungewöhnlichen oder genialen Natur auf das Aeußerste erschwerte. Die herrschende Orthodoxie hat in Württemberg von jeher alles, was an einen „Kultus des Genius" erinnert, mit Mißtrauen verfolgt, und es ist bezeichnend genug, daß in unserm Jahrhundert

[1]) Ebenda, S. 94.

[2]) Vgl. H. Wagner, Gesch. d. H. Carls-Sch. I, S. 487.

[3]) Vgl. Schillers Briefe an Dalberg vom Juli 1781 und vom 25. Dez. 1781, sowie Streicher, S. 31.

die Absicht, am Wohnhaus der Mutter Schillers in Leonberg eine Gedenktafel anzubringen, ursprünglich auf Widerstand stieß, bezeichnend genug, daß Adalbert von Keller, der 1859 in seinen „Beiträgen zur Schillerlitteratur“ unter der Aufschrift „Reliquien“ von mehreren aus dem Nachlaß des Dichters stammenden Gegenständen Kenntniß gab, sich in seiner 1860 veröffentlichten „Nachlese zur Schillerlitteratur“ veranlaßt fühlte, zur Beseitigung von „Mißverständnissen“ an die Stelle des Ausdrucks „Reliquien“ „Vergängliche Reste“ zu setzen. Doch der Geisthaß der Glaubenswächter ist es nicht allein, der in Würtemberg dem Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande schwer zu Ansehen gelange, häufige Geltung verschafft hat. Im Jahre 1827 entringt sich dem Dichter Wilhelm Hauff der Ausruf: „In welch anderem Lande Europas stehen dem jungen Manne so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben! Hergebrachte Vorurtheile und Erziehung machen uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich erscheinen [1])!“) Es sind die Schattenseiten des schwäbischen Wesens, es ist das Kleinbürgerlich-Enge und -Engherzige, das Kleinliche und Philiströse, die Herrschaft von Kastengeist und Vettermicheltum, was Hauff bei diesen Klagen im Auge hat; Auswüchse einer in ihrer Wurzel achtbaren Gesinnung, welche am Ueberlieferten und Gewohnten, als tüchtig und schicklich Erprobtem mit Zähigkeit festhalten möchte, Auswüchse, wie sie in einer kleinen Provinz, einem kleinen Staatswesen, das sich nach außen hin mit gerne geübter Sprödigkeit abschließt, nur allzuleicht hervortreten. Hat man in der würtembergischen Hauptstadt die Spuren dieses Geistes noch heute nicht völlig auszutilgen vermocht, um wie viel weniger mußte es der Fall sein, als man die Jahre 1770 und 1780 schrieb! Schäden, wie die geschilderten, überwinden sich allmählich durch die Wirksamkeit einer regsamen Tagespresse, durch die Eröffnung eines

---

[1]) Brief Wilhelm Hauffs an Moritz Pfaff vom 18. Febr. 1827, mitgeteilt in der Tägl. Rundschau, Beilage vom 24. Okt. 1886.

lebendigen Verkehrs mit der Nachbarschaft und der Fremde; aber wie dürftig sah es zumal in ersterer Beziehung in Schillers Heimat noch aus! Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienen in Stuttgart 3 politische Zeitungen: der aus dem Stuttgartischen „Ordinari Diens Tags (und Frey Tags) Journal“ hervorgegangene „über See und Land daher eilende Mercurius“, gedruckt bei Joh. Nic. Stoll, später bei Christoph Gottfried Mäntler; die bei Johann Georg Cotta dem Jüngeren verlegte und wöchentlich dreimal ausgegebene „Stuttgarter privilegirte Zeitung“, zugleich Hofzeitung, und der bei dem nämlichen Verleger gedruckte und wöchentlich zweimal ausgegebene „Stuttgart'sche Anzeiger von allerhand Sachen“ [1]). Mit diesen zahmen, ärmlichen und unscheinbaren Blättchen begnügte sich das Stuttgarter Publikum, und 1784 schlief der „über See und Land daher eilende Mercurius“, der zuletzt als „Stuttgarter Merkur“ erschienen war, aus Mangel an Abonnenten völlig ein, um erst durch Magister Elben 1785 als „Schwäbischer Merkur“ zu neuem und dauerndem Leben erweckt zu werden. In die 70er und 80er Jahre fallen die an früherer Stelle geschilderten patriotischen Bemühungen der Jugend, dem schwäbischen Stamme in der deutschen litterarischen Republik größere Geltung zu verschaffen; aber eine gewissermaßen abgesonderte litterarische Provinz blieb Würtemberg noch geraume Zeit, und nur vereinzelt, nur spärlich kamen Reisende, die dem Orden der Schriftsteller angehörten, nach Stuttgart, wie der empfindsam-eitle Schöngeist

---

[1]) Vgl. zur Entwickelung des Stuttgarter Zeitungswesens die Artikel über die Geschichte des Schwäbischen Merkurs im „Schwäbischen Merkur, Kronik“ vom 12. Juli 1885 ff., sowie das Stuttgarter „Neue Tagblatt“ vom 3. Okt. 1885. Jakob Minors einschlägige Angaben in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1889, S. 346 sind ungenau. „Der über See und Land daher eilende Mercurius“, Nachfolger des Stuttgartischen Ordinari Diens Tags Journals und des „schnell anhero eilenden Frieden und KriegsCouriers“, erschien bereits 1729. Die Bezeichnung Merkurius geht zurück auf den seit 1684 von Paul Treu in Stuttgart veranstalteten Abdruck der in Köln unter dem Titel „Mercurius Romanus, historicopoliticus“ erscheinenden lateinischen Zeitung.

Franz Leuchsenring[1]) oder der (aus Würtemberg gebürtige) Göttinger Historiker Spittler, bei dem Schiller und Petersen auf Veranlassung Abels einen Besuch machten[2]), oder wie der Berliner Nicolai, der vom 20.—22. Juli 1781 in Stuttgart und Umgegend sich die Merkwürdigkeiten besah, von Hoven in Ludwigsburg sich geleiten ließ[3]) und von dem Dichter der Räuber einen Stammbucheintrag mithinwegnahm, der den Wortlaut hatte: „Ein edles Herz und die Musen verbrüdern die entlegensten Geister. Dieses erlaubt mir mich Ihrer wertheſten Freundschafft zu empfehlen“[4]). Merkte Schiller an den Besuchen, mit denen ihn Männer von solchem Namen überraschten, daß in der That das „Meteor“, als welches ihn sein Freund Scharffenstein erklärte, am litterarischen Himmel Deutschlands „zu zünden“ begonnen hatte, so hatte doch andrerseits Nicolai beobachtet, daß Schiller in Stuttgart „zwar von Leuten, welche einsehen konnten, was von einem so trefflichen Kopfe noch zu erwarten seyn möchte, etwas gerühmt“ wurde, daß er aber im Uebrigen „doch sehr unterdrückt war“. Zu Weimar, dessen Sonne über Deutschland damals schon hoch am Himmelsbogen aufstieg, hatte in Stuttgart außer Werthes kaum Jemand Beziehungen. Werthes, der sich mit Neigung, aber unzulänglicher Kraft in dramatischen Dichtungen versuchte, stand mit Wieland in Verbindung, und durch ihn ließ Schiller seine „Räuber“ an Wieland schicken, nachdem er schon unter dem 2. Febr. 1782 an den Buchhändler Schwan geschrieben hatte: „Machen Sie mich doch, ich bitte Sie inständigst mit H. Wieland bekannt. Ich liebe den Mann unaussprechlich und muß noch von ihm gekannt seyn“. Das Urteil, welches Wieland in seiner Erwiderung an Werthes über die Räuber fällte, war „kein

---

1) Vgl. oben S. 339.

2) Nach den an die Stuttg. k. öff. Bibliothek gelangten Papieren Petersens. Vgl. die Beil. des Staats-Anzeigers für Württemberg vom 13. Februar 1891.

3) Vgl. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, X, 82—83 ff. und Hoven, Autobiographie S. 117.

4) Mitgeteilt von Fritz Jonas in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, XXV, S. 94.

ganz günstiges", und noch weniger günstig schilderte Wieland in diesem Briefe das Urteil Goethes[1]); diplomatischer aber scheint er sich in dem uns leider nicht völlig erhaltenen Briefe an Schiller selbst, der auch seinerseits an Wieland geschrieben hatte, ausgedrückt zu haben. Die uns von Streicher überlieferte Aeußerung[2]), Schiller hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen, wird wohl den Sinn haben, daß, wer ein so kühnes und der bürgerlichen Gesellschaft den Handschuh ins Gesicht schleuderndes Stück herausgebe, sich das Recht dazu durch vorausgegangene, von der öffentlichen Stimme anerkannte Dichtungen hätte verschaffen sollen; im Uebrigen war der Brief Wielands, insofern er „das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schillers in vollem Maß anerkannte", schmeichelhaft, so daß der Freundeskreis des Dichters nicht wenig stolz darauf war, von dem durch Landsmannschaft mit ihnen verbundenen Sänger des Musarion eine solche Antwort zu lesen. Auch an Goethe zu schreiben, hatte Schiller in Stuttgart die Absicht; er spricht davon in dem nämlichen Briefe an Schwan, in welchem er die Bitte einflicht, Schwan möge ihn mit Wieland bekannt machen. Diese Absicht entsprang dem Vorsatz einer Ueberarbeitung des Götz von Berlichingen, über welche Schiller mit Dalberg verhandelte; am 1. April 1782 schreibt er dem Intendanten: „An den Göz von Berlichingen habe ich mich noch nicht gewagt, weil ich besorgte der Verfaßer möchte sich dadurch beleidigt finden. Wenn E. E. durch Ihr Ansehen und persönliche Bekanntschaft mit Göthen mir die vollkommene Freiheit hierin verschaffen könnten, so würde ich, während meiner medicinischen Beschäftigungen, in der Umarbeitung dieses Stüks die angenehmste Erholung finden." Aber wie eine derartige Vermittlung Dalbergs so unterblieb auch die Ausführung jenes Vorsatzes, und alle solche Projekte, flüchtige Anknüpfungen und augenblicklich schmeichelnde Aussichten ließen in Schiller nur die

---

[1]) Vgl. im Anhang Abels handschriftliche Aufzeichnungen wie auch den neuerdings aufgefundenen Brief Wielands an Werthes.

[2]) Vgl. Streicher, Schillers Flucht, S. 33 u. 173.

brennende Empfindung zurück, daß er in Stuttgart auf einem verlorenen Posten stehe, auf einer Insel, von der eine Brücke zu den Stätten, wo damals Geschichte, Litteraturgeschichte gemacht wurde, kaum führe.

Wenn das Verdienst, das sich der Dichter der Räuber um das deutsche Drama erworben hatte, in den Augen der einsichtsvollsten seiner Landsleute gerade zureichte, ihn bei Friedrich Nicolais Nachfragen „etwas" zu rühmen, so war der Stuttgarter Stadtklatsch, der das Leben des genialen Jünglings als ein ungezügeltes und ausschweifendes schilderte, um so redseliger. Ein Bestätigungs- wie andrerseits ein Entlastungszeuge ist uns hier der Lehrer Schillers, Prof. Abel, in dessen handschriftlichen Aufzeichnungen sich die freilich nicht im schönsten Deutsch abgefaßte Stelle findet: „Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttgart das Gerücht verbreitet, daß Sch. [Schiller] einigen Arten von Ausschweiffungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akad. Zögling hatte, auch jetzt noch fortdauerte und einer seiner besten Freunde und häufigster Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Richtung vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz aber doch gröstentheils Unrecht gethan wurde. Zweymal oder dreymal geschah es nämlich, daß der junge, unerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel tranck; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General s. Regiments den Offizieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in s. Logis getragen werden muste. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrincken pflege, allgemein." Der Regimentsmedikus Schiller stand in kameradschaftlichen Beziehungen zu zwei jungen, lebenslustigen Offizieren, zu dem Husarenlieutenant Karl Georg Anton Miller, einem geborenen Ludwigsburger, und zu dem Lieutenant Max Kapf. Von Miller wissen wir wenig. Der Vater des Dichters bezeichnet ihn in einem Briefe an den Sohn als dessen „ehemaligen Herzensfreund",

berichtet, Miller habe sich mit der natürlichen Tochter des Generals von St... (Stain) trauen lassen, und fügt, wie in einem warnenden Tone, hinzu: „Was kann doch ein dergleichen Schritt für eine Unordnung in den Aussichten eines jungen Menschen von Genie verursachen!“ [1]) Schiller selbst meldet einige Tage nachher, am 14. Nov. 1783, aus Mannheim Millers Heirat an Frau Henriette von Wolzogen, wobei er über Fräulein Charlotte (die Tochter des Generals) und ihre plötzlich notwendig gewordene Verehelichung sich nichts weniger als schmeichelhaft ausdrückt und den Lieutenant Miller als einen ehrgeizigen, große Projekte schmiedenden Menschen, als einen Maulhelden schildert [2]); das Freundschaftsverhältniß zwischen beiden scheint also nur ein äußerliches oder flüchtiges gewesen zu sein. Reichlicher fließen die Quellen über den Lieutenant Kapf, und gerade ihn hat man als denjenigen bezeichnet, der auf die Sitten des jungen Dichters ungünstig eingewirkt habe. Es ist Gustav Schwab, der mit Hinweis auf die ungedruckten Nachrichten Petersens diese absprechende Meinung in Umlauf gesetzt hat, aber vielleicht unter irrtümlicher Berufung; zum Mindesten sprechen diejenigen Aufzeichnungen Petersens, welche mir, wie zuvor schon Viehoff, zugänglich gemacht wurden, von Kapf nicht [3]). Conz, der mit Kapf doch öfters zusammentraf, nennt ihn einen Mann von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals gewesen sei; etwas Uebles sagt er ihm nicht nach [4]). Nun war allerdings Conz, wie wir von Justinus Kerner wissen [5]), in Sachen des Charakters nicht eben ein Menschenkenner, da er in seiner Naivetät glaubte, jeder Andere sei „so gut und kindlich wie er“ selbst;

---

[1]) Vgl. die Briefe Johann Kaspar Schillers an seinen Sohn vom 10. Nov. 1783 und vom 4. April 1784 (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. s. w., S. 48—49 u. S. 58).

[2]) Vgl. Schillers Briefe, herausgegeben von Fritz Jonas, 1892, I, S. 164.

[3]) Vgl. Schillers Leben für den weiteren Kreis seiner Leser von Karl Hoffmeister. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff, 2te Ausgabe, I, S. 93. Vgl. auch den Anhang des vorliegenden Bandes.

[4]) Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1823, Nr. 3.

[5]) Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 299.

aber auch Christian Schubarts Urteil, der unter dem 5. Aug. 1785 vom Hohenasperg an seine Frau schreibt: „Kapf hat die Kräz aussen, aber nicht inwendig" lautet zum Mindesten für Kapfs moralische Verfassung nicht unschmeichelhaft, und daß Schubart zu Kapf Vertrauen hegte, wird noch deutlicher durch einen Brief des Ersteren an Miller in Ulm. In diesem vom 2. Okt. 1786 datirten Schreiben empfiehlt Schubart den Lieutenant Kapf, der den „Verfasser des Siegwart" persönlich kennen zu lernen wünscht, und fügt am Schlusse bei: „Von meinen Angelegenheiten soll Kapf mit Dir sprechen. Er weiß Alles." [1]) Schiller selbst hatte in jugendlichen Jahren eine Schilderung von Kapfs Eigenschaften niedergeschrieben, anno 1774, als der Herzog von den Zöglingen seiner Militärakademie eine Charakteristik ihrer Genossen verlangte: damals lautete sein Urteil, Kapf betrage sich kindisch, verberge ein nicht gar gutes Gemüt, klage murrend über sein Schicksal, wende seine guten Gaben nicht löblich an, liebe mit Verachtung Andrer am meisten sich selbst und rede großsprecherisch von seiner Neigung zum Soldatenwesen wie von den Heldenthaten, welche er zukünftig zu vollbringen hoffe; wogegen Kapf von Schiller geschrieben hatte: „Schiller liebt die Reinlichkeit, hat ein guttes Herz, wendet aber seine gaben gar nicht gutt an. Denket sehr gutt von Sr. Herzoglichen Durchlaucht. Ehrt die Vorgesezte; Seine Haupt-Neigung ist die Poesie" [2]). Daß beide Zöglinge noch während des Verlaufes ihrer Studienzeit einander näher getreten waren, läßt uns schon die Heideloff'sche Skizze erkennen, welche unter den Zuhörern Schillers bei der Vorlesung der Räuber im Bopserwäldchen auch Kapf zeigt [3]). Sie gibt uns zugleich von dem Aeußern des jungen Mannes ein ansprechendes Bild: sein Profil ist fein geschnitten, der Gesichtsausdruck geistig belebt, die Hal-

[1]) Den Wortlaut des Briefes theilte im Auszug mit Adolf Wohlwill im Archiv für Litteraturgeschichte, Band XV, S. 158.

[2]) Vgl. Goedekes historisch kritische Schillerausgabe 1, S. 19 und v. Schloßberger, Archival. Nachlese zur Schillerlitteratur, S. 13; sowie S. 146—149 oben.

[3]) S. oben S. 286.

tung voll Feuer. Eine wirkliche Ehrenrettung aber sind für Kapf seine vor Kurzem zu Tage getretenen Briefe aus den Jahren 1787—1788 geworden [1]. Franz Joseph Max Kapf [2], als der Sohn eines Stabsoffiziers gebürtig aus Mindelheim, 1780 zum Lieutenant ernannt, bekleidete in den Jahren 1782 bis 1785 die Stelle eines Lehrers der Militärwissenschaften an der Karlsschule und veröffentlichte 1785 die freilich abgeschmackt betitelte und nichts weniger als unparteiisch gehaltene Verteidigungsschrift: „Ob das wahr und wirklich wahr sey, was in Gökings Journal von der Hohen Karlsschule gedruckt steht, beantwortet durch eine Bombe“ [3]. In den Jahren 1785—1786 war Kapf als Lieutenant bei der Garnison auf dem Hohenasperg. Als gegen Ende des Jahres 1786 Herzog Karl auf Grund des zwischen ihm und dem Königreich Holland abgeschlossenen Geldgeschäftes den Holländern ein Regiment Infanterie und eine Compagnie Artillerie stellte, erhielt Kapf, der längst fremde Länder zu sehen und von seinen Schulden sich zu befreien wünschte, das Kommando über die Artillerie und ging als „capitain dans le regiment de Wurtemberg“ mit den Truppen nach dem Kap der guten Hoffnung. Ueber die Reise wie über das Garnisonsleben in der Kapstadt gab er seinen

[1] Aufgefunden und in der „Zeitschrift des historischen Vereins von Schwaben“ 1886, S. 89 ff. veröffentlicht von dem bair. Oberstlieutenant J. Würdinger zu München. Die geschichtlichen Angaben, welche Würdinger bezüglich der Karlsschule und Schillers vorausschickt, sind zum Teil veraltet und unrichtig.

[2] Die Schreibung der Zeitgenossen schwankt zwischen Kapf und Kapff: bei Schiller (Akten der Karlsschule) und Scharffenstein findet sich Kapff, bei Conz und Schubart Kapf. Der Inhaber des Namens selbst scheint nur ein f geschrieben zu haben.

[3] Gerichtet gegen einen Aufsatz in Göckingks „Journal von und für Deutschland“, Jahrgang 1784, woselbst in der Nummer vom Mai sehr eindringliche Klagen über die Karlsschule erhoben worden waren und gelegentlich bemerkt wird, die im Aprilstück des „Deutschen Museums“ vom Jahr 1782 erzählte Geschichte sei „von einem nahen Zuschauer vollkommen bestätiget worden“. (Vgl. oben S. 579—580). Der Verfasser fügt zur Bekräftigung noch hinzu, daß der Berichterstatter im „Deutschen Museum“ an dem Aufsatz in Göckingks Journal nicht den geringsten Anteil habe.

Eltern ausführliche Nachrichten, und diese 4 Briefe sind es, aus welchen man einen im Ganzen vorteilhaften Eindruck von Kapfs Persönlichkeit und Charakter gewinnt. „Alles zu wagen, was nur ein Mann wagen kann .... Fort in die Welt redlich und brav und dann kann man Gottes Donnerwetter die Stirn bieten .... Von meinem Grundsatz gehe ich nicht ab, daß das Interesse immer der Redlichkeit müsse untergeordnet sein .... Bruder gegen Jedermann, ein Sklave von meinem Wort, scheue ich keine Gefahr, lebe mäßig aber gut um immer genießen zu können, fürchte aber den Tod nicht .... Ich habe Ihnen zwar vielen Kummer gemacht, hoffe es aber zu ersetzen. Nicht Geiz und Eigennutz sind meine Laster" — in diesen Briefstellen etwa spricht sich die Gesinnung aus, von der der Kapitän Kapf beseelt ist. Dabei ist er freilich das, was man einen „wilden Teufel" nennt, gewaltthätig und derb, und mancher Zug erinnert uns wieder an die von dem fünfzehnjährigen Schiller entworfene Charakteristik; aber eine Entwicklung zum Bessern hat doch stattgefunden, und der Kern des Menschen erweist sich als tüchtig. Aus dem ruhmsüchtigen und großsprecherischen Knaben ist ein flotter und überaus mutiger, ja tollkühner Soldat geworden, und wenn sich der heißblütige und leichtlebige Mann nirgends verleugnet, so verrät sich zugleich ein offener Kopf und ein für Kameraden, für Eltern und Geschwister warmfühlendes Herz. Als ein guter Sohn und Bruder läßt es Kapf hinsichtlich des Ersatzes, den er seiner Familie schuldig zu sein glaubt, nicht bei Worten bewenden; vielmehr unterstützt er seine Angehörigen wiederholt durch Geldsendungen und legt einen Teil seiner rasch gewonnenen Ersparnisse für sie zurück. Der Schimmer des Romantischen liegt über seinem Lebensende: Kapf hatte sich nach der Sitte des Landes ein braunes Mädchen, die schöne Abigail, gekauft, lebte mit ihr und hoffte, wenn er wieder in die Heimat käme, sie taufen lassen und heiraten zu können: aber bei der Ausschiffung der Truppen in Batavia, wohin die holländisch-ostindische Compagnie das Regiment Würtemberg verlegt hatte, am 8. August 1791, soll er zusammen mit seiner Abigail ertrunken sein. Man begreift daß ein Mann von Kapfs

sinnlichem und rücksichtslos stürmischem Temperament im frommen Stuttgart manchen Anstoß erregte; von einem „verdorbenen" Gemüt aber bei ihm zu reden haben wir keine Ursache.

Es scheint nicht, daß der Lieutenant Kapf während des Sommers 1782 mit Schiller das Zimmer noch teilte; zum Mindesten erwähnt der Musiker Streicher, der damals nahezu jeden Tag zu Schiller kam[1]), seiner nirgends. Mit einem Poeten zusammenzuwohnen, dafür war Kapf doch wohl ein zu grober Störenfried, und des burschikos-rohen Tones, der in Schillers Stuttgarter Freundeskreis herrschte, wurde der Dichter nachgerade überdrüssig; wächst doch über die primitiven Formen des akademisch-jugendlichen Verkehres, mögen sie auch in ihrer Zwanglosigkeit und Herzlichkeit viel Anziehendes haben, ein edlerer Geist bald hinaus. Daß Schiller in Stuttgart den Mangel einer ihm zugänglichen feiner gebildeten Geselligkeit empfand, das verrät uns sein in einer Stunde bitteren Vergleichens nach Mannheim gerichteter Ausruf: Alle schwäbischen Szenen werden mir unerträglich und ekelhaft[2]). So war es auch von dieser Seite her für ihn an der Zeit, den Staub der Heimat von den Füßen zu schütteln.

Indessen einen letzten Versuch zu machen, ob nicht auf dem Wege der Bitte, auf dem Wege einer so eindringlichen und offenen als unterwürfigen Vorstellung an den Herzog eine Milderung des auf ihm lastenden Verbotes erreicht werden könne, war Schiller seinen Verhältnissen noch schuldig. So setzte er denn unter dem 1. September 1782 das nachfolgende Schreiben auf: „Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Herzog und Herr! Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sey, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts litterarisches mehr zu schreiben, oder Ausländern zu communicieren, zur Absicht haben.

---

[1]) Streicher, Schillers Flucht, S. 68. Vgl. oben S. 332 nebst Anm. 2.

[2]) Vgl. oben S. 612 (Brief Schillers an Dalberg).

Eben diese Schriften haben mir bishero zu der, mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verschaft, und mich in den Stand gesezt, durch Correspondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffung der zum Studieren benöthigten Subsidien, ein nicht unbeträchtliches Glük in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieses Hilfsmittel aufgeben müßen, so würd ich künftig gänzlich außer Stand gesezt seyn, meine Studien planmäßig fortzusezen, und mich zu Dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche vom ganzen Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz seyn zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der grosen Karlsacademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der grosen Welt angezogen, und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die litterarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchlaucht allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich alle künftige Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Noch einmal wage ich es, Höchstdieselbe auf das submisseste anzuflehen, einen gnädigen Blik auf meine unterthänigsten Vorstellungen zu werfen, und mich des einzigen Weegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann“ [1]).

---

[1]) Zuerst gedruckt (ohne Angabe der Quelle) bei Boas, Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken, II, S. 445—446. Die Handschrift, 1890 bei der durch den Württembergischen Verein für neuere Sprachen veranstalteten Ausstellung von Handschriften und Reliquien schwäbischer Dichter in Stuttgart ausgelegt, ist aus dem Besitz des Frl. Krieger in Möckmühl, der Urenkelin von Schillers Schwester Luise, 1892 an das Marbacher Schillerhaus übergegangen. Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, 65—66 und VII, 270.

Um an die Person des Herzogs eine schriftliche Vorstellung richten zu dürfen, bedurfte es für den Regimentsmedikus gemäß den Dienstvorschriften erst einer zuvor eingeholten Erlaubniß. Schiller suchte durch den General v. Augé um sie nach. Aber der Herzog verweigerte die Bitte und gab dem General den Befehl, den Regimentsmedikus, sobald sich dieser „wieder um die Erlaubniß eines Briefes melden würde, in Arrest nehmen zu lassen“ [1]). Damit waren die Würfel gefallen: ungesäumt mußte nunmehr die Flucht beraten werden.

Wir kennen die Schilderung, welche Andreas Streicher, der Musiker, von Schiller entworfen hat, als er den Jüngling, dessen Name ihm unbekannt war, bei den Disputationen der akademischen Schlußprüfungen zum ersten Mal gewahrte. Mit einem tiefen Eindruck von seiner Persönlichkeit war er hinweggegangen. Als nun im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, bat Streicher einen musikalischen, in der Militärakademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Wie überrascht aber war er, in dem Dichter jenen Jüngling, dessen Bild sich ihm so lebendig eingeprägt hatte, wiederzufinden! Und wie angenehm berührt fand er sich von Schillers seelenvoller Milde, da er doch erwartete, im Schöpfer der Räuber einem heftigen jungen Manne zu begegnen, dessen Gedankenfülle und feurige Empfindung „alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse“! Des Besuchers schmeichelhafte Anrede wurde von Schiller „nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwiedert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich. Die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schwung, und nie ohne Beweise. Den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, mußte man seinem Maßstabe beistimmen, den er

[1]) Vgl. Schillers Schreiben an den Herzog aus Mannheim vom 24. Sept. 1782 und an den Oberst v. Seeger vom gleichen Tage.

an alles legte, und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, ins Kleine zusammenschrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Rede erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien", und diese Gesprächsführung „trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte".

Ich entnehme diese Worte der Schrift, welche Andreas Streicher unter dem Titel „Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785" hinterlassen hat. Denn jetzt in den Tagen der äußersten Not wurde Streicher der hilfreiche Gefährte des Dichters und der Zeuge seines Schicksals. Auch Schiller hatte an dem neuen Bekannten, der ihm wohl durch Zumsteeg zugeführt worden war, Gefallen gefunden; er lud ihn ein wiederzukommen, so oft er wolle, und binnen kurzem „setzte sich zwischen beiden ein Vertrauen fest, das keinen Rückhalt kannte und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage, der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden".

Erst „in weit vorgerückten Jahren", als Schiller schon lange die Augen geschlossen hatte, hat sich Streicher an die Aufgabe gemacht, die mit dem Dichter gemeinsam verlebten Tage zu erzählen, und erst nach seinem Tode haben Streichers Hinterbliebene zu Wien die von ihm verfaßte Schrift veröffentlicht; sie erschien 1836 in Stuttgart und Augsburg bei Cotta. Nicht mehr als 14 Bogen in kleinem Oktav haltend, nicht Alles erschöpfend oder nur berührend, was Schiller in jenem Zeitraum Bemerkenswertes erlebt hat, gibt sie uns doch insbesondere über

die Ereignisse, die der Flucht zunächst vorausgingen und ihr unmittelbar nachfolgten, einen an bedeutsamen und anschaulichen Schilderungen, an charakteristischem und farbigem Detail reichen Bericht und bildet, da gerade für die von ihr behandelten Lebensjahre des Dichters die sonstigen Quellen sehr mangelhaft fließen, eine geschichtliche Urkunde von unschätzbarem Wert. Streicher stützt sich in einigen Punkten auf Mitteilungen, die er zufolge Ersuchens von Christophine Schiller, auch von Körner erhielt; er selbst aber hat sich die Tage der Jugend in liebevollster Erinnerung bewahrt, und aus diesem Born schöpft er, nur selten einem Irrtum des Gedächtnisses anheimfallend, das Meiste und das Beste seines Buches. In Allem, was außerhalb der unmittelbaren Erfahrung des Erzählers lag, sind seine Mitteilungen von einer gewissen Sparsamkeit und Behutsamkeit, und jeglichem leeren Geplauder, jedem Klatsch geht er mit keuscher Zurückhaltung aus dem Wege. Aesthetisch-kritische Urteile von Belang darf man bei ihm nicht suchen; wohl aber finden sich, zwischen die Aufführung des Thatsächlichen eingestreut, hin und wieder treffende, ja, wie Ludwig Speidel mit Recht hervorhebt [1]), „weise“, von Lebenskenntniß und Lebensweisheit zeugende Bemerkungen. Der Stil ist einfach und ungesucht ohne Nüchternheit, beredt ohne Rhetorik, ohne jeden Aufputz von falschem Pathos, und vereinzelte kleine Gebrechen des Ausdrucks, entsprungen aus dem Mangel einer letzten Durchsicht oder aus schriftstellerischer Ungeübtheit, tragen nur dazu bei, das individuelle Gepräge der Darstellung zu verstärken. Seine eigene Persönlichkeit hält Streicher, so viel als es irgend angeht, im Hintergrund; er ordnet dem größeren Freunde bescheiden sich unter, er sieht zeitlebens zu ihm hinauf wie zu einem Heiligenbild; aber die Empfänglichkeit seiner Seele und die auch ihm verliehene künstlerische Anlage vermindern diesen Abstand. Erinnert man sich der Schilderung anderer Zeitgenossen, der Schilderungen Scharffensteins oder gar Petersens, so scheint es

---

[1]) Bilder aus der Schillerzeit. Herausgegeben von Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, S. 20.

zuweilen, als sei Schiller bei Streicher fast zu weich, fast mädchenhaft gezeichnet, als stimme sein in der Weise eines Pietro Perugino gehaltenes Gemälde nicht mit den rauheren Linien der Wirklichkeit. Indessen war in Schillers Wesen und Art sich zu geben in der That eine Mischung von Männlich-Hartem und Weichem, und es ist nur natürlich, daß er gegen den Freund diejenigen Seiten seiner Natur hervorkehrte, für welche dieser selbst die größere Empfänglichkeit und Auffassungsfähigkeit besaß. In uns Allen spiegeln sich die Dinge mehr oder weniger gemäß der Beschaffenheit des Spiegels, der ihr Bild in sich aufnimmt, und für unseren geselligen Verkehr trifft in der Regel Wolfgang Kirchbachs Bemerkung zu: „Kein Mensch ist ganz er selbst. Die Farbe seines Charakters wechselt bei dem einen bewußt, bei dem andern unbewußt unter dem bestimmenden, umbildenden Einfluß, den die Gegenwart eines anderen und der geistige Verkehr mit ihm hervorbringt. Ich habe noch mit keinem Menschen verkehrt, daß ich nicht beobachtet hätte, wie er im Gespräch und Verkehr mit mir andere Seiten seines Wesens entwickelte, als ich ihn einem dritten und vierten gegenüber entwickeln sah" [1]. So bleibt denn der reine Klang, der uns aus dem Buche Streichers entgegentönt, überall ungetrübt; wir spüren durch die ganze Schrift den redlichen Willen des Verfassers, aufrichtig zu erzählen, spüren eine edle und zarte Gesinnung, ein tiefes, inniges und lauteres Gemüt. Es ist zweifellos, im Kreise der Jugendfreunde des Dichters ist die Gestalt des schwäbischen Musikers weitaus die liebenswürdigste, und wie das Andenken an ihn, der mit der aufopferndsten Hingebung und bewegt von schönem Enthusiasmus, dem Bedrängten zum Dienste sich stellte, aus Schillers Jugendgeschichte niemals verschwinden wird, so wird jene Schrift, so herrlich als rührend in ihrer Schlichtheit und inneren Wahrhaftigkeit, für immer das Denkmal einer warmen und treuen Seele und ein Zeugniß vom Goldwert echter Freundschaft sein.

---

[1] Gesammelte kleinere Schriften, Reisegedanken und Zeitideen. Ein Lebensbuch von Wolfgang Kirchbach (München und Leipzig 1886), S. 357 ff.

Andreas Streicher, geboren zu Stuttgart am 15. Dezember 1761, also nahezu 2 Jahre jünger als Schiller, sollte im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten, um dort unter Leitung des Komponisten und Klaviertechnikers Emanuel Bach die Musik zu studieren; in Hamburg lebende Verwandte hatten ihm dazu ihre Unterstützung versprochen. Mit Rücksicht auf Schiller wußte es Streicher nun dahin zu bringen, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen, obgleich ihm vorerst nur die spärlichsten Mittel zur Verfügung standen und das Auge der Mutter mit Sorge an der Zukunft des einzigen Sohnes hing. Seine Begleitung konnte dem Dichter bei der Flucht manche Erleichterung bringen, und Schiller drängte um so ungeduldiger zur Abreise, als gerade jetzt ein Zeitpunkt herannahte, an welchem sein Entweichen aus Stuttgart am wenigsten bemerkt werden mußte. Für die zweite Hälfte des September erwartete man am würtembergischen Hofe den Besuch des Großfürsten Paul, des nachmaligen Kaisers Paul I. von Rußland, und seiner Gemahlin Dorothea oder, wie sie bei der Umtaufung genannt wurde, Maria Feodorowna, einer Tochter des Herzogs Friedrich Eugen zu Mömpelgardt, einer Nichte Herzog Karls. Für ihren Empfang sollten in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg und auf der Solitude die glänzendsten Festlichkeiten veranstaltet werden, und das Zuströmen einer großen Menge von Fremden stand in Aussicht. Eine günstigere Gelegenheit als diese geräuschvollen Tage, in denen der Herzog von den Sorgen um eine außerordentliche Prachtentfaltung und um Beobachtung der Etiquette gänzlich in Anspruch genommen war, konnte sich Schiller für die Ausführung seines Planes nicht wünschen.

Die Gewißheit, daß eine entscheidende Wendung seines Schicksals nahe bevorstehe und daß der Weg, der ihn aus dem „Labyrinth" seiner Umstände befreien müsse, gefunden sei, machte Schillers Stimmung wieder gefaßt und heiter [1]; seine Schaffenslust kehrte zurück, und er arbeitete während der noch übrigen Zeit auf das Angespannteste an seinem Fiesko. Noch war, vom

[1]) Streicher, S. 70 ff.

Plane abgesehen, kaum die Hälfte des Stückes niedergeschrieben, und Schiller wünschte doch sehnlichst, es vollendet nach Mannheim mitzubringen oder zum Mindesten die Ausarbeitung so weit zu fördern, daß ihm in ruhigeren Tagen die Vollendung und die Anpassung an die Bühne keine Schwierigkeiten mehr machen würde. So zog er sich ganz in sich selbst zurück, nahm an Allem, was als Vorbereitung zu den Festlichkeiten Stadt und Land bereits in Atem setzte, nicht den geringsten Anteil; sein größtes Vergnügen war, in Gegenwart Streichers eine neu ausgearbeitete Szene vorlesen zu können, und seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen erheiterten sich, wenn er ihm aufzählen konnte, um wie vieles das Stück bereits weiter gerückt sei. Seine Schwester Christophine und seine Mutter setzte er von seinem Vorhaben in Kenntniß; auch Scharffenstein und Petersen und wohl noch den einen oder andern vertrauten Freund machte er zu Mitwissern. Daß er von Stuttgart sich entfernen wolle, hatte er Frau Henriette von Wolzogen schon nach dem Arrest anvertraut, und schon damals hatte diese ihm die Zusage gegeben, ihn auf ihrem bei Meiningen gelegenen Gute Bauerbach so lange aufnehmen zu wollen, als er von Seite des Herzogs eine Verfolgung zu befürchten habe [1]). Im Uebrigen war er darauf bedacht, sein Geheimniß zu wahren, und betrieb, damit das Unternehmen nicht scheitere, die Anstalten zu seiner Abreise „mit einer an Angst gränzenden Vorsicht" [2]).

Unter den Fremden, die gegen die Mitte des Monats September die Stadt zu füllen begannen, befanden sich auch Freiherr von Dalberg und die Gattin des Theaterregisseurs Meyer aus Mannheim. „Schiller machte dem Baron Dalberg seinen Besuch, ohne von seinem Vorhaben das Geringste zu erwähnen" [3]). Der Gedanke, etwa durch Zweifel, durch Abmahnungen belästigt zu werden, war ihm peinlich, und auf irgend eine Verwendung oder Fürsprache von Seite Dalbergs

---

[1]) Ebenda, S. 130.
[2]) Petersen handschriftlich.
[3]) Streicher, S. 73 ff.

glaubte er, so lange er noch in herzoglichen Diensten stehe, nicht mehr rechnen zu dürfen. Auch gegen Frau Meyer blieb er verschlossen, obwohl er sie öfters sah und von ihr, die eine Landsmännin, eine geborene Stuttgarterin war, ein Mangel an Aufrichtigkeit nicht zu befürchten gewesen wäre. Aber die Spannung der Seele, die Hingabe an seine Träume und Hoffnungen hatte bei ihm einen so hohen Grad erreicht, daß er eine Störung, eine Erschütterung nicht mehr ertragen hätte.

Und nun wanderte der Dichter zum letzten Male hinauf zur Solitude. Wie froh war sonst dort das Wiedersehen gewesen! Nie, meint Scharffenstein, habe er ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt als Schillers Mutter; „wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet! Was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten[1])!" Jetzt war die Stunde sorgenschwersten Abschieds gekommen.

Schiller machte den Gang in Begleitung Streichers und der Madame Meyer; er hoffte dabei mancherlei über die innere Beschaffenheit des Theaters und seine Aussichten in Mannheim zu erfahren. Da er aber, aus Besorgniß, er möge sich verraten, diese Gegenstände in seinen Fragen nur streifte, so blieb auch die Auskunft, die er erhielt, nur eine dürftige. „Beim Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern" — erzählt Streicher — „befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich sich so zu bemeistern, daß S. [Streicher] die Unruhe nicht aufgefallen wäre. Glücklicher Weise aber trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. .... Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. .... Wie schmerzhaft das Lebe-

---

[1]) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

wohl von beiden ausgesprochen worden seyn mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, so wie an seinen feuchten, gerötheten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Auf der Solitude hatte man erfahren, an welchen Tagen dortselbst die zu Ehren der russischen Gäste geplante Beleuchtung und Hirschjagd stattfinden solle, Festlichkeiten, zu denen voraussichtlich der größte Teil der Bewohner Stuttgarts herbeiströmen werde. Sobald nun auch Gewißheit vorhanden war, an welchem Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu beziehen hatte, unter den Stadtthoren also Soldaten zu treffen waren, denen der Regimentsmedikus nicht so genau bekannt war wie seinen Grenadieren, wurde der Zeitpunkt der Flucht festgesetzt; und zwar auf Sonntag den 22. September, oder genauer auf die Nacht vom 22. auf den 23. September [1]).

Am 17. September [2]) trafen die russischen Herrschaften in Stuttgart ein, im Gefolge von etwa 100 Personen und begleitet vom Herzog Friedrich Eugen, von dessen Gemahlin, der Herzogin Dorothea, der Prinzessin Elisabeth und sieben anderen Prinzen aus Mömpelgardt; Herzog Karl war ihnen Tags zuvor an die würtembergische Grenze entgegengereist. Am Empfangsabend

---

[1]) Zur Datirung der Flucht vgl. den Anhang zum 1. Bande.

[2]) Vgl. zu den Beschreibungen der Festlichkeiten E. Vely (Herzog Karl v. Württemberg u. s. w., Stuttg. 1876), J. Klaiber („die Chronologie von Schillers Flucht aus Stuttgart" in Nr. 25 der litterarischen Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" v. J. 1876) und v. Schloßberger (Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg", Nr. 26 vom 8. Nov. 1876, wiederabgedruckt in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie", Stuttg. 1884, bei Cotta). E. Velys Bericht gibt die Aufzeichnungen aus dem Tagebuch Franziskas wieder, Klaiber die Mitteilungen der „Stuttgardtischen Privilegirten Zeitung", Jahrg. 1782, Nr. 113, 116, 118, 119, v. Schloßberger die Aufzeichnungen des Befehlbuchs der Karlsakademie. Daß die Feste zu Ehren der Anwesenheit des russischen Großfürsten 345000 Gulden kosteten, erzählt Karl Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, S. 374.

wurde in Stuttgart die Oper „Les fêtes Thessaliennes“ gegeben, eine Art Neuinszenirung der allegorischen Fratze „Minerva“ [1]), mit Musik von Poli, französischem Text von Uriot, Ballets von Regnaud und Dekorationen von Guibal: am 18. Sept. gab man die Oper „Calliroe“. Inzwischen waren auch von andern deutschen Höfen Gäste in Stuttgart angelangt, unter ihnen der Herzog und die Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, Prinz Max von Zweibrücken (der nachmalige König Maximilian I. Joseph von Baiern), mehrere Prinzen und Prinzessinnen von Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Hessen-Rothenburg; im Ganzen 32 Fürsten und Fürstinnen, dazu 59 gräfliche und 351 dem Freiherrn- und Ritteradel angehörige Personen [2]). Am 19. September war „Fête“ in Hohenheim, Abends „Bal en famille“ in Stuttgart; am 20. September wurde die Besichtigung von Hohenheim wiederholt, Abends war wieder Hofball in Stuttgart. Am 21. September wurde die Akademie besucht, nach der Mittagstafel erfolgte Besuch in Ludwigsburg, wohin „ein Theil der Akademie in 27 Kutschen und Chaisen“ abging; am Abend war große Redoute im Ludwigsburger Opernhaus. Am 22. September besuchte Herzog Karl mit dem russischen Großfürsten den Hohenasperg, die Porzellanfabrik und das Militär-Waisenhaus in Stuttgart; „des Abends geruhten die Höchsten Herrschaften mit dem ganzen Hof sich auf das Herzogl. Lustschloß Solitude zu verfügen, woselbst der ganze dahin führende Berg nebst den darauf befindlichen Bassins sowie auch das ganze Corps de Logis nebst den inneren Flügelgebäuden und dem Lorbeersaal nach der Architektur mit mehr als 90000 Lampen erleuchtet waren. Nach der Ankunft wurde in dem Solituder Comödienhaus eine allegorische Fête unter dem Titel „Les Delices champêtres ou Hippolyt et Aricie“ aufgeführt und sodann in dem Lorbeersaal zu 240 Couverts zu Nacht gespeist.“ Die gesammte Akademie hatte den Befehl erhalten, des Nachmittags 4 Uhr auf die Solitude zu marschiren, sich am Fuß

---

[1]) Vgl. oben S. 687 und Sittard II, S. 159.

[2]) Nach E. Vely, S. 131.

des Berges aufzustellen und nach Eintreffen des Großfürsten den Berg hinauf in den Lorbeersaal zu folgen. Das Fest verlief nicht ganz in bester Ordnung und Sitte: man fuhr von Ludwigsburg her „in einer großen Confusion auf die Solitüde. Die Solitüde war ganz magnifique illuminirt und mußte Jedermann gefallen. Es waren aber grausam viele Fremde da und fing bald an zu regnen. Die Prinzeß Elisabeth war einen Augenblick verloren, und alles war wieder so confus .... Der Großfürst retirirte sich bald nach der Ankunft und ging weder in das Spektakel noch sah er die schöne Illumination am Lorbeersaal. Nach ein Uhr war die Tafel aus, es regnete sehr und Alles retirirte sich nachgehends." Also lautet der Eintrag im Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim; eine zweite Zeugin aber ergänzt uns ihren Bericht, und diese Zuschauerin von bürgerlichem Namen, auf deren Worte wir noch viel gespannter lauschen, ist Christophine Schiller. Sie erzählt uns zuerst, daß die Beleuchtung des 3 Stunden langen Ludwigsburger Weges und des Schlosses einen um so prächtigeren Anblick gewährt habe als „gerade auch der Himmel helle" gewesen sei, daß „für 300 Personen Logis bestellt" gewesen sei und wegen Mangels an Platz auch ihre Familie Gäste bekommen habe; alsdann fährt sie in ihrem freilich überaus unbehilflichen Deutsch fort: „Als sie [die fürstlichen Herrschaften] endlich gegen 8 Uhr des Abends ankamen so führte sie der Herzog zuerst in die Comödie und es wurde erst gegen 1 Uhr die Tafel besezt, unsere Gäste wollten sie auch sehen und ich ging, sie zu begleiten auch dahin, weil ich die Fürstinn gerne sehen wollte. Die Großfürstin war eine grose schöne Frau, und ihre beiden Schwestern ebenfalls schöne, freundliche Damen, der H. Großfürst aber war nicht schön, und ganz eigen; er schlief nicht in dem Bette sondern lief des Nachts überall in den Anlagen herum .... Aber nun in dieser Nacht wo alles so ..... und froh war wählte mein Bruder das Vaterland zu verlaßen um nicht sobald vermißt zu werden" [1]).

---

[1]) Aus Christophinens „Notizen über meine Familie" (in Schillers

Am folgenden Tag sollte die große Hirschjagd auf der Solitude stattfinden: da jedoch die Witterung sehr regnerisch war, so wurde sie verschoben. Die fürstlichen Gäste besahen die Merkwürdigkeiten der Solitude und besuchten, nach Stuttgart zurückgekehrt, die Oper „Der Irrwisch“ von Umlauf, um sich schließlich an einem Ball zu vergnügen. Am 24ten fand die Hirschjagd statt. Herzog Karl und Franziska waren ihren Gästen auf die Solitude vorausgeeilt; die gesammte Akademie hatte den Befehl erhalten, sich auf besonders errichtetem Amphitheater aufzustellen und Zeuge des Schauspiels zu sein. Sobald die fremden Fürstlichkeiten nachgekommen waren, schiffte man über den Bärensee hinüber und die Jagd nahm ihren Anfang. Seit Wochen waren für diese „Erlustigung“ die außerordentlichsten Anstalten getroffen worden. Man hatte die Hirsche aus allen Jagdgebieten des Landes in einen Wald der Solitude zusammengetrieben, so daß man ihrer 5—6000 Stück zählte, hatte eine Menge von Bauern aufgeboten, um das Wild am Durchbrechen zu verhindern, und zu diesem Zwecke den ganzen Saum des Waldes entlang während der Nächte Wachtfeuer in Brand gehalten. Damit aber das „Vergnügen erhöht“ werde, hatte der Herzog angeordnet, daß man die edlen Tiere eine steile Anhöhe hinaufjage und sie alsdann zwinge sich in den See zu stürzen, „in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten“ [1]). So wurden denn die völlig wehrlosen Hirsche von bestgesicherter Stelle her, aus einer Entfernung von wenigen Schritten, niedergeknallt, so lange es die sinkende Sonne noch erlaubte. Auch die Gräfin von Hohenheim scheint keine Spur von Mitleid mit den Todesqualen der gehetzten Tiere, keine Spur von Widerwillen gegen dieses raffinirte Prahlstück von Jagd, gegen diese bestialische Grausamkeit angewandelt zu haben; es war „magnifique“ anzusehen, erzählt sie in ihrem Tagebuch, und nur dafür, daß man „ein

---

Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine u. s. w. herausgegeben von W. v. Maltzahn).

[1]) Streicher, S. 72—73.

wenig lang warten mußte, bis das Wild heraus kam", empfindet Dame Franziska Bedauern.

Der Dichter aber, um dessen allein willen die Geschichte noch heute von der Pracht und vom Frevel jener Festtage meldet, weilte, als der Tag der Hirschjagd anbrach, bereits nicht mehr in Würtemberg. Schiller hatte die letzte Nacht, die er in Stuttgart verlebte, die Nacht vom 21. auf den 22. September, bei dem Lieutenant von Scharffenstein auf der Wache zugebracht, Stunden, die, wie dieser in späteren Jahren niederschrieb, „dem Gefühl ganz ausschließlich geweiht" waren. Er vermachte dem Zurückbleibenden einen Teil seiner Bücher und verwies ihn an seinen Freund Lempp, der damals noch auf der Akademie studirte [1]). Den nächsten Morgen galt es die letzten Reisevorbereitungen zu treffen. Schiller hatte sich eine bürgerliche Kleidung machen lassen, und nach Bestreitung der unentbehrlichsten Reisebedürfnisse waren noch 23 Gulden in seinem, 28 Gulden in Streichers Besitz verblieben. Was zum Weiterkommen erforderlich war, sollte Streichern nach Mannheim nachgeschickt werden. Albrecht von Hallers und einiger Anderer dichterische Werke, auch die Wäsche und die Kleidung Schillers hatte unser Musikus nach und nach in seine Wohnung verbracht, um sie dort einzupacken; der Verabredung gemäß sollte am Vormittag des 22. September alles bereit gelegt sein, was von Schillers Habseligkeiten noch hinwegzubringen war, und Streicher stellte sich mit der Minute ein. „Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazareth zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen Eine ihn schon oft besonders angezogen, und aufs neue so aufregte, daß er sogleich .... ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte S. [Streicher] dennoch zuerst

---

[1]) Vgl. v. Scharffenstein, „Jugenderinnerungen eines Zöglings der hohen Karlsschule in Beziehung auf Schiller", Morgenblatt für gebildete Stände, 1837, Nr. 58.

die Ode und dann das Gegenstück anhören .... Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. .... Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alter Pistolen unter seinem Kleide[1])." Man legte diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, in den Koffer, die andere, deren Schloß zerbrochen war, in den Wagen; geladen waren beide lediglich „mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen". Auch ein kleines Klavier wurde zu den Koffern mitaufgepackt.

Von den Segnungen und Thränen der alten Frau Streicher begleitet, fuhr der Wagen Nachts 10 Uhr dem Eßlinger Thore zu. Dieses lag an der Ostseite von Stuttgart, also in der dem Wege der Reisenden gerade entgegengesetzten Richtung; aber es war das dunkelste der Stadtthore, und „einer der bewährtesten Freunde Schillers" — vermutlich kein anderer als Scharffenstein — hatte an ihm den Dienst. Der Anruf der Schildwache: „Halt! — Wer da? — Unteroffizier heraus!" machte zwei Herzen erbangen; indessen wurde das Thor geöffnet, als Streicher auf die Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?" für Schiller den Namen Doktor Ritter, für sich selbst den Namen Doktor Wolff und als Reiseziel beider Eßlingen angab. Die Flüchtlinge warfen einen forschenden Blick in die Wachtstube des Offiziers, „in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen", und fuhren vorwärts. „Als sie außer dem Thore waren, glaubten sie einer großen Gefahr entronnen zu seyn, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde

---

[1]) Vgl. zu den hier und im Nächstfolgenden angeführten Stellen Streicher S. 78—84.

lebhafter, und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Erlebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung gelegene Schloß mit allen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: ‚Meine Mutter!'"

Am Fenster des Mansardendaches wird sie weinend und ringend gelegen sein und mit dem sehnenden Auge die Spur des Sohnes gesucht haben. Aber der Glaube an seine Zukunft gab Trost in ihr Herz, und der Sturmruf des befreiten Genius lenkte dem, der ihres Blutes war, den Weg. An dem nämlichen Abend, da er in Geheimniß und Not von der Heimaterde sich losriß, nannten tausende seines Volkes mit Hoffnung und Bewegung den Namen Friedrich Schiller: denn in Leipzig, wie des Tags zuvor bei „brechend vollem Hause" in Hamburg, gingen die Räuber über die Bühne. Rührende Fügung des Schicksals! In deine Arme wirft sich der Flüchtling, du deutsches Volk; noch ist er dir ein fast Fremder, sich selber noch ein Werdender, aber der Zuruf deines Herzens, die Klänge des ersten Ruhmes hallen durch die Lüfte, und die Geister des Himmels, die immer geschäftigen, sammeln sie und tragen sie hin durch Nacht und Ferne, und leiser und leiser werdend kommen sie zu ihm wie aus dem Traum.

Seine Gedanken waren wieder ganz bei seinem Berufe, und während der kurzen Rast, welche Nachts 2 Uhr in Enzweihingen gemacht wurde, las er seinem Begleiter aus einem Hefte geschriebener, von Schubart ihm eingehändigter Gedichte außer Anderem „Die Fürstengruft" vor. Morgens nach 8 Uhr war die durch eine kleine Pyramide bezeichnete kurpfälzische

Grenze erreicht; als ob alle Last des Lebens von ihnen genommen sei, atmeten die Reisenden auf. „Sehen Sie", rief Schiller dem Freunde zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung!" Unter frohen und lebhaften Gesprächen verflogen die nächsten Stunden. Um 10 Uhr war man in Bretten. „Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen, und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfestung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war."

Der Morgen des 24. September fand die Reisenden frühe geschäftig, das Beste, was die Koffer enthielten, anzulegen, und nach 2 Stunden fuhren sie in die Straßen von Mannheim ein, ohne daß man ihnen am Thore irgend eine Frage gestellt oder eine Belästigung bereitet hätte.

Anhang zum ersten Bande.

(Nachweise und Nachträge.)

1. Zur Vorrede. Neuere Schillerlitteratur. Nicht in zwei (wie S. X der Vorrede in Aussicht gestellt hatte), sondern in drei Lieferungen erscheint hiemit der erste Band der vorliegenden Biographie, und 3 Bände soll, entsprechend neuer Vereinbarung mit der Verlagshandlung vom Jahr 1898, das ganze Werk umfassen; innere wie äußere Gründe haben diese Planerweiterung zur Notwendigkeit gemacht. Indem ich der Hoffnung Raum gebe, daß sie den Lesern nicht unwillkommen sein wird, fühle ich das herzliche Bedürfniß, ihnen für die Geduld und Nachsicht, die sie mir trotz des langen Stockens des Drucks nicht entzogen haben, zu danken. Nicht nur der Wille, sondern auch die Möglichkeit, die Fortsetzungen in kürzeren Fristen als bisher folgen zu lassen, ist nunmehr vorhanden.

Der Reihe der Personen, die ich S. XII der Vorrede als Förderer meines Unternehmens aufgeführt habe, hätte ich heute noch manchen Namen hinzuzufügen. Dieser „Anhang" und die Fortsetzungen des Werkes werden da und dort hiezu Gelegenheit bieten; an vorderster Stelle aber möge der schuldige Dank dem Vorstand des Marbacher Schillervereins und stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Herrn Stadtschultheiß Traugott Haffner zu Marbach, und dem Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Bernhard Suphan, ausgesprochen sein.

Im September 1892 ist mir aus Königsberg eine Postsendung zugegangen mit der Aufschrift: „Den Schillerbiographen bittet um Aufnahme das Schillerbuch". Es ist das Dresdener Schillerbuch v. J. 1860. Da mir der Absender unbekannt geblieben ist, so sage ich ihm hier meinen Dank.

Auch von der Kritik, welche die ersten Lieferungen dieses Werkes mit lebhafter Teilnahme begleitet hat, sollte ich reden. Ich gehöre der herrschenden litterarhistorischen Schule nicht an, und sie hat mich geschädigt, soweit sie es vermochte; aber schwere Wunden hat sie mir nicht zugefügt, und von einzelnen ihr zugerechneten oder nahestehenden Gelehrten habe ich Wohlwollen erfahren. Ich werde es eine Thatsache nennen dürfen, daß mein Buch in der deutschen Litteratur Wurzel gefaßt hat. Man kann ihm nicht abstreiten, daß es die Reihe der modernen wissenschaftlichen Schillerbiographien eröffnet, daß ich, nachdem in der Lebensbeschreibung Schillers eine lange

Periode des Stagnirens vorausgegangen war, den Grund zu einer neuen Bearbeitung dieser Aufgabe gelegt habe. Meine Lober zu rühmen, muß ich mich enthalten, wie ich auch an meinen Tadlern Gegenkritik zu üben mich hier nicht versucht fühle; eine auf Allgemeineres zielende Bemerkung aber möge mir erlaubt sein. Unter Verhältnissen, wie sie ungünstiger nicht gedacht werden können, ist mein Buch, ist insbesondere die erste Lieferung entstanden, und Manches, was mir die Kritik hinsichtlich der Komposition vorgeworfen hat, findet in diesen Aeußerlichkeiten seine Erklärung. Ich räume ein, daß ich heute die Ausführungen über die Militärakademie (das dritte und vierte Kapitel) da und dort straffer zusammenziehen würde. Bei andren Partien habe ich mich von einer technischen Bedürftigkeit nicht überzeugt, und was die zweite Lieferung betrifft, so ist ja an ihrer Anordnung und schriftstellerischen Verarbeitung des Stoffes kaum irgend etwas bemängelt worden. Im Uebrigen ist die Frage der besten Methode einer wissenschaftlich-biographischen Darstellung in mancher Hinsicht eine offene. Dem ursprünglichen Gattungscharakter nach gehört jede Biographie zu den erzählenden Werken, und man verlangt, daß sie künstlerisch gestaltet sei; aber die Freiheit, mit welcher der Dichter verfährt, ist dem Historiker versagt, und wornach er am Ersten zu trachten hat, ist nicht gefällige Schönheit, sondern überzeugende Wahrheit. Wir fordern von einer Dichterbiographie die Hinzugabe ästhetisch-kritischer Analyse, und schon damit wird der Fluß der Erzählung unterbrochen. Populäre und leichtbepackte Bücher gehen an den Streitfragen vorüber und ziehen das von Andern als thatsächlich Festgestellte kurzweg in ihren Text; die Schöpfer wissenschaftlicher Biographien aber haben die Streitfragen aufzunehmen und ihre Meinungen oder neuen Ermittlungen zu begründen. Es gilt heute als „künstlerischer", diesen kritischen Apparat aus dem Text auszuscheiden und ihn gesondert am Ende des Buches oder in einem Ergänzungsband zu geben; aber kleine Inkonsequenzen laufen dabei immer mit unter, und es fragt sich, ob nicht der Leser seelisch und geistig oft mehr gefesselt wird, wenn ihn eine in den Bericht selbst verflochtene lebhafte Darstellung des Streitfalls zum unmittelbaren Teilnehmer der Untersuchung macht. Auf alle Fälle ist es bequemer und zehnmal leichter, den historisch-kritischen Apparat gesondert zu geben; künstlerischen Sinnes oder Geschickes bedarf es zu diesem Auskunftsmittel gar nicht, und vielleicht ist es nur das Uebermaß der in den Text aufgenommenen Untersuchung, was Bedenken erwecken sollte. Hierin mag ich ein paarmal gefehlt haben; hätte ich aber den vorliegenden Band anstatt in Lieferungen als Ganzes herausgeben können, so wäre die Erörterung über die von Schiller angeblich verfaßte „Geschichte von Württemberg" wohl in den gegenwärtigen „Anhang" gerückt worden und ich hätte auf ihn auch die S. 479—481 in eine Anmerkung verwiesene Untersuchung über Schubarts Stammeszugehörigkeit verspart. Ich meinte dem Leser die Nachweise meiner Aufstellungen nicht lange schuldig bleiben zu sollen. Ihre letzte Ursache haben indessen die geschilderten Schwierigkeiten in dem von nüchterner

Erwägung nicht abzuleugnenden Umstand, daß die Biographie, wie wir sie heute verstehen, ein Werk gemischter Gattung ist: sie kann sich dem Kunstwerk nur nähern. Und allzusehr ist unsere schnellfertige Kritik geneigt, in einer äußerlich korrekten und von der Alltagsmanier nirgends abweichenden Aufreihung des Stoffes den Erweis künstlerischer Gestaltungskraft des Biographen zu sehen, während doch in der Verwendung der sprachlichen Mittel, in einer Darstellung, welche auf Veranschaulichung der Dinge gerichtet ist, und in einer Verknüpfung der Teile, welche das Interesse des Lesers in Atem hält, die größeren künstlerischen Wirkungen liegen.

Zu den Angaben der S. VI und VII über ältere Schillerlitteratur möchte ich noch ein paar Ergänzungen machen. „Schillers Leben" von Karoline von Wolzogen, von der J. G. Cottaschen Buchhandlung verlegt, einbändig in Kleinoktav, erlebte 1876 die fünfte Auflage. Hoffmeisters Biographie, fünfbändig, erschien zwischen 1838 und 1842. Ueber „Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter" schrieb 1844 Karl Grün. Palleskes Schillerbiographie (in 2 Kleinoktavbänden) erschien in erster Auflage 1858—1859. Als Festschrift zur Säkularfeier 1859 veröffentlichte Johannes Scherr sein lebhaft geschriebenes Buch „Schiller und seine Zeit"; desgleichen erschien als Festgabe zur Säkularfeier „Das Schiller-Buch" von Constant Wurzbach von Tannenberg, in seiner Ausstattung ein Prachtband, eine reichhaltige, wenn auch nicht strenge gesichtete Sammlung von Zeugnissen, Nachrichten und Bildern zu Schillers Leben. Ueber „Schillers Geistesgang" schrieb 1863 A. Kuhn, die „Lebensbeschreibung" Schillers von Karl Goedeke ist 1865 als Einleitung zu einer der Cottaschen Schillerausgaben verfaßt. —

Die erste, die ästhetisch-kritische Betrachtung der Räuber mitumfassende Lieferung meiner Schillerbiographie ist zu Anfang Mai 1885 erschienen, die zweite, von Bogen 25—40 reichende, mit den Graubündner Händeln schließende Lieferung zu Ende November 1889. Im Jahr 1888 erschien der erste Band der Schillerbiographie von Otto Brahm (Berlin, bei W. Hertz). Fünf Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Lieferung meines Buches und gleichzeitig mit der Veröffentlichung der zweiten Lieferung desselben, im Spätherbst 1889, erschien (auf 1890 datirt) der erste Band des Werkes von Jakob Minor: „Schiller. Sein Leben und seine Werke" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" wurde mit Anfang des Februar 1890 herausgegeben. Im Herbst 1890 erschien der zweite Band der Minor'schen Schillerbiographie, 1892 die erste Hälfte des zweiten Bandes der Biographie von O. Brahm. Die zeitliche Reihenfolge dieser 7 Veröffentlichungen ist der Kritik zum Oeftern nicht gegenwärtig geblieben.

Die Abfassung gegenwärtiger dritter, im Herbst 1899 zur Herausgabe gelangender Lieferung gehört zum Teil dem Jahre 1893 an, die Hauptmasse des „Anhangs" ist gegen Ende 1898 geschrieben.

Zu den genannten 3 Lebensschilderungen ist 1898 in der Bettel-

heim'schen Sammlung „Geisteshelden" (oder „Führende Geister") die Schillerbiographie von Otto Harnack gekommen. Kein Quellenwerk, wie es außer der meinigen nur die Minor'sche Biographie ist, und dem Umfang nach hinter O. Brahms Buch ungefähr ebenso zurückbleibend wie dieses hinter den Biographien von Minor und von mir, ist Harnacks „Schiller" doch eine Arbeit von wissenschaftlichem Charakter. Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang noch Hermann Fischers Artikel Schiller in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Band 31 vom Jahr 1890) und Max Kochs Ueberarbeitung des Artikels Schiller in der Neuauflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (Band V, Heft 12 vom Jahr 1892). Ebendaselbst ist (S. 97—237) eine Bibliographie der von Schiller herrührenden und auf Schiller bezüglichen Schriften gegeben.

Mit der Nennung Palleskes wendet man sich zur Reihe der nicht strenge wissenschaftlichen Biographien. Palleskes Buch ist seither wiederholt neuaufgelegt worden: in 12. Auflage erschien es 1886 (in Stuttgart bei Krabbe), überarbeitet von Hermann Fischer, der den Text Palleskes auf die Ergebnisse der neuen Forschungen prüfte und auch an der Form des Buches Einiges änderte, ohne den ursprünglichen Charakter der Arbeit verwischen zu wollen. Ist hiemit der Lesewelt ein Nutzen erwiesen, so glaube ich mich doch da, wo ich Palleske zitire, stets auf die 11te (1882 veröffentlichte) Auflage beziehen zu sollen, als auf die letzte, in welcher der Schöpfer des Buches noch selbständig erscheint. Diese 11. Auflage bezeichnet im Allgemeinen den Stand des biographischen Wissens von Schiller, wie ich ihn vorgefunden hatte, und auch den Stand der Ansprüche, die man in der vorkritischen Zeit an eine Schillerbiographie machte. Neuere populäre Werke sind die reichillustrirte Biographie von J. Wychgram (1895), sowie die Doppelbiographie „Goethe und Schiller" von Moritz Ehrlich (1897). (Vgl. über Löbliches und Schwächliches beider Bücher Max Koch in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts" 1895, Heft 4 und 1898, Heft 2). Inzwischen bringt uns fast jede neue Schillerausgabe eine größere „biographische Einleitung", und nunmehr (1898) hat auch die Reclam'sche Universal-Bibliothek als Doppelbändchen eine Schillerbiographie ausgegeben: nichts anderes freilich als die Skizze, welche Rudolf von Gottschall schon im Jahr 1876 für den „Neuen Plutarch" geschrieben hatte, da und dort aufpolirt mit den Ergebnissen neuerer Forschung, auch mit Reflexionen des Verfassers vermehrt.

Fast von einer Ueberproduktion wird man also hier reden dürfen, zumal da auch Düntzers zwar trockenes, doch nicht unsolides Buch zu Gebot steht und von den älteren Biographien die feinsinnig plaudernde Schilderung der Karoline von Wolzogen (mit einigen Verbesserungen Vollmers in der Cotta'schen „Bibliothek der Weltlitteratur" wiederabgedruckt) noch in Ehren ist. Soweit ernste wissenschaftliche Arbeit, eine in die Tiefe schürfende Interpretation des Dichtergeistes und ein schriftstellerisches Vermögen, das unverbrauchte Sprachmünze ausgibt, an den Autoren zu spüren sind, kann man der Nation zu

diesem wachsenden Reichtum Glück wünschen; soweit dies aber nicht der Fall ist, dürfte ein freies Wort an der Zeit sein. Es ist heute kein Kunststück, aus den vorhandenen selbständigen Werken eine „biographische Einleitung“ zusammenzuschreiben; gerade in dieser Gattung von Arbeiten herrscht die erklärte Freibeuterei, und selten empfinden sie es als ein Gebot des Taktes (der doch auch in der litterarischen Gesellschaft eine schöne Sache wäre), auch nur an einer versteckten Stelle anzudeuten, woher das neue Wissen geholt ist. Daß sie im Uebrigen an die Leistungen braver Primaner erinnern, ist mehr die Regel als die Ausnahme. Aber auch als für sich bestehendes Buch eine populäre Schillerbiographie herauszugeben, ist nachgerade eine unschwierige Sache geworden: man dinge sich den nächsten litterarischen Handlanger, gebe ihm zu den unvollendeten Werken von Minor, von Brahm und von mir die zu Ende geführten von Palleske-Fischer und Düntzer — und eine neue Schillerbiographie, die sich ihrer schlichten Weise rühmt, ist nach einem halben Jahr fertig. Etwas sehr Anderes sind die Versuche, eine den strengen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende, ihr Thema nach allen Seiten hin erschöpfende, auf eigene Forschung und eigenes Urteil gegründete Biographie Schillers zu schreiben; diese Aufgabe gehört wohl zu den schwierigsten und umfangreichsten, die man einem Gelehrten heute stellen kann. Denn nicht nur ist die nunmehr hundertjährige Schillerlitteratur bereits ins kaum mehr Uebersehbare angeschwollen, und ermüdend wirkt auch auf eine starke Kraft die Nötigung, von der Gesammtheit dieser litterarischen Erzeugnisse, unter denen, ach, so viele taube Nüsse sich finden, Kenntniß zu nehmen; sondern auch die Ermittlung des Wahren bedarf, sobald man ins Einzelne geht, noch immer an zahlreichen Punkten der mühsamsten Untersuchungen. Und wenn alle diese historische Arbeit gethan ist, so ist erst der Rohstoff zur Hand, und das Größte bleibt noch übrig: eine Individualität, welche eine Welt von Geist bedeutet, nachzuschaffen und in eben diese Welt zugleich mit aller Erkenntniß unserer Zeit einzudringen. Es ist einleuchtend, daß Werke, welche diesen höchsten Ansprüchen genügen möchten, nur langsam vollendet werden können, daß, um mit Schiller zu reden, „nur der Ernst, den keine Mühe bleichet“, diese Aufgabe bewältigt; es ist auch einleuchtend, daß sie für den Verleger gewagte, Aufwand fordernde Unternehmungen sind. Wenn aber, sobald sie nur die ersten Schritte ins Leben gethan haben, die Popularisirer und Abschreiber hinter ihnen her sind, so kann man ja sagen, daß es löblich und hübsch ist, wenn das Wissen zum Gemeingut des Volkes wird, und kann auch sagen, daß das Volk auf die Vollendung der großen Biographien nicht warten kann; aber klar muß man sich alsdann auch darüber sein, daß, weil Bücher — zum Mindesten vom Standpunkt des Verlegers aus — eben doch gekauft werden sollen, die Existenz der größeren und selbständigen Werke gefährdet wird; die Masse des Geringen und Wohlfeilen verlegt ihnen den Markt. So könnte es geschehen, daß die bei uns aufblühende skrupellose Fabrikation leichtgeschürzter Schillerbiographien die schwer-

gepanzerten Bahnbrecher, deren diese Industrie doch selbst nicht entbehren kann, ums Leben bringt. Und da man das Beste eines Buches ja doch nicht abschreiben kann, so kommt mit der Thätigkeit der Popularisirer eben dieses Beste just nicht unter das Volk. Aber auch oft nicht einmal das historisch Richtige. Ich bin weit entfernt, die bei Reclam neuaufgelegte kleine Schillerbiographie Gottschalls als Dutzendwaare zu nehmen; ihre Urteile über die Entwicklung und die Schöpfungen des Dichters verdienen es, aufs Neue gehört zu werden. Aber mit ihrer stofflichen Auffrischung hatte auch sie es bequem, und dennoch verbreitet sie längst widerlegte Irrtümer aufs Neue: ohne die Fehler ihrer ursprünglichen Fassung zu tilgen, gibt sie den Wechsel der Wohnorte der Eltern Schillers abermals unrichtig und unvollständig an und erzählt uns abermals, daß der junge Schiller als Zögling der Militärpflanzschule gleichzeitig mit seinen Eltern auf der Solitude gelebt habe. Ja sogar der Tag der Flucht Schillers ist noch unrichtig angegeben!

Der zweite Artikel gegen C. Hepp, auf den ich S. X, Z. 28—29 der Vorrede verwiesen habe, ist in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Hauptblatt vom 15. Mai 1885, erschienen.

Nicht nur die Versuche, Schillers Leben (und gesammtes Wirken) zu beschreiben, haben sich gemehrt: auch nach andern Richtungen hin ist die Schillerlitteratur seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten in starkem Anwachsen begriffen. Schon hinsichtlich der Ausgaben der Werke des Dichters sind schöne Errungenschaften zu verzeichnen. Ich habe S. VIII die aus 17 Großoktavbänden bestehende, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrter 1867 begonnene und 1876 vollendete historisch-kritische Ausgabe Goedekes erwähnt. Allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügt sie heute nicht mehr, ist auch nicht durchweg geschickt eingerichtet; nun aber hat auf ihrer Grundlage im Auftrag der gleichen Verlagsfirma, der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Ludwig Laistner 1893—1894 eine neue kritische Gesammtausgabe (in 16 Bänden) zur Vollendung geführt, nachdem schon 1879—1880 Wilhelm Vollmer für die Cottasche Buchhandlung von einzelnen Werken des Dichters (Kabale und Liebe, Don Karlos, Wallenstein, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Geschichte des dreißigjährigen Kriegs) vorzügliche, von Einleitungen und kritischen Noten begleitete Ausgaben hergestellt hatte. Eine im Aeußern so gefällige als innerlich vortreffliche kritische Gesammtausgabe hat Ludwig Bellermann 1897—1898 durch den Verlag des Bibliographischen Instituts dem Publikum gegeben; sie ist mit Einleitungen und Erläuterungen ausgestattet und zerfällt in zwei gesondert käufliche Abteilungen, deren erste in 8 Bänden die Hauptwerke des Dichters vereinigt, während die zweite in 6 weiteren Bänden diejenigen Schriften bringt, welche kennen zu lernen mehr eine Sache des gelehrten und wissenschaftlichen Bedürfnisses ist. Diese neuen kritischen Ausgaben haben die älteren von Heinrich Kurz (im Verlag des Bibliographischen Instituts) und Boxberger-Maltzahn (im Verlag von Hempel) überholt. Nicht ganz auf gleicher Höhe steht die von Robert Boxberger und

Anton Birlinger (1882—1891) besorgte kritische Gesammtausgabe, deren 12 Bände einen Bestandteil der von Joseph Kürschner im Verlag von W. Spemann herausgegebenen „Deutschen National-Litteratur" bilden. Mit Volksausgaben — wenn man für alle nicht „kritischen" diesen Ausdruck gebrauchen darf — sind wir in Deutschland überschwemmt. Die erste Gesammtausgabe dieser Art hatte Körner 1812 bis 1815 veranstaltet; sie erschien in 12 Bänden bei Cotta. Ihre Unvollkommenheiten entschuldigte die Zeit ihrer Entstehung, die ungenügende Ausrüstung des Herausgebers; aber auch eine Reihe ihr folgender Cottascher Ausgaben blieb ohne Verbesserung, bis Joachim Meyer 1858 „auf die Mängel der Vulgata aufmerksam machte" (vgl. Max Koch, Hochstiftsberichte 1890, S. 75). Von neueren, nach 1876 veröffentlichten nichtkritischen Gesammtausgaben zählt die zweite Auflage des Grundrisses von Goedeke gegen 30 auf, und hier verdient erwähnt zu werden, daß die in diese Reihe gehörige Ausgabe der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur (1882—1885, in fünfzehn Bänden) von Meister Vollmer durchgesehen ist.

Der Nachlaß Schillers, soweit er aus Entwürfen, Fragmenten und dem Druck bisher vorenthaltenen Erzeugnissen besteht, hat in den letzten Jahren höchst schätzenswerte Bearbeitungen erfahren. Hier ist in erster Linie Gustav Kettners zweibändiges Werk „Schillers dramatischer Nachlaß", herausgegeben 1895 im Verlage von Böhlau, zu nennen. Der nämliche Autor hatte schon zuvor Untersuchungen über „die Malteser", „Warbeck" und die „Prinzessin von Celle" veröffentlicht und im 9. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" (1894) Schillers „Demetrius" nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben; ihm verdanken wir auch das von der J. G. Cottaschen Buchhandlung als „Ergänzungsband zu Schillers Werken" gedachte, Schillers dramatischen Nachlaß übersichtlich bietende Werk „Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente" (1899). Eine litterarhistorische Arbeit von gleichem Rang, ein auserlesenes Geschenk für die Nation, ist die von Erich Schmidt und Bernhard Suphan 1893 besorgte Neuherausgabe der „Xenien"; nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs in ihrem ganzen ursprünglichen Bestand nunmehr vorgeführt, vom reichsten und zuverlässigsten kritischen Apparat begleitet, füllen sie den 8. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft". Auf andere, kleinere Errungenschaften wird uns der Zusammenhang der biographischen Erzählung führen.

Nur mit hoher Freude begrüßen ließ sich die kritische Gesammtausgabe der Briefe Schillers von Fritz Jonas (Deutsche Verlags-Anstalt, 1892—1896), die erste kritisch gesichtete, mit kritischen Nachweisen ausgestattete, den ganzen erreichbaren Bestand in, soweit als möglich, urkundlich treuem und fast durchweg zuverlässigem Abdruck bietende Sammlung. Sie erschien in 80 Lieferungen oder 7 Bänden; die Gesammtzahl der aufgenommenen Briefe beträgt 2079, und nur ein paar Nummern der bisher bekannt gewordenen fehlen. Ein vielzersplitterter, weithin zerstreuter Schatz ist hiemit geordnet und ge-

sichert, jegliches Schillerstudium hat eine wesentliche Förderung gewonnen; eine Quelle geistiger Erquickung, ein Erziehungsmittel bietet dieses Werk aber auch dem Nichtgelehrten.

Von neueren wissenschaftlichen Schriften, welche einzelne Seiten des Wirkens Schillers zum Gegenstand der Untersuchung gemacht haben oder auch von einer einzelnen Seite her das Ganze seines geistigen Wesens zu erfassen suchten, mögen als die inhaltreichsten verzeichnet sein: Ludwig Bellermann „Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis“ (1888 und 1891 bei W. Hertz); Albert Köster „Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (1891 bei W. Hertz); die zweite Auflage der Schiller-Schriften Kuno Fischers, nämlich: „Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen“ 1891, (bei K. Winter gleich den folgenden), „Schiller als Komiker“ (1891) und „Schiller als Philosoph“ (1891 und 1892); Gustav Portig, „Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe“, 1894 bei L. Voß (ein Buch dem ich an vielen Stellen widersprechen müßte, aber von großem Gesichtskreis); endlich Karl Weitbrecht „Schiller in seinen Dramen“ (1897, bei Fr. Frommann). Manche kleinere verdienstliche Schrift ließe sich hier anreihen, und zu erinnern wäre auch an wertvolle Ausführungen über Schiller, welche als größere Teilstücke in Werken wie Heinrich Bulthaupts „Dramaturgie der Klassiker“ (dritte Auflage, Band I, 1889), Eduard von Hartmanns Aesthetik und Friedrich Vischers Nachlaß-Schriften sich finden; doch nicht eine Bibliographie, sondern nur ein Umblick kann an dieser Stelle beabsichtigt sein.

Faßt man zusammen, was die vorstehenden Blätter geschildert haben, so wird das Urteil wohl lauten dürfen: die litterarische Beschäftigung mit Schiller ist in neuerer Zeit wiederum in lebhafter Zunahme, in einem Aufschwung begriffen, die historische und kritische Arbeit, die an seinen Namen geknüpft ist, hat sich vertieft und wird nach mehreren Richtungen hin abschließend. Zwar noch nicht hinter uns liegt eine Aufgabe, welche der Geistesbildung der Deutschen ein Jahrhundert gestellt hat: mit dem gleichen Maße der Gerechtigkeit Goethe und Schiller, die beiden Großen, zu messen, den tiefen Gegensatz ihrer geistigen Naturen zu verstehen und doch eines empfänglichen Sinnes für beide zu sein. Wir wissen, wie oft Zeitströmungen, Parteiwesen, Schulansichten und persönliche Neigungen Schiller gegen Goethe und Goethe gegen Schiller ausgespielt haben; das Eine ist so falsch wie das Andere. Es hat aber den Anschein, als ob nachgerade die Einsicht wachse, daß, wenn auch Goethe der Größere ist, Goethe als Erzieher und Führer der Nation doch der Ergänzung durch Schiller bedarf und wir den einen so wenig entbehren können wie den andern. Sie selbst haben sich in einem Freundschaftsbund geeinigt, und ihnen nachwandelnd jenen Gegensatz zu überbrücken, ist derer, die sich mit Vorliebe zu Goethe, wie derer, die sich mit Vorliebe zu Schiller bekennen, Pflicht; es ist ein Vermächtniß der Heroen.

Von einer Neubelebung der Schillerstudien zu reden, ohne zweier

Stiftungen zu gedenken, aus denen ihnen in Gegenwart und Zukunft reiche Förderung quillt, ist nicht möglich. Die Freiherrn Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm haben den gesammten handschriftlichen und litterarischen Bestand ihres in Schloß Greiffenstein ob Bonnland befindlichen Schiller-Archivs der Besitzerin des Goethe-Archivs, der Großherzogin Sophie von Sachsen übergeben, damit unter der Obhut der fürstlichen Frau und ihrer Erben und Rechtsnachfolger „auch an der Stätte, welche begründet ist, um die unmittelbaren nächsten Zeugnisse großartigen geistigen Wirkens für Mitwelt und Nachwelt aufzubewahren, die beiden Großen von Weimar vereinigt" seien, wie sie „leibhaft" neben einander wandelten im Leben und vereinigt im Tode „bei einander ruhen als Fürsten bei den Fürsten" (vgl. Deutsche Rundschau 1889, Juliheft). In Folge dieser hochsinnigen Schenkung wurde durch Urkunde vom 7. und 9. Mai 1889 das Weimarische Goethe-Archiv zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweitert, und heute erhebt sich über der Ilm, nach dem Willen der Großherzogin 1896 vollendet, ein schöner und stolzer Bau, bestimmt, die gesammten Schätze zu bergen und der gelehrten Arbeit zugänglich zu machen. Aber auch an der Stätte, wo Schiller das Licht der Welt erblickt hat, ist Großes geplant und im Werden: der 1835 gegründete Marbacher Schillerverein, in dessen Eigentum das Geburtshaus des Dichters 1859 übergegangen ist, erweiterte sich zufolge der so rühmlichen als fruchtbaren Anregung des Königs Wilhelm II. von Württemberg vom 9. Mai 1895 zu einem Schwäbischen Schillerverein; die zuvor schon bestehende Urkunden- und Reliquiensammlung des Schillerhauses erfuhr ein außerordentlich rasches Wachstum, zumal da durch Schenkung der Schwiegertochter Schillers, der Oberförsterswittwe v. Schiller, eine beträchtliche Anzahl von Familienbildnissen hinzukam und die aus dem Nachlaß der Schwester Schillers, der Pfarrerin Luise Frankh, stammende Sammlung von Familienbriefen erworben wurde, und so wird das kommende Jahrhundert auch in Marbach einen schätzehütenden stolzen Bau sehen, ein Schillermuseum. Lebhafte Teilnahme begleitet die neue Schöpfung, und in schönem Wetteifer werden Weimar und Marbach den Schillerdokumenten ein Heim, den Schillerstudien eine Zentralstelle, der Schillerverehrung einen Mittelpunkt und Herd bieten.

2. Zu S. 4—8. Zu **Joh. Kaspar Schillers Beteiligung am Siebenjährigen Krieg** vgl. die treffliche und anziehende Studie, welche Ernst Keller unter dem Titel „Johann Kaspar Schillers Jugend und militärische Dienstjahre" als Programm des Gymnasiums zu Freiburg i. B. 1885 veröffentlicht hat. Eine beachtenswerte Ergänzung zum Bericht des „curriculum vitae meum" Joh. Kaspar Schillers gibt sein Brief vom 10. Nov. 1791. „Ich habe acht ernstliche Campagnes gemacht" — schreibt er an den Sohn und die Schwiegertochter — „und eben die Seite, wo ich jetzt Schmerzen leide, hat immer am meisten ausgestanden. Zweimal hat sie durch Pferde-Stürze gelitten, und eine Kugel, mit der ich geschossen worden, mußte

ausgeschnitten werden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lissa in Schlesien mußte unsre Armee 10 Tage lang bei Schweidnitz ohne Zelten unter freiem Himmel stehen. Da geschah es, daß ich mich auf eben die Seite zum Feuer legte und einschlief. Indessen hellte sich der Himmel auf und alles fror zusammen. Als ich aufwachte und aufstehen wollte, war mein Fuß bis über das Knie in den Morast eingefroren, und, die Stiefel zu schonen, mußte ich mich mit warm Wasser los machen lassen." Ernst Keller, der diese Stelle hervorhebt, bemerkt, damals habe Schiller zu dem Gichtleiden, das sein Alter verbitterte und ihm schließlich den Tod brachte, den Keim gelegt. Hinter den Höhen von Lissa stand in der Schlacht bei Leuthen der rechte Flügel der Oesterreicher (Keller S. 29 und 27). Die Verwundung durch eine Kugel, deren der Brief gedenkt, scheint im österreichischen Erbfolgekrieg bei Nispen stattgefunden zu haben (Keller, S. 11). — Als sein Standquartier in Böhmen während des Winters 1757—58 nennt Schiller „Leonschütz, eine Stunde von Postelberg und zwei Stunden von Laun"; zuvor bemerkt er, die Truppen seien „in die Winterquartiere nach Böhmen in den Saazer Kreis zurückgegangen". Für Leonschütz korrigirt E. Keller mit Hepp Leneschitz, und in der That gibt es in Böhmen keine Ortschaft jenes Namens. Wenn aber Keller hinzusetzt, Schillers schwäbisches Ohr habe, weil es „an Leonberg gewöhnt" gewesen sei, Leonschütz für Leneschitz „mißhört", so ist dies doch wohl kaum zutreffend. Vielmehr scheint mir, daß dem Vater Schillers ein Leonschütz in die Feder geriet, weil ihm der Ortsname Leobschütz, den er in Schlesien gehört haben wird, im Ohre lag und weil er im Namen des böhmischen Ortes selbst ein o gehört hatte. Denn Leneschitz, Lenešice, hieß, wie mir O. Keindl in Prag mitteilt, früher Lenešovice, Lenošovice, Lenošice (Leneschowitz, Lenoschowitz, Lenoschitz), und bis in die fünfziger Jahre sowie in den früheren Jahrhunderten wurden diese Bezeichnungen neben der Namensform Leneschitz gebraucht. Kaspar Schiller hat also die Buchstaben n und o nur umgestellt. — Erinnerungen an die Seuche, die im Winter 1757—58 in Leneschitz geherrscht hat (vgl. oben S. 5), sowie an die damalige würtembergische Besatzung („Schwoben") sollen dort noch heute nicht ganz erloschen sein.

3. Zu S. 6, Z. 25, S. 14, Z. 10 und S. 18, Z. 7—8. Durch ein mir unerklärliches Versehen ist bei Nennung der Vor- oder Taufnamen der **Mutter Schillers** in den Druck „Eva Dorothea" gekommen, während ich sie S. 21, Z. 4 doch richtig **Elisabetha Dorothea** nenne. Daß ich im Folgenden unter diesen Vornamen Dorothea als den eigentlichen Rufnamen bevorzugt und der schwäbischen Abkürzung gemäß dafür „Dorle" gebraucht habe, ist nicht ohne Stützpunkt: ich hatte in einem Gespräch Freifrau Mathilde von Schiller in Stuttgart um Auskunft gefragt, und diese glaubte sich nach der Tradition zu erinnern, daß Dorle der Rufname gewesen sei. (Vgl. meinen Artikel „Zum Schutz des geistigen Eigentums", Beilage z. Allgem. Ztg. vom 19. April 1885.) Schillers Mutter selbst hat sich,

wie Ernst Müllers Biographie derselben S. 11 richtig angibt, in Briefen und Urkunden immer nur mit S. oder „Schillerin" oder mit den beiden Vornamen Elisabetha Dorothea unterzeichnet, und in den Marbacher amtlichen Registern sind stets diese beiden Vornamen „ohne Hervorhebung des einen oder andern" aufgeführt. Nach Müller S. 10 kommt der Name Elisabeth in der Familie Kodweiß häufig vor, wie denn die Großmutter der Mutter Schillers, die Gattin des 1745 gestorbenen Marbacher Bürgermeisters, eine geborene Uschalk, die Vornamen Anna Elisabeth hatte; dagegen hieß eine Tante der ersteren, die Gattin des Marbacher Ratsverwandten und Handelsmanns Johann Christoph Kodweiß, Johanna Dorothea, und diese beiden Frauen „scheinen" neben anderen im Marbacher Taufbuch aufgeführten Patinnen der Elisabetha Dorothea Kodweiß gewesen zu sein. — Der Rufname des Vaters des Dichters war nicht Johann, sondern Kaspar, wenngleich auch bei ihm stets beide Vornamen (Johann Kaspar) neben einander aufgeführt werden; denn den ausschließlichen Namen Johannes führte sein älterer Bruder und den Namen Johann Jakob sein jüngerer, der Schultheiß von Bittenfeld (vgl. meine Stammtafel der Vorfahren Schillers am Schlusse des Bandes): Johannes, Kaspar, Jakob waren demnach die unterscheidenden Rufnamen dieser 3 Söhne. Ungeschickter Weise besteht in Deutschland bezüglich der Anordnung oder Reihenfolge der Vornamen keine feste Sitte, d. h. der Hauptvorname, der Rufname, wird bei der vollen Nennung einer auf mehrere Vornamen getauften Person häufig nicht unmittelbar vor den Familiennamen gesetzt (wohin er gehört), sondern an früherer, an mittlerer oder an vorderster Stelle; eine Willkür, welche die Sicherheit und Präzision der Bezeichnung erschwert und bei Genealogien unbequem genug werden kann. Beispiele bieten die herkömmlichen Namensverbindungen Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, wogegen mit richtiger Anordnung: Johann Wolfgang Goethe, Johann Christoph Friedrich Schiller. Der Wiedererwecker der deutschen Dichtkunst wird allenthalben als „Friedrich Gottlieb" Klopstock aufgeführt; wieviele Deutsche wissen, ob sein Rufname „Friedrich" oder „Gottlieb" war? Schelling findet sich mitunter von Litterarhistorikern „Joseph Schelling" genannt; Eltern und Heimat aber nannten ihn Friedrich, Fritz. Solche Unsicherheit ist die Folge der herrschenden Gebrauchsverwirrung. Eine Berichterstattung, welche nicht irre gehen möchte, sieht sich oftmals gezwungen, als Ballast die Nebenvornamen mitzuschleppen, nur weil gerade nicht festzustellen ist, welcher unter den überlieferten Namen den Vorzug verdient hätte. Lästig wird hiebei insbesondere der Vorname Johann, ohne welchen die bürgerlichen Familien des 18. Jahrhunderts kaum auskommen zu können meinten; mit seiner Häufigkeit verliert er an Bezeichnungswert, und nur ein verdientes Schicksal ist es, daß er als etwas Gemeines heute zu einem Gattungsnamen, zum Bedientennamen herabgesunken ist. Lästig ist auch die Armut der Namengebung in manchen Familien: so begegnen uns bei der ziemlich

stark verzweigten Familie der Vorfahren Schillers immer wieder die Namen Johann, Kaspar, Georg, Jakob, auch die Verbindungen Hans Georg u. s. w. Wer mit der Durchforschung von Kirchenbüchern, alten Gemeindeakten u. dgl. je zu thun hatte, weiß, welche Fallstricke damit dem um Ermittlung des Richtigen Bemühten gelegt sind. Ich habe in der aus Historikernöten geflossenen Anmerkung S. 174—175 schon erwähnt, daß gerade das 18. Jahrhundert viele Gleichgiltigkeit gegen den Rufnamen zur Schau trägt: bei Büchertiteln, in Unterschriften und in amtlichen Registern mischt es ihn zumeist mit Nebenvornamen, bei Büchertiteln erscheint auch oft nur der Familienname. Es ist, als ob man sich genirte, mit dem im Familien- und Freundeskreis gebräuchlichen Namen vor die Oeffentlichkeit zu treten; schamhaft wagt sich allenfalls ein Anfangsbuchstabe hervor, ein C. z. B., das dann Carl oder Conrad oder Christian oder Christoph bedeuten kann und sich gleich seinen Buchstabenbrüdern im Bewußtsein gar nicht fixirt, weil es nur für das Auge da ist, nicht für das Ohr, weil es innerlich nicht gesprochen wird. Das 19. Jahrhundert zeigt in diesem Punkte einen weit größeren Mut der Persönlichkeit, doch möchte ich klagen, daß bei den Schwaben mehr als bei den Angehörigen unserer anderen Stämme jener litterarische Horror vor dem Rufnamen geblieben ist. In den Schriften würtembergischer Autoren wird die Nennung des Hauptvornamens oder Rufnamens oder der Vornamen überhaupt ungemein häufig auch da versäumt, wo ersterer zur genaueren Kennzeichnung der Person unentbehrlich ist, wo die Person, von der die Rede ist, den Familiennamen, den sie trägt, mit andern in die Oeffentlichkeit getretenen Personen teilt und der Zusammenhang nicht ohneweiters deutlich macht, welcher dieser Träger gemeint ist. Daß in Folge dessen zumal bei häufig vorkommenden Familiennamen wie Pfaff, Elwert u. s. w. Verwechslungen entstehen, ist begreiflich, und schon in der nächsten Generation wird die Richtigstellung mitunter schwierig. Es ist kein Zufall, daß die schwäbischen Autoren Schubart und Strauß Jahrzehntelang in der Litteratur als „Daniel Schubart" und „David Strauß" gelebt haben, während dort Daniel, hier David nur ein Nebenvorname war und richtig von „Christian Schubart" und von „Friedrich Strauß" oder, da diese Namenverbindung Wiederholungen hat, von „David Friedrich Strauß" geredet wird; es ist auch kein Zufall, daß Friedrich Vischer oder, wie der volle Name des großen Kritikers und Aesthetikers in der herkömmlichen Verbindung lautet, „Friedrich Theodor Vischer" noch in Schaslers Aesthetik als „Theodor Vischer" aufgeführt wird. Man weiß, daß die Schwaben unter sich gerne witzige, humoristische Ueber- oder Spitznamen, Namen, die meist dem studentischen Kneipleben ihren Ursprung verdanken, zur Mitbezeichnung von Personen verwenden, daß z. B. zwei Träger eines berühmten Familiennamens, zwei Brüder, als „der schwarze Pl . . ." und „der rote Pl . . ." bezeichnet werden; aber in das Schrifttum läßt sich dergleichen doch nicht wohl übertragen. Möge also das schreibende Würtemberg jene Gleichgiltigkeit gegen den legitimen Rufnamen überwinden! Erst der

Rufname zusammen mit dem Familiennamen bezeichnet uns die individuelle Besonderung und ein bestimmtes Familienglied, und nur beide Namen zusammen geben das Wortbild einer konkreten Persönlichkeit. Bei Namen wie Goethe, wie Schiller u. s. w. haben wir uns freilich gewöhnt, den Vornamen als etwas Ueberflüssiges zu betrachten, da sie Individuen im höchsten Sinne des Wortes bedeuten; dennoch wird ein Schriftsteller, der sich auf seine Wirkungen der Sprache versteht, mitunter das Bedürfniß empfinden, hier ein Friedrich, dort ein Wolfgang beizusetzen: und zwar da, wo er nicht so sehr das geistige Wesen oder die ideelle Persönlichkeit dieser Männer schildern möchte, als vielmehr ihre irdische Existenz vergegenwärtigen und sie gewissermaßen in das sinnlich-unmittelbare Leben zurückzaubern will.

4. Zu S. 7, **Schillers Geburtstag** betreffend. Den älteren Autoren, wie Hoffmeister, galt unbestritten der 10. November als der Geburtstag des Dichters; als aber Gustav Schwab in seinen „Urkunden über Schiller und seiner Familie" einen auf den 11. Nov. lautenden Eintrag aus dem Marbacher Taufbuch bekannt machte, geriet die Datirung ins Schwanken. Ich stelle behufs einer letzten Prüfung des vorhandenen Beweismaterials zunächst sämmtliche Zeugnisse neben einander.

Im „curriculum vitae meum", vom Vater des Dichters niedergeschrieben auf der Solitude, von ihm abgeschlossen und unterzeichnet am 17. Mai 1789, finden sich 2 Belegstellen. Die erste ist die oben S. 7 bereits zitirte: Johann Kaspar Schiller unterbricht die Schilderung seiner Feldzüge mit dem Satze: „1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren". Die zweite folgt einige Seiten später; der Vater verzeichnet die Geburt seiner Kinder „nach der Ordnung" und mit Angabe der Taufzeugen; er notirt: „1759 den 10. November zu Marbach: Johann Christoph Friedrich. — Schillers Schwager Reinwald schreibt am 12. Nov. 1786 an den Dichter: „Vorgestern feierten wir Deinen Geburtstag." Also am 10. Nov. — Körner schreibt am 12. Nov. 1787 an Schiller: „Am Sonnabend haben wir Deine Gesundheit zu Deinem Geburtstage getrunken." Am vorausgegangenen Sonnabend war nach dem Kalender der 10. November. Schiller selbst schreibt am 3. Nov. 1788 (vgl. Jonas, Schillers Briefe II, 136—137 und 452—453) aus Rudolstadt an Wieland: „Früher als den 10ten komme ich hier nicht los; ich habe meinen hiesigen Freunden zugesagt meinen Geburtstag noch mit ihnen zuzubringen und dieser feierliche Tag ist der zehente November." Charlotte von Lengefeld, noch vor der Verlobung mit Schiller, schreibt ihm am 10. Nov. 1788 in Rudolstadt: „Ich muß Ihnen, und sollten es nur zwei Worte sein, doch meinen warmen Glückwunsch sagen l. Freund. Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schäze." Schiller antwortet am gleichen Tage ihr und der Karoline von Beulwitz, deren Gratulationsbrief fehlt: „Dank Ihnen

beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen"; am Schlusse fügt er bei, er werde gegen 5 Uhr Abends kommen. Diesen beiden Briefen fehlt im Original allerdings das Datum; aber die Briefe des folgenden Jahres lassen keinen Zweifel, daß wir den 10. Nov. zu ergänzen haben. 1789 schreibt Charlotte, nunmehr Schillers Braut, diesem in der mit „Montag früh" datirten Fortsetzung ihres am Eingang „Sonntag Abend 6 Uhr den 8ten 9bre" überschriebenen Briefes: „Möchte dieser Brief Morgen das erste sein, was dich begrüßt mein Geliebter. Warum bist du eben zu diesen Tage nicht hier! Voriges Jahr warst du mit uns, aber wie kalt kommt mir nun alles vor was ich dir da sagte ...... Es wäre so artig gewesen wenn wir eben Morgen hätten in J. [Jena] eintreffen können. Wie ungewiß war noch alles voriges Jahr! und der bange Gedanke, daß du uns bald verlaßen würdest lag schwer auf der Seele. Der Abend ist mir noch recht lebhaft im Gedächtniß wie du zu uns kamst ...... Möge der Engel unsrer Liebe dir morgen diesen Kuß, diese herzliche Umarmung bringen." Schiller antwortet d. d. „Jena d. 10. Nov. 89" an Lotte und ihre Schwester Karoline: „Daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr habe ich ihn mit euch durchlebt — aber nein, ihr seid mir, unsrer Entfernung ungeachtet, heute viel näher als im vorigen Jahr .... Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo du, Caroline, ein so langes schmerzhaftes Stillschweigen brachst — wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte — jener Morgen ist mir ein weit lieberer schönerer Tag als der zehente November. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude gebohren wäre?" Und gegen den Schluß des Briefes: „Heute an meinem Geburtstage habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen." Am nämlichen Tage, abermals mit dem ausgeschriebenen Datum „Jena d. 10. Nov. 1789" schreibt Schiller an Körner: „Mein heutiger Geburtstag erinnert mich, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe." — Einen Brief an Georg Göschen, d. d. Jena den 5. Nov. 1790 beginnt Schiller mit den Worten: „Auf kommenden Mittwoch liebster Freund fällt mein Geburtstag." Der Mittwoch nach dem 5. Nov. 1790 war der 10. November. — Den Herbst 1793 verlebte Schiller in Schwaben, in der Nähe seiner Eltern; eine gemeinsame Geburtstagfeier war in Aussicht genommen. Das Eintreten schlechter Witterung wie auch der bevorstehende Besuch des Herzogs auf der Solitude verhinderte die Eltern, nach Ludwigsburg zu kommen, und der Vater zeigt dies dem Sohne am 8. Nov. an. Nach Empfang des Absagebriefes, noch am gleichen Tage, erwidert Schiller, beklagt die Vereitlung der Absichten, fügt aber am Ende bei: „Madame Simanowitz habe ich, da das Wetter so schlecht war, nicht hieher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es sich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht schön werden. Ich will sie also mit der heutigen Post einladen, uns auf den Sonntag zu besuchen." Dieser Einladungsbrief an Frau Simanowitz hat sich erhalten; der Sonntag aber, an welchem

Schiller zugleich mit ihr auch die Eltern bei sich zu sehen gehofft hatte, stand im Kalender als der 10. November. (Vgl. den Abdruck der Briefe in Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w., S. 124—125, bei Boas, Nachträge, II, 461—462 und bei Schwab, Urkunden S. 53.) — An Wilhelm von Humboldt schreibt Schiller aus Jena am 9. Nov. 1795: „Goethe ist seit dem 5. hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen." „Hiezu ist Schillers Kalender zu vergleichen und dessen Eintrag vom 10. und 11. Nov. 1795: „10. Grießbachs zu Abend mit Göthen. 11. Göthe abgereist." Demnach wird die Geburtstagfeier auf den 10. gefallen sein. Auch Goethes eigener Brief vom 10. Nov. 1801 gibt einen Beleg: „Da meine Ankunft," schreibt er an Schiller, „noch vor den Ablauf Ihres Geburtstages trifft so säume ich nicht Ihnen noch meinen besten Glückswunsch, von dem Sie schon überzeugt sind, ausdrücklich und schriftlich zu überschicken und zugleich auf morgen, als zum zweiten Feiertag zur bekannten freundschaftlichen Zusammenkunft einzuladen." War der 11. Nov. der „zweite Feiertag", so galt als der erste, als der Tag der Geburt selbst, der zehnte. — Auf den letzten von Schillers Hand beschriebenen Blättern seines Calenders vom Jahre 1805 finden sich die Familienfesttage nach den Monaten zusammengestellt; dabei verzeichnet Schiller: November 10. Mein Geburtstag. — Desgleichen bezeugt Schillers Freund Reinhart, der seit 1785 mit dem Dichter bekannt war, den 10. Nov. als Schillers Geburtstag: Zu den Freunden in Rom äußert Reinhart nach Schillers Tod: „Eines habe ich dem Schiller nie vergeben und hab' es ihm auch selber manches Mal gesagt; — daß er und nicht vielmehr ich an Luthers Geburtstage zur Welt gekommen." Ebenso schreibt Reinhart am 20. Okt. 1845 an Adelbert Keller: „Ich habe immer Schiller beneidet, daß er am gleichen Tag wie M. Luther geboren war." (Vgl. Otto Baisch, Johann Christian Reinhart und seine Kreise, Leipzig 1882, S. 323 u. 334). Luther aber war am 10. November geboren. Endlich ist noch hervorzuheben, daß unter den Vertrauten des Dichters, die uns in der Folge von seinem Leben erzählt haben, Andreas Streicher, Petersen, Körner und Karoline von Wolzogen übereinstimmend den 10. November als Schillers Geburtstag angeben. (Streicher in Schillers Flucht; Petersen in seinem Aufsatz „Schillers früheste Geschichte bis zum ersten Erwachen seines Dichtergeistes", Morgenblatt 1807 Nr. 164; Körner in seiner biographischen Einleitung zur Cotta'schen Gesammtausgabe der Werke Schillers vom Jahre 1812; Karoline von Wolzogen in Schillers Leben). Viehoff, der sich mit Schwab für den 11. Nov. entschied, beruft sich in „Schillers Leben", Stuttg. 1854, I, 7 Anm. darauf, daß Petersen in seinem handschriftlichen Nachlaß auf einem Zettel ursprünglich die Zahl 11 geschrieben, dann aber wieder ausgelöscht habe. Das ist richtig; d. h. die Zahl 11 ist auf einem Konzeptblatt in 10 korrigirt; aber indem sich Petersen korrigirte, bezeugt dies doch wohl, daß er besseres Wissen einsetzen wollte. Auch findet sich an 2 anderen Stellen des Manuskriptes Petersens die Zahl 10 mit sicherer Hand geschrieben,

und ein beiliegendes von Glaser unterzeichnetes Billet gibt an, daß „nach Obrist Fabers zuverlässigen Urkunden" Schiller am 10. Nov. 1759 geboren sei.

Diesen Zeugnissen gegenüber werden für den 11. Nov. nachfolgende Aussagen in Anspruch genommen. Das Taufbuch der Gemeinde Marbach trägt die Anzeige der Kinder in 4 Rubriken ein: M. et D. (Monat und Tag). Infantes. Parentes. Susceptores. In der ersten Rubrik findet sich bei Schiller eingetragen: „d. 11. Novembr." (Vgl. die Auszüge bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie, S. 34 und bei Adelbert v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur, S. 7). Der Diakonus, der den Eintrag machte, war nach Keller ibid. S. 9 M. Sixt. Gottlieb Kapf. Gleichlautend mit dem Eintrag des Taufbuchs ist ein Taufschein, ausgestellt am 12. Juli 1769, als Schiller „petens im Landexamen werden sollte" (vgl. v. Keller, ebenda, S. 7 und Schwab, S. 34). Ein zweiter Taufschein, behufs Aufnahme in die Militärpflanzschule am 16. Jan. 1773 von „M. Ernst Urb. Keller, Helffer zu Marbach" ausgestellt, enthält die Worte: „Johann Christoph Friedrich, Titl. Herrn Johann Caspar Schillers, damaligen Lieutenants .... und Frau Elisabethä Dorotheä, geb. Kodweisin, ehelicher Sohn ist hier in Marbach Anno 1759 d. 11. Nov. geboren und eodem getauft worden" „eodem", also am nämlichen Tage. (Das Original im k. geh. Haus- u. Staatsarchiv in Stuttgart. Vgl. die Abdrücke bei Schwab, S. 44 und bei Keller, S. 6). Ein dritter Taufschein, behufs Aufnahme der Gattin Schillers in die Berliner General-Witwen-Casse am 9. Dez. 1792 zu Marbach erhoben, testirt: „Allhier ist den elften November im Jahr eintausend sieben hundert neun und fünfzig, als ein ehlich erzeugtes Kind geboren und an eben diesem Tage in allhiesiger Stadtkirche getauft worden: Johann Christoph Friedrich ....." (vgl. das Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Saale der Königlichen Akademie vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke. Zweiter Abdruck, Berlin, bei Schröder). — In der Nationalliste der Militärakademie, für Schiller angelegt am 14. Dez. 1773, ist bei „Alter" eingetragen: „11. Novbr. 1759". (Das Original im k. geh. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart; Abdruck bei Keller, S. 34. Schwab in der „Urkunden" veröffentlicht dieses Dokument als „Matrikel Schillers"; doch findet sich die Bezeichnung „Matrikel" in den Akten der Anstalt erst nach ihrer Erhebung zur „Carls-Akademie". Die Zöglinge hatten bei ihrer Aufnahme in die Militärakademie ihre Personalien in das „Nationalbuch" einzutragen, soweit dies nicht, zumal bei Jüngeren, durch einen Vorgesetzten geschah; daneben bestand ein zum Spezialfaszikel des Zöglings gehöriges National-Formular", die „Nationalliste"). Damit übereinstimmend sagt das Zeugniß des Rittmeisters Faber, welches in dessen das Datum „Solitude den 4. Xbr.: 1774" tragenden dienstlichen „Schilderungen von der ersten Abtheilung der Herzogl. Milit.-Academie" enthalten ist, von Schiller aus „.... ist den 11ten 9br 15 Jahre alt gewesen." (Vgl. den Abdruck bei Keller,

S. 20. Das Original im k. geh. Haus- und Staatsarchive in Stuttgart). — In Mannheim überschickt Sandrart dem Dichter ein Glückwunschgedicht, überschrieben „Mannheim, am 11ten November 1784", das mit den Worten beginnt: „Als Bürger wirst du heute mündig." — Aus dem Jahre 1796 ist ein Brief der Schwester Luise an Schiller enthalten, datirt vom 11. Nov., „als am Geburtstag des lieben Bruders." — Endlich schreibt Körner an Schiller am 13. Nov. 1803: „Vorgestern haben wir deinen Geburtstag bei Geßlern gefeiert."

Andere Stellen der Schillerschen Briefwechsel sprechen zwar vom Geburtstag, nennen aber das Datum nicht. Auch Christophinens Aufsatz „Notizen über meine Familie, geschrieben im Oktober 45" übergeht es, und in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre" fügt es der Unstern, daß sie sich verschreibt („den 19. November"); doch liegt wohl auf der Hand, daß sie die Ziffer 0 schreiben wollte für 9, nicht 1, wie wir denn sie wie ihren Gatten bereits als Zeugen für den 10. Nov. kennen. Nach Angabe der Tochter Schillers, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, und des Freiherrn Alfred von Wolzogen ist Christophine in späteren Zeiten von Schillers Nachkommen oft befragt worden; aber sie war sich „hierüber nicht ganz klar und meinte bloß, ihr Bruder sei eine Nachtgeburt gewesen, die man am 11. November angezeigt habe". (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. s. w. S. 378 Anm.)

Eine Abschätzung dieses gesammten Beweismaterials ergibt zunächst, daß die Zahl der Zeugnisse wie auch der Zeugen für den 10. November ganz beträchtlich größer ist als die der Aussagen für den 11. November, und daß sich in jener Personengruppe ein guter Teil der Jugendfreunde und nächsten Angehörigen des Dichters befindet. Aber die Zahl der Zeugnisse für den 11. Nov. ist in Wahrheit noch geringer als sie scheint; denn die Taufscheine sind vom Taufbuch abhängig, und von dem bei Schillers Aufnahme in die Militärakademie vorgelegten Taufschein sind wiederum die Nationalliste und das Zeugniß des Rittmeisters Faber vom Jahr 1774 abhängig; alle diese Dokumente haben also keine selbständige Bedeutung. Was aber das Marbacher „Taufbuch" oder „Taufregister" und seinen Eintrag vom Jahre 1759 betrifft, so verzeichnete dasselbe, wie ja schon sein Name ausweist, seiner hauptsächlichen Bestimmung gemäß nicht die Geburt, sondern die Taufe der Kinder, und nichts anderes ist in ihm von Friedrich Schiller ausgesagt, als daß er am 11. Nov. getauft worden sei. Nur dann würden wir in diesem Eintrag zugleich die urkundliche Bezeugung des Geburtstages zu sehen haben, wenn das Marbacher Taufbuch es sich zur ausgesprochenen Regel und bindenden Gewohnheit gemacht hätte, neben dem Tauftag auch den Geburtstag zu überliefern und überall da, wo beide Tage nicht zusammenfielen, beide Bestimmungen gesondert aufzuführen, dagegen überall da, wo Geburt und Taufe an Einem Tage stattfanden, in der Rubrik M. et D. (Mensis et Dies) ein einziges Datum ohne jeglichen Zusatz zu verzeichnen. In diesem Falle würde allerdings der Eintrag: M. et D. d. 11. Nov. 1759 bedeuten: geboren und getauft am 11. No-

vember. Nun aber war in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Praxis des Marbacher Taufbuches keineswegs eine gleichmäßige oder sichere (vgl. die Ermittlungen des Marbacher Pfarrers Schmoller bei Adelbert v. Keller, Beiträge z. Schillerlitt. S. 8—9 und Nachlese zur Schillerlitt. S. 27), vielmehr findet sich bis zum 23. Juni 1755 in jedem einzelnen Falle der Tag der Geburt und der Tag der Taufe ausdrücklich verzeichnet, z. B. nat. 20/renat. 21 oder nat. et ren. eod.; zwischen dem 24. Juni 1755 und dem Jahr 1762 aber werden bald beide Tage verzeichnet, bald nicht unterschieden, so daß es in den letzteren Fällen zweifelhaft bleibt, ob die Nennung des Taufdatums zugleich das Geburtstagsdatum bedeutet; erst vom Jahr 1762 an, als ein neuer Diakonus ins Amt tritt, geben die Einträge wieder regelmäßig an, ob Geburts- und Tauftag zusammenfielen. Die Praxis des Marbacher Taufbuches ist also gerade in der Zeitperiode, die für uns in Betracht kommt, schwankend, nachlässig und ungenau geworden. Gerade in diesen Jahren sind auch die Einträge von verschiedener Hand gemacht, und zwar wechselnd, bald wie in den Vorjahren von der des Diakonus Kapf, bald von fremder. Wie es scheint, war der das Amt bekleidende Diakonus Kapf damals kränklich oder alt geworden, so daß er sich der Hilfe eines Kandidaten oder eines anderen Geistlichen bedienen mußte. Nur so viel ist ersichtlich, daß, so oft ein Kind „jäh" getauft wurde, dies dem eingetragenen Einen Datum beigesetzt wurde und somit in allen anderen Fällen an eine Taufe in der Kirche zu denken ist. Bei dieser Lage der Dinge hat die Geschichtsschreibung kein Recht, in dem für Friedrich Schiller gemachten Eintrag eine andere Beurkundung zu sehen als die, daß die Taufe am 11. Nov. stattfand.

Von den in Rede stehenden Taufscheinen Schillers ist der erste, der im Jahr 1769 ausgestellte, lediglich eine Kopie, eine mit dem Eintrag im Taufbuch gleichlautende Wiederholung. Der zweite, der vom Jahr 1773, gibt einen Auszug aus dem Taufbuch, und in ihm zum erstenmal begegnet uns der erweiternde Zusatz, daß Schiller am 11. Nov. „geboren und eodem getauft worden" sei. Diese Veränderung des ursprünglichen Textes hat Pfarrer Ernst Urban Keller auf eigene Faust gemacht. Vielleicht nahm er nach der Uebung, die er selbst einhielt, an, daß auch bei den Einträgen seines Vorgängers Geburt und Taufe dem Tage nach überall zusammengefallen seien, wo er sie nicht ausdrücklich unterschieden fand. Düntzer (Schillers Leben, S. 14) meint, der Zusatz bezüglich der Geburt sei in Schillers Taufscheine wohl dadurch gekommen, daß die Marbacher Pfarrer den Geburtstag im „Kirchenkalender" gefunden hätten, oder daß sie sich auf eine Angabe der Familie stützten. Aber die Kirchenkalender, „in denen man die Taufe eingetragen fände," gehen (vgl. das Schreiben des Pfarrers Schmoller bei v. Keller) nur bis zum Jahre 1766 zurück, und von einer dem Pfarrer Keller gemachten Angabe der Familie wissen wir nichts. Wollte der Pfarrer Keller, der in der Unterschrift zu dem Taufschein v. Jahr 1773 erklärt, „daß dieses aus dem Taufbuch richtig extrahirt worden sey", einen wirklich genauen

Auszug geben, so mußte er zu der von ihm vorgenommenen Veränderung des Taufbuch-Textes eine erklärende Bemerkung beifügen; da er dies unterließ, so kann für uns seine Abänderung nur als eine willkürliche gelten. Der nämliche Vorwurf trifft aber auch den Taufschein v. Jahr 1792, und die unbefangene Prüfung dieser sämmtlichen Aktenstücke ergibt, daß wie bei Beethoven so auch bei Schiller der Tauftag eine Zeit lang mit dem Geburtstag verwechselt wurde.

Wo das Zusammenfallen von Geburtstag und Tauftag durch den Eintrag im Taufbuch nicht ausdrücklich bezeugt ist, spricht aus natürlichen Gründen im Allgemeinen die größere Wahrscheinlichkeit für ihr Getrenntsein. Daß eine bestimmte Sitte in dieser Beziehung bei der Bevölkerung in Marbach nicht bestand, daß in den früheren Jahren, in denen der Eintrag im Marbacher Taufbuch Geburt und Taufe genau unterschied, „mindestens eben so oft am gleichen Tage getauft wurde, wo das Kind geboren war, als nicht", behauptet Pfarrer Schmoller in seinem Schreiben an Adelbert v. Keller; bei Vergleichung der Fälle einer längeren Reihe von Jahren aber wird sich wohl herausstellen, daß Geburts- und Tauftag häufiger auseinander als zusammenfielen. Denn zur Anzeige im Pfarrhaus, zur Vorbereitung des Taufakts bedarf es doch immer einige Zeit, und sobald die Taufe irgendwie mit einiger Würde und Feierlichkeit unter Heranziehung mehrerer Personen stattfinden soll, wird ein kleiner Aufschub nicht zu vermeiden sein. In dieser Beziehung fehlt es aber bei Friedrich Schiller nicht an Belegen. Daß er nicht „jäh" getauft, daß er in die Kirche getragen wurde, bezeugt im Marbacher Protokoll vom Jahre 1812 die Bäckersfrau Schmid, die den Kleinen selbst zur Kirche trug (vgl. Schwab, Urkunden, S. 27); und eine Frau Glocker, Nachbarin der Schillerschen Familie, erzählte gern ihrem Enkel, die Taufe des Fritz Schiller sei „feierlich wie eine Hochzeit" gewesen. (Vgl. Egger, Schiller in Marbach S. 12). Dafür spricht auch die große Anzahl der Paten oder Taufzeugen, der „susceptores". Die Frau Lieutenant Schiller gehörte zu den „Honoratioren" des Ortes; so war an Paten und Festteilnehmern kein Mangel. Das curriculum vitae des Vaters und mit ihm übereinstimmend das Taufbuch, letzteres in den Titulaturen und Personenbezeichnungen nur ausführlicher (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 7), nennen 9 „Taufzeugen" („Susceptores"): Obrist Christoph Friedrich von der Gabelenz; Johann Friedrich Schiller, philos. studiosus; Ferdinand Paul Hartmann, Bürgermeister in Marbach; Hübler, Bürgermeister in Vaihingen; Frau Maria Sophie Ehrenmann, Kollaboratorswittwe, und Jungfer Beata Dorothea Wölfling, Vogtstochter, beide von Marbach; Jungfer Elisabetha Margareta Sommer von Stuttgart; Jungfer Bernhardina Friederika Bilfinger und Jungfer Regine Elisabetha Werner, Bürgermeisterstochter, beide von Vaihingen an der Enz. Daß sich Obrist von Rieger „nachher" dazu angegeben, bemerkt das curriculum allein. Wenn nun auch Oberst von der Gabelenz nicht zugegen gewesen sein kann, wenn des Studiosus Schiller Anwesenheit nicht völlig sicher ist

und bei dem Bürgermeister Hübler aus dem Fehlen seiner Vornamen im Taufbuch auf seine Nichtanwesenheit geschlossen werden darf, so spricht doch bei den Uebrigen der Eintrag im Taufbuch eher für als gegen ihre Anwesenheit. Will man nun nicht glauben, daß Frau Schiller mit Kourieren zur Taufe habe einladen lassen, so verging ganz sicherlich ein Tag, bis die Herrschaften aus Marbach, aus Stuttgart und aus dem 5 Stunden entfernten Vaihingen an der Enz beisammen waren.

Zur Diskreditirung der Zeugnisse für den 10. November und zwar zunächst des Eintrages des Vaters in seinem curriculum vitae wird gerne ins Feld geführt, Johann Kaspar Schiller habe im gleichen Schriftstück den Geburtstag seiner Tochter Luise wie den seiner Gattin erwiesenermaßen unrichtig angegeben. Das ist nicht in Abrede zu stellen (vgl. S. 23, Z. 10—13 meiner Biographie nebst Anm. 1). Aber im Ganzen und Großen ist doch Johann Kaspar Schillers Bericht sehr zuverlässig, und zumal in der Chronik der Familienereignisse steht jenen 2 irrtümlichen Angaben eine große Reihe richtiger gegenüber: Treue der Erinnerung ist hier die Regel, nicht die Ausnahme. Als den Geburtstag seiner Tochter Marie Charlotte z. B. verzeichnet der Vater den 20. November; das Ludwigsburger Kirchenbuch hat den Eintrag: 20. Nov. geboren, 21. Nov. getauft (vgl. die Mitteilungen von Fielitz im Archiv für Litteraturgeschichte IV, S. 237). Als den Geburtstag seiner Tochter Beata Friederika verzeichnet er den 4. Mai; das Ludwigsburger Kirchenbuch hat den Eintrag: geboren 4. Mai, getauft 5. Mai. Beider Töchter Todestag haben curriculum und Kirchenbuch übereinstimmend; nur daß ersteres bei Beata Friederika a. c. (anni currentis) verschreibt für a. e. (anni ejusdem) (vgl. die Berichtigung am Schlusse der Briefsammlung „Schillers Beziehungen zu Eltern" u. s. w.) Als Geburtstag seiner Tochter Christiane (Nanette) verzeichnet der Vater den 8. Sept.; das Gerlinger Kirchenbuch hat den Eintrag 8. Sept. geboren, 10. Sept. getauft. In diesen 3 Fällen hält der Vater den Geburts- und Tauftag trefflich auseinander. Mag nun bezüglich des Geburtstages der Tochter Luise und der Gattin ein Schreibfehler vorliegen oder ein Gedächtnißfehler: soviel ist gewiß, daß bei Friedrich schwerlich ein Schreibfehler vorliegt; denn den 10. Nov. 1759 nennt das curriculum zweimal. Urlichs meint, die Angabe des Vaters werde durch dessen „offenbaren Fehler über [sic!] Luisens Geburtstag .... entkräftet". Aber die Angabe des Vaters bezüglich des Geburtstages des Sohnes behauptet schon deßhalb ein größeres Gewicht, weil sie an zwei Stellen vorkommt, während der Geburtstag Luisens nur einmal erwähnt wird. Und daß der Vater bei ersterer Notiz die größere Wichtigkeit der Sache und eine gewisse Verantwortlichkeit fühlte, wird man annehmen dürfen; im Jahre 1789 freute er sich längst des Ruhmes seines Sohnes und hatte von der Bedeutsamkeit dieses Tages eine Vorstellung.

Zu den Geburtstagen sich brieflich Glück zu wünschen, war in der Familie Johann Kaspar Schillers nicht strenge üblich. Wären

Glückwünsche die Regel gewesen, so müßte im Briefwechsel zwischen Schiller und seiner elterlichen Familie trotz des Verlustes vieler Nummern eine Anzahl von Briefen zum 10. (oder 11. Nov.) vorhanden sein. Selbst die Mutter übersieht den Tag; sonst würde wohl ihr Brief an den Sohn vom 12. Nov. 1796 einen nachträglichen Glückwunsch enthalten. Der eine lange Reihe von Jahren umfassende Briefwechsel zwischen Christophine und Schiller erwähnt seitens der ersteren nicht ein einzigesmal den Geburtstag, und auch in ihrem Brief an Charlotte von Schiller vom 11. Nov. 1804 schweigt Christophine. Der gleichfalls von L. Urlichs erhobene Einwurf, daß der Vater in seinem Briefe an den Sohn vom 10. Nov. 1783 des Geburtstags Erwähnung gethan hätte, wenn der 10. Nov. wirklich der Geburtstag gewesen wäre, ist eben hiemit hinfällig; hätte der Vater während des Schreibens an den Geburtstag gedacht, so würde er einen Glückwunsch für den Entfernten wohl auch dann beigefügt haben, wenn der Geburtstag erst am 11. Nov. gewesen wäre.

Auch der Umstand, daß der Vater in seinem bei Einreichung des Taufscheins vom Jahr 1773 an den Intendanten v. Seeger gerichteten Schreiben eine Bemerkung über das im Taufschein eingesetzte Datum unterläßt, kann als ein triftiger Beweis für den 11. Nov. nicht gelten. Dieses Schreiben (vgl. den bei v. Keller, Beiträge S. 15 gemäß dem Wortlaut des Originals gegebenen Abdruck) ist in möglichster Eile abgefaßt: Der Taufschein ist in Marbach am 16. Januar ausgestellt, und am 18. Jan. sendet der Vater überfließend von Dienstfertigkeit „in schuldigster Folge" des ihm zugekommenen Auftrags ihn aus Ludwigsburg ein. Eine Berichtigung des Datums war hiebei um so erläßlicher, als ausdrücklich der Taufschein verlangt war, und auf dem Geburtstag im Augenblick kein Gewicht lag. Daß zwischen Eltern und Sohn die Frage des Geburtstagsdatums irgendeinmal zur Sprache gekommen ist, wird man annehmen müssen, wenngleich eine bezügliche Notiz uns fehlt; nur in Folge einer Verständigung seiner Eltern konnte Schiller, der ja wiederholt den 11. Nov. gelesen hatte, seinem ganzen Freundeskreise und seinen Eltern selbst gegenüber den 10. Nov. als seinen Geburtstag festhalten.

So bleibt den Parteigängern für den 11. Nov. nur Körners Brief vom Jahre 1883 noch übrig nebst dem Brief Luisens vom Jahr 1796 und der Datirung des Glückwunschgedichtes von Sandrart. Aber bei ersterem scheint eine ungenaue Briefdatirung vorzuliegen, da Körner zuvor und nachher den 10. Nov. als Geburtstag nennt; und was Sandrart betrifft, von dessen Verhältniß zu Schiller wir kaum etwas wissen und der keinesfalls zu des Dichters näheren Freunden gehörte, so war dieser möglicherweise durch eine an die Datirung in den Taufscheinen oder den akademischen Zeugnissen Schillers sich knüpfende Tradition beeinflußt. Eine derartige Erinnerung könnte auch Luise irre geführt haben.

Von den neueren Biographen ist nur Düntzer (S. 14—15) geneigt, sich zu Gunsten des 11. November zu erklären; zum Mindesten

gilt ihm der 10. Nov. als zweifelhaft. Dabei lautet sein Schlußwort: „Schiller selbst feierte auf der Höhe seines Ruhmes Luthers Geburtstag als den seinen, und so mögen wir ihm darin bei der herrschenden Ungewißheit getrost folgen.“ Aber nicht erst „auf der Höhe seines Ruhmes“ feierte Schiller den 10. Nov. als seinen Geburtstag, und nur abzulehnen ist eine Meinungsäußerung, welche den Anschein erwecken kann, als habe Schiller aus Eitelkeit sich zu diesem Tage bekannt. Der zuversichtlichste Kämpe jedoch für den 11. Nov. ist Ludwig Urlichs (Briefe an Schiller, Stuttgart 1877 bei Cotta, S. 15—16). Indessen wird gerade an seiner Beweisführung offenbar, auf wie schwachen Füßen die von ihm vertretene Sache steht. Die für den 11. November sprechenden Zeugnisse auf ihren Wert zu prüfen, hält Urlichs für überflüssig; ja, er nimmt von ihrem Inhalt so wenig genauere Kenntniß, daß er als Beweisstück das im geh. Haus- und Staatsarchiv befindliche, bei v. Keller, Beiträge S. 13 abgedruckte, auf Schiller-Personalien bezügliche Blatt aus dem Nationalbuch der Militärakademie aufführt, während dieses von Urlichs als „Eintritts-Zeugniß“ betitelte Dokument weder über den Geburts- noch den Tauftag irgend eine Silbe aussagt. Nicht besser steht es mit der Verwertung des Sandrart'schen Glückwunschgedichtes: weil Sandrart zum 11. November 1784 gratulirt hatte, zieht Urlichs den Schluß: „Der Dichter selbst hielt also im J. 1784 und folgerichtig wohl auch 1783 (Bezieh. S. 435) den 11. November, den er in seiner Matrikel las, für seinen Geburtstag“; eine Logik, welche ganz der fahrigen und oberflächlichen Art dieses Forschers entspricht. Jede Rückäußerung Schillers auf Sandrarts Schreiben fehlt; aber Urlichs macht im Handumdrehen aus der Meinung Sandrarts die Meinung Schillers! In Schillers „Beziehungen zu Eltern“ u. s. w. S. 435 findet sich die Briefstelle: „Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstag 4 Bouteillen Burgunder geschickt — davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolg getrunken.“ Diese Worte schreibt Schiller am 13. Nov. 1783 an Frau Henriette von Wolzogen. Mit keiner Silbe nennt sein Brief ein Geburtsdatum; Urlichs aber wirft die müßige Frage auf, ob Sandrart die 4 Flaschen geschickt habe, und operirt mit der Stelle, als ob sie für seine Meinung irgend eine Stütze gäbe! „Das älteste Zeugniß Schillers selbst spricht also für den 11. November,“ setzt er hinzu und konstruirt mit solchen Mitteln eine „ältere“ auf den 11. Nov. weisende „Reihe von Zeugnissen“! Aber die Interpretationskünste des Würzburger Philologen sind hiemit noch nicht erschöpft. Weil Schiller am 10. Nov. 1789 an Charlotte von Lengefeld in Erwiderung ihres Glückwunsches schreibt: „Daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig der Zeit“ — folgert Urlichs: „Sehr möglich, daß Schiller selbst, der am 10. Nov. 1789 an seinen Geburtstag nicht dachte .... seinem sächsischen Freunde eine unrichtige Angabe machte und diese nach seiner Verheirathung in der Familie festhielt.“ Festhielt? Dieses Festhalten müßte doch wohl ein bewußtes gewesen sein? Damit wäre also Schiller zum Lügner gemacht. Aber für

jeden unbefangen Lesenden liegt in der Aeußerung Schillers nichts anderes als: Ich bin heute erwacht (Lottens Brief kommt am frühen Morgen), ohne zu wissen, daß heute mein Geburtstag, heute der 10. Nov. ist; erst durch euch werde ich erinnert.

Man sieht, die Auffassungen des Herausgebers der „Briefe an Schiller" sind nicht ganz ohne Einfluß auf Düntzer geblieben. Aber über eine Beweisführung, wie die bei Urlichs, wird man kein Wort weiter zu verlieren haben. Die Wagschale, in der das doppelte Zeugniß von Schillers Vater, die Zeugnisse des Dichters und seiner Familie, die Zeugnisse Petersens, Streichers, Reinwalds, Reinharts und Goethes liegen, sinkt tief unter die Wagschale der dürftigen auf den 11. Nov. lautenden Zeugnisse, und daß das Marbacher Schillerdenkmal, das den 11. Nov. auf sein Postament geschrieben hatte, dieses falsche Datum austilgte, war nachgerade an der Zeit.

5. Zu S. 18 ff., **Schillers Vater und seine Beteiligung am österreichischen Erbfolgekrieg.** Der erste Teil des unter Nr. 2 genannten Programms von Ernst Keller enthält neue Untersuchungen über Johann Kaspar Schillers Beteiligung am österreichischen Erbfolgekrieg und über den hierauf bezüglichen Bericht in seinem „curriculum vitae meum". Im Anschluß an diese Schrift möge hier folgendes ergänzt sein. Das Graf Frangipanische Husarenregiment, bei welchem Kaspar Schiller 1745 als Feldscher en suite angenommen wurde, gehörte zu den von Kurfürst Maximilian Joseph III. von Baiern den Seemächten (England und Holland) gestellten Subsidientruppen und stand in den Diensten Maria Theresias; die gegnerische französische Armee, deren Aufgabe die Eroberung der niederländischen Festungen war, befehligte der Marschall Moriz von Sachsen. Das curriculum vitae erzählt, 1746 im Jänner sei Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert worden; das Genauere ist, daß um den 3. Februar die 4 Schwadronen des Frangipanischen Regiments aus Brüssel entkamen, nachdem der Marschall zu Ende Januar diese Stadt eingeschlossen hatte. Bei dem Versuch, nach Brüssel zur Bagage und den Kranken zurückzugehen, geriet Kaspar Schiller in französische Gefangenschaft und wurde zunächst vor den Duc d'Armentières, der Löwen besetzt hielt, dann ins Hauptquartier zum Grand-Prévôt gebracht und hierauf nach Gent abgeführt. In französische Dienste getreten, kam er mit dem Schweizerregiment von Diesbach wieder nach Brüssel zurück. Der über 100 000 Mann starken französischen Heeresmacht, bei der sich der König selbst einfand, ergab sich am 1. Juni die Festung Antwerpen, und Kaspar Schiller befand sich unter den einziehenden Siegern. Auf die Besetzung von Antwerpen folgte vom 7. Juni an die Belagerung von Bergen (Mons); hiebei führte Prinz Conti den Oberbefehl, und unter den Befehlen des Duc de Boufleurs, der die Hälfte des Belagerungsheeres kommandirte, stand das Regiment Diesbach. Bergen ergab sich am 11. Juli, Charleroi am 3. August. Aber schon bevor das Regiment Diesbach vor Charleroi

eintraf, zwischen dem 11. und 14. Juli, war Johann Kaspar Schiller beim Fourageholen wieder in Kriegsgefangenschaft geraten, und zwar fiel er diesmal in die Hände der kaiserlichen Kalnokyhusaren, also der Oesterreicher, mit denen er in den Krieg gezogen war. Nachdem er eine Zeit lang in einer kaiserlichen Feldapotheke nahe bei Namur als Gehülfe Dienste gethan hatte, fuhr er nach der Uebergabe der Stadt Mastricht an die Franzosen am 19. oder 20. September mit dem Lazaret und der Apotheke die Maas hinunter bis Roermonde und fand am 9. Oktober bei Lüttich sein Regiment, die Frangipanischen Husaren, wieder. Die Schlacht, welche Kaspar Schiller am folgenden Tag mitzumachen hatte, war die Schlacht von Rocour. Hiebei führte auf Seite der Alliirten, der Holländer und Oesterreicher, der Reichsfeldmarschall Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl, auf Seite der Franzosen der Marschall von Sachsen; das Regiment Frangipani stand auf dem holländischen Flügel als Reserve der Esterhazyschen Reiter. Die Unfähigkeit des österreichischen Oberbefehlshabers entschied zu Gunsten der Franzosen, wenn auch die holländische und bairische Reiterei tapferen Widerstand geleistet hatte. Der Rückzug unter beständigem Feuer des Feindes bis unter die Kanonen von Mastricht dauerte 10 Stunden. Als etwa 14 Tage nachher die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, wurde Kaspar Schiller bei der Eskadron des Rittmeisters von Morgenstern als Feldscher angestellt mit monatlich 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medicin-Geld. — Bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten im Jahr 1747 scheinen die Frangipani-Husaren den Reitern des Prinzen von Hildburghausen, denen die Aufgabe zuviel, die Einschließung der an der Mündung der Ooster-Schelde gelegenen Festung Bergen op Zoom zu erschweren, zugeteilt gewesen zu sein; am 13. Juli standen sie 3 Stunden von der Festung im Dorfe Rispen. Nicht lange nachher wurde das Regiment in die Linien hinter Bergen op Zoom beordert, als eine Art Wache für den Prinzen. Die Unthätigkeit dieses Prinzen hielt auch das Regiment Frangipani in einem faulen Lagerleben, bis es auf Drängen seines Obersten wieder zu selbständigem Eingreifen kam und den Belagerern der Festung manche Beute wegholte. Indessen wurde das Regiment abermals hinter die Linien von Bergen op Zoom zurückgerufen. Am 16. Sept. ging die Festung verloren. Schiller kam mit seinem Rittmeister nach Rucknoew bei Rozendaal in Einquartierung, besuchte mit ihm während des Winters den Haag, war aber auch bei dem erfolgreichen Ueberfall beteiligt, welchen das Frangipanische Regiment zusammen mit einem kaiserlichen Husarenregiment und 800 Kroaten unter dem Kommando des holländischen Generals van Haren gegen einen großen von Antwerpen nach Bergen op Zoom bestimmten Convoi der Franzosen auszuführen hatte. — Im Frühjahr 1748 kam es für die Frangipanischen Husaren nur noch zur Beteiligung an kleinen Geplänkeln; mit der sogenannten „kleinen“, von Bathyany befehligten Armee bezogen sie das Lager von Ouden-Bosch westlich von Breda. Am 11. Mai wurde der Präliminarfriede abgeschlossen. Das Winterquartier nahmen der

Rittmeister von Morgenstern und sein Feldscher in Borckel bei Falkenwert, von wo aus sie den Haag, Amsterdam und London besuchten. Nach der Rückkehr aus London blieben sie etwa noch 4 Wochen in Amsterdam und im Haag. Auf einer dieser mit dem Rittmeister unternommenen Reisen wird Kaspar Schiller die Stadt Herzogenbusch genauer besichtigt haben, in der es ihm, wie Christophine in ihren „Notizen über meine Familie“ erzählt, „sehr wohl gefiel“. Er erinnerte sich in späteren Jahren gerne Hollands und jener Zeiten, wo er nach Christophinens Ausdruck „recht ins Leben aufgeweckt wurde“.

6. Zu S. 24, **Heiratsgut der Eltern Schillers und Vermögensverhältnisse der Familien Kodweiß und Schiller in Marbach** betreffend. Nach Ausweis des am 31. Oktober 1749 gerichtlich aufgenommenen, bei Schwab, Urkunden, S. 14—23 abgedruckten „Zubringens-Inventars“ brachte Johann Kaspar Schiller an baar Geld in die Ehe 215 fl. 24 kr.; seine gesammte Habe wurde auf den Wert von 330 fl. 56 kr. veranschlagt. Dorothea Kodweiß brachte kein baar Geld in die Ehe, ihr gesammtes „Zubringen“ aber, bestehend aus einigem Acker- und Gartenland, einigem Geschmeide, Kleidern, Leinwand und Hauseinrichtungsgegenständen hatte den Wert von 385 fl. 40 kr. In seinem curriculum vitae meum (Schillers Beziehungen zu Eltern u. s. w., S. 9—10) erzählt Joh. Kaspar Schiller, sein Schwiegervater Kodweiß, der um 1739 die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen habe, sei durch „unvorsichtige Handlungen mit Bauen und Güterkaufen“ in Schulden gekommen; daß eine Ueberschwemmung ihn an seinem Vermögen geschädigt habe, gibt Streicher (Flucht, S. 5) an. Kaspar Schiller berichtet des Ferneren, Kodweiß habe sich eine Zeit lang mit Aufnahme verschiedener Kapitalien zu helfen gesucht und auch das von ihm, dem Schwiegersohn, beigebrachte Baarvermögen sei zur Tilgung der Holzrechnungsschulden verwendet worden. Als er „endlich auf den Grund“ habe sehen können und zu befürchten gewesen sei, daß durch den Vermögenszusammensturz des Schwiegervaters auch das Seinige verloren gehen werde, habe er ihm die Hälfte seines Hauses abgekauft und an dem Kaufschilling sein Beibringen zurückgehalten. Diese Angabe ist laut mehrerer neuestens in der städtischen Registratur zu Marbach zu Tage gekommener Urkunden (vgl. „Münchener Allgemeine Zeitung“, Beilage vom 4. Juli 1893) nicht ganz genau. Ihrem Inhalt zufolge verkaufte am 10. November 1749 — also schon wenige Monate nach der Verheiratung seiner Tochter — „Georg Friderich Kodweiss, herrschl. Holtz-Inspector, ... an Seinen Tochtermann, H. Johann Caspar Schiller, Chirurgum, Häuser und Gebäu: Einen neuen A n b a u an seiner Behausung gegen den Stadtgraben .... für und um vierhundert Gulden“; an dieser Kaufsumme wurden die 215 Gulden, welche Kaspar Schiller seinem Schwiegervater vorgeschossen hatte, abgezogen. Ein zweiter Absatz des nämlichen Vertrags verpflichtete den Käufer, falls die Löwenwirthschaft verkauft würde, jenen Anbau

mitzuverkaufen. „Dieser Fall trat 7 Jahre später ein, als der ganz verschuldete Kodweiß sich genötigt sah, sein Anwesen zu verkaufen": laut eines, nunmehr gleichfalls zu Tage gekommenen, zweiten Kaufbriefs verkauften am 4. Oktober 1756 „Georg Friderich Kodweiss, Burger und Beck, und Johann Caspar Schiller, auch Burger ... und Fourier unter dem hochfrstl. Würtemb. Prinz Louischen Infanterie Regiment ... Johann Pfuderern, ... Burgern und Becken ... Eine Behausung als die Wirtschaft zum Löwen, vor dem Wicklinsthor gelegen, samt einem Kuchengärtlin daran, zwischen dem Stadtgraben und der Straßen ... für und um Eintausend Zweyhundert Gulden". Joh. Kasp. Schiller hatte hievon 400 fl. zu beanspruchen, erhielt jedoch, da er laut einer dritten Urkunde am nämlichen Tag seinem Schwiegervater ein Weinbergstück und einen Acker abkaufte, nur 350 fl. baar. Die auf Kodweiß entfallenden 850 fl. „wurden diesem nach gerichtlichem Erkenntniß nicht eingehändigt". Weitere Papiere verzeichnen, daß Joh. Kaspar Schiller am 14. Februar 1750, beziehungsweise am 7. Febr. 1753 einen Gras- und Baumgarten sowie einen Acker zu Marbach — beide Besitztümer offenbar aus dem Heiratsgut seiner Frau stammend — um zusammen 200 Gulden verkaufte. Die hier aufgeführten 5 Urkunden sind durch den mit so viel Eifer als Sachkenntniß an den Forschungen um Schillers Marbacher Beziehungen sich beteiligenden Vorstand des Marbacher Schiller-Vereins, den Stadtschultheiß Haffner, in der Marbacher Registratur aufgefunden worden uud gehören nunmehr dem Marbacher Schiller-Archiv an. — Von den traurigen Vermögensverhältnissen der Familie Kodweiß zeugt auch das in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie" mitgeteilte Schreiben des Fouriers Johann Kaspar Schiller an Vogt, Bürgermeister und Gericht zu Marbach d. d. 5. Febr. 1753. In diesem Schreiben führt Schiller an, daß er nach seiner unter dem 12. Januar 1753 erfolgten Ernennung zum Fourier (= Feldwebel oder Feldschreiber) gehalten sei, eine Caution von 300 fl. zu leisten sowie eine „gerichtliche Garantie" seines Vermögens beizubringen, und daß ihn sein Obrist Baron de Camaigre nun abgeschickt habe, um diese Caution und Garantie dem Regiment einzuliefern. Nun habe er sein in die Ehe eingebrachtes Baarvermögen nicht nur gleich anfangs seinem Schwiegervater eingehändigt und sich dagegen ein Drittel von dessen Behausung verschreiben lassen, sondern auch das aus dem Verkauf des seiner Frau zum Heiratsgut gegebenen „Graß- und Baumgartens bei der Farb" erlöste Geld zu seines Schwiegervaters Nutzen verwendet, wogegen ihm die Abtretung anderer Liegenschaften versprochen worden sei, sobald er seine eigene Oekonomie anfange: er habe somit eine beständige und gültige Forderung an seines „Schwervatters Liegenschafft zu machen gehabt". Bisher habe er, um seinen Schwiegereltern einige Erleichterung zu verschaffen, mit ihnen zusammengelebt und seine Forderungen beruhen lassen; nachdem er aber nunmehr wieder in den Militärstand übergetreten sei, gehe ihm die Gelegenheit verloren, auf die Handlungen seines Schwiegervaters zu

sehen. Er habe „so zu sagen kaum der Thüre den Rücken gewendet", als zu seinem Erstaunen sein Schwiegervater „abermahlen theils auß Leichtsinnigkeit, theils auß eingejagter Angst und Zwang sich persuadiren laßen", dem Bürgermeister und Faktor Hartmann, „welchem er noch einigen Holzrest schuldig, vor solchen alle seine noch gehabte Liegenschafft abzutretten". Das Schreiben protestirt nun „in optima forma" gegen diesen „erschlichenen Güterkauf" und die von dem Bürgermeister Hartmann zum Nachteil der Kodweißischen und Schillerischen Familie vorgenommene „Verschacherung" der Güter, verlangt, daß sich Hartmann mit seiner Forderung bis auf den Verkauf der Löwenwirtschaft gedulde, und bittet den Magistrat von Marbach, den geschehenen Verkauf entweder für nichtig zu erklären oder den Bürgermeister Hartmann dahin anzuhalten, daß ihm, dem Gesuchsteller, von dem Kaufschilling für den Garten sein Kapital von 150 Gulden zurückerstattet werde; zugleich ersucht Kaspar Schiller um baldigste Garantie seines auf der Löwenwirtschaft stehenden eingebrachten Baarvermögens von „213 fl.", damit er die verlangte Kaution dem Regiment stellen könne. Der Schluß des Schreibens lautet: „So hoffe, daß mir in meinem billig und gerechten Gesuch um so ehender bäldigst gratificirt werde, als ich Zeit meines Hierseyns niemand Ursache gegeben, sich über mich zu beschwehren, oder das meinige mir mißgönnen und schwer zu machen, wie ich denn auch in Zukunfft mich als einen Burger von Marbach ansehen und mich gegen Euer Hoch Edelgebohren und Einem Wohllöblichen Magistrat so respectuose zu bezeugen bestreben werde, daß kecklich wieder einmal retourniren — und mein Domicilium allhier suchen darff. Uebrigens bitte Euer Hochedelgebohren und Einen Wohllöblichen Magistrat beweglichst, die fatale Umstände, worin mein Schwervatter durch das Flozwesen gerathen mitleydigst zu beherzigen, und diesen durch erstandene Fatiguen vor den Jahren alt und elend gewordenen Mann, welcher sowohl pro publico bono, als privatim seinem Neben-Menschen Gesundheit und Vermögen aufgeopfert, nicht vollends unter der Last seines Jammers ersticken zu laßen, sondern in Betracht der — von der ganzen Kodweissischen Familie der Statt Marbach treu geleisteten Dienste, diesem anjezo ältisten Kodweissen seine noch zu leben habende vielleicht wenige Tage durch deroselben Schutz und weise Veranstalltung dahin zu souteniren, daß er von den Anfällen seiner Creditoren nicht gar aufgerieben werde." Die Adresse dieses Schreibens — kulturgeschichtlich interessant als Beleg für den erstaunlichen Unterthänigkeitszopf des vorigen Jahrhunderts wie auch für den erstaunlichen Ueberfluß an Zeit, dessen sich die damals schreibende Menschheit erfreute — hat den Wortlaut: „Dem Hochedelgebohren und Hochgelehrten, wie auch denen Hoch- und WohlEdeln, Wohl-Ehren Vöst, Hoch- und WohlVorgeacht, Fürnehm, Fürsichtig, Hoch- und Wohlweisen, Hochgeneigt, Großgünstigen, Hoch- und Vielge-Ehrtisten H. Herren Expeditionsrath, Vogt, Burgermeister und Gericht zu Marbach." — Und noch ein zweites, in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden" mitgeteiltes Schriftstück meldet von der

Verarmung und harten Bedrängniß, in welche Schillers Schwiegervater geraten war: es ist ein „Schreiben des G. F. Kodweiß, Bürgers und Bäckers zu Marbach an den HochEdelgestreng und Rechtsgelehrten" Kloster-Hofmeister Osiander in Steinheim an der Murr, datirt vom 11. August 1755, des Inhalts, daß der Herr Hofmeister dem Bittsteller, der außer 40 fl. Kapital bereits 3 entfallene Zinse schuldig sei und nicht wisse, wie er das Geld dazu auftreiben solle, noch eine geringe Borgfrist gewähre und ihm seine Schuld „mit Mundirung einiger Geschäfften abverdienen" lassen möge, „wann anderst Denenselben meine gegenwärtige Handschrift anständig". A. v. Schloßberger bemerkt, das Schreiben zeichne sich durch seine für einen Handwerksmann eines Landstädtchens in jener Zeit auffallende Korrektheit des Stiles wie der Orthographie aus. — Das Häuschen, das G. Fr. Kodweiß in seinen letzten Jahren als Thorwart bewohnte, war eine so „armselige Hütte", daß Friedrich Schiller, wenn er als Knabe die Großeltern von Ludwigsburg her besuchte, — nach einer vom Marbacher Oberamtsrichter Rooschütz überlieferten Tradition — es „aus Scham nicht von vorne betreten mochte, sondern ... vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinschlüpfte" (vgl. Schwab, Schiller's Leben, S. 10). In welchen beschränkten Verhältnissen sich die Schillersche Familie um 1756 befand, läßt auch das in v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden" mitgeteilte Schreiben des Fouriers Joh. Kaspar Schiller" an Vogt, Bürgermeister und Gericht in Marbach in Steuerangelegenheiten" erkennen: Schiller beschwert sich darin, daß ihm seit seiner Abwesenheit das volle Bürgergeld mit jährlich 2 Gulden angerechnet worden sei, während er doch in dieser Zeit keine bürgerlichen Benefizien genossen habe, wohl aber „ad Cassam militarem" habe beisteuern müssen, und bittet um Ermäßigung der Steuer auf 1 fl. pro Jahr. — Georg Friedrich Kodweiß starb nach Aloys Egger, Schiller in Marbach (Wien 1868), im Alter von 73 Jahren und wurde auf Verlangen bei Nacht begraben. Sein Geburtsdatum — 4. Juni 1698 — nennt G. Schwab, Urkunden, S. 5. Seine Frau (vgl. Egger, S. 15) starb zwei Jahre nachher im Alter von 74 Jahren. Die Notiz, daß das Thor und das von beiden zuletzt bewohnte Häuschen 1833 niedergerissen wurden, stammt gleichfalls von Egger. Vgl. Egger auch betreffs der sonstigen für Schillers Jugend bedeutsamen Häuser in Marbach; außerdem Schwab, Urkunden, S. 24 ff. Das Geburtshaus Schillers, heute Eigentum des Marbacher Schillervereins und Sitz des Marbacher Schillerarchivs, befindet sich in der Marktstraße. Das ehemals Kodweiß'sche Haus ist nach der Allg. Ztg. Beil. vom 4. Juli 1893 neuerdings wieder die „Löwenwirtschaft" und liegt nebst seinem Anbau am Cottaplatz, vor dem Niklasthore. — Die Schreibung schwankt, auch in den Urkunden, zwischen Kodweiß und Kodweis; Schillers Vater schreibt zumeist Kodweis, Schillers Mutter aber und ihre Vorfahren schrieben Kodweiß, weßhalb diese Form doch vorzuziehen ist. Etymologisch ließe sich an das altdeutsche god, godo denken und an den Personennamen Gotuviz, den Förstemanns Namen-

buch aus dem 8. Jahrhundert aufführt; aber auch an Ortsnamen, an die Namenbildung Budweis und an den Namen Kottwitz, den mehrere Dörfer in Schlesien und Böhmen führen, wird man erinnert. Ob der Familienname Kattwitz, von welchem Streicher wissen will (vgl. oben S. 23, Anm. 2), die Spur einer solchen Heimats-Beziehung bewahrt? Auch ein Dorf Kattowitz gibt es in Schlesien.

7. Zu S. 25—26, den **Studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller, den Vetter und Taufpaten des Dichters** betreffend. Neues und für die Charakteristik dieses Mannes wertvolles Material hat v. Schloßberger bekannt gemacht. Dasselbe besteht aus Schuldklageakten von den Jahren 1773—1786 nebst einem Bericht des Amtmanns zu Steinheim an der Murr an das Stadtgericht Marbach vom 30. Juni 1786 (aufgefunden von Stadtschultheiß Haffner zu Marbach) und aus einem im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart neben verschieden anderen „Gutachten und Entwürfen aus den Jahren 1760—1781" aufbewahrten kleinen Aktenbund, der von der Hand des Herzogs Karl die Ueberschrift trägt: „Schiller's Projecte" (vgl. v. Schloßberger, „Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie", Stuttgart 1884 bei Cotta, S. 52—69). Aus den Schuldklageakten geht hervor, daß Johann Friedrich Schiller einer Familie Thamson in Plüderhausen eine größere Summe Geldes schuldete und zur Tilgung dieses Postens im Jahre 1762 eine „Assignation" auf den Hof- und Kanzleibuchdrucker Cotta im Betrage von 300 fl. ausgestellt hatte; Cotta, der bis April 1769 davon 150 fl. getilgt hatte, erbietet sich mehr zu bezahlen, wenn Schiller weiteres Manuscript schicke. Der Bericht des Amtmanns meldet, daß der Studiosus Schiller, nachdem er sich 22 Jahre in London aufgehalten, anno 1783 um Pfingsten ins Land gekommen sei und „mit einem mitgebrachten Frauenzimmer, die er seine Magd genennet", teils in Groß- und Klein-Bottwar teils bei seinem Schwager Voßhardt in Steinheim Aufenthalt genommen, diesem Schwager seine sämmtlichen Güter gegen die Auszahlung eines Kaufschillings von 2000 fl. überlassen habe und hierauf „mit Sack und Pack außer Lands" gereist sei, „ohne den Orth seines künftigen Aufenthalts seinen Freunden zu entdecken". Der Bericht fügt hinzu, bei dieser Vermögensregelung sei einer der Sachwalter des Studiosus der Hauptmann Schiller auf der Solitude gewesen und als der nunmehrige Aufenthalt Johann Friedrichs gelte Mainz, wo er sich auf einer Buchdruckerei etablirt habe. — In psychologischer Hinsicht bedeutsamer als diese Zeugnisse sind die bei den Akten des Geheimrats in Stuttgart liegenden Schriftstücke von der Hand Joh. Friedr. Schillers, „theils Schreiben an den Herzog, theils Projekte über die verschiedensten Gegenstände, einzelne in deutscher, andere in französischer Sprache abgefaßt", sämmtlich ohne Datirung. In diesen Schriftstücken entpuppt sich der vielberufene Studiosus als ein eitler und prahlerischer Phantast, dem es bei seinen politischen und nationalökonomischen Plänen an jeder ernsten Einsicht gebricht, als ein weitschweifiger und aufdringlicher

Schwätzer, der unter Wolken von Phrasen die Haltlosigkeit seiner Projekte verbirgt. Eine nicht gewöhnliche sprachliche Bildung und stilistische Gewandtheit sind ihm eigen; aber nur Mißbrauch treibt der Verfasser der Briefe mit diesen Fertigkeiten, und nichts anderes erstreben seine unerschöpflichen Schmeicheleien, als daß ihm der Herzog „irgend einen Carakter und Charge" verleihe. Schloßberger gibt zur Probe 4 Schreiben nebst einer Beilage und charakterisirt den Inhalt des Ganzen in Kürze. Zwei Beispiele mögen hier dienen. Joh. Friedrich Schiller setzt dem Herzog auseinander, daß zur Vermehrung der würtembergischen Kriegsmacht auch eine „proportionirte Vermehrung des Artillerie Corps" gehöre. Er verhehlt sich nicht, daß das Beschaffen des Kanonenmetalls oder der gegossenen Kanonen von auswärts viel Geld kosten würde, weiß aber auch flugs Rat: „Es giebt in den Städten und auf dem Lande," fährt er fort, „eine starke Anzahl unnützlicher und entbehrlicher Glocken. Wird mich denn die Geistlichkeit in den Bann thun, wenn ich mich erkühne, die Frage aufzuwerfen, was der Erbauung der Christen dardurch entgehen würde, wenn man alle diese entbehrliche Glocken abnemen, und einen Train von einem Halbtausend Piecen daraus gießen ließe, um die Zeughäuser und die Festungen damit zu verstärken?" In andern Schriftstücken setzt J. Fr. Schiller dem Herzog auseinander, daß er binnen 5 Jahren mit Leichtigkeit dessen Einkünfte um Millionen, dessen Kriegsmacht auf 50000 Mann vermehren und daß man diese 50000 Mann binnen 30 Jahren auf 250000 Mann bringen könne: man dürfe nur, lautet zu letzterer Eröffnung sein Vorschlag, sämmtliche Soldaten heiraten lassen. Eine derartige Armeevergrößerung, meint er, würde weder dem Herzog noch dem Lande eine neue Ausgabe bereiten; vielmehr würden die verheirateten Soldaten durch Nebenarbeit ihr Auskommen reichlich verdienen und diese ganze Einrichtung müsse den Wohlstand des Staates beträchtlich erhöhen. — Aus dem zweiten der bei v. Schloßberger mitgeteilten Schreiben geht hervor, daß Herzog Karl dem Studiosus einmal eine Audienz gewährt hat und — erstaunlich genug — ihm in Aussicht stellte, auf das „System" des Politikasters „Reflexionen machen zu wollen, sobald die Zeiten wieder ruhiger geworden" seien. Von einer Verwendung J. Fr. Schillers zu Werbegeschäften sagen die Papiere nichts; daß er aber 3 Jahre im Dienste seines Fürsten in Feindesland zugebracht habe, hebt der dritte der Briefe hervor, und vielleicht spricht gerade die Beachtung, die der Herzog dem auf abenteuerliche Projekte und eine außerordentliche Laufbahn erpichten Manne schenkte, für den auf Grund des Briefes an Weiblen von Boas ausgesprochenen Verdacht. Hätte der nach der Rolle eines Politikers oder Diplomaten lüsterne, von groteskem Selbstgefühl geschwollene Studiosus eine „Charge" erreicht, so wäre er in den Mitteln, sie auszunützen, kaum wählerisch gewesen.

Schillers Schwester Christophine schildert in ihrem Briefe vom 30. Juli 1815 den Vetter folgendermaßen: „Der verstorbene Schiller war in seiner Jugend oft bei unsern Eltern, wurde von ihnen „der

Vetter" geheißen; ich vermute, daß er ein Vater-Bruders-Sohn von meinem Vater war ..... Daß der verstorbene Schiller sich sollte für einen Oheim von uns ausgegeben haben, begreife ich nicht; es müßte denn eine kleine Eitelkeit von ihm gewesen sein. Er war, wie gesagt, in seiner Jugend oft bei meinen Eltern, hatte während seiner Studien lange den freien Tisch bei ihnen, die ihn seines guten Kopfes wegen achteten. Als der liebe Bruder geboren ward, trug er sich als Pathe bei ihm an, mit der Zusagung, wenn er einst ein Glück machen würde, seinen Pathen auch zu unterstützen, welches aber nie geschah, indem er immer nicht viel Glück in seinen Unternehmungen hatte. Da es im Vaterland ihm nirgend gelingen wollte, so ging er nach England, übersetzte dort ins Deutsche einige Werke. Nachher kam er wieder zurück und errichtete in Mainz eine englische Druckerei; aber immer wollte es nicht recht mit ihm fort. Diese ganze Zeit nun (es kann ungefähr 28 Jahr sein, daß er wieder in Deutschland war) hat er nicht das Geringste von sich an uns hören lassen, da er doch wußte, daß sein Pathe in Weimar lebte, und daß auch meine Eltern noch lange lebten, die ihm so viele Freundschaft erzeigt hatten. Wir erfuhren seinen Aufenthalt in Mainz durch öffentliche Nachrichten." Mehrere Stellen dieses in „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" u. s. w. nicht vollständig mitgeteilten Briefes hat Minor in seinem Schriftchen „Aus dem Schiller-Archiv" (S. 10—11) ergänzt. Demnach hatte sich Charlotte v. Schiller nach dem Tode des Mainzer Vetters bei Christophine wegen der Erbschaft erkundigt. Christophine bezweifelt, daß sie und die Familie des Dichters Ansprüche an die (nur „einige hunderte") betragende Erbschaft geltend machen könnten, und erwähnt gelegentlich, daß ihre Eltern das dem Vetter vorgestreckte Geld von ihm niemals zurückerhalten hätten. Ueber den Grad der Verwandtschaft mit ihm hat sie nur eine unsichere (und unrichtige) Vermutung.

In völliger Unkenntniß war über Johann Friedrich Schiller die ältere Biographie: nachdem Balthasar Haugs „Gelehrtes Wirtemberg" und Gradmanns „Gelehrtes Schwaben" ihn zu einem Bruder des Dichters gemacht hatten, gab ihn Gustav Schwab (in der „Deutschen Pandora" 1840) als Onkel und Lehrer desselben aus, und Hoffmeister nahm die von ihm zu Mainz veröffentlichte Anthologie englischer Fabeln als eine Uebersetzung des Dichters. Die ersten Berichtigungen gab Eduard Boas in „Schillers Jugendjahren"; aber erst v. Schloßbergers Mitteilungen haben ein reicheres Licht auf den Vetter geworfen, und bezüglich seiner Abkunft erklärt noch Minor (I, 29), daß sie uns „unbekannt" sei: Auf Grund des in Schwabs „Urkunden" mitgeteilten Schreibens des Marbacher Diakonus Palmer galt der Studiosus philosophiae Johann Friedrich Schiller seither als der am 15. Juli 1731 geborene Sohn des Marbacher Bäckers Johann Kaspar Schiller und seiner Ehegattin Maria Dorothea Müller; diese Annahme ist aber unrichtig, da das am 15. Juli 1731 geborene und auf den Namen Johann Friedrich getaufte Kind des Marbacher Bäckers laut einer heute im Weimarischen Goethe- und

Schillerarchiv befindlichen, von Diakonus Wächter in Marbach für des Dichters Nachkommen anno 1829 angefertigten und von Minor zuerst beachteten genealogischen Zusammenstellung schon am 31. Juli 1731 gestorben ist. (Vgl. Minor, Schiller I, 30 und 553.)

In v. Schloßbergers „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie“, die mir für den Anfang meiner Schillerbiographie noch nicht vorlagen, und zwar in dem Berichte des Amtmanns Neuffer zu Steinheim a. d. Murr an das Stadtgericht Marbach, erscheint der Studiosus Johann Friedrich Schiller als von Steinheim an der Murr „gebürtig“; der Ausdruck im curriculum Johann Kaspar Schillers: „Seit dem Jahr 1759 wurde ich mit einem nahen Vetter, Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr bekannt, welcher kurz vorher von Halle zurückgekommen, woselbst er seine Studien in der Philosophie, Geschichte und Cameralwissenschaft getrieben“, stimmt hiezu und ebenso die von Minor (Aus dem Schiller-Archiv, S. 11) mitgeteilte Randbemerkung in Christophinens Brief vom 30. Juli 1815: „Auch hatte er [Johann Friedrich Sch.] eine Schwester, die in Steinheim an der Murr ohnweit Marbach ansässig war und deren Mann, ein Färber, wenn ich nicht irre, Maßhart hieß.“ Somit führen alle Spuren nach Steinheim a. d. Murr. Den Namen des Mannes der Schwester hat Christophine verwechselt: er hieß, wie aus dem Bericht des Amtmanns Neuffer hervorgeht, Boßhardt. Aus dem gleichen Schreiben erfahren wir, daß der leibliche Bruder der Mutter Johann Friedrich Schillers der Chirurgus Johannes Ladner zu Steinheim gewesen ist; die Mutter muß also den Familiennamen Ladner geführt haben.

Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen äußert sich auch ein Brief der Wittwe des Dichters an Körner vom Jahr 1810. Charlotte von Schiller schreibt: „Es war ein gelehrter Vetter in der Familie, der in Mainz lange lebte. Dieser war immer das Vorbild, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten. Eignes hat er nicht geschrieben, aber das Leben der Maria Stuart von Robertson übersetzt. So viel hörte ich immer. Er war Schillers Pathe und die alte gute Mutter machte allerlei Spekulationen auf ihn. Er hat einen Sohn hinterlassen, der, dünkt mir, auch schreibt.“ (Vgl. den im Auszug gegebenen Abdruck dieses Briefes in Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv“; das Original ist im Besitz des Oberstlieutenants Dr. Jähns in Berlin, das Weimarische Archiv besitzt eine Abschrift). Auffällig ist, daß Charlottens Brief schon im „Jahr 1810“ vom Vetter als von einem Verstorbenen spricht, während nach dem Brief Christophinens die Zeit seines Todes dem Jahr 1815 näher zu liegen scheint und auch Minor (I, 32) nicht widerspricht, daß Johann Friedrich Schiller den Dichter um ein Jahrzehnt überlebt habe.

Ich führe zunächst noch einige Umstände an, die wir aus v. Schloßbergers Mitteilungen erfahren. Aus den aufgefundenen Schuldklageakten geht hervor, daß Johann Friedr. Schiller in London den Titel Juris Licentiatus führte, wie auch daß er aus England 2 Exemplare seiner „Entdeckungsreisen“ an die schwäbischen Ver-

wandten, und zwar eines derselben „für Herrn Hauptmann Schiller" geschickt hat. — Im ersten Schreiben an den Herzog erzählt Johann Friedrich Schiller, daß er von frühe an einen „unüberwindlichen Trieb zu den Studien" empfunden habe, daß er aber von Stipendien ausgeschlossen und ohne elterliches Vermögen sei; „nach tausend verdrüslichen Umständen" sei er nach Halle gelangt, wo er sich seinen Unterhalt verdient habe, die Sehnsucht, in sein Vaterland zurückzukehren, und die von ihm ausgesonnenen Entwürfe seinem Souverain mitzuteilen, habe seine Umstände jedoch wieder unglücklich gemacht: Reise- und Studienkosten hätten die Mittel seiner Familie erschöpft und nun könne er in Tübingen nicht mehr lange sich durchbringen. —

Die Stelle aus Körners Brief an Gallisch, auf die ich mich S. 26, Z. 9—12 beziehe, lautet in ihrem Zusammenhang: „Schiller, der Uebersetzer des Hawkesworth, der sehr gefällig gegen mich ist, will mich mit Johnson, dem Verfasser des Lexikon, des Rambler 2c. bekannt machen. Seine Stube und Haushaltung hat das Eigenthümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, 11 Katzen, 1 Hund, 1 Haushälterin, die ihre Sachen zum Teil in seiner Stube hat." Körners Brief ist datirt: London den 26. Okt. 1779. Goedeke, der ihn seiner Ausgabe der „Geschäftsbriefe" Schillers anfügte, schickt die Bemerkung voraus: „Ich lasse es unentschieden, ob die Junggesellenwirthschaft, die Körner beschreibt, die Schillers oder Johnsons sein soll. Denn beide waren unverheiratet und Johann Friedrich Schiller konnte so gut wie Sam. Johnson alt heißen, da er, am 15. Juli 1731 geboren, im 49. Lebensjahre stand." Dieses „so gut wie" Goedekes ist nicht stichhaltig; denn Samuel Johnson, im Jahr 1709 geboren, war 1779 in der That ein alter Mann, während ein im 49. Lebensjahr doch nur von der sehr grünen Jugend als „alt" angesehen wird. Was mich bestimmte, die Schilderung des 23jährigen Körner auf Schiller zu beziehen, ist der Wortlaut oder das Satzgefüge seines Briefes: der nächste Eindruck ist, daß das Wort „Seine" auf Schiller geht. Denn da Körner die persönliche Bekanntschaft Johnsons erst machen soll, so hätte er sich, wenn er nur vom Hörensagen über dessen Haushalt etwas mitteilen wollte, besser des Ausdrucks bedient: Seine Stube soll das Eigentümliche haben u. s. w., oder hätte, wenn er die Stube Johnsons meinte, an den Anfang des Satzes besser „dessen" als „seine" gesetzt. Gleich mir hat denn auch Otto Brahm (Schiller I, 12) die „ergötzliche" Schilderung auf Johann Friedrich Schiller bezogen; wogegen Minor I, 553 erklärt, sie gelte dem Haushalt Johnsons, nicht dem Schillers. Und allerdings stimmt sie genau zu den Absonderlichkeiten des englischen Lexikographen, Litterarhistorikers und Satirikers, der lebenslang ein unordentliches und schmutziges Haushalten führte und dabei ein Tierfreund war. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der es verwehrt, anzunehmen, daß Körner bei dem „alten Junggesellen" an Joh. Friedr. Schiller gedacht hat: der „Vetter" unseres Dichters war, als Körner in London ihn traf, beträchtlich jünger, als er bisher gegolten hatte. Hierüber wie über die Her-

kunft Johann Friedrich Schillers und den Grad seiner Verwandtschaft mit dem Dichter kann ich nunmehr die ersten urkundlich gesicherten Aufschlüsse geben, nachdem ich mich vor Kurzem behufs neuer Ermittlungen nach Marbach gewendet habe und der Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Stadtschultheiß Haffner zu Marbach, auf meine Bitte in den Gemeindeakten und Kirchenbüchern zu Steinheim an der Murr die Spuren des der wissenschaftlichen Polizei so lange Unfaßbaren verfolgt hat. Hiebei ergab sich, daß Johann Friedrich Schiller am 18. September 1737 zu Steinheim an der Murr, das eine Stunde nördlich von Marbach liegt, geboren ist. Und zwar ist er der Sohn des Hans Georg Schiller, Bürgers und Bäckers zu Steinheim und seiner Ehefrau Anna Barbara, geb. Ladner. Dieser Hans Georg aber ist der Sohn des im Jahr 1713 verstorbenen Hans Jörg Schiller, Bäckers zu Bittenfeld, eines älteren Bruders des Johannes Schiller, des Großvaters des Dichters. Der Großvater des „Studiosus“ Schiller und der Großvater des Dichters waren also Brüder, und mit dem Hauptmann Schiller war der Studiosus (nach schwäbischer Bezeichnung) als „Vaters Bruders Enkel“ verwandt. Ueber das Weitere vgl. die Stammtafel der Vorfahren Schillers am Schlusse des Bandes.

Der Vater des Johann Friedrich Schiller starb zu Steinheim am 1. Nov. 1770, die Mutter am 28. Okt. 1770. Die Erbteilungsakten hat Haffner dortselbst aufgefunden. Die Hinterbliebenen waren 2 Kinder, Anna Dorothea, verheiratet an den Färbermeister Boßhardt zu Steinheim, und der Studiosus, der sich im Todesjahr der Eltern zu London befand und als Bevollmächtigten den Hauptmann Schiller „seinen sonders vertrauten Freund“ aufstellte. Hauptmann Schiller war bei der Teilung anwesend. Nach dem Teilungsakt (vom Dez. 1770) betrug das Vermögen in Haus und Gütern, Geld und Fahrniß 4150 Gulden — eine für die damaligen Verhältnisse nicht geringe Summe — wovon der Sohn 2088 Gulden erhielt. Es erhellt hieraus, daß es mit der mißlichen Lage, die der Studiosus in seinen Briefen an den Herzog unermüdlich schildert, so schlimm nicht bestellt war. Allerdings lasteten Schulden auf ihm: außer den bei v. Schloßberger erwähnten Posten eine Forderung eines Gastwirts zum goldenen Löwen in Amsterdam, der laut Schuldscheins vom 28. Aug. 1762 für Kost und Logis an den Erben 327 Gulden gut hatte. Die Anerkennung dieser Schuld durch zwei Schreiben aus London vom Febr. und April 1763 sagt uns genauer als des Amtmanns Neuffer Bericht, daß Johann Friedrich Schiller um diese Zeit in England seinen Aufenthalt genommen hat. Auch seine Londoner Adresse gibt er in einem Brief an Ladner vom Febr. 1771 an: A. H. Brandis Esqu. in Arlington Street, St. James, London. Johann Friedrich Schiller machte die meist in Liegenschaft bestehende Erbschaft lange nicht zu Geld, und später, 1772, wurde die Ausfolge wegen einer Forderung der Wittwe des Chirurgen Thamson in Plüderhausen vom Gericht gesperrt.

Befremden kann es, daß ein so tüchtiger Mann wie Johann Kaspar

Schiller zu dem „Studiosus", an dem doch Unlauteres haftete, Vertrauen gefaßt hat. Ich habe S. 25 den Brief an den Kandidaten Weiblen charakterisirt und möchte aus ihm noch ein paar Stellen anführen. Der damals 22jährige Johann Friedrich Schiller schickt dem Kandidaten, den er bei sich zu haben wünscht, 20 Thaler zur Erleichterung der Reisekosten und fügt bei: „Sie sollen mir als Vorleßer und Secretair dienen. Es verstehet sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Ministers und an Standespersonen selbst schreiben, und solche nur durch Sie werde copiren lassen; die übrige Briefe werde ich Ihnen dictiren. Sobald ich wieder nach Hauße kommen werde, sollen Sie versorgt seyn, Sie mögen geistlich oder weltlich bleiben wollen. Das aber sage ich Ihnen zum Voraus, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Untersuchung oder Verzögerung geschehen." An einer andern Stelle heißt es: „Verschwiegen müßen Sie seyn können, wenn Sie sich der Ahndung des Herzogs, unsers liebsten Carls, und meiner Rache nicht aussetzen wollen. Es haben es angesehene Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß." So schreibt ein Mensch, der, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit allen Wassern gewaschen ist. Auch die Briefe an den Herzog, so abgeschmackt zum Teil ihr Inhalt ist, zeigen einen geriebenen Patron und einen Wortmacher. Aber eben diese formale geistige Gewandtheit mag es gewesen sein, die dem nach Bildung verlangenden Hauptmann Schiller mehr als nötig imponirt hat; der „Vetter" war der einzige „Studirte" in der Familie, und in biederer Umgebung wird seine Suada wohl auch die Saiten der Biederkeit aufgezogen haben. Dabei lag das Bestreben, emporkommen zu wollen, sich emporzuarbeiten, auch in des Hauptmanns Natur. Das einigermaßen komische Licht aber, das auf dem im vermeintlichen Alter von 28 Jahren von der Universität Zurückgekommenen haftete, schwindet, nachdem wir sein wahres Geburtsdatum nun wissen. Daß sich Johann Friedrich Schiller in seinen Mannesjahren nützlicher machte als in der Jugend, soll für die Beurteilung seiner Persönlichkeit nicht außer Acht gelassen sein. Von seinen Uebersetzungen verzeichnet Gradmanns „Gelehrtes Schwaben" (1802, nach Meusel) außer den bereits S. 26 genannten noch folgende: Adam Smiths Untersuchungen der Natur und Ursachen der Nationalreichthümer, 1777—1792; W. Robertsons Geschichte von Alt-Griechenland, 1779; Moralische Versuche und Erzählungen, 1785 u. 1787; Wilhelm Penns Früchte der Einsamkeit, 1785 (bei Cotta); Johnsons Prinz von Abessinien, 1786. Auch seine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" ist eine Uebersetzung aus dem Englischen.

8. Zu S. 29, Z. 32. Die noch von Minor (I, 24) wiederholte Angabe, daß **Luise Schiller** am 24. Januar 1766 geboren sei, folgt zwar dem curriculum vitae des Vaters (vgl. Schiller's Beziehungen zu Eltern u. s. w. S. 16), läßt sich jedoch nicht halten, da nach Schwabs Urkunden S. 35 das Lorcher Taufbuch den 23. Januar (als Tauftag) angibt. Ich bitte in meinem Text zu lesen: im Januar 1766.

9. Zu S. 30, Z. 1—3. Von der **bedrängten Lage** der Eltern Schillers **in Lorch** geben v. Schloßbergers „Neuaufgefundene Urkunden“, S. 17—26, mehrfaches Zeugniß. Zunächst ein Schreiben des Hauptmanns Schiller d. d. Lorch, 24. August 1766, gerichtet an den Oberamtmann Andler in Marbach. In ihm beschwert sich Schillers Vater, daß ihm seitens des Bürgermeisteramtes Marbach von dem Kaufschilling für seinen kurz zuvor verkauften „Kirchen-Wengert“ 14 fl. zur Deckung eines Steuerrückstandes wider Recht und Billigkeit mit Arrest belegt worden seien. Er macht hiebei unter Anderm geltend, daß er von der herzoglichen Kriegskasse für Auslagen bei Werbungen eine Summe von 3515 Gulden 20 kr. zu fordern habe, daß ihm auch seine Offiziersgage bereits seit 2 Jahren nicht ausbezahlt worden sei; leider sei „noch nirgend keine Hoffnung, daß die leydliche Mißhelligkeit zwischen Herrn und Lande nächstens solte beygelegt und die Militair-Casse in den Stand gesetzt werden, wenigstens eine abschlägliche Bezahlung zu praestiren“. Unter solchen Umständen sei er genötigt, die Bezahlung der vom Bürgermeisteramt Marbach auf 1 fl. jährlich festgesetzten Bürgersteuer seiner Frau hinauszuschieben und, wenn man auf dem Arrest seines Geldes als einem objecto executionis beharren sollte, bei Seiner Durchlaucht um Nachlaß zu bitten. — Noch deutlicher erkennt man diese traurigen Verhältnisse wie auch die schmähliche Rücksichtslosigkeit, mit der der Herzog gegen die in seinem Dienste Stehenden verfuhr, aus der Eingabe des Hauptmanns Schiller an den Herzog von Würtemberg d. d. Lorch, 4. Nov. 1766. Hier setzt Joh. Kaspar Schiller zu Anfangs auseinander, daß der letzte Rest seines eigenen Vermögens in ¼ Morgen Weinbergs zu Marbach bestanden habe und daß er diesen vor Kurzem mit Schaden um 47 fl. habe verkaufen müssen; von dem Reste des Kaufschillings wolle der Oberamtmann und Magistrat zu Marbach ihm 14 fl. in Abzug bringen. Wenngleich als Offizier in Militärdiensten stehend, sei er doch bereit, eine Bürgersteuer in Marbach zu entrichten und sei auch mit der Bezahlung derselben nur deßhalb säumig geworden, weil bis Ende September 24 Monate seiner Gage rückständig seien, ihm auch die Militärkasse an Werbegeldern nach „Abzug der Unterofficiers-Forderung“ noch 2673 Gulden 40 kr. schulde; beide Posten zusammen bildeten einen Betrag von 3393 fl. 40 kr., und es sei also leicht zu erachten, daß er alles, was er nur hie und da habe aufbringen können, zu seiner und der Seinigen notdürftigen Unterhaltung habe aufwenden müssen. S. herzogliche Durchlaucht möge somit veranlassen, daß der in Marbach auf den Rest des Kaufschillings gelegte Arrest aufgehoben und der Bittsteller, so lange er sich in herzogl. Militärdiensten befinde, von der Entrichtung einer Marbacher Bürgersteuer befreit werde. — Unter dem Datum „Lorch, 11. Nov. 1766“ richtete sodann Hauptmann Schiller wiederum an den Oberamtmann Andler zu Marbach ein Schreiben, des Inhalts, daß er sich genötigt gesehen habe, „ad Serenissimum zu recurriren“, weil er aus dem Bescheid auf sein Nachsuchen vom 24. Aug. habe ersehen müssen, daß der Magistrat in Marbach auf

die mißlichen Umstände des Offizierscorps keine Rücksicht zu nehmen geneigt sei; es sei aber auch die Berechnung des Magistrats in mehreren Punkten nicht richtig. Letzteren Nachweis versucht nun das Schreiben genauestens zu führen, und Hauptmann Schiller entfaltet hiebei eine rechnerische Fertigkeit, welche jedem Finanzkünstler Ehre machen würde; aber freilich so um Kreuzer und Heller disputirt nur der, dem die Not den Wert auch der kleinsten Summe gelehrt hat. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Gott bewahre Euer Wohlgeboren für derley Extremitaeten, in welche sich dermalen die Officiers befinden, regiere aber vordersamst das Herz Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu gnädigstem Mitleyden und mache dem schon so lange anhaltenden Misere doch bäldist ein Ende!" Die Eingabe Schillers an den Landesherrn hatte indessen nicht den gewünschten Erfolg. Der Herzog forderte vom Oberamt Marbach unter dem 20. Nov. 1766 Bericht ein, und dieser Bericht, d. d. 6. Dez. 1766, bestand auf der erhobenen Forderung, da der Hauptmann Schiller am 29. Sept. 1749 das Marbacher Bürgerrecht erworben habe und ebendeßhalb, so oft er mit Weib und Kindern nach Marbach zurückkehre, in den Genuß aller bürgerlichen Benefizien eingesetzt werden müsse, auch seine während der militärischen Dienstjahre erzeugten Kinder eo ipso im Genuß des Marbacher Bürgerrechts seien. Hierauf entschied der Herzog d. d. Solitude den 18. Dez. 1766 durch Dekret an das Oberamt Marbach: „Seine Herzogliche Durchlaucht werden den Hauptmann Schiller mit seinem Gesuch abweisen lassen, und verordnen, daß es bey der gemachten Verfügung sein Verbleiben haben solle. Carl m. propria." — Ueber das Werbegeschäft ihres Vaters und die wirtschaftlichen Bedrängnisse der Familie in Lorch berichtet auch Christophine Schiller in ihren „Notizen über meine Familie" einiges Nähere. Sie erzählt, die Offiziere seien an die Grenzen berufen worden, um junge Leute zu Soldaten anzuwerben; jedermann habe geglaubt, es stehe dem Vaterland ein Krieg bevor, und so hätten sich die Offiziere diese Sendungen gefallen lassen, nachher aber habe man erfahren, daß der Herzog die Soldaten an Holland verkaufe. Ihren Vater habe das Loos getroffen, in Lorch Werbungen zu betreiben; zu seinem Geschäfte seien ihm zwei Unterofficiere beigegeben worden, und man habe ihm für jeden Tag einen Sold von 3 fl., jedem Unterofficier aber von 1 fl. versprochen. „Allein in diesen 3 Jahren" [1764 bis 1766] — fährt sie fort — „bekam mein Vater keinen Heller des ihm versprochenen Solds, auch die armen Unterofficiere (die nichts zuzusezen hatten) ebenfalls nichts, und wir mußten sie verköstigen." Schließlich habe der Vater den Herzog freimütig um seinen Gehalt oder um Zurückberufung in die Garnison gebeten (einer an den Herzog gleichzeitig eingeschickten „Werbrechnung" gedenkt auch die Eingabe vom 4. Nov. 1766), da er nunmehr alles zugesetzt habe und als ehrlicher Mann in Lorch nicht länger leben könne; hierauf sei die Zurückberufung [nach Ludwigsburg] erfolgt, das Guthaben aber lange nachher in kleinen Portionen nachbezahlt worden. Joh. Kaspar Schiller selbst erwähnt in seinem curriculum vitae, bei seiner

Zurückberufung nach Ludwigsburg seien die seit 3 Jahren rückständigen Diätengelder und Gage, über 2000 Gulden betragend, bei der Kriegscasse gnädigst angewiesen worden; er habe aber erst nach 9 Jahren „mit Accord“ dazu gelangen können. Treue Freunde in Lorch, der Oberamtmann, dessen Christophine gedenkt, der Pfarrer Moser und zwei andere Geistliche haben in jenen Zeiten der äußersten Not der Schillerschen Familie vermutlich manchen Beistand geleistet; vgl. Christophinens Skizze „Schillers Jugendjahre“. Nach dem Auszug aus dem Lorcher Taufbuch bei Schwab, Urk. S. 35 war der Name des Oberamtmanns Scheinemann; ebenda, S. 36 wird als einer der gleichzeitig mit Moser in Lorch amtirenden Geistlichen der Diakonus Johann Melchior Kapff genannt. Mosers Frau war eine geborene Elwert.

10. Zu S. 30, Z. 4—5. Hauptmann Schiller kam bei der Zurückberufung in die Garnison Ludwigsburg zu dem Regiment v. Stain, dem er jedoch schon in Lorch (vgl. den Auszug aus dem Lorcher Taufbuch bei Schwab, Urkunden, S. 35), ja schon seit seiner Ernennung zum Hauptmanne angehörte (vgl. das Tilgersche Staats- und Adreßbuch des schwäb. Crayses v. J. 1771, S. 370).

11. Zu S. 32. Von der Betriebsamkeit und dem Thätigkeitssinn Johann **Kaspar Schillers** gibt auch seine Beteiligung an einem Silberbergwerk Zeugniß, zu welcher Pfarrer Laurmann in Neulautern neuestens Belege aufgefunden und bekannt gemacht hat (vgl. den Bericht des Schwäb. Merkur, Kronik v. 28. Dez. 1898 über Laurmanns Vortrag im Oekolampadius-Verein zu Weinsberg). Bei Wüstenrot und bei Neulautern (im Oberamt Weinsberg) wurde 1772 der Bau eines Silberbergwerks begonnen. Vertreter einer großen Zahl von Theilhabern aus Backnang, Murrhardt, Winnenden, Stuttgart, Herrenberg u. s. w. war der als Gottesgelehrter und Naturkundiger bekannte Murrhardter Prälat F. C. Oetinger, Vertreter einer Gesellschaft Ludwigsburger Offiziere, unter denen sich auch v. Hoven befand, war Hauptmann Schiller. Briefe des letzteren liegen im Böhringsweiler Archiv. Das Bergwerk lohnte Mühe und Kosten nicht, so daß es bald wieder einging: bei Theusserbad aber fand man Pechkohlen und ein dort eröffnetes Vitriolwerk wurde mehrere Jahrzehnte hindurch mit Erfolg betrieben.

12. Zu S. 35. Eine populär gehaltene Biographie „**Schillers Mutter.** Ein Lebensbild“ hat Ernst Müller 1894 im Verlag von A. Seemann in Leipzig veröffentlicht. Sie enthält viele Abbildungen, auch bisher ungedruckte Briefe (zumeist aus dem Weimarischen Schillerarchiv); andere bisher ungedruckte Briefe der Mutter Schillers (aus dem Marbacher Schillerarchiv) veröffentlichte Rudolf Krauß in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“ vom 8. Nov. 1893. Dem Müllerschen Buche ist als Titelbild ein seltsames, zuvor im Verborgenen gebliebenes Porträt der Mutter Schillers

beigegeben; mit seiner losen Haartracht und den ungemein starken, ziemlich knochigen Gesichtszügen gleicht es eher einem Manne als einer Frau (in mittleren Jahren). Man möchte es für eine geistreiche Karrikatur halten. Der Mund ist sehr groß, und die Nase reicht nahe zur Oberlippe. Das Originalgemälde besitzt ein Fräulein Kopprasch in Dresden, die Urheberschaft ist nach Müller „nicht ganz sicher". Die Freude der Entdecker werden wenige teilen. Zum Glück besitzen wir von der Malerin Ludovike Simanowiz das für den Dichter im Jahr 1793 gemalte treffliche kleine Oelbild, von welchem die ansprechendste Kopie in „Schiller's Beziehungen zu Eltern" u. s. w. sich findet; eine gleichfalls gute gibt E. Müller S. 105. Dieses Gemälde ist im Jahr 1890 durch Schenkung der Oberförsterswittwe v. Schiller in den Besitz des Marbacher Schillerhauses gelangt, zusammen mit den gleichfalls von der Simanowiz gemalten Bildern Joh. Kaspar Schillers und des Dichters und 9 andern Familienbildern. Schon seit längerer Zeit besitzt das Marbacher Schillerhaus die in Oel gemalten Kopien zweier Bildnisse der Eltern aus deren Jugendjahren; die Originale derselben, aus dem Nachlaß der Luise Schiller-Frankh, der Schwester des Dichters, befinden sich durch Vererbung in Möckmühl. Auch diese Bilder haben Porträttreue. (Gute Kopien derselben bei Ernst Müller S. 16). Ueber 2 in Lewalds „Europa" 1843 gedruckte Brustbilder der Eltern Schillers nach einer Lithographie (wiederholt bei Wurzbach, Taf. XI) und ein von Weger gestochenes Bild der Mutter vgl. Ernst Müller S. 203—204.

13. S. 64, Z. 13 habe ich durch ein Versehen geschrieben: „dem Gasthof zur Sonne gegenüber" anstatt: „dem Gasthof zum Lamm gegenüber", worauf mich Otto Brahm, Schiller, I, 384 aufmerksam macht. Meine Schilderung berichtigte zunächst die Angabe Palleskes und Düntzers, der zufolge Schillers Eltern in der „Herberge zur Sonne" gewohnt hätten. Joh. Kaspar Schillers Brief vom 6. März 1790 (vgl. oben S. 71) spricht allerdings von der Herberge zur Sonne als dem „Quartier" der Familie, aber die Lorcher Ueberlieferung weiß zuverlässig von einem andern Wohnhaus, und dieses, das heute wie ehedem im Erdgeschoß eine Schmiede enthält, liegt dem „Lamm" gegenüber an der von Stuttgart nach Nördlingen führenden Lorcher Hauptstraße und vor dem S. 64 genannten Wiesengarten. In der Herberge zur Sonne haben Schillers Eltern vielleicht nur zu Anfang Quartier gehabt. Der Götzenbach, der bei meinem Besuch in Lorch 1880 am Schillerhaus seitlich vorüberfloß, ist 1892 abgeleitet worden, so daß Z. 10—12 nunmehr zu lesen ist: „kommt der Götzenbach herab, der ehedem an dem einstöckigen Häuschen, das die Schillersche Familie bewohnte, vorüberfloß". — Die Wirtschaftsgerechtigkeit im „Lamm" wird nicht mehr ausgeübt. Der Schmied, bei dem die Schillersche Familie wohnte, hieß Molt (Gef. Mitteilung des Oberlehrers Kirn in Lorch).

14. Zu S. 65, Z. 24 zu **Conz**. Das Wort „Theolog" nebst dem vorausgehenden Komma ist zu streichen.

15. Zu S. 71 ff., **Schiller in Ludwigsburg.** Kuno Fischer, Schillerschriften I, 131 ff. gedenkt des glänzenden Einzugs, den Herzog Karl, nachdem er den Winter von 1766 auf 1767 in Venedig zugebracht hatte, am 11. Juli 1767 in Ludwigsburg hielt; er vermutet, daß der junge Schiller den Herzog dabei zum ersten Mal gesehen habe, und schildert, nicht ohne die Biographen eines Uebersehens zu zeihen, den mächtigen und nachhaltigen Eindruck, welchen das Fest und die Erscheinung des Fürsten auf die Phantasie des siebenjährigen Knaben gemacht haben müsse. Ohne Zweifel ist diese Ausführung Kuno Fischers bestechend und fesselnd; aber rechnen darf die Biographie des Dichters doch nur mit denjenigen Thatsachen, die als äußere oder innere Erlebnisse Schillers irgendwie bezeugt oder mit Notwendigkeit zu folgern sind. Daß die gesammte Ludwigsburger Schuljugend bei der Einzugsfeier aufgestellt war, wissen wir aus dem bei Chr. Fr. Cotta 1767 gedruckten die Feier beschreibenden Quartband; höchst wahrscheinlich ist es also, daß auch der junge Schiller beteiligt war. Aber irgend ein Hinweis auf diesen Vorgang findet sich in Schillers Lebensgeschichte nirgends, und die Möglichkeit, daß ein Zufall ihn fernhielt, ist ja nicht ausgeschlossen. Hovens Selbstbiographie, die doch von dem, was die Jugend in Ludwigsburg bewegte, ziemlich ausführlich erzählt, hat des fürstlichen Einzugs vergessen. Daß Friedrich Schiller von dem anspruchsvollen und aufdringlichen Prunke des Hoflebens zu Ludwigsburg das Eine und Andere gewahren mußte, daß die Theatervorstellungen seine Einbildungskraft beschäftigten, habe ich erwähnt; ob aber einem einzelnen Festerlebniß ein solches Gewicht beigelegt werden darf, wie der Verfasser der „Schillerschriften“ will, bleibt fraglich, und wenn der Aufenthalt des Herzogs in Venedig dem Dichter wirklich in der Folge für den „Geisterseher“ Motive bot, so hatte diese Anlehnung doch gerade mit dem Einzugstag nicht viel zu schaffen. Kuno Fischer fährt fort: „Hätte Schiller Jugenderinnerungen geschrieben wie Goethe, so würde seine Ludwigsburger Jugendzeit in magischem Lichte strahlen, während wir jetzt immer nur dieselben kargen und trockenen Notizen über die Klassen und Präceptoren der Ludwigsburger Lateinschule und die Stuttgarter Landexamina zu hören bekommen.“ Auch mit dieser Ansicht kann sich die Geschichtschreibung kaum einverstanden erklären; Schillers Aeußerung: „Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle“ steht mit ihr in zu schroffem Widerspruch. Ein richtiges Gegenstück zu der Kaiserkrönung, die der junge Goethe in Frankfurt erlebte, boten die Ludwigsburger Feste der Jugend Schillers schon darum nicht, weil ihnen der frohe Charakter und das volkstümliche Gepräge fehlten. Als der Herzog, gerade in dieser Regierungsperiode einer der gewissenlosesten Prasser und Blutsauger, die je auf einem Throne zu sehen waren, aus Venedig zurückkehrte, empfing ihn zu Ludwigsburg zwar der Spezial Zilling mit den niederträchtigsten Schmeichelreden (vgl.

Karl Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg, III, 2, S. 338), aber in der Stille der Häuser wird gar manche Verwünschung und gar mancher Seufzer zum Himmel gestiegen sein, und der zu Ludwigsburg „wie ein Triumphator nach glorreichen Thaten" einzog, hatte beim Abzug aus der Lagunenstadt seinen Haus-Schmuck für 15,000 Zechinen verpfänden müssen, um seine Schulden bezahlen zu können (vgl. Karl Pfaff, Geschichte Wirtembergs, II, 1, S. 454). Nach dem Sinne der Schillerschen Familie war diese tolle und frevelhafte Wirtschaft am wenigsten; sie lebte in Ludwigsburg in gedrückten Verhältnissen, der Knabe wuchs unter strenger häuslicher Aufsicht, unter der härtesten Schulzucht heran und der Glanz des fürstlichen Wesens blendete so wenig sein Auge, daß er vielmehr der Theologie seine Neigung zuwandte und nur mit Widerstreben der Berufung auf die Solitude folgte: dies sind Thatsachen, über welche keine Schilderung hinwegkommen wird. — Wenn Kuno Fischer des Ferneren ausführt, daß die vielfache persönliche Berührung, in welche der Herzog zu den Zöglingen der Militärakademie getreten sei, der Phantasie Schillers bemerkbare Spuren eingedrückt habe, daß am Anblick des Landesfürsten der Sinn für das Großartige und Bezaubernde des Herrschertums ihm aufging, daß schon der Jüngling eine „sichere und eingelebte Anschauung" oder „Fühlung" des fürstlichen Wesens gewann und ebendeßhalb in Schillers Dichtungen „die Kunst, Fürsten darzustellen", in unvergleichlicher Weise geübt ist — so wird man der Schilderung des geistvollen Mannes hierin gerne Recht geben; es ist ein Verdienst Kuno Fischers, diese Seite der Jugendbildung Schillers hervorgehoben zu haben. Nur trifft, wie mir scheint, die Charakterzeichnung, welche der Verfasser der „Schillerschriften" dem Herzog widerfahren läßt, nicht gerade zu. Gewiß erklärt die wilde Jagd nach Genuß und Glanz und Glorie, die „Lebensgaloppade", der sich Karl Eugen überlassen hatte, einen guten Teil seines Wesens und Handelns; aber wenn der Herzog kein zielbewußter Staatsmann war, so war er doch, so lange es anging, ein politischer Despot und, so lange er lebte, ein bewußter Autokrat. Die offizielle Beschönigungsanzeige bei Mosers Verhaftung (vgl. Siegfried Hänle, Würtembergische Lustschlösser, I, S. 211), der Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl bei Schubarts Verhaftung kennzeichnen den Despoten, und durch hundert Züge ergänzt sich dieses Bild in dem nüchternen aber treuen und immer wieder lesenswerten Bericht, den Karl Pfaff in seiner „Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg", III, 2, S. 256—296 von des Herzogs Regierungsmaßregeln gegeben hat. Man beruft sich zu Gunsten Karl Eugens nicht ungern auf die Worte, welche Schiller im Jahr 1793 an der Gruft des Fürsten gesprochen haben soll und auch Kuno Fischer verflicht sie in seine Schilderung; aber diese Worte verlieren unter einer kritischen Betrachtung gar viel von ihrem Gewicht, und ich freue mich, in ihrer Auffassung mit Otto Brahm (Schiller I, Anmerkungen S. 386—387) übereinzustimmen.

16. Zu S. 73—82, S. XI der Vorrede und S. 592—594, **Schillers Lehrer an der lateinischen Schule zu Ludwigsburg** betreffend. Gemäß den bereits in der Vorrede v. J. 1885 gegebenen Andeutungen ist S. 73, Z. 10 statt „Präzeptor Honolt“ zu setzen: Präzeptor Elsässer — und S. 73, Z. 20 statt „dessen Name nicht sicher ist“: dessen Name Honold war. Die von mir nach dem Druck des Bogens 5 aufgefundenen Thatsachen würden jedoch für eine etwaige zweite Auflage des Buches eine durchgreifendere Ueberarbeitung dieses Abschnittes notwendig machen, und ich glaube schon an gegenwärtiger Stelle verpflichtet zu sein, dem Leser einen Ersatz zu bieten. Mein in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 13. Okt. 1889 veröffentlichter Artikel deckt sich nur teilweise mit der nachfolgenden Untersuchung.

Die ältere Schillerbiographie bis herab auf Palleske weiß uns von den Ludwigsburger Lehrern nur wenig zu sagen. Kaum von zweien derselben werden die Umrisse deutlich. Hoffmeister, der doch ein fleißiges und für seine Zeit gründliches Buch schrieb, nennt ausschließlich und als Schillers „Hauptlehrer“ den Magister Jahn und fügt hinzu, der Knabe sei bei Jahn in Kost und Wohnung gewesen; eine ungegründete Angabe, welche um so zäher sich erhielt, als man den Umzug der Schillerschen Familie auf die Solitude fälschlich in das Jahr 1770 verlegte. Erst in Hoffmeisters „Supplementen“ zu den Werken des Dichters taucht der Name eines zweiten Lehrers, des Magisters Winter, auf. Hoffmeister benützte die Aufzeichnungen, welche Schillers Jugendfreund Petersen teils in Zeitungen veröffentlicht, teils handschriftlich hinterlassen hatte; aus dieser Quelle stammt neben Anderem die Schilderung, daß Jahn „ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer“, jedoch ein „regelfester, nicht unverdienter“ Grammaticus gewesen sei, stammt auch die Nachricht, daß Schiller ein lateinisches Begrüßungsgedicht verfaßt habe, als ein neuer Lehrer, Namens Winter, an die Ludwigsburger Schule gekommen sei. Die Schwägerin des Dichters, Karoline von Wolzogen, eilt über die Jugendjahre, ja über die Zeit bis zur Verlobung Schillers mit rascher Feder hinweg; Viehoff wiederholt den Bericht Hoffmeisters, und auch mit Gustav Schwabs so unwissenschaftlichem als formlosem Buch gewinnt unsere Einsicht keinen Zuwachs. Bei Eduard Boas, der ein erneutes Quellenstudium beginnt und einen unzulänglichen aber achtungswerten Anlauf zu historisch-kritischer Methode nimmt, fließen die Quellen über die Ludwigsburger Zeit reiner und reichlicher; aber mit den Namen Jahn und Winter begnügt sich auch er. Und nicht besser fahren wir in dieser Hinsicht bei Palleske (11. und 12. Auflage), bei Düntzer, bei Otto Brahm. Verworren ist die Darstellung Boxbergers in der von ihm in Kürschners Deutscher National-Litteratur 1889 veröffentlichten biographischen Skizze zu Schillers Werken: hier ist Winter zuerst als Lehrer der II. Klasse, dann als Lehrer der dritten Klasse und Nachfolger Jahns genannt. Doch erscheint bei Boxberger ein neuer Lehrername, der des Präzeptors Honold, wenn auch fälschlich in Verbindung mit der ersten Klasse;

denn inzwischen (1869) war der den Namen „Honolt" nennende biographische Aufsatz der Schwester Schillers, „Schillers Jugendjahre", bekannt geworden, und Boxberger wiederholte Christophinens Zusatz sowohl in seiner Einleitung zur Grote'schen Schillerausgabe vom Jahre 1877 wie in der Schillerausgabe der Kürschnerschen National-Litteratur.

So gleichgültig, als es etwa den Anschein hat, ist die Zahl und Reihe der überlieferten Namen nicht. Wir wissen von Friedrich v. Hoven, dem Schulkameraden Schillers, daß jede der Klassen einen einzigen Lehrer hatte; die Zahl der jeweilig vorhandenen Lehrer bedeutet also die Zahl der Klassen. Klassen sind aber doch Lehrstufen. Ueber die Anforderungen des Unterrichtes in einigen Klassen geben uns Hoven und Petersen Aufschlüsse, welche für die Erkenntniß der geistigen Entwicklung des jugendlichen Schiller nicht ganz ohne Wert sind; wir hören auch von Fortschritten, die der Knabe macht, wie von Hemmungen dieser Fortschritte, von mancherlei kleinen Erlebnissen während der Schulzeit. Es liegt auf der Hand, daß eine deutliche Einsicht in den Zusammenhang dieser Dinge, ein strenggeschichtliches Anordnen unmöglich ist, so lange wir von den wesentlichen Einrichtungen der Anstalt eine unklare oder unrichtige Vorstellung haben. Man kann ja in einem biographischen Gemälde auf die Darstellung von Einzelheiten mehr oder weniger verzichten; aber auf einem vollständigen Wissen des Richtigen muß auch eine gekürzte und das Stoffliche gewissermaßen vergeistigende Darstellung beruhen. Auch die Gerechtigkeit verlangt es, daß wir genauer zusehen: die Persönlichkeit, die Unterrichtsweise einzelner Lehrer wird uns geschildert, nicht immer ist das Bild ein günstiges, und die Unvollständigkeit und die Unbestimmtheit der bisherigen Nennung bewirken, daß wir heute vielleicht gerade denjenigen schwarz malen, der in ein rühmliches Licht gesetzt zu werden verdient. Geben wir Jedem, was ihm zukommt, so wird zugleich das persönliche Verhältniß, in welchem der junge Schiller zu seinen Lehrern stand, da und dort sich erhellen.

Meine Vorgänger hatten überall nur von 3 Klassen gesprochen. Aus der Durchsicht der würtembergischen Staatsadreßbücher des vorigen Jahrhunderts aber ergab sich mir zunächst, daß die Ludwigsburger Lateinschule gerade in jenem Zeitraum, als Schiller sie besuchte, um eine Klasse vermehrt wurde: sie erhielt im Laufe des Jahres 1768 vier Klassen. Die unterste Klasse ist der an den Lateinschulen Süddeutschlands üblichen Bezeichnung gemäß die „erste" Klasse, die oberste die vierte; Palleskes Bericht irrt schon darin, daß er den jungen Schiller am Ende der Schulzeit in die „erste", angeblich von Jahn geleitete Klasse vorrücken läßt. Aber auch neue Lehrernamen ergaben die würtembergischen Adreßbücher. 1767 ist, wie in den Vorjahren und in einer langen Reihe nachfolgender Jahre, „Präceptor" der ersten Klasse Abraham Elsässer. Präzeptor der zweiten Klasse ist 1767 und noch 1777 Magister Christian Honold. Als Lehrer der dritten Klasse mit dem Titel Oberpräzeptor erscheint im Adreßbuch auf das Jahr 1767 Magister Benz, im Adreßbuch auf

das Jahr 1767 aber Magister Johann Friedrich Jahn, der zuvor, und zwar bis zum Juli 1767, Präzeptor in Lauffen war. Nun tritt die Erweiterung der Anstalt ein: im Adreßbuch auf das Jahr 1769 („Jez-florirendes Würtemberg“) findet sich zuerst neben Elsäßer, Honold und dem Oberpräzeptor Jahn ein „Professor“ der vierten oder „höheren“ Klasse aufgeführt in der Person des Magisters Johann Ulrich Schwindrazheim. Daß Schwindrazheim, der zuvor Pfarrer in Thumlingen war, am 27. Mai 1768 zum Professor und vierten Dozenten ernannt wurde, bezeugt, wie inzwischen durch dessen Enkel ermittelt worden ist, ein Eintrag des Ludwigsburger Kirchenbuches. 1770 ist der Stand der geschilderte; 1771 aber, und zwar, wie wir aus Jul. Klaibers Gymnasialprogramm wissen, zu Anfang des Jahres 1771, wird Jahn von Herzog Karl an die Militärpflanzschule berufen; zu seinem Nachfolger wird im gleichen Jahre Magister Philipp Heinrich Winter ernannt. 1772 und 1773 ist die Ordnung somit diese: Lehrer der ersten Klasse ist Präzeptor Elsäßer, Lehrer der zweiten Präzeptor Honold, Lehrer der dritten Oberpräzeptor Winter, Lehrer der vierten Professor Schwindrazheim. Die folgenden Jahrgänge sind für Schillers Schulzeit ohne Belang; doch sei erwähnt, daß Jahn unter dem 25. Mai 1775 von der Solitude an die Ludwigsburger Lateinschule zurückversetzt wurde (vgl. über das Datum der Ernennung Haugs Schwäbisches Magazin auf das Jahr 1775, S. 341; meine irrige Angabe S. 154 des Buches ist hienach zu berichtigen) und daß gleichzeitig — nach Haugs Schwäb. Mag. 1775, S. 252 am 21. Mai 1775 — Schwindrazheims Versetzung an die Pfarrei Gomaringen erfolgte; der an seine Stelle tretende Jahn erhielt nunmehr den Titel „Professor und vierter Dozent bei der lateinischen Schule in Ludwigsburg“. Soweit ich die würtembergischen Adreßbücher verfolgen konnte, tritt ein neuer Lehrerwechsel, und zwar in der zweiten Klasse, erst zwischen 1777 und 1781 ein, und noch im Jahre 1799 weist die Ludwigburger Lateinschule 4 Klassen und 4 Lehrer auf.

Daß der siebenjährige Schiller bei seinem Eintritt in die Ludwigsburger Schule in eine höhere Klasse als die unterste aufgenommen wurde, ist durchaus unwahrscheinlich; er wird, wie alle Anfänger, wie auch Hoven, in die erste gekommen sein. Hier aber wurde Abraham Elsäßer sein Lehrer, nicht Honold; die Treue des Gedächtnisses versagte der Schwester Schillers, als sie, bereits hochbetagt, niederschrieb, Honold sei sein erster Lehrer gewesen. Der Lehrer der untersten Klasse, erzählt Hoven, „war ein ernster, etwas strenger Mann, aber er behandelte seine Schüler freundlich“. Diese Charakterschilderung gilt also von Elsäßer, und von diesem wiederum gilt, was Christophine mit Honolds Namen verknüpft: Elsäßer ist es, der mit Schillers Kenntnissen „sehr zufrieden“ war, und bei ihm lernte der Knabe so eifrig, daß er „oft nüchtern in die Schule ging, wenn das Frühstück nicht fertig war und die Stunde schlug“.

In der zweiten Klasse dagegen wurde Magister Honold Schillers Lehrer. Auf Honolds Rechnung kommt nunmehr Alles, was Hoven

und Petersen von dem Lehrer der zweiten Klasse erzählen; Honold war der strenggläubige Eiferer, der in den deutschen Stunden christliche Bücher lesen ließ und „förmliche Katechisationen" hielt, der die Knaben tückischer Weise im Lateinunterricht durchprügelte, wenn sie in der Kirche die geistlichen Lieder nicht hatten aufsagen können. In die Leidenszeit, welche der gefürchtete Mann der Jugend bereitete, fällt der S. 75 geschilderte Spaziergang Schillers und Elwerts nach Neckarweihingen; Petersen setzt ausdrücklich bei, Schiller sei damals „Secundaner" gewesen.

In der dritten Klasse war Schillers Lehrer anfänglich der Oberpräzeptor Jahn. Ungleich günstiger als Petersen urteilt über ihn v. Hoven, und die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Ueber Schillers Verhältniß zu Jahn wissen wir nichts Genaueres, auch nicht über die „Collission", an welche der alte Schiller 1790 seinen Sohn brieflich erinnert; schwerlich war sie ernsterer Natur, da doch der Dichter, als er in seinen Mannesjahren sich in Ludwigsburg aufhielt, mit Jahn behaglich verkehrte. Ueber Jahns Nachfolger Winter vgl. oben S. 77 und 81; das reuige Verhalten Winters bei dem S. 81 erzählten Vorfall macht vielleicht glaublich, daß er mehr ein hitziger als ein harter Mann war, aber ein Beispiel, wie barbarisch die damalige Schulzucht strafte, gibt das Vorkommniß doch ab. Daß auch Winters Sprachunterricht mit geistlicher Unterweisung verquickt war, läßt uns ein von ihm verfaßtes Schulbuch erkennen: er schrieb eine „praktische Anleitung zur lateinischen Schreibart", deren erster Teil lateinische Vokabeln und „Phrasen" an Aufsätzen über die christliche Glaubens- und Sittenlehre einüben sollte.

Ein paar Jahrzehnte später als Schiller saß ein anderer deutscher Poet auf der Schulbank zu Ludwigsburg, Justinus Kerner. Damals lehrten noch Elsässer, Winter und Jahn. Das Bildniß, welches Kerner von den zwei ersteren zeichnet, ist nicht sehr schmeichelhaft; er nennt sie „höchst pedantische Menschen, mit schmutzigen baumwollenen Kappen und langen Haselnußstöcken". Tritt uns der Eine oder Andere aus Schillers Lebensgeschichte etwas leidlicher entgegen, so zeigte doch auch diesem die Schule zu Ludwigsburg wenig Anmutendes. Was sie als haupsächliche Nahrung ihm bot, war ein sinnloses Uebermaß von Latein; und eingeprügelte Religionskenntnisse, einen ganz entwürdigten Religionsunterricht also, gab sie als Zukost. Wenn Schiller im Jahre 1789 an Karoline von Beulwitz schreibt: „Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle" — so bezieht sich dieses herbe Wort zwar zum Teil auf die Militärakademie, aber auch auf Ludwigsburg fällt ein Schatten. Sah Schiller zurück, so erschienen ihm Marbach und Lorch im goldenen Schimmer der Kindheit; in Ludwigsburg empfand er zuerst die Rauhheit des Lebens. —

Es fragt sich nunmehr, ob Schiller in die vierte oder oberste Klasse der lateinischen Schule noch eingetreten ist und in dieser den Unterricht Schwindrazheims genossen hat. Ein urkundlicher Be-

weis läßt sich, wie die Dinge liegen, für diese Annahme nicht führen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Um sie aufzuzeigen, bedarf es jedoch eines weiteren Ausholens.

Die Zeugnisse, welche uns einen Aufschluß zu geben vermögen, wie lange Schiller in den einzelnen Klassen verweilte und in welche Jahrgänge der Besuch dieser Klassen fiel, sind ungemein dürftig. Amtliche Jahresberichte, Schulprogramme u. dgl. fehlen. Einen Anhaltspunkt gibt uns aber fürs Erste die Thatsache, daß Jahn zu Anfang des Jahres 1771 an die Militärpflanzschule abberufen wurde: gewiß würden die Zeitgenossen, wie Conz (Morgenblatt 1807, Nr. 201), den Unterricht bei Jahn nicht so stark betont, würden nicht, wie Petersen (Morgenblatt 1807, Nr. 64), den Magister Jahn als Schillers „vornehmsten Lehrer" bezeichnet haben, wenn Schiller nur ein Vierteljahr, nur vom Herbst 1770 an — das jährliche Vorrücken fand ja nach Hovens Selbstbiographie im Herbste statt — an Jahns Unterricht teilgenommen hätte; viel eher wird anzunehmen sein, daß Jahn mehr als ein volles Jahr, daß er vom Herbst 1768 oder doch vom Herbst 1769 an Schillers Lehrer war. 1771 ist Schillers Begrüßungsgedicht an Winter verfaßt; der neue Lehrer, der Nachfolger Jahns, wird wohl von einem Schüler seiner eigenen Klasse begrüßt worden sein, das Gedicht galt ja nach Petersens handschriftlichem Ausdruck (vgl. Hoffmeister, Supplemente I, 4) dem „Vorgesetzten": somit ist bezeugt, daß Schiller im Frühjahr 1771 der dritten Klasse angehörte. Zwei andere Anhaltspunkte, denen es freilich an völliger Bestimmtheit mangelt, sind folgende. Petersen setzt bei seiner Schilderung des Spaziergangs nach Neckarweihingen hinzu, damals, „um 1768", sei Schiller Sekundaner gewesen. Sodann erwähnt Christophine, ihr Bruder sei „bald" (nach der Aufnahme in die Schule) in eine höhere Klasse gekommen. Nun fällt der Spaziergang nach Neckarweihingen, wenn er wirklich im Jahre 1768 stattfand, in den Sommer 1768; denn im Herbst gibt es keine Johannisbeeren mehr. Also war Schiller bereits vom Herbst 1767 an in der zweiten Klasse, nachdem er in der ersten Klasse drei Vierteljahre zugebracht hatte. In der zweiten Klasse blieb er nun, wie es scheint, bis zum Herbst 1768. S. 73, Z. 15 ist demnach einzusetzen: mit dem Herbst 1767 rückte er in die zweite Klasse vor — und S. 76, Z. 28—29: Vermutlich schon im Herbst 1768 war er in die dritte Klasse der lateinischen Schule vorgerückt. — Die gesammte für seinen Aufenthalt in Ludwigsburg aber noch übrige Zeit — also die Zeit bis Mitte Januar 1773 — müßte Schiller in der dritten Klasse zugebracht und sein Besuch eben dieser Klasse müßte sich bis in ein fünftes Schuljahr hinein erstreckt haben, wenn er nicht schließlich in die vierte Klasse vorgerückt ist. Wollte man aber annehmen, daß er erst mit dem Herbst 1769 in die dritte Klasse eingetreten ist, so würden sich für sein Verbleiben in dieser Klasse noch immer mehr als 3 volle Jahre ergeben.

Aus dem mehrjährigen Verweilen eines Schülers in einer Klasse den Schluß zu ziehen, daß er in dieser Zeit geringe Fortschritte ge-

macht habe und ebendeßhalb „sitzen geblieben" sei, liegt uns sehr nahe; man wird also versucht sein, die schwebende Frage auch unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen. Indessen bin ich durch einen württembergischen Gelehrten auf die Eigenartigkeit oder Absonderlichkeit der Verhältnisse an den dortigen Lateinschulen aufmerksam gemacht worden. Die Einrichtung einer besonderen Klasse für jedes Schuljahr bestand um 1770 nur am Stuttgarter Gymnasium, und auch dort war das Vorrücken noch von vielen andern Rücksichten außer der auf die Kenntnisse abhängig. „Wir haben", fügt der nämliche Sachkundige, der inzwischen verstorbene Oberstudienrat Julius Klaiber, in seinem Schreiben vom 14. Okt. 1889 hinzu, „noch jetzt Lateinschulen von 1, 2, 3 und mehr Klassen, welche der Regel nach den gesammten Unterricht der Zeit vom 8.—14. Jahre besorgen; da also die Zahl der Klassen geringer ist als die der Unterrichtsjahre, so wird das noch jetzt durch Einrichtung von „Abteilungen" innerhalb der Klassen ausgeglichen, welchen die Schüler je nach ihren Kenntnissen zugewiesen werden. Bei einer dreiklassigen Lateinschule sind an sich in jeder Klasse zwei Jahresabteilungen, und der einzelne Schüler sitzt normal in jeder Klasse, d. h. bei jedem Lehrer 2 Jahre. Eine Prüfung und Beförderung findet freilich jedes Jahr statt, aber die letztere trifft die einzelnen Schüler an sich nur alle zwei Jahre . . . Die dritte Klasse war herkömmlicher Weise die Vorbereitungsklasse für das Landexamen . . . Wir hatten vor 1768 nur Eine vierklassige Lateinschule im Lande, die in Tübingen und bei dieser war es so: Das Landexamen wurde von der 3ten aus gemacht, die 4te „höhere", aber ermöglichte es den Tübingern, ihre Söhne, ohne sie nach Stuttgart aufs Gymnasium zu schicken, direkt auf die Universität vorbereiten zu lassen."

Angesichts dieser Verhältnisse würde die Annahme, daß Schiller in der Zeit von 1767—1773 nicht mehr als 3 Klassen durchlaufen hat, wenig Verwunderliches mehr haben, und keinenfalls dürfte aus dem Umstand, daß er in dieser oder jener Klasse mehr als 1 Jahr zugebracht hat, auf ein Nachlassen seiner Fortschritte geschlossen werden. Auch würden die Nachrichten zu der Annahme, daß Schiller als Lateinschüler schlechte oder langsame Fortschritte gemacht habe, nicht wohl stimmen. Denn wenn auch Petersen (vgl. Morgenblatt für gebildete Stände, 1807, Nr. 164) bemerkt, Schiller habe sich, seine lateinischen Sprachkenntnisse abgerechnet, in Ludwigsburg in keinem Fache ausgezeichnet und weder seine Mitschüler noch seine Lehrer hätten damals etwas von den in ihm schlummernden Geistesgaben geahnt, so setzt er doch hinzu, unter den Ersten seiner Abteilung sei er immer gewesen. Desgleichen erzählt Hoven (bei Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben), Schiller habe in der lateinischen Schule immer für einen der besten Schüler seiner Klasse gegolten und habe leicht und fleißig gelernt. Christophinens Aeußerung in ihren „Notizen über meine Familie" lautet: „In Ludwigsburg wurde nun mein Bruder in die lateinische Schule geschickt, und erwarb sich durch sein gutes Verhalten und seinen Fleiß die Zufriedenheit seiner Lehrer daß

er bald in eine höhere Klasse kam". Conz (vgl. Morgenblatt 1807, Nr. 201) will von glaubhaften Personen gehört haben, das Stuttgarter Konsistorium habe den Eltern Schillers die Weisung gegeben, ihren Sohn mangelhafter Talente wegen für eine andere Laufbahn als die theologische zu bestimmen; dieser Bemerkung setzt jedoch die Redaktion des Morgenblattes den Wortlaut der von Schiller im Landexamen erworbenen Zeugnisse entgegen, in denen sich von einer solchen Weisung keine Spur finde, fügt auch hinzu, Schillers Fortschritte hätten ihm im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen jedesmal ein doppeltes A verschafft. Scheint nun auch jenes von Conz vernommene Gerücht nicht ohne ein Körnchen Wahrheit gewesen zu sein — im vierten Landexamen erhielt Schiller eine weniger günstige Zensur, und von einer durch körperliche Schwäche, durch schnelles Wachsen hervorgerufenen Unterbrechung des „Fleißes" und Versäumniß berichtet auch Streicher — so handelte es sich hiebei doch auf alle Fälle nur um eine bald wieder rühmlich ausgeglichene Störung (vgl. oben S. 81 bis 82).

In der nämlichen Zeit wie Schiller und gleich diesem ursprünglich zur Theologie bestimmt, hat Friedrich v. Hoven die Ludwigsburger Lateinschule besucht, und es scheint belehrend, die Schicksale, die dieser dortselbst zu befahren hatte, zur Vergleichung heranzuziehen. Nach den Schilderungen seiner Autobiographie wurde Hoven im Alter von 7 Jahren, d. h. anno 1766, nach erstandenem kurzem Examen in die unterste Klasse aufgenommen; im nächstfolgenden Jahre wurde er in die zweite versetzt, und auch in dieser durfte er „nur ein Jahr lang" bleiben. Hiebei erwähnt Hoven, die Schüler der zweiten Klasse seien, da sie den strengen Präzeptor nicht geliebt hätten, in den lateinischen Lehrstunden um so fleißiger gewesen, je mehr sie gewünscht hätten, in die dritte Klasse befördert zu werden: „Diese Beförderung", setzt er hinzu, „geschah nämlich jährlich einmal im Herbst und es kam darauf an, wie man in der von dem Obergeistlichen oder Spezial vorgenommenen Prüfung bestanden, um ein Jahr früher in eine höhere Klasse befördert zu werden." In die dritte Klasse kam Hoven, wie es scheint, im Herbst 1768 und blieb nun in ihr bis zum 17. Juni 1771, bis zu seiner Aufnahme in die Militärische Pflanzschule. Also hat Hoven in der dritten Klasse nahezu 3 Jahre zugebracht. Das Landexamen machte er in dieser Zeit nur einmal mit: ob ihn das zweite und dritte Landexamen in der dritten oder der vierten Klasse getroffen hätte, läßt sich um so weniger entscheiden, als Hoven der vierten Klasse gar keine Erwähnung thut. Er bemerkt nur, die Studiosen der Theologie seien gehalten gewesen, das Landexamen in Stuttgart dreimal zu machen, und nur wenn sie in allen 3 Prüfungen gut bestanden hätten, habe man sie in eine der Klosterschulen, zunächst eine der niederen, aufgenommen.

Soviel ist klar: aus der Zahl der Jahre, welche Schiller an der Ludwigsburger Schule zugebracht hat, die Folgerung zu ziehen, daß er schließlich der vierten Klasse angehört haben müsse, ist man nicht eben genötigt. Aber diese Annahme wird durch die würtem-

bergischen Schuleinrichtungen doch auch nicht ausgeschlossen. Von einer bindenden Bestimmung, welcher zufolge nur von der dritten Klasse aus das Landexamen gemacht werden durfte, ist nirgends die Rede, und ob die im Laufe des Jahres 1768 eingerichtete vierte oder höhere Klasse in Ludwigsburg die nämliche besondere Aufgabe hatte wie die in Tübingen, läßt sich bei dem Mangel von Nachrichten und Aufschluß bietenden studienrätlichen Akten heute nicht mehr feststellen. Eine Aeußerlichkeit spricht eher dagegen: der erste Präzeptor der lateinischen Schule in Tübingen hatte „von jeher den Titel eines Schulrektors“ (vgl. Balthasar Haug, Das Gelehrte Wirtemberg, S. 21), und diese Anstalt näherte sich hiemit, eine Ausnahmestellung bekleidend, dem Range eines Gymnasiums. Galt aber jene Einrichtung für Ludwigsburg nicht, so ist nicht abzusehen, warum ein guter Schüler, der 3 oder gar 4 Jahre in einer und der nämlichen Klasse zugebracht hatte, nicht endlich doch der sich anschließenden höheren Klasse und einem neuen Lehrer überlassen worden sein soll; wieviel Wiederkäuen des nämlichen Lehrstoffes wurde ihm damit erspart! Daß man anderwärts die Schüler von ihrem 6ten bis zu ihrem 14ten Lebensjahre in 3 Klassen festhielt, geschah ja doch nur aus Not, weil man eben eine vierte Klasse und einen vierten Lehrer nicht hatte; war aber eine vierte Klasse vorhanden, so verminderte sich eo ipso der leidige Zwang, innerhalb der einzelnen Klassen „Abteilungen“ einzurichten.

Den älteren Schillerbiographen machte die Frage, auf wieviele Klassen sich der Schulbesuch Schillers verteile, um so weniger Skrupel, als sie, auf irrtümliche Angaben Streichers sowie der Schwester Christophine und der Schwägerin des Dichters gestützt, des Glaubens lebten, die Familie sei erst 1768 von Lorch nach Ludwigsburg übergesiedelt. Goedekes historisch-kritische Schillerausgabe merkte zwar, unter Hinweis auf Gradmanns Schriftsteller-Verzeichniß, gelegentlich an, daß Schwindrazheim von 1768 bis 1775 „Professor und vierter Dozent bei der lateinischen Schule zu Ludwigsburg“ gewesen sei; aber irgend eine Folgerung leitete Goedeke nicht ab. Reinwald verwechselt in seinem „Nachtrag zu den Berichtigungen, Schiller's Jugendgeschichte betreffend“ den „Ober“-Präzeptor W. (Winter) mit dem Lehrer der „obersten Klasse“. Eine Erinnerung, daß in Ludwigsburg 4 Klassen bestanden, hat unter allen der Jugend Schillers nahestehenden und uns über sie Bericht gebenden Personen nur Christophine bewahrt: in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre“ bemerkt sie, ihr Bruder sei „indessen“ (während die Errichtung der Militärischen Pflanzschule vor sich ging) „in die dritte, welche die vorletzte Klasse war“, eingetreten und habe von seinem Lehrer, dem Oberpräzeptor Winter, die besten Zeugnisse erhalten; dies sei dem Herzog bekannt geworden. Aber gerade Christophinens Schilderungen betonen, und zwar in ihren „Notizen über meine Familie“ noch nachdrücklicher als in jener Skizze, daß zwischen dem ersten Versuch des Herzogs, den jungen Schiller für seine Militärische Pflanzschule zu gewinnen, und der Zustimmung der Familie eine geraume Zeit vergangen sei: der Herzog, erzählt sie, habe dem Hauptmann Schiller seinen Wunsch

eröffnet und auf dessen Entgegnung, daß sein Sohn zum geistlichen Stande bestimmt sei, erwidert, dieser möge sich einen andern Beruf wählen; darauf sei „eine lange Pause“ entstanden, und erst auf erneutes Dringen des Herzogs „nach langem Kampfe“ habe sich der junge Schiller zur Rechtswissenschaft entschlossen. In der Skizze „Schillers Jugendjahre“ berichtet Christophine, der Herzog habe ihren Vater „einige Tage“ nach der ersten Anfrage wiederum zu sich berufen und auf eine Erklärung gedrungen; aber das Aussprechen des Entschusses leitet sie auch hier mit einem „endlich“ ein. Hiebei nennt sie als denjenigen, der ihren Bruder dem Herzog empfohlen habe, den Oberpräzeptor Winter; in dem Aufsatz „Notizen über meine Familie“ spricht sie wie Streicher von den Lehrern überhaupt. Auch Streicher erzählt von einem dreimaligen Anerbieten des Herzogs und setzt bei, nach der ersten Ablehnung habe es „einige Zeit lang“ geschienen, als habe der Fürst den jungen Schiller vergessen. Es ließe sich also wohl denken, daß Friedrich Schiller während jener „langen Pause“ in die vierte Klasse noch eingetreten ist.

Verstärkt wird aber die Glaublichkeit dieser Annahme noch von anderen Seiten her. In der Familie Schwindrazheims hat sich die Ueberlieferung, daß ihr Vorfahr in Ludwigsburg Schillers Lehrer war, erhalten, und diese Thatsache ist um so beachtenswerter, als sie ohne allen Zusammenhang mit einem litterarhistorischen Interesse bestand. Laut brieflicher Mitteilungen des in Hamburg lebenden Zeichners O. Ferdinand August Schwindrazheim an mich v. J. 1886 hat dieser von seinem Vater oft gehört, daß Schiller „der Liebling“ Joh. Ulrich Schwindrazheims gewesen sei; sein Vater habe zu dem älteren Bruder des Zeichners, wenn dieser in seinen Schulaufgaben nicht fleißig war, öfters gesagt: „Du wird auch kein Schiller ... Du solltest Schillers Lehrer, deinen Großvater, zum Lehrer haben, der würde dich schon Mores lehren!“ Auch in einem, in der Folgezeit leider verschleuderten Tagebuch Joh. Ulrich Schwindrazheims soll von Schiller die Rede gewesen sein. Man könnte nun einwerfen, Schiller habe vielleicht nur in einzelnen Fächern den Unterricht Schwindrazheims genossen, ohne in die Klasse desselben getreten zu sein; die Ludwigsburger Lateinschule hat jedoch, wie schon aus den Schilderungen v. Hovens bestimmt hervorgeht, die Einrichtung von „Fachlehrern“ nicht gekannt.

In die Wagschale fällt des Ferneren die kritische Besprechung der „Kasualgedichte“ Schwindrazheims durch Schiller. Mag hiezu auch der Umstand, daß diese Gedichte bei Schillers eigenem Verleger, bei Mezler, veröffentlicht waren, beigetragen haben, so würden sie doch schwerlich dem Dichter der Räuber und der Anthologie für eine einläßliche Anzeige bedeutend genug erschienen sein, wenn nicht ein persönliches Interesse für den Autor bei ihm vorhanden gewesen wäre. Die Rezension enthält zwar keinen Ausdruck, der in dieser Hinsicht einen bestimmten Schluß ziehen läßt; aber gewisse ein allgemeineres Urteil über den Autor abgebende Sätze, die Bemerkungen z. B.: „Der Verfasser, ein vortreflicher Kopf, hat seine eigene komische

Laune, die ihn unstrittig zu etwas besserm als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre .... Der Verfasser scheint sich in die Alten studirt zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden" — sehen doch nicht anders aus, als ob der Rezensent eine nähere Kenntniß von dem Herausgeber der Kasualgedichte gehabt hätte. Schiller hat im Wirtembergischen Repertorium den Kreis derer, die ihm persönlich bekannt waren, reichlich bedacht, sei es, daß er Beiträge von ihnen aufnahm oder Besprechungen über ihre Arbeiten und Hinweise auf sie brachte; so mag denn neben Hoven, Petersen, Stäudlin, neben Abel, Joh. Christoph Schwab und Balthasar Haug auch der ehemalige Ludwigsburger Lehrer getreten sein. —

Ein durch Herrn Staats-Archiv-Direktor Dr. von Schloßberger mir gefälligst übermittelter Auszug aus dem in den Akten des kgl. würt. evangelischen Konsistoriums aufgefundenen Ludwigsburger Kirchen-Visitationsbericht vom 9. Sept. 1768 bestätigt, daß damals an der Ludwigsburger Lateinschule M. Jahn als Oberpräzeptor, M. Honold als Präzeptor der zweiten Klasse, Abraham Elsäßer als Präzeptor „der ersten und untersten Klasse" gelehrt haben. Von Jahn ist bemerkt, daß er zu Dürrenzimmern 1728 geboren sei und daß er 28 Schüler habe, von denen 10 „ad examen" adspirirten; von Honold, daß er zu Kirchheim u. Teck 1728 geboren sei und 33 Schüler habe, von denen 2 „ad examen" adspirirten; von Elsäßer, daß er zu Bittelbronn 1735 geboren sei und 39 Schüler habe. Diese 3 Lehrer Schillers standen somit noch in verhältnißmäßig jungen Jahren. In der Qualifikation heißt es von Honold: „hat zwar gute Schul- doch bessere Predigamtsgaben und Studia: ist in seinem Schulamt ganz fleißig, in der Schulzucht ordentlich, im Wandel exemplarisch, in der Ehe vergnügt: übt sich zuweilen im Predigen mit großer Approbation der Gemeine". Da der Visitationsbericht Schwindrazheims noch nicht erwähnt, so scheint es, daß dieser sein Amt damals noch nicht angetreten hatte; er wird während des Sommers 1768 nach Ludwigsburg übergesiedelt sein, und die Vermehrnng der Ludwigsburger Lateinschule von 3 auf 4 Klassen fällt also, genau gerechnet, auf den Beginn des Schuljahrs 1768/69. Schwindrazheims Abberufung von Ludwigsburg scheint in einer plötzlichen Mißstimmung des Herzogs ihre Ursache gehabt zu haben. Die Allgem. Deutsche Biographie gibt an, seine Stellung sei „aus unbekannten Gründen unhaltbar" geworden; die Billigkeit fordert, hinzuzufügen, daß kein Makel an Schwindrazheims Abzug haftet, wie denn das (in den Kasualgedichten abgedruckte) Gedicht Schwindrazheims „An meinen Freund" (den herzogl. Bibliothekar Prof. Georg Friedrich Vischer in Ludwigsburg) rühmen durfte, daß dem Verfasser beim Abschied von Ludwigsburg außer andern Gütern auch sein „Leumund" nicht zurückgeblieben sei. Vielleicht waren Intriguen anderer Lehrer bei der Versetzung mit im Spiele. —

Minor, Schiller I, 64 ff. verwertet meine Forschungen und verweist auf sie S. 554 und 590. Wenn er aber S. 66 meint, Schiller

habe der lateinischen Schule in Ludwigsburg „wohl vom Jahre 1768 bis 1772" angehört, so hat er für eine Ausfüllung des Jahres 1767 zu sorgen vergessen. Der etwaigen Annahme, daß Schiller in Ludwigsburg zunächst einer Elementarschule, der deutschen Schule übergeben worden sei, würde jede Stütze fehlen. Lesen und Rechnen hatte Fritz Schiller schon in der Schule zu Lorch gelernt, und auch im Lateinischen hatte dort Pfarrer Moser mit ihm einen Anfang gemacht: er war also nicht ganz ohne Vorkenntnisse. Zudem war es üblich, die Knaben, welche studiren sollten, in sehr frühem Alter der lateinischen Schule zu übergeben; auch Hoven trat im siebenten Lebensjahr ein, und Balthasar Haugs 1790 veröffentlichtes Buch „Das gelehrte Wirtemberg" führt das Alter von 6 Jahren als die untere Altersgrenze für die Aufnahme an. — Auf meiner Darstellung (S. 82), daß Schiller um die Zeit, da er das Landexamen zum vierten Mal mitmachte, durch körperliche Entwicklung in seinen Fortschritten öfters gehemmt worden sei, muß ich beharren, da kein Grund vorhanden ist, den Bericht Streichers (Schiller's Flucht, S. 12) gegen die gerade in Bezug auf die Ludwigsburger Zeit von Irrtümern nicht freien Angaben Christophinens zurückzusetzen und da das vierte der von Schiller im Landexamen erworbenen Zeugnisse in der That — wie schon Conz bemerkte —, „minder günstig" ausfiel. Der Wortlaut der 4 Zeugnisse möge bei dieser Gelegenheit folgen. Im Jahre 1769 wurde vermerkt: „Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur". In den Jahren 1770 und 1771: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur." Im Jahre 1772: „Non sine fructu per anum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utut eos non penitus exaequet". —

Die in Schillers Besprechung der Kasualgedichte an erster Stelle hervorgehobenen Verse sind dem Gedicht auf den Tod des Pfarrers Schwindrazheim entnommen, dessen Sohn Johann Ulrich war; dieses nicht weniger als 66 Strophen füllende Produkt ermüdet durch seine Länge. Die andern von Schiller gerühmten Verse gehören dem Gedicht „An meinen Schwager" an, einer auf einem Reiseerlebniß Schwindrazheims beruhenden Erzählung. Neben manchem Matten und Leeren, neben allerlei „Fabrikarbeit" stößt man in den Kasualgedichten doch auch auf wirklich poetische Stellen, auf Witz, auf Zartes und Ansprechendes, und die Gedichte „Der Wunsch" und „Die Erfüllung", beide auf die Hochzeit Johann Christoph Schwabs verfaßt, verdienen wohl eine besondere Nennung. Im Ganzen bewährt sich Schillers Urteil: Muntere, launige Gedichte gelangen dem Ludwigsburger Magister am besten. Er war so recht in seinem Fahrwasser, wenn er Verse machte wie diese:

„Ich, der ich nicht Apelles bin,
Ich soll Selinden malen?
Das Weiß und Roth, und Mund und Kinn,
Und Wuchs und Augenstralen.

Genug! Sie stand im eilften Jahr:
Auch Seladon war noch Scholar,
Als er die tiefste Wunden
Von ihrem Blik empfunden."

Dergleichen erinnert an den Ton Bürgers, auch Schubarts und Blumauers. Auf Hochzeiten und Todesfälle gehen etwa vier Fünftel der Kasualgedichte. Das „im Namen sämmtlicher Herrn Officiers der Garde zu Pferd" im Jahr 1770 verfaßte Gedicht auf den Tod des Obersten Frh. v. Görliz ruft gleich dem Gedichte Schillers auf Riegers Tod die „Krieger CARLS" zur Trauer auf. Ein „im Namen der Herzogl. Alumnen" verfaßtes Gedicht „Auf Sr. Herzogl. Durchlaucht höchste Ankunft in Denkendorf" mißfällt durch seine maßlosen Schmeicheleien. — Nach den Kasualgedichten, im Jahre 1796, gab Schwindrazheim noch eine Sammlung Trauerlieder unter dem Titel „Familiengedichte" heraus, welche auf poetischen Wert kaum einen Anspruch machen. — Die aus 142 Distichen bestehende, an Ovids Tristien anklingende Thumlinger Supplik wurde von Pfarrer Daniel ins Deutsche übersetzt; das lateinische Original befindet sich im würtembergischen Konsistorialarchiv. — In seine deutsche Prosa soll Schwindrazheim mit Vorliebe lateinische Brocken eingemengt haben. Das Andenken an den Poeten Schwindrazheim, an seine Reimlust und Reimfertigkeit hat sich in Württemberg eine Zeit lang in dem Scherzwort: „er reimt (oder: ist ein Reimer) wie der Schwindrazheimer" erhalten. (Mündliche Mitteilung Julius Klaibers). Vgl. im Uebrigen über ihn die Artikel von Gustav Bossert in der Württembergischen Landes-Zeitung, Stuttg. 1887, N. 165—168, in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte, Stuttg. 14. Sept. 1889, sowie in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

17. Zu S. 73 und 76 und S. 82 Anm., Zahl der Landexamina und Prüfungszeit betreffend. Balthasar Haug, „Das gelehrte Wirtemberg" (Stuttg. 1890), S. 22 gibt an, man habe die Knaben „gegen die Herbstzeit alle Jahre vom 10ten an, und so 4 bis 5, auch 6 mal" zum Landexamen aufgefordert. Auch der bei Ad. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitt. S. 7 abgedruckte Auszug aus dem Taufbuch der Gemeinde Marbach spricht dafür, daß Schiller nicht um Ostern, sondern im Herbst diesen Prüfungen sich zu unterziehen hatte; denn er trägt das Ausstellungsdatum 12. Juli 1769 mit dem Zusatz: „als er [Schiller] petens [zum Landexamen] werden sollte". Boas, Palleske und Düntzer nennen Ostern als die Prüfungszeit; Minor 1, 77 setzte verbessernd dafür den September ein.

18. Zu S. 74, Z. 1—2 v. u. Ueber **die Wohnungen der Eltern Schillers in Ludwigsburg** hat ein trefflicher Kenner der Ortsgeschichte dieser Stadt, ein geborener Ludwigsburger, Prof. Otto Schanzenbach, Neues und Abschließendes mitgeteilt in einem Artikel des Schwäbischen Merkur, Kronik vom 21. März 1894. Als die

Schillersche Familie zu Ende des Jahres 1766 von Lorch nach Ludwigsburg übersiedelte, nahm sie, wie Christophine Schiller in ihren „Notizen über meine Familie" erzählt, „bey Freunden nahe beym Schloß und Comödienhauß" Wohnung. Es war das Haus des Leibchirurgus und Leib-Reisemedikus Reichenbach, in welchem sie Unterkunft fand, und dieses Haus ist das zweite zunächst dem Eingang in die heutigen, an die Stelle des herzoglichen Opernhauses getretenen Anlagen (im „Schwäbischen Merkur" hatte Schanzenbach das erste Haus zunächst den Anlagen als das Reichenbach'sche bezeichnet, die berichtigende Angabe verdanke ich seiner brieflichen Mitteilung vom März 1899). Es steht in der hinteren Schloßstraße. Zu den Beziehungen zwischen den Familien Reichenbach und Schiller vgl. oben S. 333. Der Bruder des Leibchirurgus Reichenbach war der Regimentsfeldscheerer Jerem. Friedrich Reichenbach; er gehörte wie Hauptmann Schiller zum Regiment Stain und war von Schorndorf (bei Lorch) in die Garnison Ludwigsburg versetzt worden. Wie die Väter in kameradschaftlichem Verhältniß standen, so wurden die Kinder, Ludovike Reichenbach, Christophine und Friedrich Schiller in Ludwigsburg Gespielen. Als dem Schillerschen Ehepaar in Ludwigsburg die Töchter Maria Charlotte und Beata Friederike geboren wurden, übernahmen für jene Frau Leibmedikus Reichenbach, für diese der Leibmedikus selbst Patenstellen. Indessen scheinen Schillers im Reichenbach'schen Hause mehr zu Besuch als in fester Miete gewohnt zu haben (in der gedruckten umständlichen Beschreibung der Ludwigsburger Festlichkeiten beim Einzug des Herzogs Karl nach seiner Rückkehr aus Venedig im Jahr 1767 ist zwar erwähnt, daß der Leibmedikus Reichenbach sein Haus mit 1000 Ampeln illuminirte, der Schillerschen Familie ist aber nicht gedacht, während bei andern Häusern die Beteiligung der Mieter genannt wird), und für eine knappe Einrichtung spricht es, daß der Stadtbote Häberle, der mit einer Schwester des Hauptmanns Schiller verheirathet war, laut Familienüberlieferungen den kleinen Friedrich eine Zeit lang in seinem Hause als Gast hatte. Die spätere Wohnung der Eltern Schillers nennt v. Hovens Autobiographie: sie war im Hause des Hof- und Kanzleibuchdruckers Christoph Friedrich Cotta. Dieses Haus ist nicht das von Paul Lang angegebene Haus in der Aspergerstraße, sondern — zufolge dem ebenerwähnten die Ludwigsburger Festlichkeiten schildernden Quartband — das jetzt der kgl. Finanzverwaltung gehörende, mit Nr. 26 bezeichnete, ehemalige v. Rödersche Haus in der Stuttgarter Straße. In ihm wohnte auch die Familie v. Hoven, in den hinter diesem Hause gelegenen Gärten legte Kaspar Schiller seine Baumschule an, und von diesem Hause aus besuchte Friedrich die (nicht in der Eberhardsstraße, sondern im „neuen Schulhaus", dem jetzigen Lyceumsgebäude, befindliche) Lateinschule.

19. Zu S. 75 (Anm.), 190 (Anm.) und S. 432—433, **Petersens handschriftliche Aufzeichnungen.** Aus dem Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind neuerdings 2 Bände Denkwürdigkeiten, zum

handschriftlichen Nachlaß Petersens gehörig, der kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart geschenkt worden. Ueber ihren Inhalt berichtete Prof. Julius Hartmann im Stuttgarter Altertumsverein, teilte auch das, was sich in ihnen auf Schiller bezieht, in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 13. Febr. 1891 mit. Nur auf Schiller bezüglich und von ungleich geringerem Umfang sind die losen Blätter, welche das J. G. Cottasche Archiv mir wie andern Schillerforschern zur Einsichtnahme gegeben hatte. Sie haben die Ueberschriften: „Schillers Jugendgeschichte" und „Anmerkungen und Beilagen". Ob ihr ursprünglicher Bestand, als sie an mich gelangten, noch vollständig erhalten war, ist mir nicht sicher; sie sind durch mancherlei Hände gegangen. Benutzt wurden sie außer von Andern auch von Hermann Kurz für die Abfassung seines Romans „Schiller's Heimathjahre". Zu den an die kgl. öffentliche Bibliothek geschenkten Sammelbänden Petersens gehören sie nicht.

20. Zu S. 79 Z. 14. Die Angabe, daß **Schubart** nach gnädigster Herren Beispiel sich eine Maitresse genommen habe, stammt aus Schubarts Leben (in seinen Briefen) von Strauß, bezeichnet den Sachverhalt aber nicht genau; vgl. dagegen Strauß, Kleine Schriften, Neue Folge, 1866, S. 464 ff. (Aufsatz über Barbara Streicherin von Aalen) und Gustav Hauff, Schubart in s. Leben u. s. w. S. 84 bis 86. Schubarts Gattin war im Sommer 1772 zu ihren Eltern nach Geislingen zurückgekehrt, und eine Magd, Barbara Streicher, führte während ihrer Abwesenheit Schubarts Haushalt. Daß der Dichter mit ihr in verdächtigem Umgang stand und deßhalb ins Gefängniß geworfen wurde, gibt er in seiner Selbstbiographie zu.

21. Zu S. 79, Z. 4 v. u., **Schillers Konfirmation.** Die Angabe, daß Schiller durch Zilling konfirmirt wurde, findet sich schon bei Boas und schien zweifelsohne richtig zu sein, da sich eine Konfirmirung oder Einsegnung der protestantischen Kinder der Stadt Ludwigsburg ohne die Beteiligung oder Bewilligung des ersten Geistlichen der Stadt, des „Spezials" oder Dekans, der ja damals M. Sebastian Zilling war, nicht wohl annehmen ließ; hatte doch Zilling auch darin eine Oberaufsicht über die lateinische Schule, daß er Ferien gewährte (vgl. oben S. 77) und daß er (nach Hovens Autobiographie S. 18) die Prüfungen vornahm, von denen das Aufsteigen der Schüler in eine höhere Klasse abhängig war. Indessen hat Otto Schanzenbach neuerdings geltend gemacht, daß Schiller nicht durch Zilling, sondern durch den Garnisonspfarrer M. Olnhausen konfirmirt worden sei (vgl. Schanzenbachs Artikel „Schillers Wohnungen in Ludwigsburg" im Schwäbischen Merkur, Kronik v. 21. März 1894 und den vorliegenden Anhang Nr. 18). Briefliche Mitteilungen, welche Prof. Schanzenbach mir zu geben die Güte hatte, ergänzen die Mitteilungen seines Artikels. Demnach enthalten die Ludwigsburger Kirchenregister genaue Verzeichnisse der Kinder, welche in der dem Special unterstehenden Stadtkirche konfirmirt wurden; im Jahre 1772

sind 16 Söhne aufgeführt, unter denen als erster neben 4 andern „aus der lateinischen Schule“ Schillers Schulfreund Imman. Gottlieb Elwert erscheint, Schiller selbst aber findet sich in den Konfirmandenverzeichnissen der Stadtkirche nirgends. Es findet sich unter den Konfirmanden der Stadtkirche aber überhaupt kein Sohn eines Militärs, während es doch bei der damals großen Garnison Ludwigsburgs an konfirmationspflichtigen Offiziers- und Soldatensöhnen nicht fehlen konnte. Somit muß geschlossen werden, daß Schiller, als Hauptmannssohn, nicht in der Stadtkirche und nicht von Zilling konfirmirt wurde, sondern von dem zuständigen Militärgeistlichen, dem damaligen Garnisonsprediger Heinr. Friedrich Olnhausen. Eine Aufsicht über den Garnisonsgeistlichen hatte Zilling nicht, und die Kinder der Stadt- und der Garnisonsgemeinde wurden nicht zusammen konfirmirt. Kirchenbücher hat die Garnisonsgemeinde nicht geführt, ihre Familiennotizen wurden nur auf lose Blätter geschrieben und bei Versetzungen andern Garnisonsplätzen zugeschickt.

22. Zu S. 79, Anm. 2. Bei dem Zitat ist zu lesen I, 24 f. statt I, 1.

23. Zu S. 85, Z. 16. Amtlich angestellter „Finanzminister“ war **Jud Süß** nicht, wohl aber Geldagent des Herzogs; woran mich Gustav Hauff brieflich zu erinnern die Gefälligkeit hatte.

24. Zu S. 90, **zu Herzog Karls Kunstpflege und Kunstliebhabereien.** Vgl. Joseph Sittard, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe. Nach Originalquellen. Stuttgart, bei Kohlhammer 1890 und 1891. Sittard schreibt Rubinelli und Masi-Giura. Vestris wurde ihm zufolge (II, 60) nicht zu sechs-, sondern zu dreimonatlichen Gastrollen nach Stuttgart berufen.

25. Zu S. 92, Z. 19. Die ursprüngliche, alte Schreibung des Namens ist **Kurtz**, und erst 1848 hat der Dichter Hermann Kurz das tz in z willkürlich verändert.

26. Zu S. 95, Z. 21—23. Gustav Hauff (Schubart in seinem Leben und seinen Werken, S. 91) erzählt von **Herzog Karl** (nach den vom Prälaten J. G. Pahl niedergeschriebenen, 1799 herausgegebenen „Geheimnissen eines mehr als fünfzigjährigen württembergischen Staatsmanns“): „Stieß dem Herzog unter den Töchtern des Landes ein Mädchen auf, das ihm gefiel, so wurde es ohne Weiteres in Requisition gesetzt. Selten gelang es der Unschuld und Tugend, ihm zu entfliehen. Einmal doch übergab ein hübsches Landmädchen das Billet, das ihr der Herzog mit der Anweisung gegeben hatte, dasselbe am folgenden Tag Abends der Schildwache beim Schlosse vorzuzeigen, worauf ihr das Innere des Schlosses gezeigt werden“ solle, „einem alten vertrockneten Mütterlein unter der Vorspiegelung, gegen das Vorzeigen desselben am betreffenden Ort werde ihr ein

reichliches Almosen zu Teil werden. Das Mütterlein ging in die Falle. Das Weitere, die Enttäuschung des Landesvaters kann man sich mit einiger Phantasie ausmalen. Er errötete nicht, laut zu erklären, daß er die Sprödigkeit des erwählten Opfers an dessen ganzer Familie rächen werde. Machte ihm eine der Geschwächten die Anzeige, daß sie schwanger sei, so erhielt sie semel pro semper [einmal für immer] 50 fl. und ward damit samt ihrem Kinde dem Schicksal überlassen.“ S. 235 erwähnt Gustav Hauff, die von Ludovika Simanowiz gemalte Schauspielerin Baletti habe sich den Nachstellungen des Herzogs gegen ihre Unschuld nur durch ihre Flucht zu entziehen gewußt. — Man kann über die Verbindung des Herzogs mit Franziska von Hohenheim verschiedener Meinung sein, kann sogar sagen, eine solche Gewissensehe müsse entschuldigt werden, weil Staat und Kirche mit Willkür die Ehescheidung verbieten. Und wenn der Bund mit Franziska die Verbrechen der Frauenschändung, wie sie der Herzog zuvor begangen hatte, seltener machte, so fällt ja auf ihn noch ein Glorienschein. Um die rächende Erinnerung an jene Abscheulichkeiten aber sei die Geschichte nicht betrogen!

27. Zu S. 102—105, 112—140, 211—239, 238—255, 575 bis 581, **Unterrichtsbetrieb und pädagogische Einrichtungen der Militärakademie, Wert und Bedeutung der herzoglichen Schule.** Die Akten der ehemaligen Karlsschule befinden sich zum größten Teil im kgl. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart. Neben ihnen gewähren quellenmäßige Aufschlüsse über die Geschichte und die Einrichtungen der Anstalt zerstreute briefliche Aeußerungen, Memoiren und Journalartikel von Zeitgenossen, desgleichen die Schriften von Prof. Batz, (offizielle) Beschreibung der Hohen Karlsschule zu Stuttgart, 1783, C. F. v. Scheler, Bruchstücke aus der Geschichte der ehemaligen Karls-Akademie, 1836, und Briefe (älteren Ursprungs), Karl Pfaffs Sammlung von Briefen (zwischen Joh. Friedr. Pfaff und Herzog Karl von Württemberg), 1853, und Christoph Heinrich Pfaffs Lebenserinnerungen, 1854. Heinrich Wagners krause Geschichte der Hohen Carls-Schule war das erste aus dem Studium der Akten hervorgegangene Werk. Je dürftiger in dieser Materialiensammlung der Unterricht behandelt ist, um so mehr Dank gebührt den Bemühungen Julius Klaibers, dessen Studie vom Jahr 1873 („Der Unterricht an der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart“, Programm des Realgymnasiums zu Stuttgart) aus den Quellen und nach wissenschaftlichen Maßstäben den Unterrichtsbetrieb schilderte. Ein Einzelfach hatte schon 1859 die Schrift Albert Molls zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Der für die allgemeine Würdigung der herzoglichen Schule bahnbrechenden, ihre Aufgabe jedoch nicht nach allen Seiten hin verfolgenden Arbeit Klaibers hat sich neuestens als Programm des Stuttgarter Karls-Gymnasiums vom Jahr 1898 die verdienstliche Studie Gustav Haubers „Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule“ gesellt, nachdem Otto Schanzenbach 1885 durch seine Abhandlung „Französische Einflüsse bei Schiller“

(Programm des Stuttgarter Eberhard-Ludwigsgymnasiums), Theobald Ziegler 1895 durch seinen Kölner Vortrag „Die Philosophie in der Schule. Ein Kapitel aus der Geschichte der Hohen Karlsschule" (vgl. den Abdruck in der Beil. z. Allgem. Ztg. vom 12. Okt. 1895) und O. Krimml durch seine „Beiträge zur Beurteilung der Hohen Karlsschule in Stuttgart" (Programm der Realanstalt zu Cannstatt v. J. 1894/95) nach einzelnen Seiten hin unser Wissen ergänzt hatten. Als Fortsetzung seiner Programm-Studie hat Hauber 1899 in den von K. Kehrbach herausgegebenen „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" die Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule" veröffentlicht. Seine Programm-Studie (v. J. 1898) verbreitet sich auf Grund erneuten und umfassenden Studiums des großen Aktenmaterials über das Werden der Schule und ihre allgemeinen Einrichtungen, über die Lehrer und die Lehrpläne (der Abschnitt über die Lehrfächer ist noch unausgeführt geblieben); sie ordnet ihr Material systematisch und gibt uns einen namhaft vermehrten Einblick in den vielverwickelten Unterrichtsbetrieb, zumal da Hauber im Unterschied von Klaiber auch die Zeit nach der Erhebung der Schule zur Universität genauer behandelt. Drei Entwicklungsperioden werden unterschieden: Die Solitude-Jahre 1770 bis 1775 als die Zeit des allmählichen Werdens und der tastenden Versuche, die ersten Stuttgarter Jahre (1776—1782) als die Zeit, in welcher die Eigenartigkeit der Schule in ihrer Blüte steht, und die Universitätsperiode von 1783—1794. Hauber setzt mehrere Seiten der auf die Unterrichtsorganisation gerichteten Thätigkeit des Herzogs in ein günstigeres Licht, als wir es seither gewohnt waren, indem er hervorhebt, daß die Schule praktischen Bedürfnissen ihre Entstehung verdankte, daß der fürstliche Stifter in Verfolgung seiner Absichten manches Zweckmäßige that und daß die Schule auch eines idealen Zuges nicht entbehrte, insofern es das ausgesprochene Bestreben des Herzogs war, seinen Zöglingen nicht nur ein Fachwissen, sondern allgemeine Bildung zu geben. Für die Mängel der Anstalt ist Hauber nicht blind; da jedoch die Erziehung im engeren Sinne oder der Komplex der auf die körperliche und sittliche Ausbildung der Jugend wirkenden Regeln und Anordnungen nicht eigentlich in den Rahmen seiner Untersuchung fällt, hat er wenig Anlaß, diese Seite, die für die Militärakademie keinen Ruhm abgibt, zu beleuchten. Freilich gilt ihm auch die Unterrichtsorganisation in manchem Punkte für weniger nachteilig als mir. Ich war für meine Darstellung auf die älteren Quellenschriften bis herab auf Klaiber angewiesen, einzelne Aufschlüsse über den Aktenbestand verdanke ich der Gefälligkeit des Archivdirektors v. Schloßberger; auf die Wahrnehmung, daß französische Kadetten- und Militärschulen das nächste Vorbild für die Schöpfung des Herzogs Karl waren, führten mich persönliche Umstände. Denn eine lange Reihe von Jahren hindurch an einer militärischen Hochschule (Kriegsakademie) und einer militärischen Mittelschule (Kadettencorps) im Lehramt, begegnete ich an letzterer Anstalt mancherlei traditionellen Anschauungen und Einrichtungen, die mit denen der Schule des Herzogs auffällig übereinstimmten,

und über ihren gemeinsamen Ursprung belehrte mich die Encyclopédie francaise. Damit hatte ich von der Stuttgarter Militärakademie vielleicht ein lebendigeres Bild als die übrigen Schillerbiographen und durfte von besonderen pädagogischen Erfahrungen für die Abwägung des erzieherischen Wertes derselben Gebrauch machen. Der Geburtsfehler der deutschen Kadettenschulen besteht darin, daß den Lehrern (Zivilpersonen) die disziplinäre Gewalt entzogen ist und daß die Leitung der Anstalt in den Händen von Männern liegt, welche nicht unterrichten und anderen Standes sind als die Unterrichtenden. Die mit dieser Einrichtung verbundenen Uebelstände vermindern sich zweifellos, wenn das Regiment in eine ausnahmsweise glückliche Hand gelegt ist; hat aber ein unfähiger oder ungeeigneter Offizier die Leitung, so ergeben sich Zustände, die für einen auf seine Manneswürde haltenden Lehrer unerträglich, unausstehlich sind: bewußt und unbewußt sind alsdann Vorstand, Aufsichtsoffiziere und Zöglinge gegen die Lehrer im Bund, und die Anstalt gleicht einem mit Zugtieren verschiedener Gattung bespannten Pflug. Auch an der Militärakademie des Herzogs Karl wirkten Offiziere und militärische Aufseher neben den Lehrern, und vom Amte der Lehrer war die Erziehung („Aufsicht“ und Strafrecht) völlig getrennt. Hier aber trat eine Erscheinung zu Tag, zu der sich in der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens kaum ein Analogon findet. Eine militärische Abteilung, d. h. eine Abteilung, die für die Ausbildung künftiger Offiziere bestimmt war, bestand zwar von Ursprung an, aber ein militärisches Standesgefühl konnte in der Schule nicht aufkommen, da die Zöglinge der überwiegenden Mehrzahl nach für den Staats- oder Zivildienst sich vorbereiten wollten. Die militärischen Aufseher waren bei der Jugend um des von ihnen geübten harten und oft rohen Druckes willen verhaßt: so schlossen sich die Zöglinge enge und vertrauensvoll an die Lehrer an als an diejenigen, von denen sie eine menschlichere und würdigere Behandlung zu erwarten hatten, und die militärische Leitung und Aufsicht bildete zu ihnen eine Art Gegenpartei. Prof. Abel, der uns über diese merkwürdigen Verhältnisse Aufschluß gibt (vgl. Nr. 79 des Anhangs), rühmt ihre Förderlichkeit; von einer einheitlich organisirten Schule wird man hiebei freilich nicht reden können. Die „geheime Verbindung“ zwischen Lehrern und Schülern, von welcher Abel spricht, ersetzte aber den Lehrern nach mehreren Seiten hin eine Institution, die der Militärakademie fehlte: gab es doch bis zum Jahr 1782 an ihr keinen Lehrerrat oder Lehrerkonvent und hiemit keine Schul-Verfassung, die ein geschlossenes Zusammenwirken der Lehrer ermöglicht hätte! „Kollegiale Einrichtungen entsprachen“, wie Hauber zugesteht, „dem Sinn und Geschmack des Herzogs keineswegs.“ Wie kläglich es mit der Selbstständigkeit der Lehrer bestellt war, läßt auch dieser Punkt erkennen. Wie aber des Herzogs beständige Unruhe, seine Experimentirlust und sein „Vervollkommnungs“-Fieber kaum je einer Einrichtung des Unterrichtsbetriebes Zeit ließen, sich zu erproben, so bedingte der Umstand, daß hier der Rektor der Anstalt als Fürst doch außerhalb derselben lebte, die ärgste Vielschreiberei.

An zwei Dingen zumal erkennt man diese Mißstände: an dem Mangel fester Klassenbildungen und an dem hastigen Wechsel und der Umfänglichkeit der Unterrichtspläne (vgl. S. 240). Die Stelle unserer Klassen vertraten in der Militärakademie die „Abteilungen“ (Lehrabteilungen, von der älteren Biographie öfters verwechselt mit den Schlafabteilungen der Eleven). Aber diese Lehrabteilungen entsprachen nicht gerade Jahresstufen, und ihre Zahl steigerte sich von Jahr zu Jahr mit der Gesammtschülerzahl (vgl. Hauber, S. 49—50). „Jedes Jahr wurde eine etwas andere Gruppirung (der Zöglinge) vorgenommen“; zuweilen wurde eine Klasse „auseinandergezogen“, um ihre bessere Hälfte mit Teilen einer älteren, ihre schlechtere mit den besseren Teilen einer nachfolgenden zu verbinden, „mitten im Schuljahr wurden neue Abteilungen errichtet“, und auch Abteilungen für bestimmte Fächer oder Fächergruppen wurden gebildet. Ein Gutachten der Professoren vom Jahr 1783 erörtert die Nachteile dieser Abteilungs-Einrichtungen (abgedruckt bei Hauber S. 54—55). Im begleitenden Bericht des Intendanten, des Obersten Seeger, findet sich die charakteristische Stelle: „Die Professoren mögen sagen, was sie wollen.“

Daß mancher Schillerbiograph und mancher Litterarhistoriker die Karlsschule über Gebühr geschmäht hat, machen die Darlegungen Klaibers und Haubers immerhin ersichtlich; zu wünschen wird heute nur sein, daß des Rühmens nicht allmählich zu viel werde, daß aus der Verteidigung der fürstlichen Schöpfung nicht unter der Hand eine, wiederum ungeschichtliche, Glorifizirung werde. Und zu betonen ist auch, daß die Schillerbiographie ihrerseits das Recht, ja die Pflicht hat, im Auge zu behalten, in welchem Zustand sich die Schule befand zur Zeit als der Dichter ihr angehörte, und mit vornehmlicher Rücksicht auf diesen zu fragen, von welcher Art ihr Einfluß auf die seelische und geistige Entwicklung der Jugend gewesen ist. Hiebei muß an Schillers eigene Aeußerungen (vgl. S. 225—226) immer wieder erinnert werden, wie auch an die Urteile und Auffassungen ihm nahestehender Personen und der hervorragenden Zeitgenossen überhaupt; man wird nicht vergessen dürfen, daß Parteilichkeit den Blick der Mitlebenden öfter getrübt hat, wird sich aber auch sagen müssen, daß Akten täuschen können, nicht nur weil der Grundsatz gilt „quod non est in actis, non est in factis“, sondern auch weil gerade die Schule ein Organismus ist, bei welchem Theorie und Praxis in schreiendem Widerspruch stehen können. Ich möchte hier nur noch auf einige zeitgenössische Stimmen verweisen. Neben den S. 578—581 erwähnten Aufsätzen im „Deutschen Museum“ dürfte ein die pädagogischen Einrichtungen der Karlsschule kritisirender Aufsatz in Gökingks Journal von und für Deutschand v. J. 1784, I, S. 551—557 zu beachten sein, sowie ein Reisebeschreibungs-Brief über Stuttgart und die Karlsschule ebendaselbst II, S. 373—381. Goethe äußert bei Eckermann: „Daß nun diese physische Freiheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größeren Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den

er in der Militär-Schule hatte leiden müssen." Geringschätzig dachte, wie es scheint, über die Karlsschule der aus ihr hervorgegangene Cuvier; unter dem 11. Jan. 1790 schreibt er an (den nachmaligen Chemiker) Christoph Pfaff: „Eure Akademie scheint täglich dümmer administrirt zu werden. Schon war es ein Uebel, nach der Geburt Unterschiede zu machen; wie wird es nun, da man auch auf das Geld sieht; was bleibt denn für Fleiß und Verdienst übrig?" (Vgl. Georg Cuviers Briefe an Chr. H. Pfaff, Kiel 1845.) Wieland erzählt (bei Böttiger, litterarische Zustände und Zeitgenossen S. 170), man habe ihm Schuld gegeben, daß er im Dionysius seines Romans Agathon den Herzog Karl von Würtemberg geschildert habe; mit Bewußtsein sei dies aber nicht geschehen. „Man mochte indeß," fährt Wieland fort, „dem Herzog selbst etwas von der Art gesagt haben; als er hier war [1783] und Herder und ich ihm präsentirt wurden, affektirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gastgebot, wo er die Pedanten alle zusammenbat und sie von seiner Universität unterhielt, ihnen streitige Punkte zur Entscheidung vorlegte, aber allezeit vorausschickte: Der Gesetzgeber (sich selbst meinend) hatte darüber so gesprochen. Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf diesen Dionys zu machen, das aber die Leute sehr beißend fanden und fleißig zirkuliren ließen." Als ein Beitrag zur Beurteilung der intellektuellen Verfassung des gekrönten Pädagogen wird Wielands Erzählung gelten dürfen. Die Schätzung der herzoglichen Schule hängt schließlich von der Schätzung ihres Stifters ab, und man nimmt diesen zu hoch, wenn man ihm mit Klaiber das Prädikat „geistvoll" gibt. Wäre „nicht ohne Geist", „begabt", „geistig lebendig" des Guten nicht genug?

Haubers Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule" (v. J. 1899) weist nach, daß dieser Unterrichtszweig an der herzoglichen Anstalt zwar „von systematischer Behandlung weit entfernt war", aber doch „namentlich in der zweiten Hälfte ihrer Lebensdauer in steigendem Maße ausgebildet worden ist". Immerhin meine ich, daß in den früheren Jahren der Betrieb des Deutschen dürftig genug war, um das Wort Vernachlässigung zu rechtfertigen. Anfänglich gab es eine „teutsche" Elementarklasse; im Jahr 1774 aber hörte sie auf, und die Uebung im Deutschen blieb fortan teils dem Religions-, teils dem fremdsprachlichen Unterricht zugewiesen, Rechtschreiben sollte zugleich mit dem Schönschreiben gelehrt werden. Für ausländische Zöglinge wurde in den ersten Jahren von Unterlehrern deutscher Unterricht erteilt, vom Dez. 1779 an aber von dem aus Stuttgart gebürtigen Waisenhausprediger Karl Aug. Göriz, der hiefür im Dez. 1780 zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt wurde. In der 6. Abteilung (Jäger) hatte Prof. Nast im Jahr 1775 sechs Stunden auf Lateinisch und Deutsch zu verwenden, im gleichen Jahr las Böck an der 1. (jurist.) Abteilung über „Redekunst". Für die Schlußprüfung des Jahres 1776 stellte Abel „als Abschluß einer entsprechenden Vorlesung" 31 philosophische Thesen auf, die von den Zöglingen der oberen Abteilungen (auch Schiller) als Re-

spondenten verteidigt wurden; unter diesen Thesen sind 13 „Theses aestheticae“, „die erste Probe derartigen Unterrichts“ an der Militärakademie. Hauber teilt sämmtliche Thesen nach Abels Manuscript mit; sie handeln „von dem Geschmack überhaupt“, „vom guten Geschmack“, „über den Zustand der Litteratur“ und „von der Sprache“. Ein interessantes Gegenstück sind die von Hauber gleichfalls mitgeteilten Thesen Balthasar Haugs v. J. 1779, welche freilich wiederum beweisen, daß dieser Dozent vom Künstlerischen und Dichterischen nichts verstanden hat. — Als im J. 1783 die Professoren beantragten, bei den unteren Abteilungen ein deutsches Lesebuch, Sulzers Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, einzuführen, hatte der Intendant v. Seeger der Kosten wegen Bedenken und meinte, man solle sich statt dessen wie bisher der Bibel bedienen. Das Buch wurde gleichwohl eingeführt.

28. Zu S. 112, Betrieb und **Bevorzugung des Französischen in der Militärakademie.** Vgl. S. 5—8 des schönen Programms von Otto Schanzenbach, „Französische Einflüsse bei Schiller“ (Programm des k. Eberhard-Ludwig-Gymnasiums zu Stuttgart für 1884/85.

29. Zu S. 134—135, **Franziska von Hohenheim.** Albert Moll in seiner Schrift „Die medicinische Fakultät der Carlsakademie in Stuttgart“ erzählt, Franziska habe in späteren Jahren, als sie zu Kirchheim u. T. im Wittwenstand lebte, die Aeußerung gemacht, jeden Tag danke sie inbrünstig ihrem Schöpfer für die hohe Gnade, daß er sie auserkoren habe, in Schillers Jugendgeschick manches zu mildern, manche Härte von ihm abzuwenden, vielleicht sogar zu seiner Erhaltung etwas beigetragen zu haben. Auch Ottilie Wildermuth weiß in ihrem im gleichen Jahr (1859) erschienenen Aufsatz über Franziska von Hohenheim (Württembergische Volksbibliothek, Heft I) von einer Gönnerschaft oder besonderen Protektion zu erzählen, deren sich Schiller von Seiten der Gräfin erfreut habe; hier wird uns des Weiteren noch aufgetischt, daß Schiller ein schwärmerischer Verehrer Franziskas gewesen sei und daß sich in Franziskas Nachlaß einige Gedichte Schillers gefunden hätten, in denen er mit dem maßlosen Feuer seiner ersten Jugendergüsse der hohen Dame diese Verehrung ausgesprochen habe — Ergüsse, welche vermutlich so wenig dem Herzog als der Nachwelt vor Augen gekommen seien. Alle diese Nachrichten sind unglaubwürdig und gehören in das Gebiet jener mit Zähigkeit fortgepflanzten Legenden und anekdotenhaften Erzählungen, an denen für Schillers Jugend kein Mangel ist und deren Ausmerzung der ernsten Biographie zu schaffen machte. Wäre an der genannten Gönnerschaft etwas Wahres, so hätte die Lobrednerin Franziskas, E. Vely, dieses Licht nicht unter den Scheffel gestellt; sie bemerkt aber im Gegenteil S. 100, daß die Gräfin in irgend einer Weise den jungen Poeten bevorzugt habe, lasse sich „nicht nachweisen“, und betreffs der Flucht sagt sie S. 135, Franziska habe von Schillers Kämpfen und verzweifelten Entschlüssen wohl nie etwas gewußt: „weder jetzt noch

später findet sich in ihrem Tagebuche auch nur eine Erwähnung Schillers". In ihrem Nachlaß habe man Schillers zu ihrem 32jährigen Geburtstag gehaltene Rede gefunden, aber auch die anderer, ganz unbedeutender Schüler habe sie aufbewahrt (S. 100). Es ist von geschichtlichem Standpunkt aus zu bedauren, daß Laubes „Karlsschüler" unrichtigen Vorstellungen der geschilderten Art neue Nahrung gegeben und sie in weite Volkskreise getragen haben. Aber dieses Drama entstellt ja überhaupt den geschichtlichen Hergang und ist in dem, was es als Milieu gibt, naturlos.

Unter die Legenden und Anekdoten, die sich an Schillers Jugendzeit geknüpft haben, gehört jene in Wurzbachs Schiller-Buch wiederholte Erzählung, wonach Schiller dem Hauptmann Schmeckenbecher nachgerufen habe: „So einen Hauptmann schnitz' ich mir aus einer gelben Rüben!" Der Herzog, heißt es, habe andern Tags ein Messer und eine Rübe bringen lassen und dem erschrockenen Zögling befohlen, unverzüglich einen Hauptmann zu schnitzen. Zu diesem Geschichtchen sind ältere wie neuere Versionen vorhanden. Zuerst wird, wie Minor (Aus dem Schiller-Archiv S. 67) anführt, in Schlözers Briefwechsel (1779, XXX. Stück) erwähnt, ein Zögling sei mit dem Stockhalten bestraft worden, weil er gesagt habe, man könne aus jedem Holze einen . . . . . machen. Der Name des Zöglings ist hiebei nicht genannt; der „Pester Lloyd" vom J. 1846 aber, aus dem Wurzbach seine Anekdote übernahm, nannte Schiller als den Uebelthäter. Im Roman „Schillers Heimathjahre" von Hermann Kurz ist es nicht Schiller, sondern ein anderer Zögling, der zu dem Eleven von Wolzogen gesagt hat:

„'n Cavalier, so dumm und stolz,
Schnitz' ich aus jedem Scheite Holz";

wohl aber sieht Schiller bei der Strafprozedur zu und macht, während sich der Zögling an einem Holzscheit abmüht, die naseweise Anmerkung: „ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte". In H. Wagners Geschichte der H. Carls-Schule wird als der Zögling, der im Wortwechsel mit einem Cavaliersohn v. W. zu diesem gesagt habe, „einen solchen Lieutenant wolle er aus einem Pfahlstumpen herausschnitzeln" (der erst 1780 in die Militärakademie aufgenommene) Wilh. Christian Ketterlinus genannt; der Zögling aber, der beim Zuschauen die Aeußerung machte: „ich müßte doch lachen, wenn er einen 'rausbrächte", heißt hier Joh. Ludw. Gabr. Nekker. Diese Fassung der Geschichte scheint die glaubwürdigste zu sein. Nekker und Ketterlinus traten als Hofkupferstecher aus der Akademie. — Hübsch, aber vielleicht nicht besser verbürgt ist die vom Stuttgarter Hofschauspieler Grunert erzählte, gleichfalls von Wurzbach aufgenommene Anekdote vom Westenknopf. Der bestehenden Vorschrift zuwider erschien einmal ein Zögling an einem Wochentag mit einer Weste, an der nur 3 statt 4 Knöpfe geschlossen waren; er entschuldigte sich bei der Zurechtweisung des Offiziers mit der Angabe,

ein Knopf sei ihm zufällig aufgesprungen. Der nächste Tag war ein Sonntag, und an Sonntagen sollten die Zöglinge nur 3 Westenknöpfe geschlossen haben, damit das Jabot breit heraussstehe. Schiller kommt („vom Dichten") mit völlig geschlossener Weste, und als ihn der Hauptmann Schmeckenbecher zur Rede stellt und ihn die Knöpfe abzählen heißt, gibt er zur Antwort: „Ah, s'ischt mir einer zugesprunge!" — Eine völlig apokryphe Nachricht ist Wurzbachs Vermerk eines (aus wenigen Zeilen bestehenden) Gedichtes auf ein Federmesser, das Schiller auf der Ludwigsburger Lateinschule verfertigt habe.

30. Zu S. 141, **Schillers Aufnahme in die Militärpflanzschule.** Die Aufnahme erfolgte ausweislich der im Geh. Staatsarchiv zu Stuttgart vorhandenen Akten durch Verfügung des Herzogs an den Intendanten v. Seeger vom 16. Januar 1773; die ärztliche Untersuchung durch den Medikus Storr ist vom gleichen Tag datirt („Solitude, den 16. Jenners"), ebenso das Zeugniß, das Prof. Jahn bei der Eintrittsprüfung ausstellte; desgleichen ist Schiller im tabellarischen Nationalbuch der herzoglichen Militair-Academie de Anno 1770 Bl. 23 als am 16. Januar eingetreten verzeichnet. Diese 3 Aktenstücke befinden sich gleichfalls im Stuttgarter Geh. Staatsarchiv (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 13 u. 14 u. bei Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie S. 39, wo jedoch durch Druckfehler unter Jahns Zeugniß der 10. Jan. statt des 16ten steht.). Im Widerspruch hiemit nennt Schillers Austritts-Matrikel (vgl. Schwabs Urkunden S. 45 und v. Kellers Beiträge S. 34, woselbst das gleiche Dokument unter der Ueberschrift „Schillers Nationalliste in der Akademie" mitgeteilt ist) den 17. Jan. als Tag des „Zuwachses"; diese Datirung kann indessen nicht ins Gewicht fallen, da der 16. Jan. als Aufnahmetag vierfach belegt ist und, wenn man erinnern möchte, daß nach Heinrich Wagner, Gesch. d. H. Carls-Schule I, 127 der Eintrag in das „Nationalbuch" oft ungenau war, doch die Datirungen der herzoglichen Verfügung, des Storr'schen Attestes und des Jahn'schen Zeugnisses den Ausschlag geben; die Angabe bei Minor I, 78, Schiller habe am 17. Jan. dem Vaterhause lebewohl gesagt, wird ein Versehen sein, da Schiller am 16. Januar auf der Solitude von Storr untersucht und von Jahn geprüft wurde. Die „Specification derjenigen Montirungs Stüken, welche der Elev Schiller mitgebracht" ist unterzeichnet vom Hausmeister Griesinger und trägt das Datum des 18. Januar (vgl. den Abdruck bei v. Keller, Beiträge S. 14; wie bezüglich der anderen Aktenstücke ist er genauer als der Druck bei Schwab). Das Original der Spezifikation und Schillers oben erwähntes Austrittszeugniß befinden sich bei den Akten des Geh. Staatsarchivs in Stuttgart.

31. Zu S. 146 und 241 ff. Die Schwierigkeit, in **Schillers Unterrichtsgang** an der Militärpflanzschule und Militärakademie einen genaueren Einblick zu gewinnen, wird auch durch Gustav Haubers Programm (v. J. 1898) nicht behoben. Sie liegt teils in der Un-

vollständigkeit der vorhandenen Lehrpläne teils in der unübersichtlichen Einreihung der Zöglinge in „Abteilungen". Immerhin erhalten wir die schätzenswerte aktenmäßige Mitteilung, daß in der 1. Abteilung, zu welcher Schiller in den Jahren 1774 und 1775 gehörte, Latein und Griechisch von Jahn und Nast, Französisch von Gerhardi und Uriot, Philosophie von Jahn und Böck, Geschichte und Statistik von Jahn und Schott, Mathematik von Rösch und Rappolt, Religion von Hartmann, die juristischen Fächer von Heyd, Reuß und Seybold gelehrt wurden; ferner daß in der 5. Abteilung, zu welcher Schiller (als Mediziner) im Jahr 1777 gehörte, Anatomie von Klein, Anatomisches Zeichnen und Präpariren (in zehn Wochenstunden) von Morstadt, Physiologie und Pathologie (in 16 Wochenstunden) von Consbruch, Mineralogie und Zoologie von Reuß, Experimentalphysik von Rappolt, Botanik von Martini, Schöne Wissenschaften (in 2 Wochenstunden) von Abel, Französisch von Uriot, Englisch von Gosse, Religion von Cleß gelehrt und außerdem noch im Reiten und Tanzen Unterricht erteilt wurde. „Dieselben Lehrer hatten dieselbe Abteilung auch im Jahre 1778." In einer in Hall 1888 zu Tag gekommenen Conduiten- und Unterrichtsliste der ersten Abteilung der Militärakademie (mitgeteilt in Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" S. 17—19) hat Schiller in der „Conduite" das Prädikat „recht gut", im „Genie", in der Religion, Chemie, Pathologie und Therapie „gut", in der Anatomie und im Englischen „sehr gut", im Französischen und in der Experimentalphysik „ziemlich gut", in der Botanik „fleißig", im Zeichnen „mittelmäßig" und im Reiten „schlecht". Da Schiller 1777 und 1778 der 5. Abteilung angehörte, so dürfte diese Liste nicht dem Jahr 1778, wie Minor meint, sondern dem Jahr 1776 angehören.

Ueber zwei Schulhefte Schillers, die sich im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm fanden, berichtete J. Minor in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1888, XII. Das eine derselben trägt die Bezeichnung „Geographisches Büchlein vor den Eleve Johann Christoph Friedrich Schiller bey der ersten Abtheilung auf der Solitude, den 17. Juli Anno 1773. Soli Deo gloria." Dieses Titelblatt wie auch einige Memoranda auf der letzten Seite sind von Schillers Hand geschrieben, die Seiten des Textes, wie es scheint, von dem älteren Zögling Föhr, dem ursprünglichen Besitzer des Heftes. Der Inhalt ist ein Diktat Jahns, der seinem Unterricht in der Geographie den Voltzischen Abriß zu Essigs Kompendium der Geschichte zu Grund zu legen hatte; es handelt von der politischen Geographie und Statistik und gibt „eine genaue Darstellung der Regierungsform in Deutschland, der deutschen Reichsverfassung, aller regierenden und fürstlichen Personen" (vgl. Minor, Schiller I, S. 113). Das andere Heft, das in der Handschrift Schillers und in einer von Charlotte v. Schiller angefertigten ergänzenden Abschrift vorliegt, handelt von Poetik und Stilistik und erweist sich in seinen Lehren, zum Teil auch im Wortlaut als völlig abhängig von Sulzer, Batteux und J. A. Schlegels Anmerkungen zu Batteux; Klopstock

„wird als Dramatiker, Lyriker und Epiker gleich hoch gehalten“ (vgl. den Abdruck in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und Minor I, 561—562). Minors Ansicht zufolge ist es ein Diktat aus dem Kolleg Balthasar Haugs und dem Jahr 1779 zugehörig, wogegen Klaiber (vgl. Minor „Aus dem Schiller-Archiv“ S. 19 ff.) die Niederschrift eher in das Jahr 1777 setzen möchte und als den Dozenten, dessen Vortrag es wiedergibt, Prof. Abel vermutet. (Vgl. zu Haugs Abhängigkeit von Sulzer S. 596 meiner Biographie nebst Anm. 2). Für das Jahr 1777 sind Bruchstücke des Stundenplanes vorhanden, aus denen sich, wie oben angeführt wurde, ergibt, daß in der 5. Abteilung, zu der Schiller gehörte, Abel Unterricht in den Schönen Wissenschaften gab. Für 1778 ist ein vollständiger Unterrichtsplan vorhanden, und auch in diesem Jahr unterrichtete Abel in den Schönen Wissenschaften. Für das Jahr 1779 ist der Unterrichtsplan der 5. Abteilung nicht erhalten, im Prüfungsplan des Jahres ist als neu hinzugekommenes Fach Deutsche Litteratur und Sprache verzeichnet (vgl. Haubers Programm S. 42). In der Lehrertabelle des Hauberschen Programms ist Balthasar Haug für die Jahre 1776—1791 als Dozent für Mythologie und Kunstaltertümer aufgeführt; doch hielt er nach Haubers Abhandlung „Der deutsche Unterricht an der Karlsschule“ ausnahmsweise im Jahr 1779 für die Abteilung der Kameralisten und Mediziner (worunter Schiller) in 1 Unterrichts- und 1 Vorbereitungsstunde eine Vorlesung über „Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack“, stellte auch bei der Jahresprüfung Sätze auf, die von den Zuhörern, unter andern von Schiller, verteidigt wurden. Nach Haubers Ansicht kann das fragliche Schulheft Schillers, wenn es aus einer Vorlesung herrührt, wohl nur aus der Haug'schen stammen, wogegen freilich spreche, daß das Heft die Angabe enthält: „geschrieben im Jahr 1780“, wie auch, daß zwischen dem „Diktat“ und den Thesen (Haugs) jeder Zusammenhang fehlt.“ Abel habe zwar 1777 für die 5. (medizin.) Abteilung eine Vorlesung über „Schöne Wissenschaften“ (Aesthetik) in 1 Wochenstunde und 1 Vorbereitungsstunde gehalten, habe auch bei der Jahresprüfung im Dezember 1777 „Aesthetische Sätze“ aufgestellt, die von Zöglingen, worunter Schiller, verteidigt wurden; das von Poetik handelnde Schulheft Schillers stehe aber mit diesen Thesen in gar keinem Zusammenhang, und während das „Diktat“ Lessing lediglich als Fabeldichter kenne, seien in den Thesen deutliche Hinweise auf Lessings Laokoon enthalten. Hauber meint schließlich, diese Schwierigkeiten würden sich heben, wenn man annehme, daß das Schulheft nicht ein Diktat, sondern die Abschrift des Manuskriptes und Lehrers (Haugs oder Abels) sei, das dieser dem eifrigen Schüler geliehen habe, und hiemit ist wohl das Richtige getroffen.

Einen bisher völlig unbekannten „Aufsatz des siebzehnjährigen Schiller über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes“ hat Oberstudienrat Dr. Friedrich Pressel in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“ vom 8. November 1898 nach einer handschriftlichen Vorlage in Druck

gebracht und in der Besonderen Beilage vom 31. Dez. mit trefflichen Bemerkungen begleitet. Das aus 8 Quartblättern bestehende Schriftstück kam, wie wir erfahren, als Gabe an den Heilbronner Frauen-Schillerverein und stammt aus dem Besitz des verstorbenen Landgerichtsdirektors Kuhorst in Tübingen. Von seiner Hand ist auf dem Umschlag geschrieben: „Aufsatz von Schiller in seinem 17. Lebensjahr. Meine Mutter hat ihn von der Tochter Schillers Frau v. Gleichen erhalten.“ Kuhorsts Mutter lebte als Regimentsquartiermeisters-Wittwe in Ludwigsburg „und war mit Frau v. Gleichen befreundet“. Sie vererbte den Aufsatz auf ihren Sohn, aus dessen Nachlaß er durch einen Verwandten, Prof. Dr. Reiff, an die Oeffentlichkeit gelangte.

Erweckt diese Herkunft des Schriftstücks Vertrauen, so ist doch die Frage seiner Echtheit noch aufzuwerfen. (Vgl. zum Folgenden meine ausführlichere Besprechung im Berliner „Litterarischen Echo“ 1899, Heft 22). Auf dem Rande der ersten Seite ist mit Bleistift bemerkt: „abgeschrieben 1800“, und zwar rührt diese Bemerkung, wie mir Herr Oberstudienrat Pressel auf meine Anfrage mitzuteilen die Güte hatte, vermutlich von der nämlichen Hand her, die den Aufsatz geschrieben hat. Damit ist im Grunde schon bewiesen, daß die vorliegende Niederschrift von Schiller selbst nicht herrührt; denn die Handschrift des Aufsatzes, von welcher Pressel im Druck eine Probe beifügt, ist nicht die Handschrift der späteren Jahre Schillers, und daß der Dichter auf der Höhe seines Schaffens Zeit und Mühe an das Abschreiben eines langen Schulaufsatzes gewendet habe, ist unannehmbar. Aber auch zur Handschrift des jugendlichen Schiller stimmt die Presselsche Probe wenig, d. h. das Unähnliche überwiegt das Aehnliche. Ich habe die im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten Handschriften Schillers aus der Zeit der Militärakademie, unter andern den Sektionsbericht bei der Leichenöffnung Hillers und die Berichte über Grammonts Erkrankung, verglichen, desgleichen Schillers Eintrag in das jetzt im Besitz der k. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart befindliche Stammbuch Joh. Christian Weckerlins (mit dem Datum 16 8bre 1778 und dem Wortlaut:

„Auf ewig bleibt mit Dir vereint
Der Artzt, der Dichter, und Dein Freund
Schiller.“):

in allen diesen Dokumenten ist Schillers Handschrift größer, zügiger, einzelne Anfangsbuchstaben zeigen andere Form, und wenn die Berichte über Grammont zum Teil eng geschrieben sind, so holen doch auch in ihnen die großen Anfangsbuchstaben zu viel mehr Schwung aus. Dabei ist die Handschrift des von Pressel mitgeteilten Aufsatzes für einen Siebzehnjährigen zu unjugendlich. Gewisse Eigentümlichkeiten der Orthographie und Schreibung wie das k für ck, das z für tz erinnern an den jugendlichen Schiller, waren an der Militärakademie aber vielfach in Gebrauch.

Wenn nun das Schriftstück, das dem Heilbronner Verein übergeben wurde, nicht von Schillers Hand herrührt, so könnte Schiller darum doch der Verfasser des Aufsatzes sein, den wir heute in einer Abschrift besitzen. Und in dieser Beziehung ist zunächst einzuräumen, daß das Thema des Aufsatzes zu den an der Stuttgarter Militärakademie beliebten und üblichen vollkommen paßt: vom endlosen Schwatz über Tugend, den der Herzog Karl von seinen Zöglingen um so geflissentlicher forderte, je bequemer er es selbst mit mancher Tugend nahm, gibt auch dieses Thema ein Beispiel und ebenso vom Nonsens, Jünglinge und Knaben, die vom Verkehr mit dem Weibe nichts wußten und wissen sollten, über den Einfluß des Weibes auf Männerseelen reden zu lassen. Im Uebrigen läßt sich mit „inneren Gründen" für die Echtheit hier kaum argumentiren, da von Schiller'scher Ausdrucksweise in dem Aufsatz wenig zu spüren ist. Vereinzelt kommen ein paar lebhaftere, farbigere Wendungen vor, aber das Ganze ist ziemlich nüchtern gedacht, und an die Sprache, den Satzbau, das Feuer und den pathetischen Gedankenzug der akademischen Festreden der Jahre 1779 und 1780 wird man nicht erinnert. Nun ließe sich freilich sagen, der aus dem Jahre 1776 stammende Aufsatz gehöre einer Zeit an, in der Schillers Geist jenen bald nachher bemerkbaren Aufschwung noch nicht genommen habe; ich selbst habe auf solche Entwicklungsstufen hingedeutet (vgl. S. 180 ff. und S. 162), und Pressel bemerkt, der ungleich bewegtere Ton der Reden von 1779 und 1780 verhalte sich zum Tone der Aufsatzes von 1776 wie unter den Gedichten etwa „Der Eroberer" vom Jahr 1777 zum „Abend" vom Jahr 1776. Aber dergestalt einen Niederschlag früherer, unreiferer Denk- und Empfindungsweise im fraglichen Aufsatz zu sehen, hindert wieder die fast altkluge Verständigkeit und Wohlweisheit, wie sie sich z. B. in der Einleitung kundgibt. Und wie sollte ein siebzehnjähriger, innerhalb der Mauern der Militärakademie aufgewachsener Jüngling aus eigener Einsicht dazu kommen, Sätze auszusprechen wie den folgenden: „Die Frau hat immer einen stärkeren Einfluß auf das Herz und die Denkart des Mannes als er auf das ihrige"? In stilistischer Hinsicht ist der Aufsatz gut, der Ausdruck ist korrekt und flüssig; seine Mängel liegen nach der Seite der gedanklichen Disposition hin, und wie sich hier eine gewisse Jugendlichkeit der Leistung verrät, so hat die Arbeit auch darin etwas Unfertiges, Undisziplinirtes, daß sie an einer Stelle plötzlich aus dem im Uebrigen festgehaltenen Ton und Charakter eines schriftlichen Aufsatzes herausfällt und sich mit mehreren Sätzen als Rede an anwesende weibliche Personen zu wenden scheint. Bei diesem ganzen Sachverhalt möchte ich als das Wahrscheinlichste annehmen, daß der uns vorliegende Aufsatz die Ueberarbeitung eines Diktates ist, das den Zöglingen der Militärakademie an die Hand gegeben war, um sie zur Abfassung von Festreden anzuleiten oder vorzubereiten. In der Erweiterung des Gedankenganges der Vorlage wie auch in der stilistischen Flüssigmachung des Ganzen dürfte Schillers Verdienst liegen. Der Lehrer aber, aus dessen Unterricht

diese Stilübung stammt, ist wohl Prof. Abel; in den Vorträgen Abels, der von den Philosophen der deutschen Aufklärung wie von den schottischen Moralisten und Glückseligkeitslehrern beeinflußt war, wird man die Quelle der Moral- und Kulturentwicklungs-Vorstellungen, die der Aufsatz enthält, zu suchen haben: sowohl die Definition, daß nur der zur Fertigkeit gewordene Vorsatz, überall ohne Rücksicht auf Vorteil und sinnliche Neigung seine Pflicht zu thun, weil sie Pflicht sei, den Namen Tugend verdiene, als auch die Ausführung, daß „derjenige, welcher den ersten Kohlstengel oder den ersten Baum pflanzte und sagte: du bist mein", und derjenige, „welcher zuerst ein Weib zu seinem eigenen sich wählte und . . . mit demselben sich eine Hütte bauete", die ersten Schritte zu einer Menschenkultur gethan haben. — Oberstudienrat G. Hauber vermutet in seiner Abhandlung „über den deutschen Unterricht an der Karlsschule", daß der Aufsatz im Anschluß an die im Jahr 1776 gehaltene Vorlesung Abels über Philosophie, an welcher Schiller teilnahm, entstanden sei. Daß Abel, wie Hauber hinzusetzt, das Thema selbst gestellt hat, ist aber kaum richtig. Ueber Abels philosophische Entwicklung und Ansichten vgl. die Rostocker Inaugural-Dissertation von Fritz Aders: „Jakob Friedrich Abel als Philosoph" (1893). — Als diejenige Person, welche die auf uns gekommene Abschrift gefertigt hat, vermute ich Christophine Reinwald, die Schwester des Dichters.

32. Zu S. 152, **Gebäude und äußere Einrichtungen der Militärakademie in Stuttgart.** Vgl. den trefflich belehrenden, von Abbildungen unterstützten Aufsatz „Beschreibung des Akademie-Gebäudes der hohen Carls-Schule zu Stuttgardt" in Gökingks Journal von und für Deutschland, v. J. 1784, I, S. 378—383.

33. Zu S. 174, Anm. 2. Z. 6—7. Der hier erwähnte Artikel über Schubart ist nach brieflicher Mitteilung des Verfassers an mich von Gustav Hauff.

34. Zu S. 175, Anm. Z. 4—7. **Schubarts Geburtstag**, vgl. Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben und seinen Werken (Stuttgart 1885, bei Kohlhammer), S. 3, woselbst die Entstehung des bei Goedeke, König u. Andern sich findenden irrigen Datums erklärt ist, und G. Hauffs Aufsatz „Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik" im Archiv f. neuere Sprachen LXXXIII, S. 376. Den Gründonnerstag, also den 26. März (1739), nennt auch der von Balthasar Haug geschriebene Lebensabriß Schubarts im Schwäb. Magazin v. J. 1777. — S. 480, Anm. Z. 13 meiner Biographie ist 1744 Druckfehler für 1740.

35. Zu S. 177—178, Anm. Aus dem Brief Schwans an Körner vom 14. Juli 1811 waren bis jetzt nur wenige Stellen veröffentlicht worden; nunmehr hat ihn Minors Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" zum größten Teil zum Abdruck gebracht. Dabei ergab

sich, daß Schwan nicht, wie Urlichs las oder drucken ließ, geschrieben hatte: „die . . . Schreibtafel, zu der Schiller mir Beiträge geliefert“ sondern: „die . . . Schreibtafel, zu der Schiller nie Beiträge geliefert“. Minor knüpft an die Mitteilung des Briefes die Bemerkung, meine Untersuchung habe ohne Resultat bleiben müssen; die Sache liegt aber vielmehr so, daß ich im Widerspruch mit dem Zeugniß Schwans, das, wie es uns früher vorlag, eine Beteiligung Schillers behauptete, diese Anteilnahme bestritt und die Berechtigung meines Zweifels heute erwiesen ist. Zur Entschuldigung Urlichs' ließe sich sagen, daß man in Schwans Brief nach „der“ ein „aber“ erwarten sollte.

36. Zu S. 181, **Schubarts „Fürstengruft“** betreffend. Für 1780, als das Entstehungsjahr des Gedichtes, spricht sich (gegen Ludwig Schubart) Gustav Hauffs Buch „Schubart in seinem Leben und seinen Werken“ aus S. 170—171 und S. 195—196. Vgl. auch Strauß, kleine Schriften 449—450.

37. Zu S. 200, Anm. 3. Gegenüber Aug. Sauers Vermutung, daß das dritte Stück, welches auf das Ackermann-Schrödersche Preisausschreiben in Hamburg einlief, Bergers „Galora von Venedig“ war, erinnert Minor in der Kritik meines Buches (Zeitschrift für Deutsches Alterthum. N. F. XVIII, S. 287), daß, wie aus Tiedges, von Falkenstein herausgegebenem Nachlaß ersichtlich geworden sei, Schinks „Gianetta Montaldi“ neben den Dramen von Leisewitz und Klinger um den Preis sich beworben habe.

38. Zu S. 202. Von einer **Komödie**, welche Schiller auf Befehl des Obersten Seeger in der Militärakademie verfaßt habe, erzählt uns eine „kleine Denkschrift“ von Göritz, der als Magister in Schillers Haus zu Jena verkehrte, das Folgende: „Bei vertraulichen Abendgesprächen liebte Schiller von seinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Interessantesten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfest der Gräfin Franzisca gnädigst befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademische und Universitätsfreiheit neben einander stellte, erinnerte er sich oft mit großem Vergnügen. Obrist Seeger habe sie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er solle das Leben in der Militärakademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in starken Schatten stellen: jedesmal sey der Contrast zwischen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Universitäten.“ Ich halte diese Nachricht für nicht unglaubwürdig, aber alle weiteren Zeugnisse fehlen. Göritz starb als Dekan in Aalen; die Denkschrift erschien aus seinem Nachlaß 1838 in Nr. 221—227 des Morgenblatts für gebildete Leser (unter der Redaktion Hauffs). Vgl. den Aufsatz „Eine unbekannte ‚Komödie‘ Schillers“ in Ernst Müllers Schrift „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben“.

39. Zu S. 204, Anm. 2. Die Akademie-Rede über Güte, Leutseligkeit, Freygebigkeit und Tugend schickte Charlotte v. Schiller

im Jahr 1810 an Körner. Eine Abschrift derselben von der Hand des Vaters Schiller befindet sich im Weimarischen Goethe- und Schillerarchiv (vgl. Minor, Aus dem Schiller-Archiv, S. 9—10.)

40. Zu S. 219. **Balthasar Haugs Päan** ist zwar im Schwäb. Magazin v. J. 1775 abgedruckt, aber auf des Herzogs Geburtsfest vom Jahr 1771 gedichtet. Ich habe irrtümlicher Weise 1775 geschrieben (vgl. Adolf Wohlwill im Archiv f. Litteraturgeschichte XV, S. 27) und bitte nun Z. 8—9 zu lesen: im Jahr 1771 oder mit seiner Ode auf die Wiederkunft des Herzogs aus Italien im Jahr 1775 vermocht hat.

41. Zu S. 240, Z. 30—31. Anstatt „der alte Jahn" ist zu setzen: Magister Jahn. Vgl. S. 775 des Anhangs.

42. Zu S. 246 ff. **„Geschichte von Württemberg bis zum Jahr 1740."** Daß ich „zuerst unwidersprechlich" den Nachweis der Unechtheit, beziehungsweise der Herkunft der Schrift geführt habe, räumt Minor (Schiller I, 557) ein. Einen weiteren Beleg hat mir Prof. Hermann Fischer nach der Veröffentlichung meines Artikels in der Beil. z. Allg. Ztg. gegeben. Seiner gefälligen Mitteilung zufolge existirt von dem Werk noch eine Niederschrift, welche H. Fischer durch Stichproben mit dem Schaberschen Texte verglichen hat. Dabei fanden sich nur ganz kleine Abweichungen in einzelnen Worten, wie sie aus dem Nachschreiben eines Kollegienvortrags durch mehrere Hörer sich erklären. Die Handschrift gehört dem 18. Jahrhundert an und ist die eines Mitzöglings Schillers.

43. Zu S. 256, Anm. Die an den Oberamtmann Seubert, einen ehemaligen Karlsschüler, gelangte Handschrift soll schon vor längerer Zeit durch Ausleihen verloren gegangen sein (nach Aussagen von Verwandten und briefl. Mitteilung an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung vom 26. März 1883).

44. Zu S. 259, „Mittelkraft". In B. Haugs Schwäbischem Magazin v. J. 1779, Novemberstück findet sich ein Aufsatz „Allgemeine diätetische Betrachtungen von den Leidenschaften". Der Verfasser geht aus von der Erwähnung eines „Mittelwesens", welches das Körperliche an das Nichtkörperliche knüpfe, und bezieht sich dabei auf Haller. Der auch in Schillers Dissertation wiederkehrende Begriff war also eben damals in Stuttgarter gelehrten Kreisen ein Gegenstand der Erörterung.

45. Zu S. 276, **Gutachten** der Professoren über Schillers Dissertation „Philosophie der Physiologie". Das Gutachten Kleins hat im Original „weitläuftigte" (statt weitläufige), „deß Verfassers", „erraten", „Vorurteil", „zum besser wissen", „anklebet", „überstiegen, aber daher", „von Haller", „bekrieget", „vor seine neue Theorien". (Morgenblatt für gebildete Leser, 1847, Nr. 70.)

46. Zu S. 277, Anm. 2. Das Schreiben des Herzogs an den Legationsrat v. Mosheim wurde zuerst gedruckt im „Morgenblatt für gebildete Leser“ 1844, Nr. 279, später (1877), aber orthographisch genauer, bei v. Schloßberger.

47. Zu S. 271—292, **Schillers Brief an seine Schwester Christophine vom 19. Juni 1780.** Die Handschrift befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Im Original fehlt der Gedankenstrich nach: O meine gute Schwester. Nach „was ach“ folgt ein zweites „was“. Nach „tröste Dich“ setzte Schiller ein Komma. Nach „Du weist nicht“ fehlt bei Schiller das Komma. — Der Abdruck bei v. Maltzahn ist in einigen Kleinigkeiten nicht ganz getreu. Vgl. Jonas, Schillers Briefe I Nr. 5 und S. 460 und VII, S. 269.

48. Zu S. 292—293, **Brief Schillers an den Hauptmann von Hoven wegen August von Hovens Tod.** Das Original dieses Briefes ist aus dem Besitz der Familie von Hoven an das Schillerhaus zu Marbach geschenkt worden. Es trägt das Datum des 15. Juni 1780. Die von mir angeführten Stellen lauten in der Urschrift: „Was verlor Er das Ihm nicht dann unendlich ersezt wird? Was verließ Er, das Er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? — Und starb er nicht in der reinsten Unschuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüstet, eh Er noch den Wechsel der Dinge, den bestandlosen Tand der Welt beweinen durfte, wo so viele Plane scheitern, so schöne Freuden verwelken, so viele so viele Hoffnungen vereitelt werden? .... So ging Ihr Sohn zu dem zurük, von dem Er gekommen ist, so kam er früher und reinbehalten dahin, wohin wir später aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen .... tausendmal beneidete ich Ihren Sohn wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe statt seiner hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahr alt aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde geworden seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, desto mehr wünscht ich als Kind gestorben zu seyn. Wäre mein Leben mein eigen, so würd ich nach dem Tod Ihres Theuren Sohnes geizig seyn, aber so gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, den ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“ Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 4 und S. 459. Friedrich von Hoven hatte in seiner Selbstbiographie einen nicht ganz korrekten Abdruck gegeben.

49. Zu S. 294—296, **Schillers 8 Tagesrapporte zur Erkrankung Grammonts.** Die Originale befinden sich im Stuttgarter

Staatsarchiv, und nach neuer, nunmehr genauester Durchsicht sind sie bei Jonas zum Abdruck gebracht. Vgl. Jonas, Schillers Briefe, I. Nr. 6—13 und S. 460—461.

50. Zu S. 309, Z. 18—25. Zu diesen Sätzen der zweiten Dissertation Schillers führt Kuno Fischer (Schiller als Philosoph I, 55—56) vollkommen zutreffend aus, daß sie die Möglichkeit der Seelenwanderung einräumen und an die Paragraphen 94—100 der im Jahr 1780 erschienenen Schrift Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" erinnern. Wenn er aber in einer Anmerkung beifügt, er vermöge Schillers Worte „weder mit Weltrich auf Haller, noch weniger mit Minor auf Bonnet zu beziehen", so muß ich mich meiner Z. 23—25 ausgesprochenen Behauptung annehmen. Daß am Schlusse der Hallerschen Physiologie von der Seelenwanderung nicht die Rede ist, ist richtig, dies habe ich aber auch nicht gesagt. Ich hatte zunächst das Ganze des Schlusses im Auge: der letzte Abschnitt des achten Bandes der Elementa Physiologiae Hallers handelt vom „Decrementum", vom Verfall des Körpers im Alter, von der Abnahme der Kräfte und der unaufhaltsamen Annäherung des Todes; Schillers „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" aber schließt mit dem „Nachlaß der thierischen Natur" und der Trennung des Zusammenhanges zwischen Seele und Körper. Das ist doch wohl ein ähnlicher „Gegenstand", wenn auch Schiller dabei einen besonderen Ideengang verfolgt. Im Einzelnen aber erinnerten mich gerade auch Schillers Schlußworte an den letzten Satz der Hallerschen Physiologie. Dieser lautet: „Animam Deo reddimus, cui soli ejus a morte status notus est. Adfulgentis tamen fugienti animae spei non raro in moribundis signa vidi, qui serenissimo vultu, non sine blando subrisu, de vita excesserunt. Quae ipsa mors sapientis hominis merito ultimum est et potentissimum desiderium." Hiemit ist wie bei Schiller auf unser Nichtwissen vom Zustand der Seele nach dem Tode hingedeutet und ist wie bei Schiller eine hoffnungsreiche Aussicht auf ein künftiges Leben eröffnet. Auch von einer Aehnlichkeit der „Betrachtung" wird man also hier reden dürfen, wenngleich Haller über die Form des Fortlebens schweigt.

51. Zu S. 316, Z. 3. Den Text nach dem Originaldruck gibt Goedekes histor. krit. Schillerausgabe I, 137—177.

52. Zu S. 332, **Schillers Wohnungswechsel.** Derselbe fand mit Anfang des Februar 1781 statt. Ich hatte „im Laufe des Januar" geschrieben, weil der Brief Schillers, der von diesem Wohnungswechsel spricht, von Friedr. v. Hoven fälschlich auf den 1. Februar datirt ist (vgl. Nummer 55 des Anhangs). — Das von Frau Luise Vischer, Schiller und Kapf bewohnte Haus stand auf einem Teil der alten Stadtmauer; es wurde vor 60 Jahren abgebrochen, und an seine Stelle trat ein größerer Neubau, der heute die Bezeichnung Eberhardsstraße Nr. 63 trägt. Die Redaktion von „Ueber

Land und Meer“ hat nach einer vom jetzigen Besitzer (Uhrmacher Krauß-Hettenbach) gelieferten Zeichnung eine Abbildung des alten Hauses dem in der gleichen Zeitschrift Nr. 27 v. Jahr 1894 veröffentlichten Artikel Minors „Schillerhäuser in Stuttgart und Ludwigsburg“ beigegeben.

53. Zu S. 333, Z. 5 ff. Zur Reichenbachschen Familie und der Malerin **Ludovike Simanowiz** vgl. das (freilich von kindischer Frömmelei durchtränkte) Buch „Ludovike, ein Lebensbild“ (von Friederike Klaiber), Stuttgart 1850.

54. Zu S. 333—334, **„Carmen auf Wiltmeister“.** Das Gedicht ist aller Nachforschungen ungeachtet bis heute verloren geblieben; doch lassen uns die Tagebuchnotizen Wilhelm von Wolzogens, welche P. Schwenkes Festschrift „Kleine Beiträge zur Schillerlitteratur“ 1890 veröffentlichte, wissen, daß es „sehr schön, freilich etwas frei“ gewesen sei. Die richtige Schreibung des Namens ist: von Wildmeister, und so lautet auch der Eintrag im Stuttgarter Sterberegister, den v. Schloßberger ermittelt hat; daneben findet sich Wiltmeister und (z. B. in der Amberger Trauungsurkunde der Eltern des Hauptmanns) Wildtmaister.

55. Zu S. 336—337, **Brief Schillers an Friedrich von Hoven über seine Elegie auf Weckerlin.** Den authentischen Text dieses Briefes hat erst Jonas nach der im Besitze des Herrn K. Meinert in Dessau befindlichen Handschrift zum Abdruck gebracht, der ältere Druck in Friedrich v. Hovens Selbstbiographie erweist sich demnach als sehr inkorrekt. Der Brief ist vom 4. Febr. 1781, nicht vom 1., und der Text lautet: „Bester Freund. Denk doch den Tausendsakerments-Streich! Schon 14 Tage wart ich auf Antwort und Geld von Dir wegen der Carmen von denen Du gehört haben wirst, und wunderte mich, daß Du mir keins von beiden schikst — gestern find ich Carmina und meinen Brief den ich Dir geschrieben habe, beim Logie changiren in meinen Scripturen noch zurück.

Du solltest ihn schon vor 14 Tagen bekommen, ist der Hundsvott mein Kerl schuldig — Nimms also nicht übel, Lieber, daß Du dem ich alles zuerst habe schiken wollen durch diesen Zufall zu kurz gekommen bist. Weil Du nicht hier warst, und ich wußte, daß Du dem Verstorbenen und seinen Eltern gut warst, so nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina ins Trauerhaus schikten, so schrieb ich express Deinen Namen zu den unsrigen; Ich soll Dir auch von den Eltern tausendfältig Dank dafür abstatten. Dieser Dank kostet Dich freilich 2 fl. 12 kr. den soviel beträgt der Antheil eines jeden, der aufgeschrieben ist, und Theil an dem Carmen nahm (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weit Luft!) Weil aber alle Mediciner, selbst D. Elwert ungefragt dazu gezogen worden, so nahm ich um so weniger Anstand in Deinem Nahmen zu consentieren. Die Fata meines Carmens verdienen eine mündliche Erzählung, den sie sind zum Todtlachen; ich spahre sie also biß

auf Wiedersehen auf. Bruder! ich fange an in Activitaet zu kommen, und das kleine hundsvöttische Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es ist ein Nahmen wie deßjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!

Sei so gut und schik mit dem nächsten Botentag das Geld, den Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tausend Complimente an Deinen H. Vater, Mutter und Schwestern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

[Am Rande] Du bekomst außer diesem noch 8 Exemplare. Lt. Schmid gab heute d. alten Frager. —

Vgl. zum Abdruck bei Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 14 dessen Anmerkungen S. 461—462.

56. Zu S. 340, Z. 26—28, die Mäntlerschen **„Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen"** betreffend. In Petersens Papieren ist ein Blatt, das zu unterst links den Vermerk hat: „In s. Zeitung Schwänke und Schnurren." Daneben steht rechts: „Cranzens Gallerie der Teufel eines s. Lieblingsbücher. Der rothe Wagen in Frankfurt." Auf dieser Notiz beruht die (unsichere) Angabe Hoffmeister-Viehoffs (I, 115), daß Schiller diese Schwänke, welche seine „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen" brachten, großenteils aus dem „Roten Wagen und Cranzens „Gallerie der Teufel" geschöpft habe. Die Wochenschrift „Der rothe Wagen" gab (nach Boas, Schillers Jugendjahre I, 35—36) Schröckh (mit dem fingirten Druckort „Leipzig und Offenbach") 1780—1781 in Frankfurt heraus. Der Verfasser der „Gallerie der Teufel .... von Peter Gaßner dem Jüngern" (Frankfurt und Leipzig 1776—1778) war nach Boas der preuß. Kriegs- und Steuerrat Aug. Friedr. Cranz. Minor bemerkt in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1889, S. 364, das Buch sei ein Ausläufer der Teufelslitteratur des 16. Jahrhunderts und schildere eine Walpurgisnacht auf dem Blocksberg: der Teufel hält einen Kongreß, beklagt sich, daß sein Reich zurückgehe, und läßt sich von den untergeordneten Teufeln Meldung von ihren Diensten geben. In ihre Berichte sind satirische Bilder der Zeitereignisse, namentlich aus dem Hofleben, verflochten, und die Geschichte eines Favoriten und einer Maitresse, welche „den Fürsten geschickt zur Ehe herumbringen will", scheint um so mehr auf würtembergische Verhältnisse anzuspielen, als der Name der Maitresse Tiefenthal an Hohenheim erinnern kann. Minor setzt hinzu, Schillers „Triumphgesang der Hölle" (vgl. S. 182 meiner Biographie) schließe sich in Motiven und Einkleidung an Cranz' „Gallerie der Teufel" an. Minors Aufsatz hat den Titel „Der junge Schiller als Journalist"; zu S. 350 (Lessings Tod betreffend), S. 371 (Geschichte des Grafen P.) und S. 379 (Elektrizität in der Therapie und Cagliostro) vgl. meine Biographie Schillers S. 341, 342, 343, vgl auch Max Koch in den „Berichten des Freien deutschen Hochstiftes" 1890, S. 553.

57. Zu S. 350—351 und S. 385, **den ersten Druck und die Herausgabe der Räuber betreffend.**

Die von mir S. 385 zum Abdruck gebrachte Anzeige in Balthasar Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste“ vom 28. Sept. 1781 bestätigt zunächst, daß der Druckort (der, wie ich S. 350—351 höchst wahrscheinlich gemacht habe, Stuttgart war) geheim gehalten werden sollte. Aufmerksam gemacht hat auf die Anzeige zuerst H. Simon in Breslau; Joachim Meyer (Neue Beiträge zur Feststellung u. s. w. des Schillerschen Textes, S. 44) war überzeugt, daß sie aus Schillers Freundeskreis stamme, und Goedeke (Hist. Krit. Ausg. II, S. 383, Anm.) meinte, sie „könne“ von Schiller selbst sein. Boxberger schrieb sie Schiller zu, Minor (A. d. Schiller-Archiv, S. 84) „wagt“ nicht, sie Schiller bestimmt zuzuschreiben. Ich bin nunmehr der Ansicht, daß sie von Schiller selbst geschrieben ist, wenn er auch vielleicht nicht der Einsender war: nicht nur einzelne Ausdrücke, wie „epoque machen“ und „Kleinmeister“ sprechen dafür, sondern der Stil überhaupt, Satzbau und Ton erinnern genau an Schillers Vorreden zu den Räubern, und das Lärmschlagen paßt zu seinem damaligen litterarischen Treiben. Dagegen bin ich überzeugt, daß die in Haugs „Zustand“ II, S. 454—455 gedruckte und von Goedeke gleichfalls in Frage gezogene kleine Anzeige von Robertsons Geschichte Karls V nicht von Schiller stammt, sondern irgend einen Magister zum Verfasser hat; ihre vollkommene Nüchternheit ist ein vollkommenes Kriterium gegen Schiller. Schon einen Stich ins Komische aber hat es, daß man auch bei einer in Haugs „Zustand“ I, 74 ff. sich findenden „Nachricht an das Teutsche Publikum, von einer alten versificirten Uebersetzung der Virgilischen Aeneis“ — einer die bibliothekarische Gelehrsamkeit auf Schritt und Tritt verratenden Anzeige — des unterzeichneten S. wegen an Schillers Autorschaft oder Beteiligung gedacht hat.

58. Zu S. 383, Zu Schillers **Räubern,** dem bairischen Hiesel, Hannikel u. s. w. vgl. den Artikel Gustav Hauffs im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 20. April 1889. Vgl. zum Räuberunwesen in Schwaben auch Schwäb. Merkur, Kronik, vom 18. März 1893.

59. Zu S. 386, 387, 388, 389, 390, 397, 406, 413, 416, 572, 575, 610 und 612—614, **Schillers Briefe an Heribert von Dalberg** betreffend (vgl. die Anmerkung 2 S. 572). In den Besitz des ersten getreuen Abdrucks der Briefe Schillers an Dalberg glaubte die wissenschaftliche Welt gelangt zu sein, als Fritz Jonas sie in seine Kritische Gesammtausgabe der Briefe Schillers aufgenommen hatte. Bedauerlicher Weise aber läßt uns, wie sich mir bald ergeben mußte, in diesem Punkte das treffliche Werk im Stich: Jonas vertraute die Vergleichung des alten Karlsruher Druckes mit den jetzt in der Münchener Universitätsbibliothek befindlichen Handschriften einem Studenten der Philologie Namens Sydow an (vgl. Jonas I, 463), und leider hatte er hiemit eine schöne Aufgabe in unkundige, unfähige oder höchst

leichtfertige Hände gelegt. Die Folge ist, daß wir nun aufs Neue einen ungenauen und fehlerhaften Text haben. Der Forderung einer grundsätzlichen und gleichmäßigen Wiedergabe der Schillerschen Schreibweise ist nach keiner Richtung hin genügt, und selbst grobe Entstellungen des Textes, wie sie die Karlsruher Ausgabe verschuldet hatte, kehren bei Jonas nun wieder. Hievon ein paar Beispiele. Im ersten Brief schreibt Schiller völlig deutlich: „so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall“. In der Karlsruher Ausgabe wie bei Sydow-Jonas steht „wärmsten“. Im Eingang des Briefes vom 6. Oktober 1781 fordert der Sinn: „es bedarf nur“; der Karlsruher Druck und der Text bei Jonas haben: „ich bedarf nur“. In der Handschrift aber steht so deutlich als möglich: „es“. Im Brief vom 3. Nov. hatte der Karlsruher Druck überliefert: „Wenn ich Ihnen die Frage, ob . . . . meine Meinung sagen darf“. In Schillers Handschrift steht vollkommen deutlich das Richtige: „Wenn ich Ihnen auf die Frage“. Im Text bei Jonas aber liest man dennoch: „Wenn ich Ihnen die Frage“. Im Brief vom 12. Dez. schreibt Schiller deutlichst: „Pfauenfedern“; der Karlsruher Druck und Sydow-Jonas setzen dafür die falsche Wortform: „Pfaufedern“. Mit Schillers Orthographie, Interpunktion, Zeilenabsätzen hat der Studiosus Sydow willkürlich und liederlich geschaltet. Bei solchem Stande der Dinge wäre heute eine von Irrtümern freie, das Zeitkolorit und Schillers Eigentümlichkeiten wahrende Sonderausgabe der Briefe von Nöten. Ich möchte im Nachstehenden den Lesern meines Buches zum Mindesten diejenigen Stellen, die ich in meinem Buch angeführt habe, auf Grund nunmehr ermöglichter eigener wiederholter und genauer Vergleichung mit den Handschriften vor Augen bringen. Einige Schwierigkeit macht bei der Wiedergabe des Originals der für die Handschrift des jugendlichen Dichters charakteristische außerordentlich häufige Wechsel deutscher und lateinischer Buchstaben: Schiller liebt es nicht nur, Worte, die er hervorheben will, manchmal auch Eigennamen und Fremdwörter mit lateinischer Schrift zu schreiben, sondern er springt auch sehr oft mitten in einem Wort von deutschen zu lateinischen oder von lateinischen zu deutschen Buchstaben über. Die Aufgabe des Setzers wird hiedurch peinlicher, es ist aber auch, da die Briefe in raschem Zug geschrieben sind und Buchstaben sich ineinander schlingen, häufig unmöglich, zu entscheiden, ob das Original mit einem deutschen oder einem lateinischen Buchstaben fortfährt. In diesem Punkte also, der freilich höchst belanglos ist, läßt sich für die Wiedergabe des Originals nicht überall bürgen. Zuweilen ist ein Wort schwer leserlich, im Ganzen aber zeigen schon die Briefe an Dalberg, von dem die Schrift entstellenden Wechsel zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben abgesehen, die schöne, in der Verbindung von Kraft, männlich-stolzer Sicherheit, gemessenem Schwung und Zügigkeit bewundernswerte Handschrift Schillers.

Die Briefstellen lauten:

a) S. 386, Z. 21—32 und S. 387, Z. 1—4.

... „wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstük hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselb. auch die Welt. Ich habe schon seit mehreren Jahren das Glük gehabt, Euer Excellenz aus öffentlichen Blättern zu kennen, und schon damals zog der Glanz des Mannheimer Theaters meine ganze Aufmerksamkeit an. Auch, gesteh ich, war es, seitdem ich einen dramatischen Genius näher in mir fühle, mein Lieblingsgedanke, mich dereinst zu Mannheim, dem Paradiß dieser Muse zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erschwert werden dörfte."

In der Fortsetzung des Briefes spricht Schiller von den „H. H. Schauspielern und dem non plus ultra der Theatermechanik" und vom lebendigen Augenschein, der sich aus dem Stuttgarter Stadttheater „niemalen werde abstrahiren" lassen, „das noch im Stand der Minderjährigkeit" sei.

b) S. 387, Z. 6 ff. Schiller schreibt an den „ReichsfreyHochwolgeborenen insonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheimen Rath", er „hoffe die ganze veränderte Auflage innerhalb 14 Tagen zu Stand zu bringen", und fragt an, ob er künftig mit seiner Exzellenz selbst zu „traktieren" die Ehre haben werde. Schwan habe ihm „gewisse Propositionen" gemacht.

c) S. 387, Z. 26 ff. Der Brief beginnt: „Hier erscheint endlich der Verlorne Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsezte, wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Bliks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu komt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments Lazaret mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geists [beide Worte sind sehr undeutlich geschrieben, so daß man fast „der Muse" lesen könnte, aber das seltsame G dieser Stelle schreibt Schiller auch anderwärts] und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stük, ja selbst ein Meisterstük schaffen wollte als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen."

d) S. 388, Z. 9 ff. Schiller schreibt gegen den Schluß des Briefes: „In Absicht auf die Wahl der Kleidung erlauben Sie mir nur die unmaßgebliche Bemerkung: Sie ist in der Natur eine Kleinigkeit, niemals auf der Bühne. Meines R. Moors Geschmak darin wird nicht schwer zu treffen seyn, doch bin ich auch auf diese Kleinigkeit äußerst begierig, wenn ich so glüklich bin, Zeuge der Vorstellung zu seyn. Einen Busch trägt er auf dem Hut, denn dieses komt namentlich im Stük vor, zu der Zeit da er sein Amt niederlegt. Ich gäbe ihm auch einen Stok zu. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachläßig ohne leichtsinnig seyn."

e) S. 388, Z. 21 ff. Schiller schreibt: „Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stük nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurück-

geschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gesteh ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Karaktere sind zu aufgeklärt zu modern angelegt, daß das ganze Stük untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde."

f) S. 388, Z. 28 ff. und S. 389, Z. 1 ff. Schiller schreibt: „Gleich Anfangs gesteh ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurüksezung der Geschichte meines Stüks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrükten Faustrechts — die ganze dardurch entsprungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich beßer als die meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dardurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizey, und Bestimtheit der Geseze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoos der Geseze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen könnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sezen, als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der Wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dörfen .... Wenn ich Euer Excellenz aber dieses zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu) was wird folgen? — Gewiß nichts anders als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bey der Geburt bekommen, einen eigentlichen angeborenen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird — einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruktion des ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialoge ist gar nicht derselbe. Die Simplicitaet, die uns der Verfaßer [Schillers Briefe an Dalberg unterscheiden ß und ſſ nirgends, ſſ ist nicht gebraucht] des Göz v. Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Karaktere sogar sind aus dem Schoos unserer Gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ginge dem Stük wie einem Holzstich den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein paar Pistolen in seinem Hulster. Ich beginge ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friderichs II. auszuweichen.

II Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Kontrast. Amalie müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden, und Sie sehen von selbsten dieser Karakter, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht ist in das ganze Gemälde der Räuber Moors, ja in das ganze Stük so tief und allgemein

hinein kolorirt daß man das Ganze Gemälde übermalen muß um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Karakter Franzens diesem [Schiller schreibt d häufig wie D] spekulativischen Bösewicht, diesem metaphysisch-spizfündigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versezung meines Stüks, welche ihm vor der Ausarbeitung den Größesten glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen Euer Excellenz dem Vater diese eifrige Fürsprache für sein Kind."

g) S. 390, Z. 7 ff. Schiller schreibt: „E. E. haben mich in Ihrem lezten Brief scharfsinnig genug nach Hauß geschikt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die aristotelische Philosophie und der Sophistische Geist des damaligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin."

h) S. 397, Z. 25 ff. Schiller schreibt: „E. E. werden mir erlauben, wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläuffig zergliedere, und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. . . . . Ich werde mir die Freiheit nehmen über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf meinen eigenen Text werffen, wo ich glaube, daß er auf eine andere Art als ich mir dachte begriffen worden. Auf diese Abhandlung also, die nächstens fertig werden, und E. Excellenz zugeschikt werden soll berufe ich mich und breche ab, mit der einzigen Vorerklärung, daß ich als Verfaßer des Stüks ohnstreitig ein parteiischer und vielleicht allzustrenger Richter bin."

i) S. 406, Z. 33—34 und S. 407, Z. 1—3. Schiller schreibt: „Uebrigens, wenn ich je das Glük habe einem v. Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, so will ich mich auch in die Arme jenes drängen und Ihm sagen wie lieb mir solche Seelen sind, wie Dalberg und Gemmingen."

k) S. 413, Z. 6 ff. Schiller schreibt: „Ich wiederhole hier schriftlich die wärmsten Danksagungen für die von E. E. empfangene Höflichkeit und Gnade, für die Aufmerksamkeit auf meine geringfügige Arbeit, für die Ehre und den Pomp deßen Sie mein Stük gewürdigt, und für alles wodurch E. E. die kleine Vollkommenheiten deßelben erhoben und seine Schwäche mit dem gröſten Aufwand der Theatralischen Kunst zu bedeken gewußt haben. Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht, ins Detail meines Stüks und seiner Vorstellung zu gehen, und weil ich nicht alles sagen konnte, weil mir die Zeit zu sparsam dazu abgewogen, und mein Incognito zu streng war, so hielte ich es für beßer noch gar nichts zu sagen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube wenn Teutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

l) S. 413, Z. 26 ff. Schiller schreibt: „Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Pieçen aufführen gesehen habe, welches wie ich hoffe dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem Vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt."

m) S. 416, Z. 18 ff. Schiller schreibt: „Wenn das Stük zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkühr des Theaters, raisonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindruks hinweg zu thun. Aber dawider protestiere ich höchlich, daß beim Druken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lüken lasse und Karaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele."

n) S. 416, Z. 25 ff. Schiller schreibt: „Dieses einige werd ich mir von H. Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der 1. Anlage drukt."

o) S. 572, Z. 1 v. u. lies: großen Theil. Der S. 573 folgende Satz aus dem gleichen Brief entspricht der Handschrift.

p) S. 575. Die Handschrift hat „Drama". Nach „Dissertation schreiben" steht ein Komma. Schiller schreibt „zurükstreifen". Das Uebrige wie in meinem Text; Jonas läßt mit Unrecht Schiller „Pintus" schreiben, die Handschrift hat deutlichst „Pindus".

qu) S. 610, Z. 27 ff. Der volle Satz lautet nach der Handschrift: „Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deßwegen. Izt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Zügen an diesem Anblik mich waiden können!" — „Dames" (Z. 24) hat die Handschrift.

r) Zur Anmerkung S. 612. Diese Angabe ist irrtümlich: der Schluß des Briefes vom 4. Juni 1782 fehlt in der in den Besitz der Münchener Universitätsbibliothek gelangten Sammlung nicht, vielmehr war, wie Michael Bernays bei der Durchsicht derselben erkannte, infolge unrichtiger Heftung der Briefbögen das ursprüngliche Gefüge des Briefes durch den Karlsruher Druck zerstört, was in der Mitte des Schillerschen Briefes steht, in eine „Beilage" verwandelt und der Schluß an einer späteren Stelle der Sammlung eingefügt worden (vgl. den schönen Artikel von Bernays, die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 17. Aug. 1887). Der richtige Sachverhalt ist der, daß Schiller auf die Worte: „ewig fühlen" folgen läßt: „Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employren, als in dem Mittel mich von hier weg zu bekommen zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1. Da im ganzen genommen das Fach der Mediciner" [das Folgende bis „weniger fortlasse" wie S. 613—614 meines Buches; ich habe nur noch ein paar Druckversehen zu verbessern: Z. 24 l. wär, statt wäre; S. 614, Z. 2 ist im Wort „Entschwäbung" ein lateinisches w zu setzen; Z. 6 ist im Wort „practicieren" „ren" mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Z. 9 ist nach „sorgen" ein Komma zu setzen. — Der Sybow-Jonas'sche Druck hat in der Wiedergabe dieser Stelle 15 Ungenauigkeiten, worunter 2 grobe].

Auf den mit „weniger fortlasse" schließenden Satz folgt nun in Schillers Text:

„Wenn Euer Excellenz diese 3 Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun widerhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnte E. E. in das Innre meines Gemüths sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern wie sehr mein Geist unter dem Verdrüßlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß gewiß — Sie würden eine Hilfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmals werf ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles was ich bin für Sie aufzuopfern wünsche.

Euer Excellenz

unterthäniger

Schiller."

s) S. 618—619. Im Wort „Ihnen" in diesem Brief setzt Schiller stets ein deutsches h, während die übrigen Buchstaben lateinisch sind. Schiller schreibt: „jezt". Nach „machen würde" steht ein Komma, Fiesko hat ein lateinisches e. Nach „fähig seyn" steht ein Komma.

60. Zu S. 386, Z. 3—6, **Schwans Brief an Schiller vom 11. Aug. 1781.** Auch dieser Brief, die Beilage des Briefes, den Schiller unter dem 17. August an Dalberg richtete, ist mit den Briefen an Dalberg in den Besitz der Münchener Universitätsbibliothek gelangt. Die Handschrift hat Hn. statt Herrn, 7 für „sieben" und laß statt las. —

Ueber Schwans Anteil an der Erwerbung der Räuber für Mannheim und die Aufführung des Stückes gibt uns der von Minor publizirte Brief Schwans an Körner vom 14. Juli 1811 (vgl. Nr. 35 dieses Anhangs) genaueren Aufschluß. Ich führe hier diejenigen Stellen an, welche für den ersten Band der vorliegenden Biographie von Belang sind. Schwan schreibt: „Petersen ist in der Karlsschule

Schillers vertrautester Freund gewesen ... Die Räuber hat Schiller noch in der Karlsschule geschrieben und insgeheim bei einem Buchdrucker in Stuttgart drucken lassen. Oeffentlich durfte es dort um so weniger erscheinen, als mehrere Hauptrollen darin unverkennbare Charakterzüge von einigen Vorgesetzten und Aufsehern in dieser Anstalt enthielten. Durch die von mir schon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu der Schiller nie Beyträge geliefert, so wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer Deutschen Theater, zu dessen Errichtung ich zufälliger Weise die erste Veranlassung gegeben, wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürst Karl Theodor nach Braunschweig sandte, um mich mit Lessing über die künftige Einrichtung desselben zu besprechen, war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden. Er sandte mir daher ein gedrucktes Exemplar von seinen Räubern mit der Anfrage, ob ich die ganze Auflage nicht als einen Handlungsartikel käuflich übernehmen wollte? Ich fand bey Durchlesung der Stellen so viel innern Gehalt für die Schaubühne, daß ich wünschte es auf die Mannheimer Bühne zu bringen. Da es aber, so wie ich es aus seinen Händen erhielt, einem neugeborenen Kinde glich, das noch nicht von dem ihm von seinem bisherigen Aufenthalte noch anklebenden Schmutze gesäubert ist, und mitunter auch Scenen enthielt, die ich als Buchhändler dem ehrsamen und gesitteten Publicum verkäuflich anzubieten für unschicklich hielt, so lehnte ich die käufliche Uebernahme ab, schrieb ihm aber dabei, daß ich dieses Stück nicht nur dem H. v. Dalberg und Gemmingen vorgelesen, sondern auch das Urtheil unserer vorzüglichsten Schauspieler, eines Iffland, Böck u. s. w. darüber vernommen, welches einstimmig dahin ausgefallen, daß die Räuber, wenn sie vom Schmutze gereinigt und mit einigen Veränderungen, die das Theatercostüme nothwendig machte, aufgeführt würden, eine große Wirkung machen müßten. Er antwortete mir unverzüglich, daß er, mit den Regeln der Dramaturgie unbekannt, dazu willig und bereit sey, ich möchte nur die Stellen unterstreichen, die uns anstößig wären, und ihm einen Fingerzeig geben, wie gewisse Auftritte für das Costüme des Theaters so wol als den Regeln der Schauspielkunst gemäß zu verändern und einzurichten wären. Dieses geschah nun mit Zuziehung der vorhin genannten Personen und so erhielt dieses Stück die Form und Gestalt, in welcher es in Mannheim zum ersten Mal mit dem größten Beifall aufgeführt worden. Schwerlich ist es auch je wieder so gegeben worden, denn besser war damals kein Theater besetzt als das unsrige. Selbst Schröder sagte, als er auf einer Reise von Wien nach Hamburg sich einige Tage bei uns aufhielt: „Ich kenne alle deutsche Schaubühnen, habe auf jeder einzelne vorzüglich gute Schauspieler gefunden, aber das Ganze (s. Ensemble) welches ich in Mannheim finde, trifft man nirgends an. Als alles zur ersten Aufführung bereit war, lud ich Schiller ein, wenn er irgend abkommen könnte, der Vorstellung persönlich beizuwohnen. Er kam in Begleitung seines Freundes Petersen, und stieg bei mir ab. Er war heimlich, ohne Erlaubnis des Herzogs abgereiset, in der Hoffnung,

daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde. Man räumte ihm eine eigene Loge ein, wo er unerkannt und unbemerkt sehen und fühlen könne, was sein Stück auf der Bühne für Wirkung thue. Da er aber die Unvorsichtigkeit begangen, bey seiner Ankunft seinen Namen am Thore anzugeben, so ward es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber, sey selbst da. Wie konnte das nun in Stuttgart verschwiegen bleiben? Die Folge war ein derber Verweis und strenges Verbot nichts mehr zu dichten oder für das Theater zu schreiben, nebst dem Befehl sich blos dem Studium der Arzneiwissenschaft zu widmen, worin er schon rühmliche Fortschritte gemacht.
Dieses Verbot empörte ihn. Er verließ Stuttgart zum zweyten Male heimlich und kam zu mir."

61. Zu S. 408, **Straßenanschlag („Avertissement") zur 1. Aufführung der Räuber.** Vgl. hiezu Schillers ursprünglichen **Entwurf**, an Heribert von Dalberg mit dem Briefe vom 12. Dezember 1781 als „Beilage" eingeschickt, bei Jonas, Schillers Briefe I, S. 50—51. Die im Auftrag Jonas' durch den Studiosus Sydow vorgenommene Vergleichung der in München befindlichen Handschrift ist jedoch auch hier nicht zuverlässig. Die Handschrift hat nach „Gaben zum Fürtrefflichen" ein Komma; das folgende „Verloren" ist mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben; für „rissen" steht bei Schiller „rißen", für „bis": „biß"; nach „häuffte" folgt Komma, desgleichen nach „stürzte". Schiller hat „majestätisch im Unglük" geschrieben, nicht m. in U.; er schreibt „gebeßert". Nach „lieben" ist kein Gedankenstrich, wohl aber beginnt hier eine neue Zeile. Der Punkt nach „Vater" fehlt in der Handschrift. Schiller schreibt „töden", Vorsicht; das Komma nach „Reue" fehlt.

62. Zu S. 414, Anm. 3. Nach „S. 214" ist zu ergänzen: und S. 2.

63. Zu S. 416, Z. 17. Die erste Auflage der **Schwan'schen Theaterausgabe der Räuber** erschien im April 1782. Diese genauere Zeitbestimmung wurde mir erst möglich, als ich in den Gothaischen Gelehrten Zeitungen, 32. Stück, vom 20. April 1782, S. 270 auf die Notiz stieß: „Mannheim. Die (von uns in diesem Jahrgang unsrer Gel. Zeitung St. 4 angekündigte) Umarbeitung des Schauspiels, die Räuber, (von Hrn. Dr. Schiller in Stuttgardt) hat die Presse verlassen." (Alle 3—4 Tage oder wahrscheinlich wöchentlich zweimal erschien ein Stück der Goth. Gel. Zeitungen). Bei Minor, Schiller I, 407 steht kurzhin „im Jahre 1782".

64. Zu S. 407, **Theaterzettel zur 1. Aufführung der Räuber.** Den Text dieses in der Geschichte der dramatischen Dichtung für immer merkwürdigen Aktenstückes gebe ich nach einer mir vorliegenden Photographie des Originals auf nächstfolgender Seite.

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen

Rolle	Darsteller
Maximilian, regierender Graf von Moor	Herr Kirchhöfer.
Karl, } seine Söhne	Herr Boeck.
Franz, } seine Söhne	Herr Ifland.
Amalie, seine Nichte	Mad. Toscani.
Spiegelberg, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Pöschel.
Schweizer, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Beil.
Grimm, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Rennschüb.
Schufterle, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Frank.
Roller, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Toscani.
Razmann, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Herter.
Kosinsky, } Libertiner, nachher Banditen	Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns	Herr Meyer.
Eine Magistratsperson	Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener	Herr Backhaus.
Ein Bedienter	Herr Epp.
Räuber.	
Volk.	

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite		45 kr.
In die übrige Bänke		24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.	
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks		40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks		15 kr.
In die Seiten-Bänke allda		8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

65. Zu S. 416—417, **Schiller's Brief an Schwan** vom 2. Febr. 1782. Die Handschrift befindet sich nach Jonas, Schillers Briefe, VII, S. 269 im Germanischen Museum zu Nürnberg. Vgl. den Abdruck des Briefes bei Jonas I, Nr. 27 nebst der Anmerkung S. 466, sowie den Artikel Bernhard Seufferts in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte VI, 617—618 und die nachträgliche Berichtigung des Abdrucks bei Jonas VII, 269—270. Demnach ist nach „ich bitte Sie" ein Komma zu setzen, wogegen das Komma vor „ohne" wegfällt. Des Ferneren hat Schiller geschrieben: Szenen. Druk. lezte. Szene. Der Gedankenstrich nach „gut" und das Semikolon nach „haben" sind zu streichen.

66. Zu S. 424—434, zur **„Laurafrage"**. Die Hauptmannswittwe Luise Vischer war die Tochter des Hofmedikus Dr. Chr. E. Andreä zu Stuttgart; ihr Bruder war der Arzt Dr. Jakob Eberhard Andreä. Dieser hatte aus der Ehe mit Marie Luise Friederike Mögling 7 Töchter, deren zweite den Namen Wilhelmine führte; Wilhelmine Andreä war also eine Nichte der Frau Vischer. Sie verheiratete sich am 3. Juni 1783 mit Joh. Friedrich Bayha, damals Stabsamtmann in Freudenthal, später Finanzrat in Stuttgart. Eine Schwester Wilhelminens, Luise genannt, die älteste der Töchter Andreäs, heiratete 1783 den Musiker und Freund Schillers Joh. Rudolf Zumsteeg.

Die Hypothese Haakhs, welche nicht Luise Vischer, sondern Wilhelmine Andreä als das Urbild der „Laura" nehmen will, entstammt dem Jahr 1859. Professor Haakh hatte damals in einer an der Stuttgarter Kunstschule gehaltenen Festrede die Vermutung ausgesprochen, daß Regine Voßler, die musikbegabte Schülerin Schubarts, die Freundin der Ludovike Reichenbach wie der Christophine Schiller, des Dichters Jugendliebe gewesen sei; als G. Zumsteeg, der Sohn des Musikers, hievon erfuhr, äußerte er einem Zuhörer gegenüber, der Entdecker sei auf falschem Wege, Schillers Laura sei seine „Tante" gewesen. Auch auf Befragen Haakhs gab er die Versicherung ab, daß er sich aus seinen Knabenjahren häufiger Gespräche seiner Eltern über eine der mütterlichen Schwestern, als der „Laura" Schillers erinnere. Indem nun Haakh diesen Faden aufnahm und weiterspann, setzte er — teils in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 18. 19. 21. und 22. Jan. 1861 teils in einem zu zwei angeblich Schiller und Laura darstellenden Bildnissen veröffentlichten „Textblatt" — auseinander, Wilhelmine Andreä habe sich durch Geist und Schönheit ausgezeichnet; sie sei von den jungen schwäbischen Dichtern, von Gotthold Stäudlin, von Conz und Reinhard gefeiert worden, sei auch der Gegenstand des Gedichtes „An Minna", das die Eifersucht auf Stäudlin Schillern eingegeben habe. Dem Willen der verwittweten Mutter gemäß, der die Sorge für ihre 7 Töchter nicht leicht gefallen sei, habe sie ein Jahr nach Schillers Entfernung aus der Heimat einem jungen Beamten die Hand gereicht. Die Kunde von ihrer Verlobung habe Schiller mit tiefem Schmerze erfüllt, wie ein

ungedrucktes Gedicht an Laura bezeuge; dasselbe enthalte im Eingang die Verse:

„Ach du hast das Wort gesprochen,
Das mein Erdenloos bestimmt,
Ueber mich den Stab gebrochen,
Der mir mehr als Leben nimmt"

und schließe mit den Zeilen:

„Ha! in allen Pulsen glühet
Mit der Feuer-Esse Gluth,
Ob der bessre Sinn sich mühet,
Dennoch dieses heiße Blut."

An den Rand dieses Schriftstückes habe Wilhelmine mit Bleistift 3 Strophen geschrieben, deren erste beginne:

„Als du sagtest, ich muß scheiden,
Faßt' ich jene Drohung kaum,"

während die zweite fortfahre:

„Die Schreckenszeit, sie ist gekommen;
Furcht umringt mich und Gefahr" —

und die dritte beginne:

„O könnte dich ein Unfall kränken,
Dich, den mein treuer Arm umwand" —

Wilhelminens Verse seien an Schiller gelangt, und Jahre lang hätten die Kämpfe dieser unglücklichen Liebe des Dichters Gemüt erfüllt und seinen Geist beherrscht. Das Gedicht „Freigeisterei der Leidenschaft", das den Titelzusatz trägt: „Als Laura vermählt war im Jahr 1782", finde hier seine Erklärung: der Sturm, den eine Begegnung mit der zur Gattin eines Andern gewordenen Geliebten in Schillers Herzen angefacht, rase in der „Freigeisterei", und die vom Sturm zurückgelassene Oede enthülle sich in Schillers „Resignation". Auch in der „Elegie an Emma" klinge der Schmerz um die verlorene, die einem Andern vermählte Geliebte nach. Schiller habe das Geheimniß seiner ersten Liebe zur Zeit ihres Blühens wie auch später selbst gegenüber vertrauten Personen strenge gewahrt, und auch die im Jahre 1837 verstorbene Frau Wilhelmine Bayha habe ihre Jugenderinnerungen mit tiefem Schweigen bedeckt; nur wenige Familienglieder, darunter der zu Ende des Jahres 1859 verstorbene A. G. Zumsteeg, seien in Kenntniß gewesen. Vor der Flucht nach Mannheim habe Schiller der Geliebten sein Bildniß zurückgelassen (vgl. Haakhs Textblatt v. Jahr 1864) und Wilhelmine, die, in der Ehe unbefriedigt, dem Jugendgeliebten ein wehmütiges Erinnern geweiht habe, sei späterhin auf den Gedanken gekommen, als Gegen-

stück zu dem Bilde des Dichters ihr eigenes Bildniß malen zu lassen, und zwar durch den nämlichen Meister, der das Bild Schillers gefertigt hatte. Denn als Bildnisse Schillers und Lauras, d. h. der Wilhelmine Andreä, hat Haakh 2 Oelgemälde bekannt gemacht, die in den 50er Jahren in einem Stuttgarter Bürgerhause aufgefunden wurden. Das eine von ihnen stellt einen jungen Mann dar, der die linke Hand auf die Stirn stützt und in der rechten eine Schreibfeder hält; bekleidet ist er mit einem grünen Rocke. Das andere Bild zeigt eine gleichfalls in Grün gekleidete jugendliche Frau von feinem Gesichtsoval, weichen Zügen und sinnendem, aber unfrohem Ausdruck. Aufgelöste, reiche, rötlich blonde Locken fließen ihr zur Schulter herab, und ihre rechte Hand ist an die Schläfen gelehnt. Als den Maler vermutete Haakh, der diese Bildnisse in seinen Besitz brachte, anfänglich Viktor Peter Heideloff, später Hetsch.

Wie man sieht, ist das einzige geschichtliche Zeugniß, auf welches die Hypothese Haakhs sich stützt, die Aussage A. G. Zumsteegs; alles übrige sind subjektive Kombinationen des Entdeckers. Indessen büßt jene Aussage an Gewicht schon dadurch nicht wenig ein, daß A. G. Zumsteegs Erinnerungen an die Gespräche seiner Eltern über Schillers Laura in eine sehr frühe Jugendzeit zurückgehen; schon im achten Lebensjahre verlor er seinen Vater. Daß ein Kind dieses Alters, wenn es an Gesprächen des geschilderten Inhalts überhaupt Anteil nimmt, Namen und Verwandtschaftsbezeichnungen leicht verwechselt, liegt auf der Hand; früher oder später konnte sich der Vorstellung A. G. Zumsteegs an die Stelle der Tante seiner Mutter und Wilhelminens seine eigene Tante einschieben. Alles aber, was Haakh von einem durch lange Jahre sich erstreckenden geheimen Liebeskummer Schillers erzählt, entbehrt jeglicher geschichtlichen Unterlage, und es ist geradezu gewaltthätig und fordert den Spott der Kritik heraus, wenn er seiner Hypothese zulieb die der Mannheimer Zeit angehörigen Herzensneigungen und Liebesverhältnisse Schillers aus dessen Lebensgeschichte zu streichen sucht, wenn er z. B. behauptet, der „stürmisch aufgeregte“ Brief an Frau Henriette von Wolzogen, die Mutter Lottens von Wolzogen, vom 30. Mai 1783 finde seine Deutung in der damals unmittelbar bevorstehenden Vermählung Wilhelminens, oder wenn er erklärt, Schillers Werbung um Margarethe Schwan sei nichts als ein Versuch gewesen, die Wunden der alten Liebe durch eine neue zu heilen. Haakh spricht von einer — in die Mannheimer Zeit zu setzenden — „unheilvollen“ Begegnung Schillers mit der zur Gattin eines Andern gewordenen Geliebten; aber von keiner Spur eines solchen Erlebnisses weiß die Ueberlieferung, und die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“ werden aus guten Gründen nicht mit einer Stuttgarter Herzensneigung, sondern einem andern leidenschaftlichen Verhältniß des Dichters in Verbindung gebracht. Der Titelzusatz „als Laura vermählt war im Jahr 1782“ sollte die Leser, wie an anderer Stelle zu erörtern sein wird, geflissentlich irre führen; im Uebrigen ist ja das Jahr 1782 gar nicht das Vermählungsjahr Wilhelminens. Die „Elegie an

Emma", im Musenalmanach für 1789 veröffentlicht, hat Schiller selbst in der Sammlung seiner Gedichte mit der Jahreszahl 1796 versehen; diese Datirung zu bezweifeln, besteht kein Recht. Haakh meint, die Eifersucht auf Stäudlin habe Schillers Gedicht „An Minna" veranlaßt und an Wilhelmine Andreä sei dieses gerichtet. Damit schlägt er seine eigene Hypothese. Denn wenn die tiefgründige, mächtige und romantischzarte Liebe zu Wilhelmine Andreä, wie sie sich Haakh zurechtlegte, jemals bestanden hat, so hätte die Anthologie die Verszeile „daß es einer Hure schlug" sicherlich nicht gebracht, hätte überhaupt nicht mit Fingern auf Minna gedeutet. Das von Haakh bruchstückweise mitgeteilte Gedicht Schillers „an Laura" wie auch das Gedicht Wilhelminens ist völlig apokryph. Der Entdecker hatte die Pflicht, zum Mindesten das angeblich von Schiller herrührende ohne Zögern der Oeffentlichkeit zu überlassen; aber Haakh verschob von Jahr zu Jahr die volle Bekanntgabe. Als ich ihn im Jahr 1880 besuchte, ließ er sich herbei, mir das Gedicht vorzulesen; es enthält einige schöne Stellen, aber für eine Autorschaft Schillers beweisen diese nichts, und auch für die geschichtliche Deutung, in der Haakh sich gefiel, gewährt meines Erinnerns der Inhalt keinerlei Gewißheit. Haakh benahm sich geheimnißvoll, und nur soviel konnte ich schließlich von ihm erfahren, daß eine Frau Adam, die in ihren Mädchenjahren um 1800 bei Karoline von Wolzogen in Dienst gestanden sei und deren Schwester Christine bei Schillers gedient habe, von dem mit Schillers Gedicht „an Laura" und mit Wilhelminens Versen beschriebenen Blatt" in Schillers Haus eine Abschrift genommen habe; auf diesem Wege sei Haakh in den Besitz der Ge-Gedichte gelangt. Das ist Alles so dunkel und unklar oder unglaubwürdig wie möglich. War ein Schriftstück dieses Inhalts in Schillers Haus vorhanden und einer Magd zugänglich, so begreift man vollends nicht, wie es den nächsten Angehörigen des Dichters für immer verborgen geblieben sein soll; es ist aber auch eine Geheimhaltung von der Art und Dauer, wie sie Haakh für das Liebesverhältniß selbst annimmt, kaum verständlich.

Was die Bildnisse (von denen 2 Stiche in meinem Besitz sind) betrifft, so läßt sich den übereinstimmenden Erklärungen der Personen, welche in dem Bilde der Frau die Gattin Bayha's erkannt haben wollen, allerdings schwer widersprechen. Ungleich zweifelhafter aber ist das männliche Bildniß. Gewiß hat es einige Aehnlichkeit mit Schiller, gewiß deuten die sinnende Haltung, die Schreibfeder, das Buch auf die Darstellung eines Dichters; aber weder die Nase noch die Lippen wollen zum Original stimmen, und der untere Teil des Gesichtes ist für Schiller zu breit. Auf alle Fälle stellt es das Bild eines Mannes dar, der den Dreißigern viel näher steht als dem Anfang der zwanziger Jahre; um die Zeit von Schillers Flucht kann es also nicht entstanden sein. Ursprünglich hatte Haakh die Vermutung aufgestellt, daß das Bild im Jahre 1794, während Schiller in der schwäbischen Heimat verweilte, gemalt worden sei und daß der Künstler absichtlich die Züge verjüngt habe: Schiller, meinte Haakh, habe, um

„sich die Tage der Jugend in Erinnerung zu rufen", um seiner Jugendliebe „eine poetische Genugthuung zu gewähren", im Jahre 1794 beide Bilder bestellt und dabei gewünscht, daß der Maler die durch die Jahre und körperliche Leiden in sein Gesicht eingegrabenen Furchen festhalte: eine Kombination, welche in Anbetracht des Umstandes, daß Schiller als Ehegatte derartigen romantischen Anwandlungen gänzlich abhold war und seine Frau ihm eben damals in Schwaben den ersten Sohn geboren hatte, geradezu als eine psychologische Ungeheuerlichkeit bezeichnet werden muß. Es liegt aber auf der Herkunft beider Bilder noch anderes Dunkel. Der erste Besitzer, ein Stuttgarter Buchbindermeister, soll sie um 1796 von seiner Wanderschaft aus der Schweiz, vermutlich aus Basel, zurückgebracht haben. Wie kamen sie, die angeblich zu einem zarten und strenge gehüteten Geheimniß in Beziehung standen, in fremde Hände, wie in die Schweiz, wie konnten sie, nach Stuttgart zurückgelangt, dort Jahrzehnte hindurch unbeachtet bleiben, während die eine der in den Bildnissen dargestellten Personen in Stuttgart selbst lebte? Hier drängt sich Rätsel an Rätsel.

In den mit L. Speidel 1885 herausgegebenen „Bildern aus der Schillerzeit" streift Hugo Wittmann die Hypothese Haakhs und knüpft an des Dichters Brief an Rudolf Zumsteeg vom 19. Jan. 1784 die Bemerkung, Schiller scheine in der Familie des Dr. Andreä recht gut Bescheid zu wissen. Der in Rede stehende Brief ist die Antwort auf ein Schreiben Zumsteegs vom 15. Jan. 1784, in welchem dieser dem Freunde die Mitteilung gemacht hatte: „Ich bin verheurathet — verheurathet sag ich dir — denk' nur! verheurathet! — an eine Andräin, die älteste Tochter des verstorbenen D. Andrä. Du kennst sie schon, Bruder! S' ist ein herrliches Weib! Den 29ten Nov. 1783 hat ein Handlanger des Allmächtigen mich mit ihr verknüpft. Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß all die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandte mir in Weg legten, gehoben werden mußten .... ich will nicht schwören, aber, hol mich der Teufel! ich hätts gemacht, wie weiland Schiller (entre nous soit dit), alle Anstalten waren schon gemacht, und das auf eine (ohne mich zu loben) gescheutere Art als mein Hofkapellan Baumann." Nach dieser Anspielung auf eine beabsichtigte Flucht und Entführung verrät Zumsteeg noch, daß er vielleicht bald Vater sei. Des Dichters Antwort lautet, verglichen mit dem stürmischen und burschikos-herzlichen Tone Zumsteegs ziemlich nüchtern und weise; Schiller versichert den Freund, daß er sich für ihn warm interessire, daß ihm also seine Verheiratung — immer „eine grose Epoche unsers Schiksals" — unmöglich eine Kleinigkeit sein könne, und setzt hinzu: „In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen — und dieses wenige berechtigt mich, Deiner Wahl meinen ganzen Beifall zu geben." Allgemeine Betrachtungen über den Ehestand folgen des Weiteren, wobei Schiller erklärt, sein ungestümer Kopf und sein warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen, auch wenn er sich darüber hinwegsetzen wolle, daß ihn eine Verheiratung von der Bahn zum Ruhme, zu glänzenden Erfolgen ablenken würde.

An den Freund ergeht die mahnende Frage: „Wird die Welt ihre grosen Erwartungen von Dir zurüknehmen müssen? oder wirst Du zwischen den Ansprüchen des Genies und Deiner Louise (so heißt sie doch) eine glükliche Theilung machen?“ Der sonstige Inhalt des Briefes bezieht sich auf andere Dinge; nur am Schlusse kommt Schiller auf Zumsteegs Verheiratung zurück mit den Worten: „Jezt lebe wol, und küße in meinem Namen Deine Frau — Eifersüchtig wirst Du doch nicht werden?“ Unbefangen betrachtet, bestätigen diese Aeußerungen Haakhs Annahme keineswegs, vielmehr sprechen sie gegen sie. Nicht von einer genaueren, einer vertrauten, sondern von einer nur flüchtigen oder dürftigen Bekanntschaft Schillers mit Luise Andreä, mit der Familie Andreä überhaupt erzählen sie uns, und was Schiller über die Möglichkeit seiner eigenen Verheiratung sagt, ist mit der Vorstellung, daß er damals um eine ihm entrissene Geliebte sehnsüchtig getrauert habe, ganz unvereinbar. Wären die Dinge so gelegen, wie Haakh uns glauben machen will, so wäre es just der Schwager der Jugendgeliebten gewesen, dem dieser Brief gegolten hätte, so hätte Schiller annehmen müssen, hätte vielleicht gehofft, daß der Inhalt seines Briefes der verlorenen Geliebten nicht unbekannt bleiben werde: wie völlig anders würde er in diesem Falle geschrieben haben! Es ist aber auch die Aeußerung Zumsteegs! „Du kennst sie schon, Bruder!“ ganz unverfänglich. Warum sollten die Nichten Andreä im Hause ihrer Tante, der Frau Luise Vischer, nicht ab und zu einen Besuch gemacht haben, warum sollte ihnen Schiller nicht gelegentlich begegnet sein? Ist dabei irgend etwas Erstaunliches?

Die Versuche, die „Laura“ der Gedichte in einer andern Person zu suchen als in der Person der Frau Luise Vischer, entspringen in letzter Linie nicht einem Bedürfniß des geschichtlichen Wissenstriebes, sondern frauenzimmerlicher Sentimentalität und frauenzimmerlicher Prüderie: man möchte als die Jugendgeliebte des Dichters eine würdigere, anmutigere und „idealere“ Gestalt vor Augen haben als die Hauptmannswittwe, bei der Schiller zur Miete wohnte. Aber diese Schönseligkeit hat vor der Wahrheit die Segel zu streichen, und dieser „Idealismus“ ist ein falscher Idealismus. Ich habe schon S. 431 erinnert, wie wenig in dieser Frage das Geschmacksurteil Dritter zu bedeuten hat, habe, wie ich glaube, psychologisch überzeugend nachgewiesen, in welchem seltsamen Zustand „sinnlich-übersinnlichen“ Empfindens sich der Verfasser der Lauragedichte befand und **inwieweit** Frau Luise Vischer den Gegenstand dieser Gedichte abgeben konnte. Wen die S. 424 ff. von mir zusammengestellten Zeugnisse, insbesondere die Aussagen der Karoline von Wolzogen, Petersens und Scharffensteins, nicht belehren, bei dem verfängt, wie es scheint, überhaupt kein geschichtliches Beweismaterial, der möge bis auf Weiteres mit Haakh ins Blaue hineinphantasiren. Leider haben die „Biographisch-genealogischen Blätter aus und über Schwaben“ von Georgii-Georgenau (Stuttgart 1879) sich irre führen lassen: dieses Buch gibt unter Berufung auf Haakh an, Wilhelmine Andreä, die Tochter des Med. Dr. Jakob Eberhard Andreä und der Marie Luise

Friederike geb. Mögling sei Schillers Laura gewesen. Um so mehr muß ich beifügen, daß Haakh, so lange er lebte, gerade in Stuttgart wenig Gläubige gefunden hat: weder Friedrich Vischer wurde von ihm überzeugt noch der erste der damaligen Schillerkundigen, Wilhelm Vollmer. Bezeichnend ist Vollmers briefliche Aeußerung an mich vom 27. Jan. 1883: „Haakh .... gab ausweichende Antworten und verwies auf eine von ihm beabsichtigte Beweisführung, die er schließlich mit ins Grab nahm. Die Schiller'sche Familie, in specie Frau v. Gleichen, griff ambabus nach der Laurahypothese, da ihr begreiflicherweise die Hauptmann Vischerin fatal war. Ich war einmal dabei, wie sie ein Gedicht recitirte, das von Schiller sei und sich unter dessen Jugendpapieren befunden habe, und das die Augen der Laura feiere, aber jener Andreä; es fing, irre ich nicht, an: ‚Blaue Augen, euch zu preisen', und war ganz und gar unschillerisch. Goedeke nahm es nur mit Widerstreben unter die Jugendgedichte in der hist. krit. Ausgabe auf. Während des Drucks (oder Satzes) erhielt er von mir einen Pack Bücher, den ich für ihn bei einem hiesigen Trödler erstanden. Darunter Gedichte von Schlotterbeck. Gleich beim ersten Aufschlagen fiel ihm das Gedicht ‚blaue Augen' in die Augen, und er telegraphirte sofort an mich, ich solle das Gedicht nun aus den Korrekturbögen entfernen lassen. — Haakh war freundlich, gefällig ... aber es war etwas Scheues, Zurückhaltendes, Geheimnißkrämerisches in seinem Wesen."

Der Neuherausgeber der Biographie Palleskes, der mit den schwäbischen Ueberlieferungen gleichfalls wohlvertraute Hermann Fischer, hat an Schillers Liebesverhältniß zu Luise Vischer festgehalten. Ebenso nimmt Otto Brahm als diejenige, die zu den Lauragedichten die Anregung gegeben habe, die Hauptmannswittwe. Kuno Fischer (Schillerschriften I, 51) meint, es sei „für die Würdigung der Lauralieder völlig gleichgültig, ob ihr mutmaßlicher Gegenstand die Tante oder die Nichte war", erklärt aber doch, zur Unterstützung seiner Hypothese habe Haakh einen „Roman von moralischer Unmöglichkeit" erfunden. Minors Biographie (I, 382) spricht von „Umständen und Zeugnissen, welche ein intimeres Verhältniß zwischen Schiller und der jungen Witwe völlig unmöglich erscheinen lassen" (Umständen und Zeugnissen, die jedoch in der That ein geheimes intimeres Verhältniß nicht ausschließen), fährt indessen fort: „Aber so ganz harmlos, wie es nach außen erschien, war es deßhalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er abends nach Hause kam, wird es nicht immer geblieben sein." Glaubt sich Minor an dieser Stelle mit einem sonst von ihm verfehmten „Klopstockischen Komparativ" („intimeres") geholfen zu haben, so gelangt er unter Wiederholung einiger schon vor ihm in die Untersuchung gezogener psychologischer Motive auf der nächsten Seite dahin, es „nicht unbegreiflich" zu finden, daß Schiller „hier Feuer fing". Aber hypothetisch-fürsichtig lautet noch immer sein Schlußsatz: „Und wenn kein Zweifel sein kann, daß Schiller die Witwe Vischer als Laura in übersinnlichen sinnlichen

Versen besungen hat, dann ist auch gewiß, daß seine Leidenschaft hier eine gefährliche Probe bestanden hat." Späterhin, bei der Besprechung der Lauragedichte, S. 433 ff., ist Minor abermals geneigt, als das Urbild der Laura Frau Luise Vischer gelten zu lassen; weil aber die Wittwe Vischer mit der Laura in Wirklichkeit „recht wenig gemein" hatte, erklärt Minor, „aus einem individuellen Herzensverhältniß" seien „die Lauraoden nicht hervorgegangen". Man versteht ungefähr, was Minor damit sagen wollte; aber der Ausdruck „individuelles Herzensverhältniß" ist nicht glücklich. Von größerem Belang ist, daß sich Minor zugleich für eine Liebschaft Schillers mit Wilhelmine Andreä erklärt. Nachdem er aus Haller den litterarhistorischen Nachweis geliefert hat, daß in Stuttgart hübsche Mädchen zu finden waren, macht er uns mit der Merkwürdigkeit, daß Schiller in jenen Jahren seine Augen auf die Schönen zu werfen „gewohnt war", vertraut und rückt mit der von Haakh entdeckten Wilhelmine Andreä als einem willkommenen „Namen" heraus. Nicht als das Urbild der Laura, sondern als die „Minna" der Anthologie gilt sie ihm, als die Evastochter, auf deren Rechnung die Gedichte „An mein Täubchen", „An Minna" und „Der Fluch eines Eifersüchtigen" kommen, ja zu der auch das Gedicht „Die Winternacht" eine Beziehung hat. Hier hätten wir also eine Modifikation der Haakhschen Hypothese und eine Aufstellung, welche um des von Minor I, S. 526 versuchten Nachweises willen geprüft sein will. Aus Stäudlins „Elegie an den Tonkünstler Z***" geht in der That hervor, daß die von ihm (von „Sellhorst") gefeierte „Minna" die Schwester der den Namen Luise tragenden Geliebten Zumsteegs, also Wilhelmine Andreä ist. Daß Stäudlin eine „Minna" liebte, habe ich selbst bereits S. 531 angeführt. Minor erinnert nun an die von Johannes Crüger im Goethe-Jahrbuch Band V, S. 183—184 mitgeteilten Briefe, in deren einem Bodmer unter dem 11. Mai 1782 an den Pfarrer Schinz zu Altstetten schreibt: „Stäudlin soll einen handfesten Rival haben, der Verfasser ist eines Trauerspiels die Räuber und einer schwäbischen Anthologie. Er heißt Schiller. Man sagt, daß er eine neue Bahn gehe. Er ist Stäudlins geschworener Kritiker und, sagt man, aus Privatleidenschaften. Es scheint, sie sind Nebenbuhler nicht nur in der Poesie, sondern in der irdischen Liebe." Desgleichen schreibt Bodmer am 16. Juli 1782 an Schinz: „Der Autor heißt Schiller und ist Stäudlins Rival in der Liebe und der Literatur." Bodmer hatte diese Nachrichten vermutlich teils von Eberhard von Gemmingen und Armbruster, teils von Stäudlin selbst, der zu ihm in litterarischen Beziehungen stand (vgl. oben S. 486; Stäudlin gab auch nach dem im Januar 1783 erfolgten Tode des Züricher Dichters „Bodmers Apollinarien oder dessen nachgelassene Gedichte" heraus); doch spricht Stäudlins von Crüger gleichfalls mitgeteilter Brief an Bodmer v. 31. Juli 1782 nur von litterarischer Gegnerschaft, nicht auch von einem Zusammentreffen in der Liebe. Dieser Brief lautet: „Schillers Räuber sind Geburten einer reichen aber zügellosen Phantasie, die ihr Gepräg aus Shakespeare genommen hat. Sein Charakter ist wie seines Karl

Moors. Ein wilder stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will, — also auch mich nicht. Armbruster kann Ihnen von der Fehde mehr sagen. Erst kürzlich hat er mich im Wirtemb. Repertorium aufs niederträchtigste behandelt. Ich verachte ihn zwar — aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht frohlocken!" — Minor ist demnach überzeugt, daß Schiller Stäudlins Rival in der Liebe war und hält die Vermutung für gestattet, daß in Wilhelmine Andreä die Minna, beziehungsweise die Ungetreue der Anthologie zu suchen sei, wenn es ihm auch als fraglich gilt, „ob und inwieweit wir die vorgeführten Situationen, welche Schiller ja zum Teil auch in der Dichtung Bürgers vorfand, für wirkliche Erlebnisse" zu halten haben. Indessen bleibt auch diese Annahme Minors eine Mutmaßung, und was wir Sicheres von Schillers Jugendgeschichte wissen, widerspricht ihr.

In den letzten Jahren sind 3 Aufsätze erschienen, welche die Laurafrage zum Gegenstand abermaliger Untersuchungen machen: der Aufsatz „Wilhelmine Andreä" von Wilhelm Lang, veröffentlicht in August Sauers Zeitschrift „Euphorion" v. J. 1895, und die in Ernst Müllers Schrift „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben" (Stuttg. 1896 bei Cotta) vereinigten Aufsätze: „‚Laura' und Luise Vischer" und „Wilhelmine Andreä".

Wilhelm Lang stellt zunächst gegen Minor fest, daß ein Verhältniß Schillers zu Wilhelmine Andreä nirgends bezeugt ist; sodann teilt er unter Beigabe von Erläuterungen eine Reihe von Briefen Reinhards mit, welche beweisen, daß Wilhelmine „von Stäudlin, von Reinhard und von Conz geliebt, angeschwärmt und besungen worden ist". Für den Verkehr dieser drei jugendlichen Poeten mit der Familie Andreä (den „Andreäinnen") wie auch unter einander und für die Deutung ihrer Gedichte sind diese Briefe sehr lehrreich. Wir erfahren, daß Karl Reinhards Roman mit Wilhelmine („Minna" genannt) vom Herbst 1781 bis zum Frühjahr 1782 gewährt hat. Reinhard, damals noch Tübinger Stiftler, war vom 25. Sept. bis 4. Okt. in Stuttgart und wechselte seit dieser Zeit mit Minna Briefe; er durfte sich als den Begünstigten, als den vor seinem Mitbewerber Stäudlin Bevorzugten nehmen und richtete im Dezember 1781 brieflich eine förmliche Liebeserklärung an Minna. Aber die Antwort scheint eine Ablehnung gewesen zu sein, ohne daß er darum aller Hoffnung beraubt wurde: Wilhelmine hat, wie Lang ausführt, „eine deutliche Aussprache vermieden, und so hat sie es, von den Huldigungen der dichterischen Jugend geschmeichelt, offenbar mit ihren Liebhabern überhaupt gehalten, mit Stäudlin ebenso wie mit Reinhard". Der Briefwechsel dauerte fort, und in den Osterferien 1782 war Reinhard wieder in Stuttgart. Nun aber trat bei ihm eine Erkältung ein; er erlebte eine Szene, die ihm den Glauben an Minnas Tugend oder Seelenreinheit nahm, er fand die Geliebte nicht mehr so, wie er sie sich dachte, kehrte enttäuscht heim und erhielt nun auch (im Mai 1782) einen Absagebrief Minnas. Die wechselnden Stimmungen, welche der „komitragische" Liebesroman in Reinhard erregt hatte, spiegeln

sich in seinen aus jener Zeit stammenden Gedichten wieder, in denen die Geliebte bald Minna, bald Fanny, Lyda, Lilla und, schließlich, „Lena, die Gemeine“ genannt wird (vgl. seine mit Conz gemeinsam herausgegebenen Episteln sowie den Anhang von Reinhards Uebersetzung des Tibull, Zürich 1783). Die Epistel „An Lena“ malt die Empfindungen aus der Zeit des Bruches, und was hier von der Geliebten erzählt wird, sieht ganz wie ein Abbild von Thatsachen aus. Wenn aber hier Reinhard schildert, daß sie ihm „Brennpunkt aller Harmonie“ gewesen sei,

> „Bis ich einst, du weißt in welcher Lage
> Leider durch kein Netz gebannt,
> Bey der Göttin ihren Mavors fand —
> Willst du, daß ich weiter sage?“;

wenn er des Ferneren ausführt, daß die Schlaue durch „eines Thränchens Schimmer“, einen von Handdruck begleiteten Blick, einen Wink, sie sei „so sehr nicht schuldig“, aufs Neue ihn gewonnen und „zum zweytenmal betrogen“, Treue in Eiden ihm vorgelogen habe — so möchte man glauben, daß Reinhard mit mehr Berechtigung, als diese die Zerstörung einer jugendlich unreifen Illusion gibt, sein Thema „Trauben schneiden wollt' ich von der Distel“ gesungen hat: auf alle Fälle war Wilhelmine Andreä was man eine verliebte Natur nennt und verstand sich auf die Koketterie gewöhnlicher Frauen und Mädchen. Auch Reinhards brieflicher Ausdruck: „Sie versagte und — gab. Meine erste Erfahrung fand ich durch wiederholte Beweise bestätigt, Minna, die göttliche, sei eine niedrige Kokette“ läßt das Gebahren der Schönen in einem Lichte erscheinen, bei welchem der Abstand von der Vollkommenheit eines Engels beträchtlich größer ist als der von lebhafter Sinnlichkeit. Gleichwohl will ich aus Gründen der Billigkeit Wilhelm Langs Auffassung anführen, wenn ich sie auch nicht eben zu der meinigen machen kann. Lang bemerkt: „Ueber Minna selbst werden wir unser Urteil weder nach den Entzückungen des feurigen Liebhabers, noch nach den groben und beschimpfenden Ausfällen des Getäuschten bilden dürfen. Sie wird weder ein so vollkommener Engel gewesen sein, als der sie dem Dichter bei den ersten Begegnungen schien, noch das verächtliche Wesen, das er später aus ihr machte. Die Dichter waren sehr anspruchsvoll: sie ruhten nicht, bis sie Gunstbezeugungen hatten, und hatten sie diese, so klagten sie über befleckte Ideale.“ Daß Reinhard später von Minna milder gedacht hat (er sagt von ihr in der Antwort auf eine Conzische Elegie, sie sei ihm nun Engel nicht mehr, aber Mädchen und Freundin) ist richtig; ob es aber zu einer Wiederannäherung zwischen beiden noch einmal gekommen ist, bleibt um so fraglicher, als das von Lang angeführte Gedicht der „Schwäbischen Blumenlese“ vom Jahr 1786, wie dieser selbst einräumt, keinen unanfechtbaren Beweis gibt. Immerhin beweisen neuerdings (nach Veröffentlichung des Aufsatzes im „Euphorion“) in Wilhelm Langs Hände gelangte Briefe Rein-

hards an Zumsteeg und dessen Gattin, daß er auch noch in späteren Jahren eine zärtliche Erinnerung an Minna bewahrt hat. — Die in Reinhards Gedichten unter dem Namen „Mira“ besungene Geliebte (vgl. die Anm. S. 513 meiner Biographie), war, wie Wilhelm Lang beibringt, eine Dorfschöne in der Umgebung von Balingen, Namens Kathrine Lise, die auch andren Liebhabern gegenüber mit Küssen nicht geizte.

Stäudlin, der zur nämlichen Zeit wie Reinhard Wilhelmine liebte, verrät in seinen Gedichten so wenig Eifersucht, wie der zeitweise Begünstigte gegenüber ihm. In einer Elegie der „Schwäbischen Blumenlese“ beruft er sich auf ein von Minna ihm, dem Weinenden, angeblich geschworenes heiliges Gelübde, klagt aber dennoch, daß sie seine Liebe nur schweigend erwidere. In den mit „May 1783“ datirten Anmerkungen zur Epistel an Stäudlin (S. 59—76 der Episteln von K. R. und K.), den nämlichen, die davon reden, daß Stäudlin „an dem Arme weiland seiner Minna“ auf Stuttgarts Schauplatz den „Guten Fürsten“ beklatscht habe, spricht Reinhard launig als ein Getrösteter, innerlich Freier von sich selbst, dessen Ideal ehemals jede gewesen sei, die ihn gelobt habe, „von Katharina bis zur Mamsell Minna“, und indem er an Stäudlin wiederum sich wendet, fügt er bei:

„Wenn du ein Lustspiel schreibst, so nenn' es ja
Die Nebenbuhler; und nun — Basta! — Freund!“ —

Für Conz, den immer zaghaft-sanften und arglosen, war Wilhelmine ein braves, zärtliches Mädchen, er besang sie wie auch ihre Schwester Luise: „Dörft' ich, wollt' ich lieben, Minna! Ja, so wärst es du.“ Er „dorfte“ indessen nicht, und schon im Juni 1783 verheiratete sich Wilhelmine Andreä mit dem Stabsamtmann Bayha. So habe es die Mutter, bemerkt W. Lang, „klug gelenkt“. Die Hochzeit der älteren Schwester Luise mit Zumsteeg folgte zu Ende November 1783. Der in Zumsteegs Brief an Schiller (vgl. oben S. 814) sich findende Satz: „Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß alle die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandte mir in den Weg legten, gehoben werden mußten“ erweckt in Verbindung mit dem später Folgenden: „Zwar bin ich wirklich schon Ehemann und — vielleicht — bald Vater“ die Vermutung, daß das Mittel, durch welches der Musikus Zumsteeg die Verwandten zur Nachgiebigkeit zwang, eine Vorwegnahme der ehelichen Freuden gewesen ist; ist doch der Brief, der dieses „bald“ ausspricht, von einem erst anderthalbmonatlichen Ehemann. Aber auch die Veranstaltung eines Durchgehens mit der Geliebten für den Fall, daß die Verwandtschaft nicht nachgäbe, läßt erkennen, daß die Wittwe Andreä mit ihren warmblütigen Mädchen einen schwierigen Stand hatte.

Was Schiller betrifft und seine angeblichen Beziehungen zu Wilhelmine Andreä, so hebt Wilhelm Lang in seinem Schlußwort hervor, daß die von ihm neuerschlossenen Quellen von einer Mit-

bewerbung desselben nichts wissen: „nirgends wird Schillers Name genannt, nie eine Andeutung gemacht, daß auch er zu Minnas Verehrern zählte. So viel ist ganz unzweifelhaft, daß von der Zeit, da Reinhards Roman beginnt, also vom Herbst 1781 an, Schiller gänzlich aus dem Spiele ist .... Aber auch für frühere Beziehungen Schillers zu ihr fehlt jegliche noch so leise Anspielung. Auch da fehlt sie, wo Reinhard des Zwistes Schillers mit Stäudlin gedenkt .... Das Gewicht jener schwachen Anhaltspunkte, die Minor für seine Hypothese hat, nemlich die unsichere Ueberlieferung im Zumsteegschen Hause und der Klatsch, den sich der alte Bodmer zutragen ließ, wird meines Erachtens mehr als aufgewogen durch das völlige Stillschweigen in den Urkunden, in den Briefen und Gedichten, die sich nachweislich mit Minnas Herzensangelegenheiten beschäftigen. Es kommt dazu, daß das Bodmern zugetragene Gerücht schon darum von keiner Beweiskraft ist, weil der Bruch Schillers mit Stäudlin allerfrühestens im Spätherbst 1781, nicht vor dem Erscheinen des Musenalmanachs, erfolgt ist, zu einer Zeit, da von einem Verhältniß Schillers zu Wilhelminen und folglich von einer hierauf begründeten Rivalität beider keinenfalls mehr die Rede sein kann. ... Alles in Allem: man wird Wilhelmine Andreä aus Schillers Leben wieder streichen dürfen." Auch die neuerdings aufgefundenen Briefe Reinhards an Conz vom Jahre 1781, an Zumsteeg und dessen Gattin Luise Andreä reden, wie Wilhelm Lang mir brieflich mitzuteilen die Güte hatte, nirgends von Schiller.

Ernst Müllers Aufsatz „Wilhelmine Andreä" befaßt sich mit einer Zurückweisung der Haakhschen Hypothese, wobei meiner Ausführungen gedacht und Minors „Stellung in der Laurafrage" besprochen wird. Nachdem Müller vorausgeschickt hat, daß ich einen „recht glücklichen" Versuch gemacht habe, die Haakhsche Hypothese abzuwehren, bemerkt er zu dem S. 428, Anm. meiner Biographie erwähnten Textblatt Haakhs: „Dieses ist aber nicht, wie Weltrich angibt, vom Januar 1864 datiert, sondern vom 6. Dezember 1860. In der That eine große Differenz! Allein ein zweites Textblatt existiert wohl kaum und Weltrich hat auch, wie seine Citate zeigen, unzweifelhaft jenes Original, welches heutzutage nur schwer zu bekommen ist, benützt. Ich selbst habe das Blatt auf verschiedenen Bibliotheken vergeblich zu erhalten gesucht und erst der Güte des Herrn Professor Kräutle in Stuttgart verdanke ich die Einsicht in dasselbe. Es ist mir nun sehr verwunderlich, wie Weltrich, der das Blatt ebenfalls in Händen hatte, aus dem von Haakh beigesetzten Datum: „Stuttgart, 6. Dezember 1860" den Januar 1864 machen konnte. Für seine Beweisführung ist freilich dieses Datum ohne Belang. Wenn er auch darin irrt, so hat er doch ganz richtig herausgefunden, daß" u. s. w. Na, na, da erscheine ich ja beinahe wie ein Urkundenfälscher! Aus dem 6. Dez. 1860 soll ich den Januar 1864 „gemacht" haben! Zwar ist Herr Dr. Müller nachher so gütig, mir meine Datirung als einen Irrtum anzurechnen; aber besser wäre er vorsichtig als in solcher Weise nachsichtig gewesen. Denn wenn meine Datirung nun richtig

wäre? In der That gibt es — und Herr Müller mag sich jetzt zum zweiten Male verwundern — ein zweites gedrucktes Textblatt Haakhs, und dieses, das neben der Namensunterschrift das Datum „Stuttgart, im Januar 1864" trägt, hat mir Prof. Haakh im Jahr 1880 selbst gegeben. Denn nicht was das Textblatt zur ersten Ausgabe der Stiche (der angeblichen Bildnisse Schillers und Lauras) bezüglich der Entstehung der Bildnisse geäußert hatte, wollte Haakh in der Folge gelten lassen. In dem mir vorliegenden Schriftstück ist zu lesen: „Ueber die Entstehung der Bildnisse sprach der Verfasser dieser Zeilen [nämlich des Textblattes vom Januar 1864] in dem Aufsatze der Allgemeinen Zeitung, sowie in dem Textblatt zur ersten Ausgabe der Stiche, und noch zu Anfang des verflossenen Jahres, in der Vorrede zu seinen ‚Beiträgen aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte', S. XXII f., eine Ansicht aus, die er heute nicht mehr aufrecht zu halten gemeint ist. Der Vermutung gegenüber, daß die Bildnisse erst im Jahr 1793—94, als der Dichter zu Besuch in der Heimat verweilte, zur Erinnerung an die Jugendliebe gemalt und zu diesem Zweck die Züge des Dichters mit Absicht verjüngt worden, dürfte die Annahme mehr sich empfehlen, daß der jugendliche Dichter vor der Flucht nach Mannheim sein Bildniß der Geliebten zurückgelassen, diese aber in späterer Zeit, als sie, unbefriedigt in der Ehe, zu der sie nur der Wille der Mutter und die Ungunst der Verhältnisse gedrängt, dem Geliebten ihrer Jugend eine wehmütige Erinnerung weihte, ihr eigenes Bildniß als Gegenstück zu jenem des Dichters durch ebendenselben Meister habe fertigen lassen, welcher früher das Bildniß Schillers gemalt und der ohne Zweifel das Geheimnis seiner Liebe gekannt hatte." Also Haakh. Das Textblatt v. Jan. 1864 steht Herrn Dr. Müller in meinem Hause jederzeit zur Einsicht offen. Es ist aber nun klar, wie die Dinge liegen: indem Müller das zweite, nach Haakhs Meinung verbesserte Textblatt nicht kannte, hat er nicht nur mit Unrecht mir einen Vorwurf gemacht, sondern auch in seine Ausführungen über Haakhs Hypothese überflüssig Gewordenes aufgenommen. Sein Aufsatz ist aber heute auch darum entwertet, weil er Ansichten vorträgt, die durch Wilhelm Langs Ermittlungen ausgeschlossen wurden.

Der andere Aufsatz Dr. Ernst Müllers „‚Laura' und Luise Vischer" ergänzt unsere Kenntniß der Lebensgeschichte der Regimentsquartiermeisterswittwe Luise Vischer in einigen Punkten. Müller gibt an, daß ihr Gatte, Ferdinand Christoph Vischer, der Sohn des Geheimrats Vischer, im Jahre 1749 geboren war, daß sie ihn im Jahr 1771 heiratete und daß zur Zeit, als Schiller bei der Wittwe wohnte, 3 aus dieser Ehe stammende Kinder lebten (nicht zwei, wie Boas auf Grund der Mitteilungen von Schillers Tochter Emilie, beziehungsweise von Schillers Schwester Christophine überliefert hatte). Des Ferneren ist Ernst Müller „in der glücklichen Lage" (wie er sagt), aus dem Lustnauer Taufregister mitzuteilen, daß Frau Luise Vischer (vgl. den Brief des Vaters Schiller S. 427—428 meiner Biographie) am 11. August 1785 in Lustnau ein uneheliches Kind

geboren hat, das nach Angabe des Taufregisters den Namen Auguste Luise erhielt und zu welchem sich Herr von Braun, Sohn des Reichshofrats von Braun zu Wien, als Vater bekannte. Als Taufzeugen sind der Pfarrer Weber und dessen Ehefrau, eine geborene „Andreäin" eingetragen. In Lustnau lebte Frau Luise Vischer bis zum Jahre 1801; ihre Tochter Auguste heiratete den Tübinger Universitätsgärtner und späteren Stuttgarter Hofgärtner Bosch (vgl. zu ihm oben S. 428). Im Uebrigen wiederholt Müller nur Bekanntes, freilich um seine eigenen Meinungen, Mutmaßungen und Schlußfolgerungen anzuknüpfen. Da er hiebei meinen biographischen Bericht mehrfach bemängelt, so bin ich bedauerlicher Weise genötigt, mit ihm einen Gang zu machen. Die Reihe seiner Angriffe gegen mich eröffnet eine Glosse zu meinem Satz (Biographie S. 434): Junge Mediziner freuen sich häufig in einer halb knabenhaften Weise am Zynischen. Müller meint, Schiller werde keine Ausnahme gemacht haben, und fährt fort: „Behält man diese Thatsache scharf im Auge, so wird wohl manches klarer und verständlicher. So gewinnen gerade diese schlüpfrigen, sinnlichen Stellen [der Lauragedichte und sonstiger Gedichte der Anthologie] ein anderes Aussehen. So ist man wenigstens nicht gezwungen, dieselben als Ausgeburt einer verdorbenen Phantasie, als Folge eines sittenlosen Lebens anzusehen. Hätte Weltrich diese Konsequenz gezogen, so hätte er manches anders beurteilt und wäre nicht gezwungen gewesen, die Aussagen von Schillers Verwandten und Freunden über diesen Punkt als falsch oder ungenau hinzustellen." Dieser Auslassung gegenüber erinnere ich zunächst, daß der Abschnitt meiner Biographie, der jenen Satz bringt, gerade das Recht, Petersens schmutzig-trübe Zeichnung des Liebesverhältnisses zu „Laura" aufzuhellen und den gefälligeren Urteilen der Mitzeugen Raum zu geben, begründen will. Die Aeußerung Müllers, man sei, wenn man den Mediziner Schiller im Auge behalte, nicht gezwungen, die sinnlichen Stellen der Anthologiegedichte als Ausgeburt einer verdorbenen Phantasie, als Folge eines sittenlosen Lebens anzusehen, sieht in ihrem Zusammenhang ganz so aus, als ob ich an verdorbene Phantasie u. dgl. gedacht hätte. Ich aber wende mich gerade gegen Gustav Schwab als einen Erzähler, der allen an Schillers Jugendleben gehängten Klatsch für baare Münze genommen und nicht anders geschildert habe, als hätte der Dichter der Sinnenlust die Seele verschrieben. Und ich fahre hier fort (S. 436—437): „Um ein Joch dieser Art zu tragen, dafür war Schiller von Anfang an ein zu geistiger Mensch, und gerade die Stuttgarter Periode, indem sie von Entwürfen seines Genies gährte, bezeugt ein Leben in rastloser Thätigkeit. Schiller hat den Ansturm der Sinne empfunden; aber er wehrte sich ehrlich. Darin liegt das Wesentliche. Und daß er aus den Bedrängnissen des Jünglingsalters die Lauterkeit der Seele, die Gesundheit der Phantasie sich gerettet hat, das haben seine Werke mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben." Was will also eigentlich Dr. Müller? Seine Darstellung meines Berichtes fälscht diesen. Doch ich sehe wohl um was es ihm bei seinen vielfach verklausulirten

Ausführungen zu thun ist: er will glaublich machen, daß Schiller — wir müssen hier schon deutsch reden, es gibt Augenblicke, in denen nichts anderes übrig bleibt, und die Katze soll nicht immer um den heißen Brei herumgehen — weder mit Frau Luise Vischer geschlechtlichen Umgang gepflogen habe, noch überhaupt in Stuttgart um seine Keuschheit gekommen sei. Nun habe ich einen geschlechtlichen Umgang zwischen dem Regimentsmedikus Schiller und der Frau Luise Vischer nirgends behauptet; ich nehme aber auch von meiner Schilderung der seelischen und geistigen Stimmung, in der sich Schiller zur Zeit der Entstehung der Lauragedichte und anderer erotischer Gedichte der Anthologie befand (S. 424—455 der Biographie), kein Wort zurück. Sie ist ein Ganzes und will als solches verstanden sein. Die hochnotpeinliche litterarhistorische Untersuchung, ob das Verhältniß zur Frau Vischer zu 9 Zehnteln oder zu 8 oder nur zu 5 Zehnteln „platonisch" gewesen sei, überlasse ich alten Weibern. Bei Hoffmeister, dem einzigen meiner Vorgänger, dessen Biographie wissenschaftlichen Charakter hat, steht zu lesen, der sinnlich exaltirte Liebestraum der Lauragedichte sei alles andere eher als platonisch zu nennen. Minor (I, S. 382—383) bemerkt, Umstände und Zeugnisse ließen ein intimeres Verhältniß zwischen Schiller und der jungen Wittwe als völlig unmöglich erscheinen; dennoch fährt er fort: „Aber so ganz harmlos, wie es nach außen erschien, war es deßhalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er abends nach Hause kam, wird es nicht immer geblieben sein. Noch später hat sich Schiller mit vollem Bewußtsein vor den Verlockungen jeder Kokette unsicher gefühlt." Warum setzt denn Ernst Müller nicht just an diese Stelle den Zahn seiner Kritik? Und warum gibt es eine Grobheit, wenn er bei mir etwas ausstellen zu müssen meint, dagegen eine Artigkeit, wenn er mit Minor nicht ganz übereinstimmt? Daß er das Werk des Wiener Schillerbiographen dem meinigen vorzieht, ist mir gleichgültig, aber verlangen kann ich, daß er meinen Bericht nicht verdreht, um ihn schlecht zu machen. Müller thut so, als ob er „zunächst einmal festzustellen" habe, daß die Frau Vischer, so lange Schiller bei ihr wohnte, in ganz gutem Rufe gestanden sei; aber das Nämliche habe ich schon S. 432 zu ihren Gunsten bemerkt, habe dort auch gesagt, daß ein leichtsinniger Streich (ihr Durchgehen mit dem Herrn von Braun) und unsittliches Wesen sehr verschiedene Dinge seien. Müller erwähnt für seine Darstellung, daß auch andere schwäbische Dichter jener Zeit in ihren Poesien die Wollust geschildert haben; darauf habe ich schon S. 490 nachdrücklich hingewiesen. Ich soll die Aussagen von Schillers Verwandten und Freunden als falsch oder ungenau hingestellt haben; ich habe sie sämmtlich angeführt, vorurteilslos gegen einander abgewogen und mit unbestreitbarem Recht bemerkt, daß sie volle Einheitlichkeit der Auffassung vermissen lassen (S. 429). Welcher Art die Polemik Müllers ist, veranschaulicht folgendes Beispiel. Ich habe S. 429 gesagt: „Christophine gibt ein Mädchenurteil wieder; wie schwankend aber ihre Meinung war, zeigt der Brief, welchen sie kurz nach dem

Erscheinen der Karlsschüler Laubes an Frau Pistorius schrieb." Daß ich eine Aeußerung Christophinens aus der Zeit der Entstehung der „Karlsschüler" nicht als Mädchenurteil bezeichnen will, ist für den Leser klar; denn ich knüpfte ja meinen zweiten Satz mit einem „aber" an, ich stelle den Brief an die Frau Pistorius zeitlich und inhaltlich in Gegensatz zu dem von mir S. 427 zitirten, der Mädchenzeit Christophinens angehörigen Brief (vom Sept. 1783), und da ich zunächst vor der Stelle auf S. 429 Christophinens Aeußerung vom Sept. 1783 erwähnt habe, so kann kein Zweifel sein, daß auf sie sich mein Ausdruck „Mädchenurteil" bezieht. Was aber ruft mir emphatisch Herr Dr. Müller zu? Er bestreitet, daß man die briefliche Aeußerung der 26jährigen Schwester Schillers als Mädchenurteil nehmen dürfe, zieht dann die von Boas überlieferte auf Mitteilungen der „Tante Reinwald" sich stützende Schilderung der Emilie von Gleichen heran und fährt fort: „Und vollends ihr Diktum über Laubes Karlsschüler, die im Jahre 1847, dem Todesjahr Christophinens, erschienen! Wie mag man in diesen Fällen von einem Mädchenurteil reden!" In diesen Fällen? Ich habe nicht gesagt, daß die briefliche Aeußerung der Wittwe Christophine Reinwald oder ihre Mitteilung an Emilie von Gleichen ein Mädchenurteil sei; es ist nur Herr Ernst Müller, der mir das unterschiebt. Soll das nun eine Kritik meiner Darstellung und eine Berichtigung unseres Wissens von Schiller sein? Es ist nichts als eine Fälschung meines Berichtes. Im Uebrigen gebe ich es der Logik der Leser anheim, ob gar kein Widerspruch vorhanden ist, wenn Christophine das eine Mal (zu Emilie Schiller) sagt, das Verhältniß ihres Bruders zur Frau Vischer sei eine seltsame Mischung von Freundschaft und liebevoller Neigung gewesen und ihr Klavierspiel habe Schiller in jenen exaltirten Zustand versetzt, der sich in seinem Gedicht „Laura am Klavier" kundgebe; das andere Mal aber (brieflich an Frau Pistorius), Laura sei „nur" ihres Bruders „Phantasie" gewesen. Laubes Dichtung erfindet bekanntlich eine Mädchengestalt, diese Geliebte Schillers existierte in Wirklichkeit gar nicht; und mit einer solchen völlig freien Schöpfung stellt die Greisin Christophine Schillers „Laura" zusammen! — Ich habe S. 429 geschrieben: „Man darf nicht übersehen, daß Schillers Verhältniß zu der jugendlichen Wittwe, welche nachmals einen Fehltritt machte, der Vorstellung Vieler anstößig war." Dazu bemerkt Müller: „Woher hat Weltrich diese Nachricht? Gilt ihm Abels Zeugniß nichts?" Ich habe also wohl ins Blaue hinein geredet. Aber zitire ich denn nicht selbst S. 425 Prof. Abels Zeugniß und zwar als ein Zeugniß „von mehr Gewicht"? Indessen kommt es auf diesen Punkt hier nicht so sehr an. Wohl aber auf den Zusammenhang, in welchem ich jene Aeußerung mache. Ich knüpfe sie unmittelbar und in dem Sinn, daß ich die spätere (briefliche) Aeußerung Christophinens erklären will, an eben diese an. Einen anderen Beleg gebe ich S. 816 nach Vollmer. Man vgl. auch S. 431. — Ich habe S. 429 gesagt, es liege in der Natur der Sache, daß nur Wenige eingeweiht sein konnten, und möchte noch hinzusetzen, daß wir bei der biographischen Ermittlung von Liebes-

verhältnissen und Liebesangelegenheiten den Wert eines Zeugnisses des Freundes unseres Helden gar oft überschätzen. Das Zarteste und Tiefste spricht man auch dem Freunde nur in den allerseltensten Fällen aus, und „Nahestehende“ sind nicht immer die Mitwissenden, sondern häufig die Nichtwissenden. Zarte Rücksicht auf die Geliebte und Liebende kann zum Schweigen bestimmen, dabei auch die Empfindung, daß das innerlich Erlebte zu reich ist, als daß es vor Andern ausgebreitet werden könnte, und zu heilig, als daß es einer meist doch nur lauen Teilnahme des Freundes preisgegeben werden dürfte. Auch in Gefahren kann eine Entdeckung Liebende verwickeln. Solche Erwägungen nicht außer Acht zu lassen, wird man in vielen Fällen gut thun. Bei Schiller kommt hinzu, daß er im Vertuschen seiner Liebschaften ein Uebriges gethan hat. Minor (I, 385) bemerkt ganz richtig: „Daß Schiller in der Liebe nicht mit der beneidenswerten Offenheit und Naivetät des jungen Goethe zu Werk ging, ist eine Folge seiner akademischen Erziehung gewesen; und ohne Heimlichkeit und Verstohlenheit ist es auch später bei seinen Liebschaften nie abgegangen. Kaum eines seiner Herzensverhältnisse liegt für uns klar und offen da: in den Beziehungen zu Margarete Schwan und zu Charlotte von Kalb stoßen wir auf die seltsamsten Widersprüche, welche zum Teil nur durch Schiller selber in die Akten gebracht worden sind.“ Die Folge dürfte sein, daß die Schilderung der Liebesverhältnisse Schillers an die historische Genauigkeit und Umsicht, aber auch an das psychologische Urteil, an die Welt- und Lebenskenntniß, die Lebensweisheit des Biographen hohe Ansprüche stellt. Statt dessen stößt man bei Müller wiederholt auf psychologische Ausführungen, die sich unmöglich ernst nehmen lassen. S. 51 erwähnt er, daß Schiller in seinem Brief an Frau Henriette von Wolzogen (vgl. S. 426 meiner Biographie) die Frau Vischer unter seine liebsten Personen zählt, und fährt fort: „Die Stelle zeigt unzweifelhaft, daß Frau Vischer Schillers Herzen nahe stand; daraus aber folgt doch ziemlich sicher, daß das Verhältniß kein sittlich bedenkliches gewesen sein kann. Auch hätte ihr Schiller in solchem Fall schwerlich nachher seine Silhouette geschickt. Ich halte es geradezu für ausgeschlossen, daß er damals eine solche Erinnerung in dieser Weise wieder aufgefrischt hätte. Da müßte er sehr leichtsinnig gewesen sein; und dazu hatte er wahrlich keinen Anlaß, war er doch damals schwer vom Fieber heimgesucht.“ Nach diesem Moralkodex standen also Romeo und Julia, deren Liebesverhältniß von Herrn Dr. Müller doch wohl zu den „sittlich bedenklichen“ gerechnet wird, einander im „Herzen“ nicht nahe. Doch nicht weiter mit solchen Proben! Daß aber auch der Historiker, der Quellenprüfer Müller uns gelegentlich staunen macht, läßt sich nicht verschweigen. In seinem Buch „Schillers Mutter“ spricht er S. 68 von dem Bericht, den uns M. Göritz über Schillers häusliches Leben in Jena gegeben hat, bemerkt, man fühle, daß Göritz das Bestreben habe, die Wahrheit zu sagen, und setzt hinzu: „Wir glauben ihm das gerne, um so mehr, da er ja Theolog ist.“ Weil er „Theolog ist“! Was sind das für Maßstäbe!

Nun hätte ich noch über den zweiten Punkt zu reden, der dem Verfasser von Schillers „Jugenddichtung und Jugendleben“ Schmerzen macht. Der Aufsatz Müllers sagt im Eingang, die sinnlichen Stellen in den Lauragedichten, aber auch in anderen, z. B. im „Venuswagen“, seien es gewesen, welche die Erklärer veranlaßt hätten, anzunehmen, daß der jugendliche Dichter vom Baume der Erkenntniß gegessen habe. Letzteren Ausdruck gebrauche ich S. 439. Müller leitet sämmtliche Erotica aus Schillers medizinischem Wissen ab, daneben aus den litterarischen Gepflogenheiten der damaligen schwäbischen Dichter. Der Aufsatz läßt durchmerken — geradezu wird es nicht ausgesprochen — daß der Regimentsmedikus Schiller in mädchenhafter Keuschheit gelebt habe, und die Biographen, welche nicht ganz dieses Glaubens sind, vorab ich, bekommen einen Tübinger Rüffel. Ich finde mich nun wiederum veranlaßt, meinen Zensor auf den vollen Inhalt meiner Darstellung, wie sie sich über die Seiten 424—455 ausbreitet, hinzuweisen. Aber auch an Schillers freimütiges Gedicht „An einen Moralisten“ möge er erinnert sein. Meint er nun dennoch den Keuschheitsretter spielen zu müssen, so disputire er fürs Erste gegen Schillers Schwägerin, gegen Karoline von Wolzogen. Wenn diese (vgl. S. 436 meiner Biographie) von „Sinnentaumel“ spricht, der am jugendlichen Schiller seine Macht geübt habe, so ist das bei ihrer Schreibart ein starkes Wort, und sie läßt ein Mißverständniß gar nicht aufkommen: setzt sie doch hinzu, in einer Stadt, in der durch das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte sehr gelockert gewesen sei, habe dem Jünglingsalter manche Klippe gedroht. Wenn aber die Einwirkung der Familie auf der Solitude, insbesondere eine Warnung der Mutter, das Gleichmaß, wie sie sagt, bei Schiller „wiederherstellte“, so muß es doch vorübergehender Weise gestört gewesen sein. Des Weiteren auf diesen Gegenstand mich einzulassen verschmähe ich. Und mir scheint, wir können bei Schiller die Wahrheit vertragen: zum Dichter der Räuber und der Anthologie paßt ein Stück wilder Jugend, und „das lahme, zahme Gast“ der Scheffelschen Ballade, zu dem Müller in mehr als einem braven Aufsatz den Regimentsmedikus machen möchte, war dieser nie.

Sachliche Gründe sind es, welche mir zu gegenwärtiger Antikritik das Recht geben. Denn die mit einer Bemängelung meines Berichtes verknüpften Ausführungen Ernst Müllers, denen ich hier nachgegangen bin, bringen uns in der Erkenntniß des Jugendlebens und der Jugenddichtung Schillers nicht vorwärts, sondern wieder zurück; sie schädigen das sorgsam entworfene und einheitliche Bild, das sich der neueren Schillerforschung auf Grund vielen Prüfens und Erwägens ergeben hat. Sie durften um so weniger unbesprochen und unwiderlegt bleiben, als sie von einem Gelehrten herrühren, der, weil er in Würtemberg selbst zu Hause ist und an den Lokalitäten der Jugend Schillers Studien gemacht hat, bei manchen Lesern den Eindruck besonderer Zuverlässigkeit hervorrufen muß. Ich verkenne nicht den redlichen Fleiß, der sich in einigen Arbeiten Ernst Müllers und insbesondere in seinem Kommentar zu Schillers Kalender kund-

gegeben hat, ich nehme auch kein Mißwollen an; aber zu der Polemik, in der er sich hier gefällt, gebrach es ihm am Rüstzeug. Hätte er mir da oder dort einen Irrtum nachweisen können, so würde ich mich nicht unglücklich fühlen; denn welches umfangreichere Buch wäre von jedem Irrtum frei? Ich habe mich aber auch noch an späterer Stelle mit ihm auseinanderzusetzen. —

Nachdem die von Wilhelm Lang mitgeteilten Briefe Reinhards nicht den geringsten Beleg geben, daß Wilhelmine Andreä von Schiller jemals geliebt worden sei, ist die Annahme Minors, Schiller habe mit seinem Gedicht „An Minna" die von der genannten Schönen ihm widerfahrene Untreue strafen wollen, ohne Stütze geblieben, und Ernst Müller, der noch im Texte seines Aufsatzes der Deutung Minors nicht widersprochen hatte, verweist in einer nachträglichen Anmerkung (S. 83) auf Langs Aufsatz. Die Frage: „Aber wer ist nun die Minna Schillers?" darf er hiebei allerdings wiederholen. Ich wüßte hierauf nichts Besseres zu sagen als das S. 530—531 meines Buches Bemerkte; eine bestimmte Beziehung kennen wir nicht. Nur als einen Deutungsversuch, nicht als meine Ueberzeugung, möchte ich beifügen, daß das Gedicht möglicherweise irgend einer Beziehung auf persönliche Erlebnisse Schillers entbehrt, daß es aber, indem es das Motiv eines betrogenen Liebhabers behandelte, den Namen Minna gewählt hat, weil Wilhelmine Andreä im Stuttgarter Dichterkreis als eine flatterhafte und ungetreue Schöne bekannt geworden war. Minor schreibt auch das Gedicht „Fluch eines Eifersüchtigen" Schiller zu und betrachtet es gleichfalls als gegen Wilhelmine Andreä gerichtet. Lang findet, daß die kraftgenialisch-drastischen Ausdrücke dieses Gedichtes und seine abstoßende, an eine Stelle der Räuber erinnernde Schilderung der Folgen der Ausschweifungen für die von Boxberger und Minor angenommene Autorschaft Schillers sprechen. Ich habe diese kraftgenialischen Ausdrücke so wenig wie den Zusatz medizinischen Hautgouts übersehen (vgl. S. 508) und verkenne nicht, daß unter den mit X gezeichneten Gedichten der Anthologie der „Fluch des Eifersüchtigen" am meisten an Schillers Art erinnert; aber ich glaubte bei den Gedichten dieser Chiffre von Schillers Autorschaft absehen und eher an Reinhard denken zu müssen (vgl. S. 507—508 und 513—514). Bestimmt zugesprochen habe ich sie dem letzteren nicht, ich habe nur „die Frage" aufgeworfen, ob die Chiffre X nicht auf Reinhard gedeutet werden könne, und habe Mehreres, was diese Annahme unterstützen könnte, aufgeführt. Aus Wilhelm Langs Mitteilungen und Erläuterungen der Briefe Reinhards ergibt sich nun immerhin, daß dieser unter den Qualen der Eifersucht gelitten und über die ungetreue Geliebte (Wilhelmine Andreä) in wegwerfender Weise gesprochen hat. Die Möglichkeit, daß unter den mit X gezeichneten Gedichten nur der „Fluch des Eifersüchtigen" von Schiller ist, läßt sich nicht ausschließen; doch scheint die Anthologie für die Bezeichnung verschiedener Autoren durch eine und die nämliche Chiffre nirgends eine Parallele zu bieten. Gegenüber der Annahme Minors,

der sämmtliche mit X gezeichnete Gedichte Schiller zuweist, bleibt mir von Gewicht, daß die Gedichte „An Fanny“ und „An mein Täubchen“ ihrem lyrischen Tone nach zu Schillers Jugenddichtung nicht stimmen wollen. Wenn die Ode an Fanny in einer Abschrift von Reinwalds Hand im Nachlaß Christophinens sich vorfand und von dieser mit dem Zusatz „1782 von Schiller“ bezeichnet wurde und noch eine zweite Abschrift von Reinwalds Hand die Unterschrift S. und den Zusatz: „1782. Von Schiller“ trägt, so ist andrerseits zu beachten, daß ein von Reinhard geschriebenes und aus Christophinens Nachlaß in das Weimarische Schillerarchiv gelangtes Heft das Gedicht „An Fanny“ vermissen läßt und um der in ihm zusammengestellten Anthologiegedichte willen Minor selbst zu dem Ausspruch veranlaßt, es entscheide über Schillers Eigentum „nach bloßem Gutdünken“ (Minor I, 580 und 581). Wäre das Gedicht „An Fanny“ von Schiller, so ließe sich gerade bei ihm schwer absehen, warum es aus der späteren Sammlung der Gedichte ausgeschlossen blieb. Das Gedicht „An mein Täubchen“ bringt im Texte mehrmals den Namen Minna, und will man diesem Umstand einen biographischen Wert beilegen, so könnte er doch eher Reinhards als Schillers Autorschaft vermuten lassen, da Reinhards Geliebte Minna (Wilhelmine) hieß, von irgend einer Minna als einer Geliebten Schillers aber die vorhandenen biographischen Zeugnisse nichts wissen. Desgleichen könnte bei dem Gedichte „an Fanny“ angeführt werden, daß Reinhard auch unter diesem Namen seine Geliebte besungen hat (vgl. Lang, Euphorion S. 746). Richtig ist freilich, daß Reinhards Beteiligung an der Anthologie „nirgends bezeugt ist“ ist (Euphorion II, S. 753), und daß ein Sachkenner wie W. Lang sie in Abrede stellt, unterschätze ich nicht. Wie die Dinge liegen, kann ich hinsichtlich der mit X gezeichneten Gedichte nur mit einem „non liquet“ schließen.

Nach den von Lang mitgeteilten Briefen war Reinhard, der mit Conz von Tübingen aus Stuttgart besucht hatte, am 2. Oktober 1781 zur Feier seines Geburtstags bei Stäudlin, am 3. Okt. Mittag aber bei Schiller, der ihm seine Räuber schenkte. Am 27. Mai 1782 schreibt Reinhard seinem Bruder: „Schiller ist der Herausgeber und hat seine Krallen in den guten Stäudlin tief genug eingeschlagen.“ Diese Stelle hat Lang im „Euphorion“ S. 752 aus Versehen auf die Anthologie bezogen; wie er mir brieflich mitzuteilen die Güte hatte, spricht Reinhards Brief unmittelbar zuvor vom Wirtembergischen Repertorium, und als des Herausgebers dieser Zeitschrift ist Schillers gedacht. Dagegen spricht von der Anthologie ein Brief vom 9. Juli 1782, und in ihm rät Reinhard dem Bruder ab, sie als Muster seiner eigenen poetischen Versuche zu nehmen. Dabei hören wir folgendes nicht uninteressante Urteil: „Ceterum de carminibus in Anthologia praesertim Schillerianis scis, quid sentiam: Bona multa insunt, multa etiam egregia ac nova: Sed, cum multa sint negligentius, obscurius, monstrosius etiam ob novitatis originalitatisque, ut ita dicam, captationem dicta, facile patet, cum cau-

tione esse legenda pleraque, neque ad ea ingenium initiandi maxime esse formandam."

66. Zu S. 437, zum Gedicht **„Der Venuswagen."** Ein Abdruck dieses Gedichtes findet sich, worauf mich Fritz Jonas gefälligst brieflich aufmerksam machte, in Refues' Süddeutschen Miscellen, Jahrg. 1812, Nr. 46. Die Angabe bei Boas, Nachträge zu Schs. s. W. I, S. 25, daß es seit 1781 nicht wieder gedruckt worden sei, ist demnach irrtümlich.

67. Zu S. 465, Z. 22 ff., Gedicht **„Melancholie an Laura"**. Gegenüber meiner Deutung der Stelle

„Ach die kühnste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmer,
Und der lohe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer"

bemerkt Kuno Fischer (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen, S. 64), der Sinn des Dichters sei gerade umgekehrt; „die kühnste Harmonie", fügt er in nicht ganz glücklicher Satzform bei, „verhält sich zum Saitenspiel wie der lohe Aetherstrahl Genie zur Lebenslampe, von der das Genie sich nährt, die es dadurch zerstört und mit ihr zu Grunde geht." Fischer nimmt also gleich Viehoff „die kühnste Harmonie" als Subjekt des Satzes, während ich, zusammentreffend mit Düntzer, „das Saitenspiel" als Subjekt genommen habe. Ich bleibe auch bei dieser Auffassung. Aber die Stelle ist dunkel, weil Schillers Ausdruck geschraubt und hart ist, und ich gehe nur, weil der Widerspruch von einer so hochangesehenen Seite erfolgt, auf die Sache noch einmal ein. Für meine Erklärung spricht der Gedankengang des Gedichtes, spricht der Zusammenhang; sie ist den Vorstellungen, welche den Verfasser der „Melancholie" bewegen, am meisten adäquat. Schiller ergeht sich in dem Gedanken, daß der unerbittlichen Naturordnung gemäß alles Bestehende vergänglich, alles Lebendige dem Tod geweiht ist, daß alle Blüte, Schönheit, Herrlichkeit nur Schein, Maske, verhüllte Verwesung, übertünchtes Grab ist. Er macht die Anwendung dieses Gedankens auf die Erscheinungen geschichtlicher Kultur und Größe, auf die Planetensysteme („der Sonnen Pracht"; die kosmische Ordnung oder Harmonie ist beliebtes Thema seiner Jugendgedichte); er macht wiederholt die Anwendung dieses Gedankens auf die Schönheit, Anmut und das frohe Lebensgefühl (die „Reizeharmonie") Lauras. Dann geht er (mit den Strophen 9 und 10) auf sich selbst über. Noch rühmt er sich vor der Geliebten, daß er stark wie eine Eiche stehe, daß an der Felsenkraft seiner Jugend der Todesspeer abgleite, daß sein Geist „kühn" durch das Weltall steure. Aber auch in dieser Blüte sitzt der Wurm, und Laura soll wissen: der Kelch, woraus ihrem Geliebten „Gottheit düftet", ist vergiftet. Unglückselig sei, wer es wage, aus dem

„Staub“ (dem körperlichen und irdischen Leben) „Götterfunken“ zu schlagen. Denn gerade das Saitenspiel, gerade die von Trunkenheit des Geistes, von Gottheitsgefühl begleitete Ausübung der Dichtkunst brauche seine Lebenskraft auf, zerstöre somit jene zuvor vorhandene bewundernswürdige Harmonie. Daß dieses Verderben schon in der Nähe sei, malen die späteren Verszeilen der zehnten Strophe aus: „mißbraucht zu frechen Flammen“, d. h. zu maßlosen, stürmischen, enthusiastischen Erregungen und Gefühlen über Gebühr gebraucht, verschwören sich seine „Geister“ schon zusammen wider sein Leben.

„Harmonie“ heißt dem Dichter der Zustand seines geistig-körperlichen Organismus, der ihn befähigt, sich schöpferisch wie ein Gott zu fühlen. „Kühn“ nennt er selbst seine durchs Weltall steuernden Gedanken, und mit dem Superlativ, als „die kühnste“, bezeichnet er jene in ihm zur Erscheinung gelangte Kräfteharmonie. Sie ist noch etwas Kühneres als die „Reizeharmonie“ Lauras, auch noch etwas Kühneres als die kosmische Ordnung: „feuriger“ noch als die Lichter des ewigen Himmels nennt er seinen Geist (Strophe 9). Aber wie die „Reizeharmonie“ Lauras zerstört wird durch das Altern, wie der kosmische Bestand der Welt zerstört wird durch das Ablaufen der „Räder an Planetenuhren“, so wird die ihm eigene kühnste Harmonie zerstört durch die dämonische Rastlosigkeit des Genies, durch eine die Kräfte des menschlichen Organismus rasch erschöpfende Thätigkeit des Geistes.

Ich wüßte nicht, daß diese Erklärung des Ganzen und des Einzelnen nicht aus Schillers Gedicht selbst fließt. Von der einen Stelle fällt ein Licht herüber auf die andere, und hier wie dort hören wir nicht von einer Harmonie, welche zerstört, sondern von einer Harmonie, welche zerstört *wird*.

Man kann einwerfen, daß es ein ungeschicktes Bild sei, wenn der Dichter das Saitenspiel eine Zertrümmerung bewirken läßt. Aber an solchen übel verwegenen Bildern ist in der Anthologie kein Mangel, und daß eine „Harmonie“ etwas in Trümmer werfen soll, ist keineswegs besser. Dabei entsteht, wenn „kühnste Harmonie“ als Subjekt genommen wird, die Frage, was mit ihr gemeint sei. Wollte man etwa annehmen, daß an einen sehr kühnen oder kühnsten Accordanschlag, der die Saiten zerreiße, an einen gewaltsamen Handgriff des Spielers, ein Fortissimo-Spielen gedacht sei, so würde man den Sinn der Stelle verflachen und den Dichter etwas sagen lassen, zu dem die unmittelbar folgenden Zeilen „Und der lohe Aetherstrahl“ gar nicht passen; auch wäre der Ausdruck „Harmonie“ für einen Saitenanschlag, der vielleicht eine musikalische Harmonie hervorrufen soll, mehr als künstlich. Kuno Fischers „verhält sich . . . wie“ u. s. w. nötigt uns zu denken: Wie der Aetherstrahl Genie von der Lebenslampe sich nährt und diese dabei zerstört, so nährt sich die kühnste Harmonie vom Saitenspiel und zerstört dieses dabei. Was hiebei unter kühnster Harmonie verstanden wird, ist nicht gesagt, und da sich alles Harmonische mit dem Begriffe des Insichübereinstimmenden, Gesunden, Vollkräftigen deckt, bleibt es immer schwierig zu denken,

daß gerade eine Harmonie etwas zerstören soll. Viehoffs Auskunft aber ist sprachlich unzulässig.

68. Zu S. 479 und der Anmerkung S. 479—481, **Christian Schubarts Herkunft und Stammeszugehörigkeit** betreffend. In Band I der „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst kurzen Biographieen derselben," gestochen und herausgegeben von Christoph Wilhelm Bock, Nürnberg 1802, heißt es in der Biographie Ludwig Schubarts (des Sohnes des Dichters), nachdem zuvor erwähnt ist, daß dieser als kgl. preußischer Legations-Sekretär am fränkischen Kreise in Nürnberg Anstellung gefunden habe: „Es war sonderbar, sich in eine Stadt versetzt zu sehen, wo vorher noch nie ein Preußischer Minister gestanden hatte und die er so eigentlich die Stadt seiner Väter nennen konnte. Sein Vater hatte bis in sein 19tes Jahr die Schule zu Nürnberg besucht; sein Großvater war hier erzogen, und zum Volkslehrer gebildet worden; und mehr als sechs Schubarte, von denen er in gerader Linie abstammt, und die sich sämmtlich durch gute Naturgaben auszeichneten, — ruhen auf den Kirchhöfen dieser grauen Stadt." Hiermit scheint mir die Abstammungsfrage entschieden zu sein: Christian Schubart war, wie schon die Anmerkung S. 480 ausführte, dem Blute nach ein Nürnberger, kein Schwabe. Gustav Hauff gedenkt im Archiv für neuere Sprachen LXXXIII, S. 406—407 der genannten Bildnißsammlung (jedoch älterer unter Mitwirkung Philipp Mosers besorgter Ausgaben), läßt indessen obige Stelle außer Betracht und bezweifelt, daß die Biographie von Ludwig Schubart selbst verfaßt sei. Ich kann mich nicht überzeugen, daß er hierin Recht hat: Ton und Inhalt des Ganzen sprechen für eine Autobiographie, wenngleich in der Erzählung die dritte Person gebraucht ist; zum Mindesten müßte man annehmen, daß Ludwig Schubart dem Verfasser Notizen geliefert hat. Karl Geiger hält den Aufsatz für eine Selbstbiographie. Ueber Christian Schubarts nächste Vorfahren hat der k. Reallehrer Heinrich Solger zu München mit Hilfe des Altdorfer Seminarinspektors Rutz einige Ermittlungen angestellt (vgl. des Ersteren Schriftchen: Schubart der Gefangene auf Hohenasperg. Bamberg 1894). Demnach studirte der Vater des Dichters, Johann Jakob Schubart (in Altdorf geboren und nach der dortigen Pfarrmatrikel am 13. Mai 1711 getauft), 1732 in seiner Vaterstadt; der Großvater des Dichters, Walter Bartolomäus Schubart, war zuerst Adjunkt an der lateinischen oder Knabenschule in Altdorf und von 1704 an Kantor; 1721 wurde er „abgesetzt und starb in Nürnberg ohne Dienst" (Nach. G. Andr. Wills, Kaiserl. Hofpfalzgrafen, Professors und Seniors der Altdorfischen Universität, „Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Landstadt Altdorf", v. J. 1796). Christian Schubarts Vater sei ein „origineller, gewaltiger, sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann" gewesen, die Mutter dagegen „eine stille, einfache, weiche Natur voll Herzensgüte und emsiger Sorgsamkeit."

69. Zu S. 490, Z. 29—30 nebst Anmerkung. Das Spottgedicht **„Auf einen Kräuterkenner"** (Joh. **Simon Kerner**) ist durch Ludwig Pfau, der einer unrichtigen Familientradition folgte, in die Schillerlitteratur gekommen. In den von Jul. Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski herausgegebenen „Jahresberichten für Neuere Deutsche Litteraturgeschichte" v. J. 1890, zweit. Halbband, S. 147 steht zu lesen, nach Minor sei dieses Gedicht nicht Schiller, sondern Armbruster zuzuschreiben; die Billigkeit hätte gefordert, zu sagen, daß ich gleichzeitig die Entdeckung der Autorschaft Armbrusters gemacht und den Nachweis in der nicht nach dem ersten Bande der Schillerbiographie Minors, wohl aber vor seiner Schrift „Aus dem Schiller-Archiv" veröffentlichten zweiten Lieferung meiner Schillerbiographie gegeben habe.

70. Zu S. 492, Z. 16 ff., zur **Elegie Reinhards** „An meinen Bruder". Das Subjekt zu „sein" ist nicht, wie sich nach dem Zitat annehmen ließe, Taheiti, sondern ein in den vorausgehenden Versen geschilderter, tahitischer Sänger. Reinhard macht die Anmerkungen, daß Tayo „Freund" bedeute und daß Sanbenito das mit Teufeln bemalte Kleid sei, welches von der Inquisition verurteilte Ketzer in Spanien anziehen mußten. Eine andere Anmerkung verweist auf Forsters „Reise um die Welt".

71. Zu S. 492, Schluß der Anmerkung. Eine Biographie Reinhards („Graf Reinhard", Bamberg 1896) hat Wilhelm Lang geschrieben. Die elterliche Schreibung des Namens war Reinhardt. Lang gab uns auch ein Lebensbild des S. 482 erwähnten Gottlob David Hartmann (Von und aus Schwaben. Stuttg. 1891).

72. Zu S. 495—499. In den „Jahresberichten für Neuere Deutsche Litteraturgeschichte" 1890, 2. Halbband, S. 146 findet sich aus der Feder des Berichterstatters, Albert Köster, die Bemerkung, zu den bisher bekannten Prosaschriften Schillers müsse man in Zukunft zwei bedeutsame Rezensionen aus der Jugendzeit hinzurechnen, welche Minor als Schillers Eigentum erkannt habe. Die eine derselben ist die im zweiten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" gedruckte umfangreiche kritische Besprechung von Stäudlins „Proben einer teutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten"; bezüglich ihrer aber kommt die Priorität der Entdeckung Minor nicht zu. Denn den vollen Nachweis der Autorschaft Schillers hatte schon die zweite Lieferung meiner Schiller-Biographie S. 495—499 gegeben, während Minor im ersten Bande seiner Schiller-Biographie, der mit der zweiten Lieferung meines Buches gleichzeitig erschienen ist, zwar die Autorschaft Schillers behauptet, den Nachweis aber erst in seinem zu Anfang des Februar 1890 veröffentlichten Schriftchen „Aus dem Schiller-Archiv" geführt hat. Die zweite Lieferung meiner Schiller-Biographie war schon seit Ende November 1889 im Buchhandel.

Die andere Rezension, auf welche die „Jahresberichte" sich beziehen, ist die im ersten Stück des „Wirtembergischen Repertoriums" veröffentlichte Kritik der „Vermischten poetischen Stücke" Stäudlins. Auch bei ihr habe ich schon in der zweiten Lieferung meines Buches, S. 562 und 584, an Schillers Autorschaft gedacht, habe zum Mindesten der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß sie in der vorliegenden Fassung von Schiller, dem Herausgeber des Repertoriums, überarbeitet oder mit Zusätzen versehen ist. Minor setzt sie Band I, S. 520—522 und S. 586 seines Buches ganz auf die Rechnung Schillers und nennt zu den inneren Gründen für diese Annahme auch einen äußeren Erweis: Der mit Stäudlin in Briefwechsel stehende Bodmer hat in einem Briefe an Schinz vom 16. Juli 1782 (Goethe-Jahrbuch V, 184) Schiller als den Verfasser der Rezension bezeichnet. Die Chiffre C—z, mit der diese unterschrieben ist, ergibt sich hiemit freilich als eine um so gröbere Mystifikation des Publikums, das sie auf Conz deuten mußte; verständlicher wird aber nun auch der in Stäudlins Vorrede zum „Schwäbischen Musenalmanach auf 1783" sich findende Satz, Schiller möge „künftig Satiren etwas schlauer von sich abwälzen": damit war auf die Chiffre C—z angespielt, „welche allerdings das Odium auf Conz abwälzen sollte" (vgl. Minor „Aus dem Schiller-Archiv" S. 91 und S. 497 meiner Biographie).

73. Zu S. 496, Z. 6—7 v. u. Die Stelle „bratet uns an seinem Genie-Feuer" ist im Urtext nicht gesperrt gedruckt; ihre Hervorhebung gehört nur zu meiner Beweisführung.

74. Z. S. 511, Anm. Zu ergänzen ist am Schlusse: Petersen selbst verfaßte eine „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke" (Leipzig 1782).

75. Zu S. 521, zum Epigramm **„Grabschrift"**. Daß mit den „Journalisten" der vierten Zeile Stäudlin und die Mitarbeiter seines Musenalmanachs gemeint sind, habe ich wahrscheinlich gemacht. Ernst Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 44—46) meint, ich zöge dieses Epigramm mit Recht in den Kreis des Gedichtes „Journalisten und Minos", in meiner Erklärung aber vermißt er Verständlichkeit oder Sinn. Muß man ihm sagen, daß auch andere Leute zu Lebzeiten — in Scherz oder Ernst — sich eine Grabschrift verfaßt haben, daß daran also gar nichts Verwunderliches liegt? Müllers eigene Erklärung aber, daß die Grabschrift nicht auf Schiller, sondern auf Stäudlin gehe und die letzte Zeile: (Er starb) „zu spät für — Journalisten" so viel bedeute als: Stäudlin starb zu spät für Journalisten, „weil er als Frömmler das Journalistenhandwerk gar nicht verstand" und „also hätte sterben sollen, ehe er Journalist wurde", ist sprachlich so unmöglich, daß man über ihre sachliche Ungereimtheit gar kein Wort zu verlieren braucht. Wenn Müller Recht hätte, müßte es heißen: Für einen Journalisten. — Eine von Rudolf Krauß im „Euphorion" IV versuchte neue Deutung des Epigramms trägt ihre Widerlegung in sich selbst.

76. Zu S. 562, **zur Rezension von Stäudlins „Vermischten poetischen Stücken“ im Wirtembergischen Repertorium.** Daß diese Rezension von Schiller herrührt, wird durch den im Goethe-Jahrbuch V, S. 184 mitgeteilten Brief Bodmers an Schinz vom 16. Juli 1782 bestätigt. Bodmer schreibt: „Stäudlin hat von Rousseau gesagt:

Sein Loos glich Bodmers;
Edel war er und verkannt wie der.

In dem Repertorio der Würtembergischen Literatur stehet: Diese Vergleichung zwischen dem Philosoph und Bodmer ist überaus schief und hinkend. Der Autor heißt Schiller, und ist Stäudlins Rival in der Liebe und der Literatur. Er läßt ihm keine onze poetischen Genies, und er selbst beweiset die brocardica, die von den Schwaben umgehen.“

77. Zu S. 563, Z. 26 und Anm. 4, **Christoph Städele betreffend.** Ein paar Scherzverse der Chronik Schubarts v. J. 1776 fordern Städele auf, einem vornehmen Besteller mit dem Hut auch den Kopf zu machen. Nach Gradmann (S. 643) hatte Schubart Städele bei einem Aufenthalt in Memmingen kennen gelernt, als er dort eines Schreibers, dem er ein Stück seiner Chronik diktiren könne, bedurfte; die „Teutsche Chronik“ brachte hierauf Verse von Städele.

78. Zu S. 571, **zu Helferich Peter Sturz' Einfluß auf Schiller.** Max Koch führt die Rede an, welche Sturz in einem Aufsatz über Todesstrafen (in Boies Deutschem Museum v. Dezemb. 1776) einer vor den Richtern sich verteidigenden Kindsmörderin in den Mund legt. Dieselbe lautet: „Ich rede nicht für mein Leben, denn ich bin geschändet, und ich umarme den Tod als meinen Freund. Ihr strafet mich nicht; ihr erlöset mich nun von einer Reihe unleidlicher Quaalen. Ich war blühend und glücklich, von allen Mädchen beneidet, von allen Jünglingen geliebt. O verachtet mich nicht nach meinem Tode, ihr Ungefallenen! (Hier erinnert Koch an die Verszeile der „Kindsmörderin“ Schillers: „Weinet um mich, die ihr nie gefallen!“ Man vergleiche auch die 2 im Gedicht vorausgehenden Verse). Gedenket meiner, wenn ihr könnt, in der Stunde der Leidenschaft, wenn das Herz hoch aufschwillt und die Zunge stammelt, in der einsamen Laube, wenn ihr gegen den feurigen Mann, den ihr liebt, keine Waffen als ohnmächtige Thränen findet; rettet dann eure Unschuld, wenn euch ein Gott hilft! Ich rettete sie nicht und nun war der Friede des Lebens dahin. Wie sie nun auf mich herabsehen, meines Stolzes, meiner Schande spotten werden! Wie ich nun ein langes Leben hindurch für den Fehltritt einer Minute büssen muß! Nun bin ich keiner Freundin, keines Mannes, nicht der Achtung meiner Gespielinnen, nicht einer menschlichen Freude mehr wert. (Hier erinnert Koch an die Verszeile: „Einsam sitzt sie in dem All der Welt“, wobei sich auch noch die nächste Zeile „durstet ewig an

der Freudenquelle" anführen ließe). Der ehrwürdige Name Mutter ist ein ewiger Schandtitel für mich (Schiller im gleichen Zusammenhang: „Deine Mutter — o im Busen Hölle! —). Ha, Richter! alles das tobte in meiner Brust in der Stunde der Geburt. (Bei Schiller hier die nämliche Reihenfolge der Gedanken). Kennt ihr den Zustand eines gebärenden, geschändeten Weibes? Wenn immer wachsende Marter wütet und hoffnungslose Verzweiflung zugleich, ist es dann Licht im Verstande? Handl' ich frey auf der Folter der Natur und des Gewissens? O lebtest du nicht, Pfand des Unglücks! rief es tief aus der Seele. O Schöpfer, nimm es hin, dieses unschuldige Kind! Es entflieht den Mühseligkeiten des Lebens, und rettet seine Mutter von der Schande, welche bittrer als der Tod, gewiß bitterer als sein Tod ist .... und so erwürgte ich mein Kind. — Ach, ich hätt' es gern erzogen und gebildet; aber mich einer endlosen Verachtung zu opfern, dazu war ich nicht verächtlich genug." (Dieses Schlußwort fällt stark ins Nüchterne; anders bei Schiller). — Daß auch Lenz in seiner Erzählung „Zerbin" das Thema des Kindsmords behandelt hat, erwähnt Max Koch ebenda; vgl. hiezu S. 532—534 der vorliegenden Biographie.

79. Zu S. 574, **Prof. Abels handschriftliche Aufzeichnungen über Schiller** (vgl. die Anmerkungen S. 256, 345 u. 383). Nachstehend folgen, ihrem vollen Bestande nach zum erstenmal veröffentlicht, die Abelschen Aufzeichnungen, soweit sich ihr Inhalt auf die im ersten Bande der Biographie behandelte Zeit bezieht (das Uebrige an späterer Stelle). Vorhanden sind 2 Niederschriften, deren wichtigste ein im Besitz der J. G. Cottaschen Buchhandlung befindliches Quartheft von 24 Seiten ist; die andere, aus 10 Quartseiten bestehend und 1883 im Besitz der Merkelschen Familie zu Eßlingen befindlich, bezieht sich nur zum geringen Teil auf Schillers schwäbische Zeit und wiederholt zumeist die Angaben der größeren Niederschrift. Beide Hefte sind undatirt, stammen aber aus der Zeit nach Schillers Tod. Von einer Eigentümlichkeit der Handschrift werde ich hier absehen dürfen: Abel schreibt viele Wörter mit lateinischer Schrift, ja er wechselt fast in jedem Wort zwischen deutschen und lateinischen Buchstaben. Bei der Wiedergabe der Briefe Schillers an Dalberg (vgl. Nr. 59 des Anhangs) glaubte ich auf Treue des Bildes auch in diesem Punkte achten zu sollen; Abels minderwertige Persönlichkeit überhebt mich wohl der Pflicht, eine Aeußerlichkeit zu kopiren, welche für die Abschrift so lästig ist wie für den Druck. Daß es Abel war, durch dessen Vorbild der jugendliche Schiller jene Untugend der Handschrift sich angewöhnt hat, liegt aber nun am Tage. Bei Abel ist sie, weil noch viel häufiger, noch unleidlicher; ich führe, um ein Beispiel zu geben, den nächstbesten Satz an: „Auch hatte seine erste disputation einen psychologischen Gegenstand." So ist das ganze Manuskript. Die Interpunktion der Handschrift ist nicht immer sicher erkennbar, und stellenweise ist sie geradezu falsch; Hauptwörter sind häufig mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben, und zwar thut dies Abel überall,

wo er lateinische Schrift wählt. Ich setze in letzterer Beziehung das Gebräuchliche ein, wahre aber im Uebrigen zu Gunsten des Zeitkolorits wie in Beachtung der individuellen Eigenart die Schreibung des Originals. Ausgestrichene Stellen übergehe ich. Der stilistische Ausdruck Abels läßt viel zu wünschen übrig, es ist schlechtes Deutsch; auch verrät sich kein Geist höheren Ranges, und von der Moralweisheit, mit der sich der Verfasser so sicher und disputirkräftig fühlt, denkt man am Ende des 19. Jahrhunderts gering. Gleichwohl wird Niemand den Wert dieser Aufzeichnungen, die vom einflußreichsten der Lehrer Schillers geschrieben sind, verkennen. Biographisch wichtig ist insbesondere, was Abel über die seelische Entwicklung Schillers bemerkt, interessant auch sein Bericht über die an der Militärakademie bestehende „geheime Verbindung" zwischen Lehrern und Schülern; desgleichen kommt unserer Kenntniß zu gut, daß als Schillers Hauptlehrer in den philosophischen Fächern hier Schwab und Abel bezeugt sind. (Vgl. zu den philosophischen Lehrern Schillers die trefflichen Partieen bei Minor, I, 192—207). Der Text des dem J. G. Cotta'schen Archive gehörigen Heftes lautet:

„Eltern.

Schillers Vater, Major bei einem würtemb. Regiment und zuletzt Aufseher über das Lustschloß Solitude, war ein Mann von gewöhnlichem Verstande und geraden, redlichen Charakter; aber zu weiterer Ausbildung des ersteren und zu Erweiterung s. Kenntnisse hatte er wenig Gelegenheit indem er, nachdem er die Schule verlassen hatte, zu einem Chirurgen kam bey dem er nach damaliger Weise Chirurgie lernte, zugleich aber die Verrichtungen eines Barbiers, Rasiren u. dgl. üben muste; nicht viel mehr war seine Laufbahn als Militair, erst als Chirurg und dann als wirklicher Officier, geeignet jene Bildung zu erhöhen; nur seine letzte Anstellung als Aufsehers auf der Solitude gab ihm Gelegenheit die Kenntnisse von der Landwirthschaft die er schon früher erworben hatte, zu vermehren, worüber er auch seine Beobachtungen durch den Druck bekannt gemacht hat [1]). Mehr hat seine militairische Laufbahn auf seinen Charakter gewirkt, welcher dadurch große Ordnungsliebe, Genauigkeit und Strenge erhielt.

Seine Mutter war eine Frau von gesundem jedoch nicht vorzüglichem u. ausgebildeten Verstand; auch zeichnete sie sich durch viele Imagination vorzüglich aber durch Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit des Gefühls aus; daher war sie auch eine äußerst zärtliche Mutter, und besonders liebte sie ihren Sohn (er war der einzige) so sehr, daß die Entfernung von ihm und der Mangel der Hoffnung, ihn jemals wieder zu sehen, ihr ganzes Leben trübte. Noch in den lezten Jahren ihres Lebens traff [ich sie] nach langer Zeit zum ersten Mal wieder in einem Hause, wo sie mich so wenig erwartete, als ich sie;

---

[1]) (Anmerkung Abels) in einer Schrift: Betrachtung über Landwirthschaftliche Dinge in Württemberg — 1—4tes St. Stuttg. 1767. 8.

den Augenblick ergoß sie sich in einem Strom von Thränen, die, wie sie sich hernach erklärte, dem Andencken alter besserer Zeiten, vorzüglich aber ihrem damals noch lebenden und glücklichen aber von ihr auf immer getrennten Sohne flossen.

Von Schillers Schwestern ist eine an den Bibliothekar Rheinwald, die andere, noch lebende, an den Stadtpfarrer in dem würtemb. Städtchen Möckmühl verheyrathet; Eine dritte ist längst unverheyratet gestorben.

Einiges über Sch. [Schillers] intellektuelle Bildung in der Akademie.

In der Akademie, in die Schiller 1773, ohngefähr 14. J. alt, kam, war der ganze Cursus, den der Schüler zu durchlaufen hatte, in drey Theile getheilt.

Den Anfang machte der philologische, während dessen ich Schillern noch nicht kannte; von diesem trat der Schüler in den sogenannten philosophischen Cursus über, in dem jedoch nicht bloß die eigentliche Philos. sondern auch alles andere gelehrt wurde, was nach der alten Eintheilung zur philosophischen Fakultät gehörte; aber ich muß, da mir das übrige wenig bekannt ist, mich auf Schillers Fortschritte in der ersten u. unter diesen auf das, was er bey mir gehört hat, einschräncken.

Sch. hörte bei Prof. Schwab, dem berühmten Gegner Kants und Reinholds und Verfasser mehrerer Preißschriften Logik Metaphysik und Geschichte der Philosophie, bey mir Psychologie, Aesthetik, Geschichte der Menschheit und Moral.

Alle diese Wissenschaften interessirten ihn, denn er hörte nicht nur mit Aufmerksamkeit zu, und laß [las] nicht nur die besten Schriften in allen diesen Fächern, die er erhalten konnte, sondern er unterredete sich auch über dieselben, so oft er nur konnte.

Es geschah häufig, daß einzelne Zöglinge der Akademie ihren Lehrer an dem Akademie Thor, biß wohin ihnen zu gehen gestattet war, erwarteten, ihn dann in den Saal in dem er die Vorlesung hielt begleiteten und ebenso nach vollendeter Vorlesung wieder biß an jene Stelle begleiteten, während welcher Zeit dann bald über die wissenschaftlichen Gegenstände, welche in der Vorlesung vorgetragen wurden, bald über andere, besonders politische Gegenstände oder auch über Privatangelegenheiten Einzelner, über welche sie ihren Lehrer als Freund zu rathe zogen, gesprochen wurde. Manchmal wurde ein vor Anfang der Vorlesung angefangener, Diskurs, besonders, wenn er einen wissenschaftlichen oder politischen Gegenstand hatte, auch noch im Vorlesungssaal fortgesezt und daher die Vorlesung — öfters nicht zum Nachtheil der Zöglinge — später angefangen.

Solche Gelegenheiten benuzte Sch. emsig. Besonders suchte er sich mit großem Eifer über Menschenkenntniß zu unterhalten, ein Studium, das er auch nachher, als er schon in den dritten Cursus,

in dem das Berufsfach gelehrt wurde, folglich zur Medicin übergegangen war, fortsezte. Vorzüglich bemühte er sich diese beyde Arten von Kenntnissen zu Einem Zweck zu verbinden sowie die eine Art durch die andere zu erweitern und zu erhöhen; Sogar hörte er, nachdem er den dritten Cursus, das medicinische Studium, bereits vollendet hatte, die psychologischen Vorlesungen zum zweyten Male. Auch hatte seine erste Disputation einen psychologischen Gegenstand.

Noch erfreulicher für jeden, den Sch. interessierte, war die Bemerckung, daß Moral vorzügliche Wichtigkeit für ihn hatte. Fergusons Moralphilosophie war es, die ihn am meisten anzog. In der That hat dieses Buch Wirkungen auf das Herz, die man von einem, in Aphorismen geschriebenen, Buche nicht erwarten sollte. Ich kenne einen Mann von ausgezeichneten Charakter, einst Mitschüler und durch das ganze Leben innigen Freund Schill. [Schillers], der überzeugt ist, daß er die Bildung dem häufigen Lesen Fergusons vorzüglich schuldig ist.

Doch allerdings waren es am meisten die schönen Wissenschaften, die Sch. in dieser Periode liebte Gerstenbergs Ugolino, Göz von Berlichingen, Klopfstocks [sic] Messias u. s. w. wurden mit großer, inniger Empfindung von ihm gelesen aber alle diese musten dem großen Shakespear weichen, sobald er diesen kennen lernte. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen einer Scene, deren auch schon im Morgenblatt, wie in einer kurzen Lebensgeschichte Schillers Erwähnung geschehen ist. Ich war gewohnt, bey Erklärung psychologischer Begriffe Stellen aus Dichtern vorzulesen, um das Vorgetragene anschaulicher u. interessanter zu machen; dieses that ich insbesondere auch, als ich den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder einer Leidenschaft mit einer andern Leidenschaft erklärte, welchen anschaulicher zu machen, ich einige der schönsten, hierher passenden Stellen aus Shakespear's Othello nach der Wieland. Uebersezung vorlaß [vorlas]. Schiller war ganz Ohr, alle Züge s. Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, u. kaum war die Vorlesung vollendet so begehrte er das Buch von mir und von nun an laß und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer. Göthe schildert in Meisters Lehrjahren den Einfluß, den das Lesen Shak. [Shakespeares] auf Meisters Bildung hatte; gewiß war der Einfluß dieses unbegreiflichen Genies noch größer auf einen Jüngling, dessen Geist obwohl nicht gleicher Größe, aber doch einige Verwandtschaft mit dem Geist des Engelländers hatte. Ich seze gleich hier hinzu, daß Sch. bißweilen auch mit andern seiner Kameraden unter Leitung Uriots den Schauspieler machte, jedoch nicht mit ausgezeichnetem Erfolg.

Nach 2 Jahren gieng Sch. zur Medicin über. Auch diese studierte er mit Eifer, ob er wohl die nun einmal liebgewonnenen Wissenschaften, besonders die schönen Wissenschaften und die Poesie, nicht hintansezte, sondern sie vielmehr mit immer zunehmender Neigung fortsezte. Nachdem endlich seine Laufbahn in der Akademie vollendet war, schrieb er nach Gewohnheit eine medic. Disputation; allein diese

enthielt so starcke Stellen gegen Haller, daß der Herzog den Druck verbot, weil [er] es durchaus unschicklich fand, daß ein junger Mensch auch von noch so großen Talenten, einen Mann von Hallers Verdienste herunterzusezen sich erkühne. (Sch. hatte die damals neueste Physiologie kennen gelernt und unterwarf aus dem Gesichtspunkt dieser Haller seiner Kritik). Aus diesem Grunde muste er in aller Eile eine andere Disputation schreiben und da er sich seiner psychologischen Kenntnisse bewußt war u. zugleich auch seine Kenntnisse in den medicin. Wissenschaften zeigen wollte, so schrieb er über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen.

Einiges über s. moral. Bildung während des Aufenthalts in der Akademie.

Von der Bildung des mor. Charakters Sch. ist mir folgendes bekannt. Offenbar wirkte auf denselben das Studium der Wissenschaften so wie das Lesen besserer Schriften sehr wohlthätig. Außerdem war der Einfluß seiner Mitschüler u. seiner Vorgesezten, besonders einiger Lehrer bedeutend. Schon die Entfernung von andern Menschen u. öfters auch der Druck durch die milit. Disziplin bewirkte, daß sich die Herzen der Zöglinge mehr an einander anschlossen. Alsdann war es eine sehr gute Idee des verstorbenen Herzogs Carl, daß er das Lehramt von der Aufsicht trennte; dieses hatte die Folge, daß die Lehrer selten in den Fall kamen, die Zöglinge gegen sich aufzubringen; vielmehr wurde die Neigung dieser gegen jene um so größer, je mehr sie von ihren militairischen Vorgesezten gedrückt zu werden glaubten; auf der Solitude, wo die Zöglinge außer ihren Vorgesezten und Lehrern beynahe gar niemand sahen, muste diese Verbindung noch inniger werden und endlich ward sie auch dadurch befördert, daß der größere Theil der Lehrer mit den ältesten der Zöglinge fast von gleichem Alter war; aus allen diesen Gründen sah man in der Akademie, was man nicht leicht auf irgend einer Universität fand; Lehrer und Lernende lebten zum Theil in der innigsten herzlichsten Freundschaft, die auch nachher durch das ganze Leben fortdauerte; der Schüler theilte dem Lehrer seine wichtigsten Geheimnisse mit, und fragte ihn in Gegenständen um Rath die gewöhnlich vor niemand mehr als vor Lehrern u. Vorgesezten verborgen gehalten werden. Besonders auffallend war mir Eine Folge der obengenannten Verhältnisse: Statt daß in ähnlichen Instituten jeder von allen Mitschülern als Verräther angesehen wird, der einem Vorgesezten von einem Fehler oder dem strafbaren Verhalten eines Mitschülers Nachricht giebt, gaben hier gerade einige der vorzüglichsten Zöglinge ihre strafbar handelnde Kameraden und zwar mit Wissen der lezteren bey einigen Lehrern an oder drohten ihnen damit, ohne sich dadurch auch nur im geringsten auszusezen. Doch musten freilich sowohl die Zöglinge, die dieses zu thun sich erkühnten, als die Lehrer, denen man solche Eröffnungen machte, in entschiedenem gutem Credit

stehen, so daß man sicher seyn konnte, die Handlungsweise beyder habe keinen andern Grund als den Eifer für das gute.

Schon frühe entstand sogar eine Art geheimer Verbindung zwischen einigen wenigen Lehrern und mehreren der besseren Zöglinge, die keinen andern Zweck hatte, als die Bildung der Zöglinge theils durch die, auf diese Weise verstärckte Einwirkung der Lehrer auf ihre jungen Freunde theils durch wohlthätigen, unter Leitung jener Lehrer stehenden Einfluß der Zöglinge auf einander zu befördern. Da solche Jünglinge in bedeutendem Ansehen bey ihren Kameraden, besonders den jungen, standen, so bemühten sich die lezteren mit den ersteren in Verbindung zu treten, u. da die Bedingung Fleiß und Bildung des moralischen Karakters war, so war dadurch den Besseren der Weg eröffnet auf andere besonders die jüngeren höchst wohlthätig einzuwirken. Diese Verbindung war bald mehr bald minder ausgebreitet und wirksam, aber ganz hat sie, wenigstens so lange ich noch Glied der Akademie war u. als solches Kenntniß davon haben konnte, nicht aufgehört.

In einer Anstalt in welcher neben manchem, was die moralische Bildung beförderte, auch vieles statt hatte, was dieselbe hinderte, waren solche Mittel sehr nöthig, und noch erinnere ich mich mancher, die durch Hülfe derselben, besonders durch ältere Zöglinge, vom Verderben gerettet oder zu höherer Bildung erhoben wurden. Auch Sch. hatte an allem diesem Antheil. Er lebte mit einigen, obwohl wenigen Lehrern in inniger Freundschaft er war Vertrauter vieler vortreflicher Jünglinge und besonders auch Glied jener engeren Verbindung u. durch alles dieses ward s. Moralität nicht wenig befördert, Er verließ die Akademie als ein junger Mann, der nichts höheres kennt als Moralität; nur mangelte ihm allerdings noch jene Stärcke, durch die man allein fähig wird, auch die heftigste Leidenschaft so bald ihre Befriedigung gegen Pflicht oder Klugheit anstößt, zu besiegen.

Ein Zug des Charakters, der hierher gehört, verdient noch besonders erwähnt zu werden.

Sch. kam, wie schon bemerkt worden ohngefähr im 14. J. s. Lebens in die Akademie; damals war er ein furchtsamer, schüchterner Knabe, wozu vielleicht die milit. Strenge seines Vaters beygetragen hatte, auch äußerte er nur wenig Selbstgefühl; allein bald änderte sich alles dieses, denn kaum war er zum Studium der Wissenschaften übergegangen, so erwachte die Neigung für dieselbe, s. Fortschritte waren schnell und ihm selbst sowohl als andern auffallend, daher entstand bald Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, Vertrauen zu sich selbst und Muth welches alles überdieß durch den Beyfall seiner Vorgesezten u. Lehrer, u. die Achtung die ihm seine Mitschüler zollten sehr erhöht wurde. Der vorher so schüchterne Jüngling fing nun an eine Rolle unter seinen Kameraden zu spielen und selbst mit den Vorgesetzten und Lehrern ging er auf viel freyerem Fuß um.

Auch sein äußeres kündigte die große Veränderung an; Eine Frau, an deren Haus Sch. gleich nach s. Austritt aus der Akademie öfters vorbey gieng, pflegte zu sagen: der Regimentsarzt Sch. trete

einher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre. Indessen würde man ihm dennoch Unrecht thun, wenn man ihn eines zu hohen Selbstgefühls, des Stolzes beschuldigen wollte. Schiller blieb selbst, nachdem sein Name schon berühmt geworden war u. seine ersten Versuche großen Beyfall erhalten hatten, noch so bescheiden, daß er die Ausstellungen auch solcher Freunde, die ihm an Genie bey weitem nicht gleich kamen, mit Dankbarkeit aufnahm.

Austritt aus der Akademie.

Schiller verließ die Akademie 1780 u. trat nun als Regimentsarzt in die herzogl. Dienste. Aber als Arzt schien er wenig Glück zu machen, man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starcke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesezten, dem Leibmedicus Elwert der übrigens seine Talente schäzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden, Widerspruch was um so mehr erfolgen muste, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter sondern auch höchst pünctlicher Mann war.

Mit mehr Neigung widmete er sich auch jezt wieder seinem Lieblingsfach, der Poesie; Besonders arbeitete er nun die Räuber aus, die er schon in der Akademie zu bearbeiten angefangen hatte. Die Idee zu diesem Werck gab ihm theils der Räuberhauptmann Roque im Don Quixote, theils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirths oder Friedr. Schwans, von dem damals durch ganz Würtemb. viel gesprochen wurde u. über die er auch mich öfters fragte (Mein Vater war der Beamte, unter dem Schwan eingefangen und hingerichtet wurde) u. die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsaz bearbeitet hat. Einige Namen wie einige Karaktere sind aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt. Sebst der Plan Spiegelbergs, nach dem h. Lande zu wandern ist eine Idee, mit der einer seiner Kameraden, welchen Sch. als schlecht denkenden Menschen verachtete, [sich] oft u. lange getragen hatte; daß er Graubünden das Paradieß der Jauner nannte, bezog sich auf einen der milit. Auffeher, dem die Zöglinge abhold waren. Die Sensation, die die Räuber erregten, war selbst über Sch. [Schillers] Erwartung. Besonders war ihm eben so unerwartet als angenehm, was ihm H. v. Dalberg aus Mannheim schrieb. Die Folge davon war, daß er mit desto grösserem Eifer die Fehler des Stücks zu verbessern suchte; noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs den er mit seinem innigsten Freunde Bibl. Petersen und mir machte und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenstand der ganzen Unterredung waren. Mit Verleugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfsinn spürte er selbst allen Fehlern nach u. ohne allen Schein eines Misvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel s. Freunde an. Nun dachte er auch auf neue Plane. Die, obwohl gescheiterte, Unternehmung des Fiesko hatte ihn schon lange begeistert. Er war

gesonnen, die ganze Kraft seines Geistes auf dieses Drama zu wenden und dasselbe nicht eher bekannt zu machen, biß er die Urtheile eines Lessings, Goethes, Wielands vernommen deren Kritik er aufs beste zu benuzen sich vornahm. Einst trat er voll Feuer zu mir ins Zimmer und stellte, durchaus begeistert den Fiesko vor, wie er vor das Gemälde des Romano tritt und dadurch zu großen Entschlüssen entflammt wird. Indessen blieb doch dieses Stück noch weit von dem Ideal entfernt das Sch. Geist schon damals, nur dunckler, vorschwebte; die Flucht aus Stuttgardt und Zerstreuungen mancher Art die daraus entstanden, hinderten ihn; auch machte er es, durch äußere Verhältnisse bestimmt früher bekannt als seine erste Absicht es gestattete. Jetzt arbeitete er auch in Gesellschaft einiger Freunde an dem Würtembergischen Repertorium und gab die Anthologie (1782) in Druck.

Aber alle diese Arbeiten wurden auf einmal unterbrochen; Ghr. von Dalberg ließ in Mannheim die Räuber aufführen u. gab Schillern davon Nachricht; dieser hatte nun keinen größern Wunsch als der Aufführung beyzuwohnen, besonders, da er den Nuzen voraussah, den er bey Umarbeitung des Stücks daraus ziehen würde; aber eine abschlägliche Antwort fürchtend hielt er beym Herzog gar nicht um Erlaubniß an, sondern reiste ohne diese ab. Aber unglücklicher Weise bekam dieser sogleich Nachricht davon, Sch. wurde auf mehrere Tage in Arrest gesezt und ihm überdieß verboten, Comödien zu schreiben. Daß der damalige Garteninspektor Walter mit im Spiel gewesen, wie im Schwäbischen Museum 1. Th. 227 erzält wird, habe ich nie gehört; dagegen nahm man als wahrscheinlich an, daß der Herzog auf Sch. deßwegen so sehr zürne, weil dieser, um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht habe eingestehen wollen, daß die Reise mit dessen Wissen und Willen unternommen worden sey. (Ob Sch. selbst auch dieses geglaubt habe, erinnere ich mich nicht mehr.) Wie aber auch dieses sich verhalte, so war Sch. über das Verbot Com. zu schreiben so aufgebracht, daß dieses ihn bestimmte, Stuttgardt heimlich zu verlassen, von wo er erst auf die Güter der Wolzogischen Familie floh nachher aber als Theaterdichter in Mannheim wieder öffentlich auftrat. Der Herzog war über diesen Schritt um so mehr erbittert je mehr er Sch. Talente schäzte; daher auch alle Versuche, die von sehr geschäzten Fremden gemacht wurden, Sch. die Gnade des Herzogs und die Erlaubniß, auch nur auf Besuch in sein Vaterland zurükzukehren, wieder zu erwerben vergebens waren. Er ist ein Undankbarer, antwortete Carl zwey deutschen Prinzen, die von dem Ruhm den Sch. sich erworben und der Ehre die er seinem durchlaucht. Erzieher mache, zu sprechen anfingen.

Ich seze noch einiges von Sch. Moralität während dieses Zeitraums bey. Die plötzliche Versezung außer die Akademie und zwar unter Soldaten war in dieser Rücksicht nicht wenig gefährlich. Eingeschlossen in die Mauern der Akad. hatte er die Menschen meist nur aus Theorien und aus Büchern kennen lernen, besonders da die wenigen, die ihn umgaben, wegen Gleichheit der Verhältnisse sich ziemlich gleich waren; überdieß hatte er bißher stets durch die akademi-

schen Geseze und Vorschriften beschränckt und geleitet seine Freyheit noch gar nicht gebrauchen lernen. Charakterstärcke war ohnehin noch nicht vorhanden. Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttg. das Gerücht verbreitet, daß Sch. einigen Arten von Ausschweiffungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akad. Zögling hatte, auch jezt noch fortdauerte u. einer seiner besten Freunde u. häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz aber doch gröstentheils Unrecht gethan wurde.

Zweymal oder dreymal geschah es nämlich, daß der junge, unerfahrene, zutrauensvolle des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft die ihn dazu aufmunterte u. sogar täuschte, zu viel tranck; hauptsächlich geschah dieses einmal als der General s. Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in s. Logis getragen werden muste. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrincken pflege, allgemein.

In Rücksicht auf eine zweyte Art von Ausschweiffungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; allerdings liebte er zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beylegte als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der Anthologie ist, allein sicher gieng zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.

Dagegen ist es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit u. Unfähigkeit mit dem Geld umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende, Schulden stürzte die jedoch nicht unbezalt blieben.

Endlich entschuldigte er seine Entweichung dadurch, daß das Verbot ferner zu schreiben, ihn der Mittel theils dem Publikum nüzlich zu seyn, theils sein geringes Einkommen zu vermehren, beraube."

[Von hier ab hat das Heft noch 4 Seiten, die sich auf die Zeit nach Schillers Entfernung aus Stuttgart beziehen.]

Die aus dem Besitz des Kaufmanns O. Merkel in Eßlingen mir zur Einsicht überlassene Handschrift Abels enthält bezüglich der Stuttgarter Zeit Schillers folgende 2 Abschnitte:

„1. Schillers Disputation.

Schiller muste, um Doktor der Medicin zu werden, eine medicinische Disputation schreiben; er schrieb solche und übergab sie medic. Fakultät, die sofort dem Herzog darüber berichtete. Aber der Bericht war nicht ganz günstig; der Verf. habe sich mit jugendlichem Uebermuth dem damals hochverehrten und hoher Ehre zu allen Zeiten würdigen Haller entgegengestellt und sich in der Hize des Kampfes unehrerbietige Ausdrücke gegen denselben erlaubt, daher verbot der Herzog, der Hallern wahrhaft hochachtete und nicht dulden wollte, daß aus seiner Akademie eine [den] großen Mann beleidigende Schrift

kommen sollte, den Druck. Ein Jugendfreund Schillers, Oberamtmann Seufert, ist im Besiz dieser Disputation. Um jedoch dem Gesez Genüge zu leisten, muste eine andere Streitschrift verfertigt und vertheidigt werden und da eine andere medicinische zu schreiben, die Zeit nicht reichte, so ward eine mehr psychologische gewählt theils weil Schiller in der Psychologie wirklich mit großem Eifer studirt hatte (er hörte sie noch nach Vollendung der meisten medicin. Collegien zum zweyten mal aus eigenem Antrieb, [theils] weil er aus diesem Fach eine Materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und in so weit auch zu einer Probeschrift für den medicinae studiosus sich eignete. So entstand der Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit s. geistigen 1780 als Probeschrift des medicinae candidatus.

2. Fiesko.

Schiller hatte schon während seines Aufenthaltes zu Stuttgardt den Fiesko zu bearbeiten angefangen; Geist und Herz war voll von diesem Gegenstand. Einst stürzte er in das Zimmer eines Freundes — Hören Sie, hören Sie, rief er und declamirte mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den 17. Auftritt, in welchem Verina und einige der Verschworenen mit dem Maler Romano bei Fiesko erscheinen. Noch sehe und höre ich ihn, wie er das Gemälde an der Wand des Zimmers und sich selbst als Fiesko träumend im Zimmer auf und ab rannte und voll Begeisterung jene berühmten Worte sprach: Tritt her, Maler u. s. w. Ueberhaupt lag ihm die Ausarbeitung dieses Stücks sehr am Herzen; es sollte sich — das war sein Vorsaz, der Vollendung möglichst nähern und durch keinen von den Fehlern befleckt werden, die er selbst in den Räubern fand; kurz auf dieses Drama sollte sich sein Ruf als dramatischer Schriftsteller gründen; auch war er entschlossen, das msc. vor dem Druck Lessing zuzusenden und diesen um strenge Beurtheilung zu bitten (an Wieland und Göthe mochte er sich nicht wenden, weil der erstere in einem Brief an Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die Räuber zugeschickt hatte, kein ganz günstiges Urtheil über diese gefällt und Göthes Urtheil noch weniger günstig geschildert hatte). Allein Lessing starb, bevor er ihm das Manuscript zusenden konnte und Schiller, aus seinem Vaterlande entflohen und dadurch in vielerley Verlegenheiten, Sorgen und Zerstreuungen gestürzt, auch nicht selten mit Geldnoth ringend, überließ das Stück dem Druck früher, als es diejenige Vollendung erhalten hatte, welche ihm zu geben sein Vorsaz gewesen war."

80. Zu S. 574, Z. 20—27, S. 575, Z. 1—12, S. 581, Z. 8—33, und S. 582, Z. 1—12 (**Unterbrechung der dichterischen Arbeiten Schillers durch geforderte Promotion**) vgl. auch Schillers Brief an Christian Schwan vom 2. Febr. 1782 mit der Stelle: „Gegenwärtig muß ich den Helikon verlaßen und mit der Schlange

von Epidaurus spielen. Ich werde heuer das Diplom eines Doctors annehmen, wozu ich also meine Medicin wiederum durchfliegen muß." Vgl. Jonas, Schillers Briefe I, Nr. 27 und VII, 269—270, woselbst die Schreibung im Texte der Briefsammlung nach der nunmehr im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Handschrift berichtigt ist.

81. Zu S. 595, Z. 31—34 und S. 596, Z. 1. **Ein vollständiges** Exemplar des **„Schwäbischen Magazins"** (nebst den „Gelehrten Ergözlichkeiten" und dem „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben") besitzt die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, was gegenüber Minor I, S. 558 verzeichnet sein mag. Meines Wissens besitzt auch der Schwäbische Schillerverein ein solches.

82. S. 601, Z. 3—5, zu den **Grabschriften für Azels Aufsatz.** Das cecinit in der Inschrift für Klopstock („Gratiam cecinit Terris et Inferis") ist mit „ersungen" nicht genau übersetzt, und ich bitte zu lesen: . . . die Hölle ihn kenne; die für Klopstock, sein Gesang habe Lebenden und Abgeschiedenen Gnade verkündigt.

83. Zu S. 609, zu Schillers **Gedicht auf Riegers Tod.** Ernst Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 113) bemängelt meine Auffassung des Verhaltens Schillers, als träte sie dem Dichter zu nahe, und verschweigt dabei alles, was ich (S. 609—610) zur Entschuldigung Schillers und der „Todenfeyer" gesagt habe. Müller wirft mir vor, daß ich in der Zeile „Zu erwuchern war Dein Trachten nie" das „Dein" gesperrt habe drucken lassen, während dies in der historisch-kritischen Ausgabe Goedekes nicht der Fall sei. Letzteres ist richtig, aber der Druck bei Goedeke entspricht an vielen Stellen nicht dem Originaldruck. Diesen hat Hermann Fischer aufgefunden und im Archiv für Litteraturgeschichte X, 393 ff. bekannt gemacht. Ich bin in der Wiedergabe, wie es meine Pflicht war, ihm gefolgt (vgl. die Verszeilen auf S. 610) und habe eben darum das „Dein" gesperrt und mit großem Anfangsbuchstaben drucken lassen: der Originaldruck zeigt bei „Dein" wie auch bei dem Wort „Fürsten" der nächsten Zeile eine etwas größere, kräftigere Schriftgattung als bei den Nachbarworten, hat auch den großen Anfangsbuchstaben. Müllers Ausstellung beweist also nur, daß er mir wieder einmal am Zeug etwas flicken wollte, daß er aber nicht wußte, was er hätte wissen sollen.

84. Zu 610—611, **Aufführung der Räuber in Mannheim im Mai 1782.** Max Martersteigs Buch „Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—1789" (Mannheim bei Bensheimer, 1890) behauptet S. 430, die Räuber seien während der Monate Mai, Juni und Juli 1782 in Mannheim nicht aufgeführt worden. Als ich mich im Frühjahr 1894 zu Schillerstudien in Mannheim aufhielt, gab mir der Bibliothekar und Archivar des dortigen Hoftheaters, Hugo Grahl, gleichfalls die Auskunft, von

einer Räuberaufführung im Mai 1782 finde sich in den Theaterakten nichts: nach dem „Zettelband“ seien die Räuber in Mannheim am 13. Januar, am 24. Januar, am 3. Februar, am 10. Februar und hierauf erst wieder am 6. August 1782 aufgeführt worden. Demnach hätte Schiller bei Dalberg eine Fehlbitte gethan und bei seiner zweiten Reise nach Mannheim die Räuber nicht gesehen. Sämmtliche Schillerbiographen befänden sich hiemit in Irrtum. Ich glaube dennoch, daß wir zu einem Widerruf bis auf Weiteres noch nicht gezwungen sind. Denn auch die Zeugnisse, welche für eine Aufführung der Räuber im Mai sprechen, sind gewichtig. Zunächst ist es Streicher, in jenen Tagen der vertraute Genosse des Dichters, der in seiner Schrift „Schillers Flucht“ S. 48 berichtet, Schiller habe den öfteren Wünschen und dringenden Bitten einiger Freunde und Freundinnen nachgegeben, „eine kurze Reise des Herzogs zu benützen, und während dessen Abwesenheit, ohne Urlaub zu nehmen, mit ihnen nach Mannheim zu gehen, und daselbst im Wiedersehen seines Schauspiels seinen eigenen Genuß durch das Mitgefühl seiner Reisegefährten zu erhöhen“. Er habe nach Mannheim geschrieben, um die Aufführung der Räuber auf einen bestimmten Tag zu erbitten, „was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt“ worden sei. „Bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten, jugendlichen Kräften schon geleistet“, sei der Gedanke, wie Vieles und Großes er bei ungefesselten Kräften zu leisten vermöchte, „durch seine enthusiastischen Begleiter um so mehr angefeuert und unterhalten“ worden, „je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten“. Das sieht denn doch nicht wie ein aus den Fingern gesogener Bericht aus! Und Andreas Streicher ist ein wahrheitsliebender Erzähler. Er berichtet auch des Ferneren S. 55, die Freundinnen des Dichters [Frau Hauptmann Vischer und Frau Henriette v. Wolzogen] hätten „nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber hätten aufführen sehen“; sie hätten dem Drange nicht widerstehen können, die Wirkung des Trauerspiels sowie das Verdienst der Mannheimer Schauspieler „auch andern zu schildern“, und so habe es unter dem Siegel des Geheimnisses die halbe Stadt, auch der General Augé und endlich der Herzog erfahren. Man sieht, hier ist Streicher genau unterrichtet, und offenbar ist er selbst derjenige der jüngeren Freunde Schillers, gegen den sich nach S. 49 der Dichter über die Mannheimer Eindrücke ausgesprochen hat. Aber auch die Schwägerin des Dichters, Karoline v. Wolzogen, weiß nicht anders, als daß die Räuber „im Mai“ wiederholt wurden und Schiller hiezu wiederum eine heimliche Reise nach Mannheim gemacht habe (vgl. ihr Leben Schillers, 5. Aufl. S. 25). Und schwerlich hätte Schiller nach der Zurückkunft aus Mannheim in seinem Briefe an Dalberg von einem Vergnügen, das er zu Mannheim „in vollen Zügen“ genossen habe, gesprochen, schwerlich würde er diese Reise „beinahe die glüklichste“ seines Lebens genannt haben, wenn ihr Hauptzweck durch Dalbergs Weigerung vereitelt worden wäre. Daß er „nur deßwegen“ reisen will, sagt er in seinem Brief

an Dalberg v. 24. Mai, und an Hoven schreibt er am 25ten: „Ich habe nach Mannheim wissen lassen, daß ich komme, und um eine Vorstellung meiner Räuber ersucht." — Nun haben freilich die Mannheimer Gegenzeugnisse gewissermaßen einen offiziellen Charakter. Aber es ließe sich annehmen, daß die Theaterakten nicht vollständig erhalten sind oder daß ein Eintrag über die Aufführung der Räuber im Mai fehlt, weil sie mit Rücksicht auf Schillers dringliche Bitte unter Abänderung des zuvor festgesetzten Wochenrepertoires und in aller Eile angeordnet worden war. Martersteig gibt für die Zeit vom 13. Mai bis 23. Juli 1782 keinen Repertoriumsvorschlag des Theaterausschusses, während er es für andere Zeitabschnitte thut, er teilt auch kein „Repertorium" mit, welches die Räuber-Aufführungen im Januar und Februar nennt, und über Schillers Angelegenheiten zeigt er sich S. 430—431 nicht gut unterrichtet.

85. Zu S. 611, **Brief Schillers an Friedrich von Hoven vom 25. Mai 1782.** Die Handschrift dieses in v. Hovens Selbstbiographie zuerst zum Druck gelangten Briefes befindet sich nach Jonas, Schillers Briefe I, S. 466 in Dessau im Besitz des Herrn Karl Meinert. Bei v. Hoven (wie bei Boas, Schiller's Jugendjahre) steht „J nach Mannheim"; Jonas bemerkt, das J sei aus dem Klammerzeichen) verlesen, es ist also zu streichen. Die Handschrift hat Wollzogen, Reise-Gesellschaft, Chausséehaus, Suffenhausen. Ein Suffenhausen gibt es meines Wissens in Würtemberg nicht, wohl aber liegt das Pfarrdorf Zuffenhausen an der Stuttgart-Ludwigsburger Straße (zwischen Stuttgart und Kornwestheim), so daß ich der Sache nach richtig geschrieben habe. Vgl. den Abdruck des Briefes bei Jonas I, Nr. 30 nebst den Anmerkungen S. 466—467 und VII, S. 270.

86. Zu S. 617. Vgl. zu **Göritzs Bericht** W. Fielitz, Schiller und Lotte (3. Ausgabe des Briefwechsels) I, Anm. 299—300.

87. Zu S. 630—633. „Ueber den Denunzianten Schillers, **Garten-Inspektor Walter**", hat Archivdirektor A. v. Schloßberger in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 1. Juli 1891 Akten mitgeteilt, aus denen unter Anderm hervorgeht, daß Walter am 10. Dez. 1787 als Garten-Inspektor und erster Hofgärtner zu Ludwigsburg starb und daß der Herzog durch Dekret vom 26. April 1788 bestimmte, Hauptmann Schiller bei der Gärtnerei Solitude solle „wie bishero" nebst freiem logis, Holz und Licht eine jährliche Besoldung von 400 Gulden behalten. Schloßbergers Artikel ist ein Nachtrag zu seinem Aufsatz „Zu Schillers Flucht aus Württemberg" in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg" vom 28. Febr. 1891. Letzterer nimmt an, daß Walter wohl schon Anfang Mai 1782 die giftige Apologie Amsteins dem Herzog zu Gesicht gebracht habe. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Zeitbestimmung nicht überzeugen: Amsteins „Apologie vor Bünden" ist im Churer Sammler erst gegen Ende

April erschienen, und erst, als Schiller eine Antwort „verzögerte", wandten sich die Graubündner an Walter (vgl. oben S. 632). Walter macht unter dem 2. Sept. 1782 den Graubündnern Mitteilung, daß er die Apologie dem Herzog zu Gesicht gebracht habe (vgl. oben S. 633), und anzunehmen, daß er ihnen eine Mitteilung gleichen Inhalts schon zuvor gegeben habe und sein Brief vom 2. Sept. „erst nachher aufgesetzt" worden sei, um als Demonstrationsstück gedruckt zu werden, scheint mir künstlich. Von einem solchen vorausgegangenen Brief wissen wir nichts, und der, den wir kennen, verlegt mit seinem „schon damals" den Arrest wegen der Mannheimer Reise vor die Bekanntgabe der Apologie an den Herzog.

88. Zu S. 658. Eine handschriftliche Aufzeichnung Petersens beziffert ohne jegliche Ausführung die Summe der Stuttgarter Schulden Schillers auf 600 Gulden. Diese Angabe galt in der neueren Schillerbiographie als eine Uebertreibung, und auch Minor II, 595 lehnt sie ab, obwohl er II, 307 selbst gewahr wird, daß die 200 Gulden, bei welchen „wieder der Korporal Fricke der Vermittler gewesen zu sein scheint", sich weder auf die Schade'sche noch die Holle'sche Schuld beziehen können. In der That hat Petersen hier so ziemlich das Richtige getroffen.

89. Zu S. 660, Z. 21. Unter dem Gesichtspunkt des Moralischen hat Franz Anders in der Wissenschaftlichen Beilage zum Programm des Berliner Leibniz-Gymnasiums vom Jahr 1887 über Schillers Flucht aus der Heimat geschrieben. Diese Abhandlung ist brav gemeint, bringt aber sachlich nichts Neues, trifft vielmehr in der Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse nicht immer das Richtige. Daß Anders die von Oemler erfundenen Briefe an Moser noch für echt nimmt, mag nebenher gerügt sein.

90. Zu S. 667—671. Zu **Schubarts Verhaftung und Gefangenschaft** vgl. die Belegstellen bei D. Friedr. Strauß, (Schubarts Leben in seinen Briefen) Ges. Schriften VIII, 250—51, 267, 236, 288, 243, IX, 25, 83—87, 5, 73—74, 6, 106, 80, 7, 124, 137, VIII, 235. Ueber die Ursachen der Verhaftung vgl. außer Strauß insbesondere Gustav Hauff, Schubart in seinem Leben u. s. w., sowie Adolf Wohlwills Aufsatz im Archiv für Litteraturgesch. XV, S. 30—32 und S. 126—138 und Gustav Hauffs Aufsatz „Ueber die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik in ihrem gegenwärtigen Zustand", Archiv f. neuere Sprachen LXXXIII, S. 385—390. Hauff prüft die ganze Reihe der Mutmaßungen und hebt die persönliche Gereiztheit des Herzogs hervor: Schubart habe in Ludwigsburg der Frau Franziska von Leutrum Musikstunden gegeben; hiebei scheine etwas Verfängliches vorgekommen zu sein, ein Uebermaß von Bewunderung für die Schülerin scheine des Herzogs Eifersucht erregt zu haben; später habe Schubart die fürstliche Geliebte als Donna Schmergalina verspottet. Auch das herzlose oder doch zweideutige Verhalten Franziskas gegen den Gefangenen finde so seine Erklärung. Als

Mitursachen der Verhaftung nimmt Hauff die freie, der fürstlichen Schwächen nicht schonende Schreibart des Dichters, durch die er den Haß des Autokraten auf dem würtembergischen Throne sich zugezogen habe, aber auch die Rachsucht der Priester, der von Schubart angegriffenen Jesuiten; er hält es — mit Strauß — für wahrscheinlich, daß „die Pfaffen" in dem kaiserlichen Ministerresidenten zu Ulm, dem General von Ried, ein Werkzeug für ihre heimlichen Pläne gefunden hätten, daß Schubart durch den Herrn v. Ried der Kaiserin Maria Theresia als ein Religionsverächter und ein gegen Oesterreich feindseliger Zeitungsschreiber geschildert worden sei und Herzog Karl und Maria Theresia bei der Gefangensetzung im Einverständniß gehandelt haben. Gegen letztere Annahme erhebt Wohlwill auf Grund von Nachforschungen, welche im Wiener wie im Stuttgarter Staats-Archiv angestellt wurden, Bedenken, und gewiß läßt sich in diesem Punkte gegen Hauffs Beweisführung Manches einwenden. Auf alle Fälle ist man auf dem sichersten Boden, wenn man die Gefangensetzung aus der leidenschaftlichen Mißstimmung des Herzogs erklärt und für diesen Groll persönliche wie politische Motive gelten läßt. Gustav Hauff bemerkt: „Schubart hatte über des Herzogs Verhältniß zu einer Mätresse gespottet; dem gefangenen Dichter sollte nun das eheliche Zusammenleben mit seiner Gattin unmöglich gemacht werden. Man lese das Gedicht ‚Liebe im Kerker' [Reclamsche Ausgabe S. 57], dann wird man begreifen, was für ein niedriger Beweggrund den Herzog trieb, den Dichter von seiner Gattin zu trennen, und warum er 9 Jahre lang diese nicht sehen durfte, während Mörder und Gallioten den Besuch der Ihrigen empfingen .... An diese Auffassung streift schon F. Tr. Scholl, wenn er in seinem Werk: „Die letzten hundert Jahre der deutschen Litteratur" I, 131 sagt: ‚Gewiß hätte der Herzog, wenn er nicht andre Mittel gefunden hätte, ihn auf sein Gebiet zu locken, den lockern Vogel am leichtesten durch Liebesnetze gefangen. Wenn er aber auch nicht durch Liebe gefangen wurde, so wurde er um so gewisser an der Liebe gestraft. Seine schwere und lange Kerkerhaft wurde ihm geflissentlich durch Absonderung von seiner Familie erschwert, und die Frage läßt sich aufwerfen, ob nicht der Herzog ihn eben an dem Teil besonders strafen wollte, an dem er von Schubart angegriffen worden war. Auch das Schulmeisterlein ward ihm auf barbarische Weise zu fühlen gegeben.' Ja wohl. Der Herzog, unter dessen Fehlern Eitelkeit und Ehrgeiz obenan stand, wollte ihm nun zeigen, daß er wirklich ein Schulmeister, ein Erzieher sei." — Der Ausdruck „Schmergalina" kommt in einem Briefe Schubarts an Balthasar Haug vor. Zur Erklärung dieses Namens erinnert Hauff an das Zeitwort schmergeln, das nach Schmids schwäbischem Wörterbuch im Ulmischen die Bedeutung habe: nach Schmeer, nach Fett riechen; er setzt hinzu: „Wahrscheinlich wollte Schubart mit jenem Beiwort das eigentümlich ansäuerliche moralisirende Wesen, das besondere ‚Geschmäckle', wie der Schwabe sagt, der tugendsamen Mätresse schildern." Das Deutsche Wörterbuch von Hermann Paul (Halle 1897) kennt zwei Wörter Schmirgel: das eine, welches das bekannte Mineral

bezeichnet, leitet Paul aus dem italienischen smeriglio ab, das andere, im Ostmitteldeutschen gebräuchliche, bringt er nebst dem dazu gehörigen Zeitwort „schmirgeln" in Verbindung mit „schmieren", da es eine schmutzige (oder klebrige) Feuchtigkeit, insbesondere den Saft, der in Tabakspfeifen sich absetzt, bedeutet. Im Archiv für neuere Sprachen führt Hauff aus, daß Schmergelina in der Studentensprache für „Besen", Geliebte, Charmante gebraucht worden sei; zugleich erinnert er an die in Wielands Roman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" vorkommende Dame Mergelina, die von Sylvios Knappen beständig Schmergelina genannt wird. Zu „Mergelina" ließe sich noch anführen, daß dieser Name schon bei Gil Blas sich findet: in Gil Blas' Histoire du garçon barbier, einer Quelle des Barbier von Sevilla, kommt eine Dame Mergelina vor, die eine „Tigerin von Tugend" ist, aber durch die Liebe zu dem Barbiergesellen ein Lamm an Milde wird. (Vgl. Anton Bettelheim, Beaumarchais, S. 171.) — Schubart seinerseits bezeichnet in seiner Selbstbiographie den ihm feindselig gesinnten General v. Ried als den Anstifter der Verhaftung; in einer autobiographischen Skizze führt er des Näheren aus, eigentlich seien es die Jesuiten gewesen, welche die Wolken gesammelt hätten, zum Zeus aber, der den Donnerkeil auf ihn schleudern sollte, habe man den General v. Ried ausersehen. Ried habe ihn der Kaiserin als einen Abgesandten der Hölle geschildert, worauf Maria Theresia den Befehl gegeben habe, ihn nach Ungarn zu führen und in einen unterirdischen Kerker zu werfen; als der kaiserliche Befehl dem Herzog von Würtemberg bekannt geworden sei, habe dieser die Sorge seiner Verwahrung auf sich genommen. Es ist möglich, daß Schubart, der zur Zeit der Veröffentlichung dieser Skizze herzoglicher Hof- und Theaterdichter war, mit dieser Darstellung den Herzog entlasten wollte (vgl. Wohlwill im Archiv f. Litteraturgesch. XV, S. 128); aber als einen Verderber schildern den General v. Ried auch Briefe aus der Familie Schubart, und Wohlwill selbst gibt (S. 129) die Wahrscheinlichkeit zu, daß diejenigen, welche Schubart durch seine Angriffe auf die Jesuiten und auf den von ihnen begünstigten Wunderthäter Pfarrer Gaßner erbittert hatte, auch den General v. Ried gegen ihn aufzustacheln versucht haben. Das Gegenteil wäre bei der unauslöschlichen Verfolgungssucht, die zu den markantesten Eigentümlichkeiten der Priesterkaste gehört, geradezu verwunderlich; und bis zu welchen Rohheiten und Verbrechen der Haß der jesuitischen Partei gegen Andersdenkende sich damals versteigen durfte, wird aus den Thatsachen deutlich, daß Schubart in Augsburg des Nachts von Freunden begleitet werden mußte, um vor Anfällen der lauernden Jesuitenschüler geschützt zu sein, daß man ihm Nachts Steine durch die Fenster warf und ihn nötigte, wenn er nicht todt geworfen werden wollte, sammt seinem Sohn unter der Bettlade zu übernachten, daß ihn der katholische Bürgermeister zu Augsburg ohne Angabe eines Grundes verhaftete und aus der Stadt wies; daß ferner ein anderer Bekämpfer des Hypnotisten Gaßner, ein Verehrer Wielands, Lessings und Voltaires, ein Parteigänger Schubarts, der Studiosus Joseph

Nickel, im Jahre 1776 zu Wiblingen an der Iller als der Ketzerei verdächtig gefangen gesetzt, enthauptet und verbrannt wurde (vgl. G. Hauff, Schubart S. 128—129 u. S. 145—147). Schubart verließ Augsburg im Januar 1775, er setzte in Ulm seine „Deutsche Chronik" fort und schrieb nach wie vor gegen die Jesuiten und „gegen den rohen Pater Merz in Augsburg, der in der Beschimpfung der evangelischen Kirche und Theologie seines Gleichen suchte" (Hauff, ebenda, S. 147). Es wird also einer gewissen geschichtlichen Unterlage nicht entbehren, wenn der Roman von Adolf Weißer (richtiger: Weisser) „Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff" als denjenigen, der den Dichter denunzirt, den Pfarrer Gaßner schildert, und fraglich ist im Grunde nur die Beteiligung der Kaiserin Maria Theresia. Mag nun aber die Sippe der Pfäffischgesinnten viel oder wenig dazu beigetragen haben, den Boden, auf welchem Schubarts bürgerliche Freiheit blühte, zu unterwühlen, die Verantwortung für die Gefangennahme und die Gefangenhaltung bleibt immer dem Herzog Karl. Und wenn Schubart in späteren Jahren bald diesen bald jenen Umstand als die wesentliche Ursache seiner Verhaftung hervorhob, so wird auch zu erwägen sein, daß er alles zu sagen nicht in der Lage war. Die Bemerkung seiner Selbstbiographie „Geheimere Ursachen brauche ich und der Leser nicht zu wissen. Der Tag der Entscheidung wird alles offenbaren" deutet aber ohne Zweifel auf den Herzog. Das letzte Wort in dieser Sache wird erst eine wissenschaftlich zureichende Biographie Schubarts zu sprechen haben. Eine solche besitzt unser Volk noch nicht, obwohl sie eine lockende, eine sehr schöne Aufgabe wäre. Denn Christian Schubart war einer unserer besten Publizisten, und er ist ein Vorläufer Schillers. In seinem Charakter sind Schlacken, aber er war eine geniale Natur und ein Mensch voller Talente. Zur Schilderung dieses Mannes hat D. Friedr. Strauß einen Anfang gemacht; aber sein die Briefe Schubarts verbindender Text ist kaum mehr als eine biographische Skizze, und neben glänzenden Partieen findet sich mehreres Irrige und Flüchtige. Eine große Bereicherung hat die Kenntniß des Lebens und Wirkens Schubarts durch das Buch des (verstorbenen) Beimbacher Pfarrers Gustav Hauff erfahren. Freilich ist es formlos, ohne jede künstlerische Gestaltung, in den meisten Teilen mehr eine Materialiensammlung, eine kritische Studie über Schubart und die Schubartlitteratur, mehr die Vorarbeit zu einer Biographie als ein biographisches Gemälde; die Masse der litterarhistorisch-kritischen Auseinandersetzungen, welche die Erzählung auf Schritt und Tritt unterbrechen, steht in gar keinem Verhältniß zur biographischen Verarbeitung des Stoffes. Auch haftet an Hauffs Buch der Vorwurf, daß es von Strauß eine Anzahl Stellen entlehnt, ohne diesen zu nennen. Selbstverständlich liegt hier nicht Unredlichkeit vor, sondern schriftstellerisches Ungeschick; aber dem Vorgänger das Seine zu geben, hätte Hauff um so weniger unterlassen sollen, als er gegen Strauß häufig polemisirt. Dennoch ist Hauffs Arbeit eine äußerst verdienstliche; sachkundig und um die geschichtliche Wahrheit überall treu bemüht, ergänzt sie unser Wissen von Schubart nach allen Seiten

hin und berichtigt die Legion der Irrtümer und schiefen Ansichten, mit denen sich insbesondere norddeutsche Litterarhistoriker, Kritiker und Publizisten an Schubart versündigt haben. Die oberflächlichen, ja gedankenlosen Urteile von Gervinus, Vilmar, Robert Prutz, Palleske und andern werden von Hauff in treffenden Bemerkungen zurückgewiesen, und volle Anerkennung verdient sein Mannesmut, der von Herzog Karl und Franziska kein beschönigendes Bild zeichnet und ebendarum die dem fürstlichen Paare widerwärtig schmeichelnde Emma Vely wie auch den Blaustrumpf Amely Bölte gehörig abfertigt. Zu Hauffs Buch ist der oben genannte Aufsatz im Archiv f. n. Spr. zu vergleichen; vom gleichen Autor rührt auch die beste kritische Ausgabe der Gedichte Schubarts her (Reclam'sche Universalbibliothek). Für das Studium Schubarts kommen außer den genannten Schriften in erster Linie in Betracht: Schubart's Karakter. Von seinem Sohne Ludwig Schubart (Erlangen 1798); die Aufsätze von Strauß im Morgenblatt 1847, Nr. 167—170; Strauß, Nachlese zu Schubart (Kleine Schriften, 1860) und Strauß, Barbara Streicherin von Aalen (Kleine Schriften. Neue Folge, 1866); der Aufsatz Adolf Wohlwills im Archiv f. Litteraturgesch. VI, 342 ff. nebst der Charakteristik Schubarts in Ad. Wohlwills Schrift „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben" (Hamburg 1875); Friedrich Pressel, Schubart in Ulm (Ulm 1861); Gustav Hauffs Artikel über Schubart und die Schubartlitteratur im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 10. Juli 1881; J. G. Fischers Vortrag über Schubart, gedruckt in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg 1882, Nr. 16 u. 17; Karl Geigers Artikel „Zu Schubarts Leben und Schriften" in der Besonderen Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg 1885, Nr. 16, 18, 19 und 1888, Nr. 9; Eugen Nägele „Aus Schubarts Leben und Wirken. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate" (Stuttgart 1888 bei Kohlhammer). — Als Quellenwerke für die Biographie Schubarts haben daneben zu gelten: Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre (1843) und das 1845 bei Ulrich in Stuttgart ohne Angabe des Verfassers erschienene Büchlein „Baur und Schubart oder Schieferdecker und Poet". Der Roman von Hermann Kurz verändert allerdings an einigen Stellen die geschichtliche Zeitfolge, verwebt auch dichterisch Erfundenes in das Geschichtliche. Gerne lassen wir uns aber von dem schwäbischen Dichter das Aeußere Schubarts schildern: „Er war," heißt es bei Kurz, „ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Glut; doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen, aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern sucht, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf." Ein schönes Porträt Schubarts findet sich bei Götz, Geliebte Schatten; es zeigt starke Züge, ein dickes, aufgedunsenes Gesicht, großes Fettkinn, sehr kräftig zurückspringende Nasenflügel; die Partie um die Augen wölbt sich heraus. Es ist, möchte ich sagen, ein erstaunlicher Kopf, der von Sinnlichkeit wie von

Genialität spricht und merken läßt, daß er einer stark sich hervorkehrenden und geltend machenden Persönlichkeit zugehört.

91. Zu S. 687, Z. 5—7. Bei Marmontels **„Zemire et Azor“** vermag Ernst Müller (Schillers Jugenddichtung und Jugendleben, S. 32 ff.) zwar „engere Beziehungen“ des Stückes zu Schillers Dramen nicht nachzuweisen, sucht aber doch nach Parallelen. Er fügt bei: „Es wäre in der That interessant, einmal genau zu untersuchen, welche Stellung Schillers Väter und Töchter einerseits und andrerseits seine Väter und Söhne zu einander einnehmen und welche Rolle die Mütter [!] dabei spielen. Dabei wäre auch das Verhältnis Schillers zu seinen Vorbildern und überhaupt zu der übrigen Dichtung [!] zu erörtern.“ Interessant wäre das? Wenn die deutsche Litteraturgeschichte solche Wege geht, kann sie es bald dahin bringen, daß sich kein unmüßiger Mensch mehr um sie kümmert.

92. Zu S. 687, Z. 16—17. Nach Sittard II, S. 212 kam **Demofoonte** im Jahre 1777 zur Aufführung; Haugs „Schwäbisches Magazin“ v. J. 1778, S. 91 erwähnt, diese Oper sei durch die Zöglinge „das erste mal“ 1778 am 10. Januar, dem Geburtstag der Gräfin, aufgeführt worden. Daß Demofoonte 1780 am Geburtstag der Gräfin aufgeführt worden ist, bezeugt der bei E. Vely (Herzog Karl u. s. w.) S. 103—104 abgedruckte Auszug aus dem Befehlbuch der Akademie. Sittards Verzeichniß der zwischen 1754 und 1793 aufgeführten Opern will weder vollständig sein, noch ist es ohne Widersprüche. Auch an gröberen Versehen fehlt es bei Sittard nicht: so berichtet er II, S. 147—148, daß das Festspiel La nascità di Felicità zur Feier des Geburtstags der Gräfin Franziska am 10. Januar 1772 aufgeführt worden sei, und im Verzeichniß der Opernaufführungen II, S. 212 wiederholt sich diese Angabe, während Frau von Leutrum doch erst im Januar 1772 dem Herzog auf die Solitude folgte und von einer öffentlichen Geburtstagsfeier der fürstlichen Geliebten damals noch nicht die Rede sein konnte. — Sittards Urteile über Personen teile ich nicht immer. Für die neuere Geschichte des Stuttgarter Theaters vgl. Adolf Palms „Briefe aus der Bretterwelt“, 2. Aufl. (Stuttg. 1881 bei Bonz).

93. Zu S. 692 (und S. 206), Heinr. Ferdinand **Möllers Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst“** betreffend, vgl. Ernst Müllers Untersuchung in „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben“, S. 19—31. Daß Schiller unter den Akademisten, welche dieses Schauspiel am 10. Januar 1780 zur Feier des Geburtstags der Gräfin Franziska im kleinen Theater oder Komödienhaus aufführten, mitwirkte (wie Müller annehmen möchte), halte ich, weil er am genannten Tage schon als Festredner in Anspruch genommen war, für nicht wahrscheinlich, und ob er am Abend als Zuschauer dieses Stück sah oder der Aufführung der Oper Demofoonte im „Großen Theater“ (vgl. oben S. 689) beizuwohnen hatte, wissen wir nicht. Aufgeführt wurde „Sophie oder der gerechte Fürst“, wie Müller hervorhebt, auch

bei der Einweihung der Hohen Karls-Schule am 15. Febr. 1782, und einen Nachdruck des zuerst in Leipzig erschienenen Stückes hatte der Stuttgarter Verleger Christoph Gottfried Mäntler im J. 1779 veranstaltet. Daß die Handlung des Schauspiels eine Wiener Begebenheit zur Grundlage hat, ist von Erich Schmidt bemerkt worden, und als eine Anekdote aus der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia hat sie Huber im 9. Heft der Schiller'schen „Thalia" erzählt. Ernst Müller leitet die Beliebtheit, deren sich das Stück bei dem Stuttgarter Publikum erfreute, von dem Umstand ab, daß es Beziehungen auf die Verhältnisse am Stuttgarter Hof zu bieten schien, und in der That weist es in seinen Charakteren und Begebenheiten einige Aehnlichkeiten auf; weniger überzeugend scheint mir die Annahme, daß es Schiller „mit zu eigener Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse angetrieben" habe oder überhaupt von Einfluß auf seine Jugenddramen gewesen sei. Unsere litterarhistorische Zeitkrankheit, die Parallelenjagd, spielt auch bei dieser Meinung eine Rolle. Schillers dramatische Vorbilder lagen nicht in der Richtung der Möllerschen Stücke, und für die Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse hatte er nähere und mächtigere Motive, als daß er des nach Würtemberg importirten Schauspiels bedurft hätte. Damit will ich nicht in Abrede stellen, daß er auf das in Stuttgart öfters gegebene Stück aufmerksam geworden sein wird.

94. Zu S. 699 (und 482). Ueber **Friedr. Aug. Klemens Werthes** vgl. Max Mendheim in der Allgem. D. Biographie, den Artikel von Rudolf Krauß im Schwäbischen Merkur, Kronik, vom 6. Februar 1897 sowie des nämlichen Autors Schwäbische Litteraturgeschichte (Freiburg i. B. 1897) I, 311 ff., Th. Herold, Werthes und die deutschen Zrinydramen (1898), und Max Koch, Hochstiftsberichte 1898, S. 206 ff. Werthes war i. J. 1748 als der Sohn eines aus Darmstadt stammenden Pfarrers im würtembergischen Dorf Buttenhausen geboren, studirte im Tübinger Stift Theologie, begab sich aber, da seine Neigung den schönen Wissenschaften gehörte, 1771 nach Erfurt zu Wieland, der ihn an seinem „Teutschen Merkur" mitarbeiten ließ. Später wurde er Hofmeister in adeligen Familien, kam nach Göttingen und Lausanne und blieb mehrere Jahre in Venedig. Die Professur für italienische Sprache und Litteratur an der Militärakademie und Karlsschule bekleidete er von Ende 1781 bis zum Frühjahr 1783, unbefriedigt von dem wenig lohnenden Posten. Von 1784—1791 war er Professor der schönen Wissenschaften in Pesth, lebte dann als Reisebegleiter und zog sich schließlich nach Ludwigsburg und nach Stuttgart zurück, wo er das Regierungsblatt redigirte, den Hofratstitel erhielt und 1817 starb. Seine ersten litterarischen Veröffentlichungen (1772 und 1774, unter Wielands Einfluß entstanden) waren „Hirtenlieder" und „Lieder eines Mädchens beim Singen und Klavier", 1782 gab er einen empfindsamen Roman heraus, als Dramatiker begann er, gleichfalls von Wieland angeregt, mit den Singspielen „Orpheus" und „Deucalion"

(1775 und 1777). Der Uebersetzung der Werke Gozzis (1777) folgten Uebersetzungen aus dem Russischen und Englischen, von 1785 an wagte er sich mit (steifen und rhetorischen) Stücken in die Bahn Schillers. Mehrere dieser Dramen wurden am Wiener Hofburgtheater aufgeführt.

95. Zu S. 700 Z. 16. **Wielands Urteil über die Räuber,** soweit er es in seinem Briefe an Werthes kundgegeben hat, kennen wir heute genauer: aus Petersens nachgelassenen Papieren ist der Wortlaut des Briefes, den Wieland am 6. März 1782 an Werthes richtete, durch Julius Hartmann in der „Besonderen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg“ vom 13. Februar 1891 veröffentlicht worden. Wieland schrieb: „Vor Kurzem hat mir Herr Schiller, leider! der Verfasser der Räuber, einen so honetten, verbindlichen und bescheidenen Brief geschrieben, daß ich nicht weiß, was ich antworten soll. Aus dem Brief zu urteilen, ist der Mann unendlich mal mehr wert als sein Schauspiel. Aber auch in diesem ungeheuren Produkt brechen hie und da Funken von Genie hervor, und ich verzweifle nicht, daß aus dem jungen Mann noch was werden könnte, wenn er den Schwaben und Pfälzern, in welche die Goddess of Dulness leibhaftig gefahren zu sein scheint, noch in Zeiten aus den Klauen gerissen wird. Goethe hat einen ebenso großen Greuel als ich an der seltsamen Hirnwut, die man izt am Neckarstrom für Genie zu halten pflegt.“ Nun das Lob, welches Wieland, „die zierliche Muse von Weimar“, für die Räuber übrig hatte, war, wie sich zeigt, sehr bescheiden. Mit einem Anschein von Befriedigung verzeichnet Petersen dieses Urteil, indem er hinzusetzt, ein Mann von Wielands Sinn und Geschmack habe sich von den in den Räubern „vorherrschenden Rohheiten und Geschmacklosigkeiten“ selbstverständlich angewidert und empört fühlen müssen. Ein ausgleichendes Wort zu Gunsten der Räuber und zu Gunsten seines Freundes weiß der klägliche Geselle nicht zu finden; dagegen meint er, an Schiller selbst werde Wieland als ein strenger Beobachter des Geziemenden und Verbindlichen „nicht ohne Artigkeit“ geschrieben haben; die Antwort scheine indessen nicht nach Schillers Wunsch ausgefallen zu sein, denn dieser habe den Brief seine vertrautesten Freunde nicht lesen lassen. Letzteres ist durch Streicher widerlegt. Ein Exemplar seiner Räuber hatte Schiller nach der Angabe Petersens im Februar 1782 an Wieland geschickt.

96. Zu S. 704 ff., den **Lieutenant Kapf** betreffend. Mit ihm beschäftigt sich ein Aufsatz Ernst Müllers in „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben“ S. 118 ff. Hiezu möge folgendes bemerkt sein. Ich habe nicht „nach dem Vorgang älterer Biographen“ S. 332 „Kapff“ geschrieben, sondern weil ich diese Schreibung (neben „Kapf“) bei Landsleuten und Mitlebenden des in Rede stehenden Offiziers fand; die Gleichgiltigkeit, Nachlässigkeit und Willkür, welche in Bezug auf die Schreibung der Familiennamen das vorige Jahrhundert auszeichnet, hat auch bei Kapf das Richtige unsicher gemacht. „Ent-

gangen" sind mir die von Würdinger, der als Oberstlieutenant in München lebte, veröffentlichten und auch in einem Vortrag besprochenen Briefe Kapfs nicht; ihre Bekanntmachung ist aber erst nach der Herausgabe der ersten Lieferung meiner Schillerbiographie erfolgt, und erst in der dritten (jetzt S. 704 ff.) hatte ich mir vorgesetzt auf Kapf zurückzukommen. Ich habe S. 333, Anm. Heinrich Wagners und Goedekes Angabe, daß Kapf 1781 aus der Militärakademie ausgetreten sei, als unrichtig bezeichnet und dafür das Datum 15. Dez. 1780 gesetzt. Ernst Müller möchte mir auch dabei etwas am Zeug flicken (die von mir angeführten Belegstellen sollen „nicht ganz stichhaltig" sein); im nächsten Augenblick aber muß er in der Anmerkung zugestehen, daß ihm Archivsekretär Krauß in Stuttgart „nachträglich" bestätigt habe, in den Akten der Karlsschule sei „thatsächlich der 15. Dez. 1780 als Datum von Kapfs Austritt angegeben". Ich hatte das richtige Datum in Haugs Schwäb. Magazin gefunden und verweise darauf in der Anm. S. 333. Bei Heinrich Wagner sind die Angaben confus: im Elevenverzeichnis 1, S. 368 heißt es bei Max Franz Joseph Kapf: Austritt 15. Dez. 1781 als Lieutenant; im zweiten Band, im Verzeichniß der akademischen Preise, Orden und Beförderungen, S. 316 erscheint sein Name bei der Preisausteilung vom 14. Dez. 1781, dabei aber steht, er sei „schon zuvor im Laufe des Jahrs" („am 15. Dez.") „als Lieutenant befördert und ausrangirt worden". Wovon sich Müller leicht überzeugen kann.

97. Zu S. 709, Z. 28. Erst „in weit vorgerückten Jahren": laut der Vorrede zu **Streichers Schrift.** Nach Streichers eigener Angabe (S. 66) fällt die Abfassung eines Teiles der Schrift oder die Vollendung desselben in das Jahr 1828. Vgl. jedoch Streichers ersten Brief an Christophine Reinwald (Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 23), aus welchem hervorgeht, daß Streicher schon um 1820 eine erste Niederschrift oder den Entwurf derselben fertig hatte, sowie seinen Brief vom 26. Aug. 1826 (ebenda S. 27), worin erwähnt wird, daß er die zweite Abteilung seiner Schrift in den „nächsten Tagen" anfangen wolle.

98. Zu S. 715, Z. 15—17. Ueber das **Datum der Flucht Schillers** herrschte lange Ungewißheit. Zwar findet sich die richtige Bestimmung schon in den handschriftlichen Aufzeichnungen Petersens, der bemerkt: „Er wählte die Nacht vom 22. auf 23. Sept., da die prächtige Beleuchtung der Solitude dem Großfürsten Paul zu Ehren halb Stuttgart an sich zog." Da jedoch Streicher, den in diesem Punkte sein Gedächtniß im Stiche ließ, den 17. September angegeben hatte, so ließ sich ein Teil der älteren Biographen und Schillerforscher (Hoffmeister, Schwab, Boas u. Maltzahn), aber auch noch Goedeke und Gottschall in ihren biographischen Skizzen, irre machen. Viehoffs Bearbeitung der Hoffmeisterschen Biographie setzte unter Berufung auf Petersen das richtige Datum ein. Körners biographische Skizze hatte die Flucht vollends in den Oktober verlegt, und von „Anfang

Oktobers" hatte auch Schillers Schwager Reinwald („Neuer Literarischer Anzeiger", 1807) gesprochen, obwohl beiden bekannt war, daß die Flucht zur Zeit der Anwesenheit des russischen Großfürsten in Stuttgart, beziehungsweise auf der Solitude, stattfand. Karoline v. Wolzogens flüchtige und ungenaue Darstellung der Stuttgarter Erlebnisse Schillers begnügt sich mit der Erwähnung einer „schönen Sommernacht". In den urkundlichen, aktenmäßigen Nachweis des richtigen Datums teilen sich E. Vely (Herzog Karl v. Württemberg u. s. w. Stuttgart, 1876, S. 135), Julius Klaiber („Die Chronologie von Schillers Flucht aus Stuttgart" in Nr. 25 der litterarischen Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" v. J. 1876) und v. Schloßberger (Beilage des „Staatsanzeigers für Württemberg" vom 8. Nov. 1876, Nr. 26, wiederholt in den „Neuaufgefundenen Urkunden über Schiller und seine Familie", S. 43—48). Wie schon bei Petersen, wird auch bei Streicher, Reinwald und Christophine Schiller (in ihrer Skizze „Schillers Jugendjahre") die Flucht mit der Beleuchtung der Solitude in unmittelbare Verbindung gebracht; sobald also das Datum der Beleuchtung aktenmäßig nachgewiesen war, konnte auch über den Tag der Flucht kein Zweifel mehr obwalten. Aber auch die Datirung des Briefes, den Schiller am Tage seiner Ankunft in Mannheim nach Stuttgart schrieb („24. Sept.") bestätigt diese Zeitbestimmung.

99. Zu S. 721, Z. 34. Andreas Streicher erzählt: „Als [in Enzweihingen] der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das Merkwürdigste darunter war die Fürstengruft" u. s. w. „Die Fürstengruft" war aber damals kein ungedrucktes Gedicht mehr (vgl. S. 181, Anm. 1 vorliegender Biographie), wenn sie auch Schiller von Schubart in Handschrift erhalten haben mochte. Streicher gibt im folgenden auch ihre Entstehungszeit unrichtig an. Andere Gedichte, welche er anhörte, mögen noch ungedruckt gewesen sein. Ich habe mit Rücksicht auf diese Sachlage den auf sämmtliche von Schiller vorgelesene Gedichte passenden Ausdruck „geschriebener" gewählt.

100. **Zur Genealogie der Familie Schiller** habe ich in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 2. März 1899 unter der Aufschrift „Schillers Vorfahren" einen Artikel veröffentlicht, der den Stammbaum des Dichters von mancherlei Ungenauigkeiten, zweifelhaften Annahmen und eingewurzelten Irrtümern gereinigt und auf Grund urkundlicher und unanfechtbarer Zeugnisse die Reihe der Vorfahren Schillers bis in das 16. Jahrhundert hinauf festgestellt hat; vollständiger und Schritt für Schritt den Hergang der neuen Entdeckungen schildernd gibt von diesem Gegenstand meine gleichnamige Abhandlung im 3. Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins (Mai 1899) Rechenschaft. Aus beiden Veröffentlichungen an gegenwärtiger Stelle das Wesentliche anzuführen (teils mit veränderter

Fassung meines Textes, teils im Auszug), glaube ich den Lesern meines Buches um so mehr schuldig zu sein, als der Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins im Buchhandel nicht erhältlich ist; auch habe ich mancherlei Zusätze zu machen, und was hier folgt, dient sowohl zur Berichtigung der S. 17, S. 21 und S. 25 meiner Biographie als zur **Erläuterung der Stammtafel am Schlusse dieses Anhangs.** Ich schicke voraus, daß das Verdienst und die Ehre der neuen Entdeckungen dem stellvertretenden Vorsitzenden und Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins, Herrn Stadtschultheiß (Bürgermeister) Traugott Haffner zu Marbach, gebühren, der mir in selbstloser Bescheidenheit die Ergebnisse seiner Nachforschungen freundlichst zur Verfügung stellte; doch verhält sich die Sache nicht so, daß ich, wie Dritte meldeten, lediglich „Bericht" erstattet, lediglich Fertiges und Ausgestaltetes übernommen habe. Als ich für den Abschluß des vorliegenden Bandes die Fragen der Schiller'schen Genealogie aufs Neue prüfte und bearbeitete, waren es insbesondere drei Punkte, um deren Aufhellung es mir zu thun war: die Herkunft des in den Lebensbeschreibungen des Dichters vielgenannten „Vetters" Johann Friedrich Schiller; sodann die angebliche Abstammung der Bittenfelder Schiller von den Großheppacher Schillern nebst der Frage, ob irgend ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen der Familie, aus der der Dichter stammt, und der freiherrlichen Familie Schiller von Herdern bestehe; drittens aber der Grad der Verwandtschaft zwischen der Marbacher Bäckersfamilie Schiller und den Bittenfelder Schillern. Die Abstammung der Bittenfelder Schiller von den Großheppacher Schillern, beziehungsweise die Identität des von mir in der Anmerkung zu S. 17 erwähnten Großheppacher Hans Schiller mit dem Bittenfelder Bäcker Johann Kaspar Schiller war, obgleich auf pfarramtliche Zeugnisse gestützt, nicht vollkommen zweifelsfrei; die Identität des in der nämlichen Anmerkung genannten Großheppacher „Jerg" Schiller mit dem Waiblinger Bäcker Johann Georg Schiller beruhte nur auf, wenn auch anscheinend gegründeter, Vermutung. Auch für Haffner waren diese Punkte einschließlich der Herkunft jenes „Vetters" und Taufpaten des Dichters noch ungeklärt; indem ich ihm aber in einem durch den Winter 1898 auf 1899 sich fortspinnenden Briefwechsel meine Wünsche, Bedenken und Zweifel vorlegte, gab ich zu neuen Untersuchungen Anstoß; die Fragen der Schiller'schen Genealogie kamen auf ganzer Linie in Fluß, und in Haffner selbst erwachte der schönste Eifer, die reichen Aufzeichnungen, die er sich für Schillers Stammbaum seit Jahren gemacht hatte, nunmehr zu vervollständigen. So wurde es ein gemeinsames Verlangen nach dem Richtigen, ein gemeinsames Vorrücken zum Ziel, was uns anspornte und uns beide beglückte. Aber freilich die Entdeckerarbeit, die hiebei zu thun war, lag auf Haffners Schultern; er setzte seine Kenntnisse und seine Kombinationsgabe für sie ein, schrieb an weltliche und geistliche Behörden Würtembergs und unternahm in mühevoller Verfolgung neu auftauchender Spuren mitten im Winter und spärliche Urlaubstage opfernd mehrere kleine Reisen zum Zweck

persönlichen Nachsuchens. Das fachmännische Geschick und der Scharfblick, mit dem er uralte Akten ausfindig machte, entzifferte und verglich, waren so groß wie das Glück, das ihn leitete; die in verschiedenen Richtungen geführten Nachforschungen arbeiteten sich gegenseitig in die Hand, und was erreicht wurde, war eine volle, unser Erwarten noch übertreffende Lösung der gestellten Aufgabe.

Das erste Bemühen galt dem „Vetter" des Dichters, dem „Studiosus philosophiae" Johann Friedrich Schiller. Da es mir unzweifelhaft schien, daß seine Abkunft in dem eine Stunde nördlich von Marbach gelegenen Steinheim an der Murr gefunden werden müsse, so bat ich Haffner, dort Erhebungen anzustellen. Die Ergebnisse habe ich in Nr. 7 dieses Anhangs schon mitgeteilt; Haffner fand auf dem Rathaus in Steinheim den beim Ableben der Eltern des Studiosus zu Gericht hinterlegten Verlassenschaftsakt, und gegen Mitte Dezember 1898 überbrachte ihm der Steinheimer Pfarrverweser die Mitteilung, daß sich im Steinheimer Geburtsregister das Geburtsdatum des Studiosus gefunden habe, ferner im Ehebuch ein Eintrag, welchem zufolge Hans Georg Schiller (der Vater des Studiosus) „gebürtig von Bittenfeld, Sohn von Hans Jörg Schiller, Becken zu Bittenfeld" im Jahr 1730 zu Steinheim kopulirt wurde, endlich im Todtenbuch die Angabe des Todestages des Steinheimer Hans Georg Schiller. Die Vermutung Haffners, daß dieser ein Brudersſohn (Neffe) des Großvaters des Dichters gewesen sei, bestätigte sich, als er zu Ende Dezember Bittenfeld besuchte, und auf dem dortigen Rathaus den Erbteilungsakt des im Jahr 1756 kinderlos verstorbenen Michel Schiller, eines Bruders des Großvaters des Dichters, entdeckte: in ihm ist unter den Erben mitaufgezählt als Sohn des Bittenfelder Bäckers Hans Jörg Schiller, der ein verstorbener „Bruder" des Michel Schiller genannt wird: Hans Georg Schiller, „Bäcker in Steinheim". Das Geburtsdatum des letzteren (wie auch seinen Vater) nennt das Bittenfelder pfarramtliche Geburtsregister. Somit war auf Grund übereinstimmender Urkunden der Grad der Verwandtschaft der Steinheimer Linie mit den Bittenfelder Schillern nachgewiesen. — Ergänzen muß ich noch Folgendes. Ich habe im Juni 1899 (nach Beginn des Druckes dieses Anhangs) die im kgl. Geheimen Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten „Projekte" Johann Friedrich Schillers (vgl. S. 753 f.) durchgesehen. Unter diesen Schriftstücken findet sich ein „Entwurf einer neuen und besseren Einrichtung in Ansehung der Studien". Schiller führt hier aus, wie man die Universität Tübingen zu einem allgemeinen Corpus academicum reformiren könne. Er denkt an eine alle Lehrthätigkeit in sich vereinigende, alle Bildungsbedürfnisse befriedigende Unterrichtsanstalt, deren Hauptteile ein „teutsches" Gymnasium, ein lateinisches Gymnasium, eine Universität, eine teutsche Akademie, eine Academie des Belles Lettres, eine Academie des Beaux Arts u. s. w. wären; auch ein teutsches und ein französisches Theater und eine große Waisenanstalt wünscht er mit diesem corpus academicum verbunden. Ueber die Schwierigkeiten der Organisation

eines solchen Instituts, das ja eine wahre universitas litterarum et artium abgegeben hätte, setzt er sich freilich eben so leicht hinweg wie über alle gegebenen historischen Bedingungen; er bleibt auch bei diesem Projekt der ins Blaue hinein redende Phantast, als welchen wir ihn schon kennen. Aber einen etwas besseren Eindruck als in den von Herrn v. Schloßberger mitgeteilten Projektproben macht er hier doch: er zeigt eine gewisse Weite des Blicks, er kennt Bildungsbedürfnisse, an welche die schwäbischen Magister und Amtleute seiner Zeit noch lange nicht dachten. Und auch darin hat er einen modernen Zug, daß er mit seinem „corpus academicum“ eine „Unterrichtsanstalt für Frauenzimmer“ verbunden wissen möchte, teils damit man „Schulfrauen“ ausbilde, teils damit Frauenzimmern von Stand eine gute Erziehung und Anleitung gegeben werde. — Johann Friedrich Schillers Todesdatum kann ich nunmehr zum ersten Mal nennen. Auf meine Bitte hat die protestantische Kirchenbehörde der Stadt Mainz (Herrn Kirchenrat Frohnhäuser) dortselbst Erhebungen angestellt und in den standesamtlichen Sterbeprotokollen gefunden, daß „Jean Frederic Schiller“ am 19. Oktober 1814 im Hause Lit. E 66 (heute Münsterplatz 10) zu Mainz gestorben ist. Und zwar wird er hiebei (das Sterbeprotokoll ist unter französischer Verwaltung geschrieben) als „maître de langue“ bezeichnet. Als „Sprachmeister“ oder Sprachlehrer führt ihn schon das Mainzer Adreßbuch vom Jahre 1800 auf; damals wohnte er Lit. E 72 (heute mittlere Bleiche Nr. 8). Er hat ein Alter von 77 Jahren erreicht und fristete, wie es scheint, sein Leben zuletzt mit Erteilung von französischem und englischem Sprachunterricht, vielleicht auch mit Diensten als Dolmetsch. Von einer Wittwe oder von Nachkommen ist im Sterbeprotokoll keine Rede. Die protestantischen Kirchenbücher reichen in Mainz nicht über 1829 hinauf. Der von Minor teilweise veröffentlichte, von mir S. 756 erwähnte Brief der Charlotte von Schiller vom Jahre 1810 redet, wie sich nun herausstellt, mit Unrecht von Joh. Friedr. Schiller als von einem bereits Verstorbenen. Seltsam bleibt, daß der auf alle Fälle betriebsame Mann in späteren Jahren niemals einen Versuch machte, sich dem inzwischen berühmt gewordenen Dichter zu nähern. War er wegen Nichtzurückzahlung von Geldern mit dessen Eltern zerfallen oder fühlte er, daß er zu wenig anima candida sei? —

Welche Umstände es bisher hatten glaubwürdig erscheinen lassen, daß der 1687 zu Bittenfeld verstorbene Hans Kaspar Schiller aus Großheppach gebürtig sei, hat meine Abhandlung im Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins des Genaueren auseinandergesetzt. Vollkommene Sicherheit zu gewinnen blieb aber noch übrig, und indem wir uns um sie bemühten, ergab sich, daß die nahezu 60 Jahre hindurch angenommene Abstammung der Schiller zu Bittenfeld von den Schillern zu Großheppach unrichtig ist, daß die in Gustav Schwabs Urkundenbüchlein v. J. 1840 gedruckten Aufstellungen des Pfarrers Hochstetter zu Bittenfeld und des Vikars Klüpfel zu Großheppach die Biographen irregeführt haben; nicht aus Großheppach stammt Hans Kaspar Schiller, der Urgroßvater des Dichters,

sondern aus Waiblingen, und nicht Großheppach hat die Ehre, der älteste erkennbare Stammort der Familie Schiller zu sein, sondern das unmittelbar bei Waiblingen gelegene Neustadt („Neustädtle“, ursprünglich Neu-Waiblingen genannt) und Waiblingen selbst, die alte Hohenstaufenstadt an der Rems. Die Großheppacher Jakob, Georg und Ulrich Schiller sammt Ulrichs Frau Apollonia und beider Söhne Hans und Jerg kommen für die Biographie des Dichters gänzlich in Wegfall, und an ihre Stelle treten als die ältesten Ahnen: Stefan Schiller, Bürger und Inwohner zu Neustadt bei Waiblingen, geboren vor 1590, † vor 1634; dessen Sohn Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter in Waiblingen, geb. c. 1623 zu Neustadt, † 17. Juni 1695 zu Waiblingen, verheiratet 1646 zu Waiblingen mit Anna Hägelin aus Hößlinswarth; dessen Sohn Hans Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter zu Bittenfeld, geb. 21. Dez. 1649 zu Waiblingen, † 4. Sept. 1687 zu Bittenfeld, verheiratet 1671 mit der Waiblinger Stadtküferstochter Anna Katharina Haag. Die Auffindung dieser echten Ahnenreihe des Dichters ist ohne Zweifel die wichtigste und glänzendste der Entdeckungen Haffners.

Auf die Spur des Richtigen hatte ein Eintrag im Bittenfelder Ehebuch gelenkt, welchen Haffner zu Ende des Jahres 1898 bei persönlichem Nachforschen bemerkte: die Aufzeichnung, daß anno 1676 „Hans Schiller, Wittwer und Bürger zu Newenstatt“ (Neustadt) mit Katharina Kayser sich verehelicht habe. Wer dieser Hans war, ob man ihn mit dem Großheppacher Hans identifiziren dürfe, ob in ihm wiederum der anderwärts Hans Kaspar genannte Schiller Bittenfelds erscheine, blieb vorerst fraglich; seine Nennung veranlaßte indessen Haffner, beim Pfarramt Neustadt anzufragen, und hiemit war unvermutet der Weg betreten, der aus allen Wirren heraus und zu vollem Licht führen sollte. Eine Menge von Einträgen mit dem Namen Schiller wurde aus Neustadt und Waiblingen gemeldet, und Haffner entschloß sich, um in diese Nachrichten Ordnung zu bringen, an beiden Orten die Akten persönlich einzusehen. Den glücklichen Erfolg meldete mir am 20. Januar 1899 seine Depesche aus Waiblingen: „Alles gefunden hier“, und ein Brief vom gleichen Tage, auf der Heimreise im Bahnhof Backnang geschrieben, gab mir freudigsten Eilbericht: die unzweifelhafte Ahnenreihe des Dichters war aufgefunden, und briefliche Berichte der geistlichen und weltlichen Behörden aus Waiblingen, Neustadt und Bittenfeld vervollständigten in den nächsten Tagen und Wochen, was Haffner aus den Kirchenbüchern des Pfarramts II zu Waiblingen und den Akten des dortigen Rathauses ermittelt hatte. Wir wußten aus Schwabs „Urkunden“, daß in den Bittenfelder Kirchenbüchern als Vater des Johannes Schiller, des Großvaters des Dichters, verzeichnet ist: „Johann Kaspar Schiller, Becker und Beisitzer des Gerichts, † 4. Sept. 1687. aet. 37. ann. 8 mens. — Anna Katharina, uxor“; ihn, dessen Namen im Tauf- wie im Kopulationsbuch Bittenfelds fehlt, nennt das Waiblinger Kirchenbuch als am 21. Dez. 1649 zu Waiblingen geboren. Die Bitten-

felder Ziffer für das erreichte Lebensalter stimmt zum Waiblinger Geburtsdatum genau. Und weder von seinem Ableben noch von Nachkommen melden die Waiblinger Kirchenbücher; denn hier setzen die Bittenfelder Urkunden ein. Den Namen seiner Ehefrau nennt das Waiblinger Kirchenbuch vollständig: „Anna Katharina Haag", und neuerdings (Mitte Jan.) ist auch im Bittenfelder Kirchenbuch ihr voller Name gefunden worden. Von Waiblingen also, nicht von Großheppach, ist Hans Kaspar Schiller nach Bittenfeld gezogen und so der Gründer der Bittenfelder Linie geworden. Als Hans Kaspars Vater aber ist im Waiblinger Kirchenbuch der Bäcker Kaspar Schiller genannt, geb. in Neustadt c. 1623 („alt 72 Jahre" nennt ihn der Eintrag im Waiblinger Todtenbuch vom Juni 1695), verheiratet 1646 zu Waiblingen, und als dessen Vater nennt das Waiblinger Ehebuch unter dem Jahr 1646 „† Stefan Schiller, Bürger zu Neustadt". Weder eine Bezeichnung seines Standes, noch sein Geburts- noch sein Todesjahr ließ sich finden, auch nicht der Name seiner Frau; bei der ersten Verheiratung seines Sohnes Hans aber, die im Jahr 1639 stattfand, wird er im Neustädter Ehebuch als „weiland Stefan Schiller" genannt, und da ihn das Neustädter Todtenbuch, das mit 1634 beginnt, nicht verzeichnet, so muß er schon vor 1634 aus dem Leben geschieden sein. Von seinen Söhnen ist der eine, Hans, c. 1611 geboren; demnach ist anzunehmen, daß das Geburtsjahr Stefans, des Vaters, vor das Jahr 1590 fällt. Außer Kaspar und Hans hatte Stefan Schiller noch einen dritten Sohn, der den Taufnamen des Vaters führte (Stefan der Jüngere). Was aber Hans Schiller betrifft, so konnte über seine Person Haffner erst später ins völlig Klare kommen: dem Unermüdlichen gelang es, als er in der Osterwoche 1899 Neustadt zum zweiten Mal besuchte, einen vom Jahr 1688 datirten, zwischen der Wittwe des Hans Schiller, ihrer Stieftochter Anna und ihren mit Schiller erzeugten Kindern vereinbarten Erbabfertigungsvertrag aufzufinden, aus welchem sich ergab, daß Hans Schiller, der in Neustadt 1639 zum ersten Mal heiratete, der nämliche ist, der laut der Aufzeichnung des Bittenfelder Kirchenbuchs am 8. Aug. 1676 als Wittwer die Katharina Kayser (Kaysser), Tochter des Hans Kayser zu Bittenfeld, heiratete. Daß er „c. 1611" geboren ist, folgt aus der Angabe des Neustädter Todtenbuchs, das ihn unter dem 17. März 1688 als im Alter von 77 Jahren verstorben aufführt; er war bei seiner Wiederverheiratung also schon 65 Jahre. Gleichwohl erzeugte er mit Katharina Kayser noch 4 Kinder. Seinem Stande nach war er Weingärtner. Sein im Erbschaftsabfertigungsvertrag vom Jahr 1688 als „neuerbaut" genanntes Haus zu Neustadt hat heute die Nummer 114. Auch das Stammhaus der Familie in Waiblingen hat sich nachweisen lassen: in den Akten eines alten Archivkastens zu Waiblingen fand Haffner den Eintrag: „Erbaut anno 1645 Nr. 12 Wachthaus am innern Beinsteiner Thor, ward nachgehends an Caspar Schiller, Bäcker von Neustadt verkauft." An Stelle dieses zur Straßenverbreiterung in-

zwischen niedergerissenen Hauses steht heute — etwas weggerückt — wieder ein Bäckerhaus.

Die Feststellung der Geschlechtsfolge in Neustadt war um so schwieriger, als nach Ausweis der dortigen pfarramtlichen Einträge gleichzeitig mit der Familie Stefans zum Mindesten zwei andere, nicht erkennbar verwandte Familien Schiller in Neustadt lebten. Ueber Stefan (den Aelteren) hinaus die Ahnen des Dichters in Neustadt oder Waiblingen zu verfolgen, ist nicht möglich; denn die 3 Kirchenregister in Neustadt beginnen erst nach der Nördlinger Schlacht vom Jahre 1634, und Waiblingen wurde während des 30jährigen Krieges im gleichen Jahr gänzlich zerstört. Das Einzige, was sich noch thun ließ, war eine erneute und sorgfältige Durchsicht der Großheppacher Kirchenbücher; denn wenn auch die durch Schwabs Urkundenbüchlein in die Litteratur eingeführte Großheppacher Ahnenreihe bereits endgültig beseitigt war, so mußte doch geprüft werden, ob etwa der Name Stefan Schiller in den Großheppacher Kirchenbüchern sich finde und so auf eine Einwanderung dieses Vorfahren aus Großheppach nach Neustadt geschlossen werden könne. Daß der Name Schiller um 1600 häufig vorkomme, hatte der dortige Pfarrer gemeldet, und verlockend schien schon der Umstand, daß in Großheppach das Taufregister und das Ehebuch ungewöhnlich weit zurückreichen: letzteres bis 1564, ersteres bis 1558! So ging denn Haffner, von meinen Bitten fast mehr als billig bedrängt, aber wissenseifrig wie immer, in der Osterwoche von Neustadt nach Großheppach zu persönlichem Nachforschen. Hiebei ergab die Durchsicht der Kirchenbücher von Groß- und Kleinheppach — ältere Erbteilungen, Kaufbücher, Eheverträge u. dgl. waren leider nicht erhalten — daß unter einer Menge von Trägern des Namens Schiller kein Stefan dort vorkommt, daß von 1639 an rückwärts auf 80 Jahre im Tauf- und Geburtsregister kein Stefan eingetragen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Stefan Schiller in Neustadt, wo er lebte, wo seine Söhne wohnten und der Name Schiller gleichzeitig mehrfach vorkommt, geboren. Der Stammbaum des Dichters aber hört, wie die Dinge liegen, mit ihm auf. Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß Stefans Eltern oder Vorfahren aus weiter östlich gelegenen Orten des Remsthals nach Neustadt gekommen sind; dafür könnte schon der Umstand sprechen, daß Stefans Sohn Kaspar sich seine Frau aus dem bei Schorndorf gelegenen Hößlinswarth holte, Stefan der Jüngere aus dem südlich von Großheppach gelegenen Beutelsbach, Stefan des Aelteren Enkel Georg aus dem bei Schorndorf gelegenen Urbach.

Den authentischen Nachweis der Verwandtschaft der Marbacher Bäckersfamilie Schiller hatte Haffner schon bei seinem ersten Besuch in Waiblingen aus den dortigen Kirchenbüchern erlangt. Nach Schwabs „Urkunden" S. 7 ist im Marbacher Ehebuch als der Vater des Marbacher Bäckers Johann Kaspar Schiller genannt: Johann Georg Schiller, Bürger und Bäcker zu Waiblingen: eben diesen Georg (Jörg) Schiller aber verzeichnet das Waiblinger Kirchenbuch als einen im Jahr 1651 geborenen Sohn des Waiblinger Bäckers Kaspar

Schiller. Somit war er ein Bruder des Hans Kaspar Schiller, des Urgroßvaters des Dichters, und die Verwandtschaft des Hauptmanns Schiller mit der Marbacher Bäckersfamilie Schiller reicht in noch höhere Zeiten hinauf als die mit den Steinheimer Schillern. Der Marbacher Bäcker Johann Kaspar Schiller starb im August 1740; 8 Jahre nachher ritt jener andere Johann Kaspar Schiller, damals Feldscher, in Marbach ein, um seine dort verheiratete Schwester und seine in Murr bei Marbach lebende Mutter zu besuchen.

Nachdem jetzt die Ahnenreihe des Dichters bis auf den vor dem Jahre 1590 geborenen Stefan Schiller zu Neustadt in urkundlichen Feststellungen hinaufgeführt ist, bricht eine Hypothese, die sich gerade in neuester Zeit sehr sicher fühlte, zusammen: die Behauptung, daß die Familie Schiller aus Tirol stamme, daß sie als Zweig einem bis heute bestehenden tirolischen Freiherrngeschlecht zugehöre, in der Reformationszeit aber mit der Annahme des evangelischen Bekenntnisses den Adel wie die alte Heimat verloren habe. Aufgetaucht ist diese Hypothese zuerst im Gothaischen Genealog. Taschenbuch der freih. Häuser auf d. J. 1856, woselbst die tirolische Abstammung als wahrscheinlich bezeichnet wurde; unter dem 4. Febr. 1860 brachte sodann die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ entdeckungsfroh die Beschreibung und Abbildung eines von dem Münchener Maler Eduard Ille in Obermühlau „aufgefundenen“ tirolischen „Schillerhauses“, und mit dem (unrichtigen) Zusatz, daß die „Akten der tirolischen Landschaft“ eine Bestätigung der Herkunft der schwäbischen Familie Schiller aus Tirol gäben, verwies die „Allgemeine Zeitung“ vom 10. Febr. 1860 auf diesen Text. Gleichwohl äußerten sich die wissenschaftlichen Autoren in der Regel mit Vorsicht, bis Minor (Schiller I, 4 ff.) die Frage aufnahm. Das Schiller'sche (mit dem Wappen der Schiller von Herdern übereinstimmende) Petschaft und Wappen — so lesen wir bei ihm — lasse „keinen Zweifel“ offen, daß die schwäbische Familie mit der freiherrlichen Familie der Schiller von Herdern gleichen Ursprungs sei. Während die adelige Familie der österreichischen Schiller in der ursprünglichen Heimat fortbestanden und den katholischen Habsburgern hohe Beamte und Militärs geliefert habe, seien die nach Schwaben ausgewanderten protestantischen Schiller genötigt gewesen, von unten anzufangen und mit der schweren Not des Lebens zu ringen; von Stufe zu Stufe aber hätten sie sich stetig hinaufgearbeitet. In Sulz am Neckar habe es einer von ihnen in der Zeit des 30jährigen Krieges schon zum Leutnant gebracht, während seine Verwandte noch Handwerker und Taglöhner gewesen seien; mühsamer sei es dem Zweige gegangen, aus welchem der Dichter stamme. Auf die Großheppacher Bauern, Jakob, Georg und Ulrich — Minor wiederholt hier die Genealogie Schwabs — seien mit dem Urgroßvater des Dichters, Johann Kaspar Schiller, die bürgerlichen Handwerker gefolgt und bald seien diese zur Schultheißenwürde emporgestiegen. Soviel wird uns an dieser Stelle der Minor'schen Schillerbiographie erzählt; in einem späteren Abschnitt aber heißt es in der Schilderung des Aufenthalts der Familie Schiller in Lorch: „Vater

Schiller ahnte wohl nicht, daß einstmals einer seiner adeligen Vorfahren, ein Glied des tirolischen Freiherrngeschlechtes derer von Schiller, der ehemalige Kanzler Leomann Schiller von Herdern, für die ausgezeichneten, dem katholischen Ferdinand von Tirol geleisteten Dienste von dem Erzherzog Rudolf (1601) mit dem heimgefallenen halben Teil des Schlosses und Marktes Wäschenburg oder Wäschenbeuren belehnt worden war, wo die Linie aber schon mit dessen Sohn Marquard im Jahre 1643 ausstarb."

Nein, das ahnte der Hauptmann Schiller nicht und konnte es auch nicht ahnen, obwohl er in Lorch dem Schloß Wäschenbeuren nahe genug war. Denn willkürlich und kritiklos ist Alles, was uns hier Minor als Familiengeschichte geboten hat. Von den Hauptpunkten abgesehen — mit welchem Recht werden die Schiller in Sulz, die von Anton Birlinger im Taufbuch dieser Stadt entdeckt worden sind und in Band X des Archivs für Litteraturgeschichte dem Publikum vorgestellt wurden, mit den Großheppacher Schillern, wenn auch als entfernte Verwandte, in Beziehung gebracht? Es gibt dafür keine Spur eines Beweises. Daß sich in den Tauf- oder Todtenbüchern von noch 20 andern deutschen Städten Träger des Namens Schiller aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges nachweisen ließen, könnte man wetten; wenn aber alle diese Schiller von den zur Reformationszeit aus Tirol angeblich ausgewanderten Sprößlingen der dortigen Adelsfamilie abstammen sollen, so müßte sich die Familie in Deutschland geradezu ins Ungeheuerliche vermehrt haben. Des Weiteren aber: woher wissen wir denn, daß die Großheppacher Jakob, Georg, Ulrich „Bauern" waren? In den Urkunden steht nichts davon. Und was den Kanzler Leomann Schiller von Herdern betrifft, der um 1601 lebte, kann er denn von Minor, der doch an die Großheppacher Ahnenreihe glaubt, als einer der adeligen „Vorfahren" des Hauptmanns Schiller bezeichnet werden? Die von den tirolischen Freiherrn vermeintlich abgezweigte schwäbische Linie reicht mit den Nennungen des Großheppacher Kirchenbuches doch schon in eine beträchtlich ältere Zeit hinauf.

Fassen wir aber nunmehr den Kernpunkt der Sache ins Auge! Was meines Erachtens von vornherein gegen die Annahme eines Verlustes der tirolischen Heimat und des Adels spricht, ist der Umstand, daß in der Schiller'schen Familie nicht die Spur einer Tradition dieser Art vorhanden war. Die Erinnerung an ein solches Ereigniß, an einen Glaubenswechsel und eine damit verknüpfte Verfolgung oder Auswanderung, geht in einer Familie — das lehren viele Beispiele — nicht verloren; sie erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Zumal bei einer Familie, die, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, niemals den untersten Schichten der Gesellschaft angehört hat, sondern auch bei ihren ältesten erkennbaren Gliedern einen gewissen Wohlstand, eine gewisse Bildung aufweist. Bei den Vorfahren des Dichters aber, bei diesem selbst, bei seinen Geschwistern, seinen Freunden und Zeitgenossen wird, soweit wir wissen, mit keiner Silbe von der Verwandtschaft mit einer adeligen Familie Tirols, von einer Aus-

wanderung infolge Glaubenswechsels gesprochen; jedes Zeugniß einer solchen Erinnerung fehlt. Wäre eine solche Ueberlieferung irgend vorhanden gewesen, so wäre sie ohne Zweifel bei den umständlichen schriftlichen Verhandlungen, die zwischen Weimar und Wien gepflogen wurden, als der Herzog Karl August im Jahre 1802 Schillers Versetzung in den Adelstand betrieb, erwähnt worden; aber auch in diesen Schriftstücken fehlt jeglicher derartige Hinweis. Ja, es finden sich sogar Aeußerungen, welche beweisen, daß Schiller von einer Beziehung seiner Familie zur Familie Schiller von Herdern und deren Wappen keine Ahnung hatte. Als der Dichter aufgefordert wurde, wegen des ihm zu verleihenden adeligen Wappens seine Wünsche auszusprechen, gibt er dem Geh. Hofrat Voigt unter Zurücksendung des Trierschen Wappenbuches am 12. Juli 1802 zur Antwort, daß er seinem bisher gebrauchten Wappen „gerne möglichst nahe bleiben möchte", und setzt hinzu: „Das wachsende Einhorn auf dem Helm ist auf dem Herzoglichen Wappen zu Parma und macht eine gute Wirkung. Es wird wohl kein Eingriff sein, sich desselben zu bedienen." (Vgl. die Akten und Briefe zur Adelsverleihung bei Adelbert Kühn „Schiller. Zerstreutes", I, 2, 120 ff.) So ist es denn erst die spätere Zeit, die auf den Einfall einer Verwandtschaft der schwäbischen Familie mit dem Geschlechte der Schiller von Herdern gekommen ist; daß aber die zur Erlangung der Gewißheit eines genealogischen Zusammenhanges mit der tirolischen Adelsfamilie nicht ohne Eifer unternommenen Schritte der Nachkommen Schillers (des Sohnes Karl und des Enkels Friedrich) „resultatlos" geblieben sind, hat mich Freifrau Mathilde von Schiller zu Stuttgart schon im Jahre 1883 brieflich wissen lassen.

Der einzige Anhaltspunkt, welchen jene Mutmaßung zu haben scheint, ist die nahezu völlige Uebereinstimmung des Wappens, das die Familie Schiller von Herdern führt, mit einem von Schillers Vater gebrauchten Petschaft. Nach Kneschke, Adelslexikon, Band 8, führt die Familie Schiller von Herdern einen der Länge nach geteilten Schild: rechts oben in Blau ist ein einwärts springendes, halbes (goldenes) Einhorn und unten in Gold ein schräglinker, blauer Balken; links in Silber ist eine mit der Spitze aufwärts schrägrechts gekehrte Pfeilspitze. Das Petschaft, mittelst dessen Schillers Vater im Jahr 1774 der Unterschrift unter den bei ber Aufnahme seines Sohnes in die Militärakademie ausgestellten Revers sein Siegel beidrückte, zeigt einen bis zur Hälfte der Länge nach gespaltenen Schild, der zur Rechten mit einem aufsteigenden halben Einhorn, im linken Feld aber mit einer gerade aufgerichteten Pfeilspitze geziert ist; die untere Hälfte des Schildes hat 2 breite Querbalken. Auf dem gekrönten (geschlossenen) Helm steht gleichfalls eine aufgerichtete Pfeilspitze, und die nämliche Pfeilspitze auf gekröntem (offenen) Helm zeigt eine mir vorliegende Abbildung des Wappens der Schiller von Herdern im alten Wappenbuch des Nürnberger Buchhändlers Paulus Fürst. Beide Wappen stimmen also sehr nahe überein (die Angabe meiner Schillerbiographie, Band I, S. 17, die Familie Schiller von Herdern führe

ein anderes Wappen, beruhte auf irriger Mitteilung aus der Schiller'schen Familie). Der Dichter selbst benützte vor 1802 einen Siegelstock mit dem nämlichen Wappen, das seine Eltern geführt hatten; er hatte sich ein eigenes Petschaft darnach stechen lassen. Mit der Verleihung des Adels erhielt er ein Wappen, das dem zuvor von ihm geführten angepaßt war: nach dem Reichs-Adelsdiplom d. d. Wien 7 Sept. 1802 hat es einen in gold und blau quergeteilten Schild mit einem „wachsenden" natürlich weißen Einhorn in der oberen und einem goldenen Querstreif in der unteren Hälfte. Auf dem Schilde ruht ein Turniershelm, der mit einem Lorbeerkranz geschmückt ist und auf dessen Krone das aufsteigende halbe Einhorn wieder erscheint (der Lorbeer kam zur Andeutung der Dichtergabe Schillers auf Vorschlag Voigts hinzu, vgl. Adelbert Kühn, Schiller, I, 2 127 und 128). Die Pfeilspitzen aber, die zusammen mit dem Einhorn das Abzeichen des Geschlechtes der Schiller von Herdern bilden, sind weggefallen.

Immerhin ist die vorhandene Uebereinstimmung merkwürdig, und daß das geschilderte Petschaft, dessen sich der Vater des Dichters 1774 bediente, nach einer das Wappen der Schiller von Herdern zeigenden Vorlage angefertigt wurde, muß man auf alle Fälle schließen. Nun spricht Hauptmann Schiller in jenem für den Sohn ausgestellten Revers von einem „angebohrenen" Petschaft, d. h. der Revers schließt mit den Worten: „Urkundlich unter unsern eigenhändigen Unterschriften und vorgedruckten angebohrenen Pettschaften" (worauf mit dem Datum die Namen des Vaters und der Mutter nebst rotem Siegelabdruck jenes einen Petschafts folgen); somit scheint es, daß hier ein Petschaft gebraucht war, das von alter Zeit her in der Familie sich forterbte, ein „Familienpetschaft". Eine zaghafte Bemerkung (wie sie Düntzer macht), daß man „vermuten möchte, beide Familien Schiller seien verwandt", läßt sich unter diesen Umständen nicht verübeln. Indessen erweist sich gerade die Annahme, daß Hauptmann Schiller beim Revers ein altes Familienpetschaft in Gebrauch genommen habe, für das genauere Wissen als Täuschung. Zu diesem Punkt hat mir Haffner auf Grund sorgfältigster Nachforschungen bedeutsame Aufschlüsse gegeben. Das nämliche Wappen, das dem Revers beigedrückt ist, findet sich auf Briefen des Vaters und der Mutter Schillers aus den späteren Jahren ihres Lebens, z. B. auf Briefen vom 6. August 1780, 17. Februar 1785, 20. August 1785; vor dem Jahr 1766 aber führte Kaspar Schiller ein anderes Siegel. In der Unterschrift des Ehevertrags zwischen Johannes Ganns, Bürger zu Murr, und dessen zweiter Ehefrau, der Wittwe des Johannes Schiller (seiner Mutter) gebraucht er unter dem 23. Nov. 1753 ein Wappen, das kein Einhorn und keine Pfeilspitze zeigt, sondern im Schild einen Zweig, an dessen Mittelstiel zur Rechten und Linken je 3 gestielte Blättchen oder Blüten sitzen, auf dem ungekrönten Helm aber einen Arm mit gezücktem Schwert, und dieses nämliche Siegel hat der Brief, den Kaspar Schiller unter dem 24. August 1766 aus Lorch an den Oberamtmann von Marbach schrieb. Demnach hat er

das Petschaft mit dem Einhorn und Pfeil zwischen 1766 und 1774 sich stechen lassen; jenes ältere mit dem sechsblättrigen Zweig aber ist offenbar dasselbe, das bei seiner eigenen Verheiratung im Jahr 1749 im „Zubringens-Inventar" als sein silbernes Petschaft aufgeführt ist. Man kann nun fragen, wie Hauptmann Schiller im Revers ein Petschaft, das er nicht ererbt, nicht aus der Familie hatte, als ein angeborenes bezeichnen konnte; einer bewußten Unwahrheit möchte ihn ja Niemand zeihen. Die Lösung dieses Rätsels ist einfach genug: Hauptmann Schiller hat, wie ich mich im Mai 1899 durch Prüfung des im kgl. Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrten Originals überzeugte, für den Revers ein ihm zur Ausfüllung übergebenes stehendes Formular benützt. Handschriftlich sind im Revers nur die auf „unsern Sohn" folgenden Worte: Johann Christoph Friedrich Schiller", sodann in der Unterschrift die Worte: „Ludwigsburg" — „23ten Septembris 1774" — „Johann Caspar Schiller Hauptmann bei dem Herzogl. General Lieut vom Stainischen Infanterie Regiment" — „Elisabetha Dorothea gebohrne Kodweißen"; alles Uebrige sammt dem Ausdruck „Unter unsern eigenhändigen Unterschriften und vorgedruckten angebohrenen Pettschaften" ist gedruckt, ist stehender Formulartext. Hiemit ist die letzte Stütze der Minor'schen Annahme zerknickt. Daß wir es aber bei dem Siegel des Reverses nicht mit einem Familienpetschaft zu thun haben, läßt sich noch weiterhin beweisen: wären die Vorfahren des Dichters im Besitze eines solchen und zwar im Besitze eines Wappens mit Einhorn und Pfeilspitze gewesen, so hätten sich desselben sicherlich auch andere ältere Familienmitglieder, nicht nur Kaspar Schiller, bedient. Der Bruder Kaspar Schillers aber, der Bäcker Johannes, setzt im Ehevertrag der Mutter vom Jahr 1753 ein Siegel bei, das eine Bretzel, über ihr eine Krone und über dieser die Buchstaben J. H. S. zeigt (vgl. v. Schloßberger „Neuaufgefundene Urkunden" S. 12, auch des nämlichen Autors Artikel in der Allgem. Ztg., Beilage Nr. 14 v. J. 1886), und der jüngere Bruder Jakob, der Schultheiß von Bittenfeld, der auch ein silbernes Petschaft sein Eigentum nannte, bedient sich eines Siegels, das nur zwei verschlungene undeutliche Buchstaben J. S. und darüber eine Krone zeigt. Es ist also nichts mit dem „Familienpetschaft".

Die Frage, wie Kaspar Schiller zu dem Wappen des Reverses und der Briefe aus den Jahren 1780 und 1785 gekommen ist, drängt sich nun freilich auf. Eine Nachricht fehlt uns; aber eine genügende Erklärung gibt wohl, was mir Haffner, als unser Briefwechsel zur Erörterung dieser Angelegenheit führte, geschrieben hat, und schwerlich wird sich jemals etwas Besseres darüber sagen lassen. Haffner bemerkt: „Allem Anschein nach" hat sich Kaspar Schiller „zwischen 1766 und 1774" das Petschaft mit dem Einhorn und der Pfeilspitze „von irgend einem der Wappenkünstler, die damals ziemlich verbreitet waren und bis weit in unser Jahrhundert hinein ihr Gewerbe auch auf Messen und Jahrmärkten ausübten, stechen lassen. Fast in jedem bürgerlichen Hause unserer Gegend findet man das Wappen der

Familie' unter Glas und Rahmen, von irgend einem Wappenmaler ‚auf Grund seines alten Wappenbuches' ausgefertigt, Stück für Stück zu ungefähr einem halben Gulden! Ob eine Verwandtschaft des Bestellers mit der im Wappenbuch vorkommenden Familie bestehe, wurde nicht gefragt, es genügte, wenn nur der Name gleich oder auch, wenn er nur „ungefähr gleich" war. So wird der Siegelstock Kaspar Schillers entstanden sein. Dem in allen Teilen pünktlichen und gewissenhaften Manne ist zwar nicht zuzutrauen, daß er blindlings annahm, was ihm so ein Wappenkünstler bot, aber nachdem er selbst sich überzeugt hatte, daß ein Schillersches Wappen mit Einhorn und Pfeil bestund, durfte er, nach damaliger Sitte, sich wohl auch ein solches stechen lassen . . . Daß Schillers Vater und dessen Bruder silberne Petschaften hatten, ist durchaus nichts Besonderes gewesen, dies war bei gereisten Leuten vom Schlage dieser Zwei etwas Gewöhnliches zu damaliger Zeit."

Bürgerliche Träger des Namens Schiller gibt es heute in vielen Städten Deutschlands, ohne daß an eine Verwandtschaft mit dem Dichter bei ihnen irgend Jemand denkt, und von adeligen Familien des gleichen Namens zählt Kneschkes Adelslexikon nicht weniger als sieben auf. Die Schiller von Herdern gehören zu ihnen. Das Gothaische Taschenbuch der freiherrlichen Häuser, Jahrg. 1878, gibt an, daß sie heute „Kleckler Schiller von Herdern" heißen, den Beinamen von Herdern oder „Herderer" von einer alten, ausgestorbenen schwäbischen Familie führen und 1605 in die Tiroler Adelsmatrikel eingetragen wurden; was bei Minor über die Belehnung des Leomann Schiller von Herdern mit Wäschenbeuren, über das Aussterben seiner Linie mit Marquard Sch. v. H. gesagt ist, findet sich ebenso im Gothaischen Taschenbuch. Neues und insbesondere bezüglich des Ursprungs dieses Geschlechtes Beachtenswertes hat zu willkommener Ergänzung der Haffnerschen Forschungen vor Kurzem ein Aufsatz des Amtsrichters Beck im Diöcesan-Archiv von Schwaben, Nr. 8 vom Jahr 1899, gebracht. Ihm zufolge war im 14. und 15. Jahrhundert im oberschwäbischen Städtchen Riedlingen an der Donau eine Patrizierfamilie Schiller ansäßig, die schon im Jahr 1338 durch Kaiser Ludwig den Baier den Adel erhalten haben soll. Aus ihr stammte Bernhard Schiller, 1494 an der Universität Freiburg im Breisgau Magister bei den Artisten, später angesehener Inhaber eines medizinischen Lehrstuhls ebendaselbst. Er besaß als Eigentum das sogenannte Weiherschloß bei dem der Stadt Freiburg gehörenden Dorf Herdern, und von diesem nannte sich die Familie fortan „Schiller von Herdern". Bernhards Sohn Joachim, geboren um 1500, widmete sich gleichfalls der Medizin und schrieb in seinem Fache mehrere Schriften (vgl. über ihn auch Zedlers Universallexikon, Band XXXIV vom Jahr 1742). Im Jahr 1539 ließ er sein Haus „zum Rechen" (heute das neue Rathausgebäude in Freiburg) umbauen, wobei in den (noch heute erhaltenen) Grundstein sein Wappenschild mit einem schrägen Pfeileisen im ersten und vierten Feld, einem Querbalken im zweiten und dritten Feld und einem wachsenden Einhorn über dem Schild eingemeißelt

wurde. Ein Sohn dieses Joachim Schiller war der 1531 geborene, am 25. Dez. 1611 zu Innsbruck gestorbene Leomann Schiller von Herdern, der 32 Jahre lang die Würde eines Kanzlers von Tirol bekleidete und zu Mühlau bei Innsbruck ein Haus, einen nachmals v. Sternbachschen Ansitz, bewohnte. Dessen Sohn Leomann erst ist es, der nach Beck im Jahr 1612 mit Wäschenbeuren belehnt wurde; er starb um 1468, „wie es scheint, ohne männliche Nachkommen" und hatte vermutlich zum Bruder den im Jahr 1628 zu Augsburg gestorbenen Advokaten Dr. jur. Adam Schiller. Was aus der Familie dieses Adam Schiller von Herdern geworden ist, hat sich, wie Beck hinzufügt, bis jetzt nicht erheben lassen. Mit wieviel Recht letztere Angaben dem Gothaischen Taschenbuch widersprechen, habe ich nicht zu untersuchen, von Belang aber ist hier, daß auch die genealogische Studie Becks, des Herausgebers des genannten Diözesan-Archivs, einen Zusammenhang der Familie Schiller von Herdern mit den Vorfahren des Dichters nicht findet und daß sie unter Zustimmung zu den Haffnerschen Nachweisen auch ihrerseits zu der Ueberzeugung gelangt, die Abstammung des Dichters vom Geschlechte der Schiller von Herdern lasse sich nicht festhalten.

Daß der Name Schiller „ursprünglich bairisch" sei und vor dem 15. Jahrhundert nur in Baiern vorkomme, ist eine von Minor wiederholte nicht stichhaltige Behauptung Birlingers; schon die schwäbischen Schiller zu Riedlingen reichen ins 14te Jahrhundert hinauf, und etymologisch verrät der Name nichts über den Ausgangspunkt der Familie (vgl. oben S. 16; für die Bedeutung Schielender — wohl die wahrscheinlichste Erklärung — und gegen Schwab spricht sich auch Birlinger aus, wobei jedoch zu Gunsten Schwabs zu sagen ist, daß dieser die im Texte seiner Biographie gegebene Deutung im Vorwort selbst zurückgezogen hat). Für die Abstammung des Dichters an den Meistersänger Jörg Schiller, der vor 1474 lebte, viele Lieder in Nürnberg drucken ließ und vielleicht ein Franke war, oder an Wolfgang Schiller (der um 1588 als Magister in Stuttgart genannt wird) zu erinnern, ist ein müßiges Spielen mit Namen, und völlig ins Kraut schießt die Genealogie, wenn sie mit Düntzer den heraldischen Blätterschmuck um den Schild des von Kaspar Schiller gebrauchten Petschafts als „Lorbeerblätter" und als Hinweis auf den Vorahnen (!) Jörg Schiller, den Meistersänger, zu deuten Lust hat.

Eine echtschwäbische Familie ist es, aus der Friedrich Schiller hervorgegangen ist; denn in altschwäbischem Gebiet liegen ihre Stammorte Neustadt, Waiblingen an der Rems und (nördlich von Waiblingen in einem Seitenthal des Neckars) Bittenfeld. Und einen Adel höherer Art, als ihn ein Kaiser verleihen kann, hat ihr der Dichter gegeben. Das bürgerliche Gewerbe aber, das sie erblich betrieb, ist das sonderlich ehrsame Bäckergewerbe: zum Mindesten 3 Ahnen, von denen der Dichter in gerader Linie abstammt, übten es aus, und rechnet man die blutsverwandten Schiller der Nebenlinien ein, so weiß die Stammtafel seiner Vorfahren von 10 Bäckern. Dem von Hause aus etwas träge rollenden Bäckerblut halfen sie (wie man in halbem Scherz bei-

fügen möchte) weise auf: aller Wahrscheinlichkeit nach besaßen sie im Remsthal, das ja um Stetten, Endersbach, Rommelshausen, Beutelsbach und auch um Neustadt und Waiblingen einen hochpreislichen Wein erzeugt, Weingüter, und wie der Regimentsmedikus Schiller zu Stuttgart einen guten Durst hatte, so wird schon sein Urgroßvater, der die Waiblinger Stadtküferstochter heiratete, kein Weinverächter gewesen sein. (Vgl. zu den schwäbischen Bäckerstuben S. 23.) Es war augenscheinlich ein aufgewecktes, rühriges und geachtetes Geschlecht, wie denn gerade jene 3 Ahnen nebenbei Gemeindeämter und -Würden bekleidet haben.

Die Verästelungen der Familie mit allen aus Kirchenbüchern und Rathausakten mir bekannt gewordenen Zeitbestimmungen ersieht der Leser aus der beifolgenden Stammtafel; ich hebe für die Reihe der unmittelbaren Vorfahren des Dichters hier nur Weniges hervor:

Der älteste erweisbare Ahne, Stefan Schiller, Bürger und Inwohner zu Neustadt, hat 3 Söhne: Hans Schiller, Weingärtner zu Neustadt, Stefan (der jüngere) Schiller zu Neustadt, Kaspar Schiller zu Waiblingen.

Der zweitälteste Ahne, Kaspar Schiller, Bäcker und Gerichtsverwandter zu Waiblingen, hat gleichfalls 3 Söhne: einen im Kindesalter verstorbenen Hans Kaspar, den als Bäcker und Gerichtsbeisitzer zu Bittenfeld verstorbenen Hans Kaspar Schiller und den Bäcker Georg Schiller zu Waiblingen (dessen Sohn Johann Kaspar durch Verheiratung Bäcker in Marbach wird).

Der drittälteste Ahne oder der Urgroßvater des Dichters, der als Bäcker und Gerichtsbeisitzer zu Bittenfeld verstorbene Hans Kaspar Schiller, hat 6 Kinder, nämlich 3 Töchter und die Söhne: Jörg, Bäcker zu Bittenfeld (dessen Sohn Hans Georg die Steinheimer Linie gründet), Michel, Schuhmacher zu Bittenfeld, und Johannes Schiller, Bäcker und Schultheiß („praetor“) zu Bittenfeld.

Der Großvater des Dichters, der Bäcker und Schultheiß Johannes Schiller zu Bittenfeld, hat 8 Kinder. Ihre Zahl und Lebensdata hat unter Mitwirkung der jetzigen Bittenfelder Geistlichen Haffner erst allmählich vervollständigt, wozu seine Auffindung der Erbteilung des Michel Schiller wie auch des Gannsischen Ehevertrags wesentlich beitrug. Die Namen der sämmtlichen Kinder sind: Christina, verheiratete Blumhardt in Neckarrems, Sibylla, verheiratet an den Informator Männer in Stuttgart, Magdalena, verheiratet an den Stadtboten Häberle in Ludwigsburg, Johannes, Bäcker in Bittenfeld, Susanna Maria, als verwittwete Kayser wiederverheiratete Brust in Bittenfeld, Kaspar (Vater des Dichters), Jakob, Schultheiß in Bittenfeld, Margareta, verheiratet an den Fischer Stolpp in Marbach. Der ebengenannte Johannes Schiller wurde der Stammvater der Familien Schwinghammer (in Ludwigsburg) und Sattelmaier; auch Nachkommen Häberles sind heute noch vorhanden (vgl. hiezu den Artikel Otto Schanzenbachs im Abdruck der Frankfurter Zeitung vom 7. Okt. 1887. Zum Namen Häberle schreibt mir Prof. Schanzenbach, daß er in den Kirchenbüchern mit der Form Häberlen abwechsle;

Häberlen gelte für vornehmer, die Form Häberlin für noch feiner. Die Aussprache im Volksmund sei durchaus die gleiche: —le).

Jakob Schiller, der Schultheiß von Bittenfeld, war nicht, wie Minor angibt, der älteste Sohn des Johannes Schiller, sondern der jüngste; er lebte von 1727—1799. Ueber diesen Onkel des Dichters hat Haffner bei seinen Nachforschungen in Bittenfeld nebenher manches Interessante gefunden. Laut seiner „Beibringens"-Beschreibung v. Jahr 1752 war er „als Beckerpursch" in die Fremde gezogen, hatte sich unter die holländischen Schiffssoldaten aufnehmen lassen — es sind also 3 Angehörige der Familie Schiller, die uns zeitweise in den Niederlanden begegnen — hatte es sogar zu Offiziersstellungen gebracht und war nach eilfjähriger Abwesenheit mit einem hübschen Stück Geld und nicht geringem Silbergeschmeide in die Heimat zurückgekehrt. Als Schultheiß that er für die Gemeinde viel: er kaufte z. B. 1777 das Bittenfelder Schloß mit sämmtlichen Gütern und verkaufte es wieder an 20 Bürger. Augenscheinlich war er eines der hervorragendsten Glieder der Familie Schiller. Ein guter Haushalter, hat er ein namhaftes Vermögen hinterlassen; mit seiner weit sich verzweigenden Nachkommenschaft aber, Kindern und Enkeln, gingen Wohlstand und Ansehen zurück. —

Das Stammhaus der Schiller'schen Familie in Bittenfeld hat Haffner unter Mitbemühung des dortigen k. Pfarrers Rippmann, des Vikars Rippmann und des Schultheiß Läpple Ende Dezember 1898 aufgefunden. Man hatte im Ort das Haus Nr. 38 dafür gehalten; aus den Bittenfelder Kaufbüchern aber und den Erbteilungsakten des Michel Schiller und des Jakob Schiller ging hervor, daß dieses Haus dem Michel Schiller gehörte und erblich an den Hauptmann Schiller und den Schultheiß Jakob Schiller, der es 1792 bezog, gekommen ist. Zuvor jedoch hatte der Letztere ein Bäckerhaus inne, das er schon 1752 von seiner Mutter, weil diese in Murr eine zweite Ehe einging, erkaufte. Es hat die Nummer 39, steht gegenüber dem Rathaus an der Hauptstraße als Eckhaus und sein jetziger Besitzer ist Adolf Pfleiderer, Sonnenwirt. Dieses Haus erbauten Schillers Großeltern, und in ihm ist der Vater des Dichters geboren. Ein Eckstein bestätigte, was die schriftlichen Urkunden überliefert hatten: eine ausgemeißelte Bretzel fand sich an ihm, und als man die dicke Tünche abkratzte, kam, in den Stein gehauen, zum Vorschein die Inschrift: „Johannes Schiller, 1721." —

Bei Schillers Vater trage ich gerne noch nach, daß der Klosterbarbier in Denkendorf, bei dem er 1738 in die Lehre kam (vgl. oben S. 18), Fröschlin hieß und der damalige Klosterpropst Weissensee. In Backnang war er bei dem Barbier Scheffler, in Lindau bei dem Chirurgus Seeliger als Gehilfe „in Condition". Aus dem Erbteilungsakt des Michel Schiller vom 7. August 1756 geht hervor, daß Kaspar Schiller, damals Fourier im Regiment Prinz Louis, bei der Teilung in Bittenfeld anwesend war. Nach den von der „Neuen Züricher Zeitung" im Juli 1899 veröffentlichten „Erlebnissen" eines Schweizers, des chirurgien-Major Emanuel Schneider, der während

des siebenjährigen Krieges in würtembergischen Diensten stand, soll Elisabeth Dorothea Schiller ihren Gatten (im Jahr 1760) im Winterquartier zu Würzburg besucht haben; diese mit andern Zeugnissen in Widerspruch stehende Angabe bedarf jedoch noch sehr der Prüfung (vgl. den Artikel im „Schwäb. Merkur" vom 19. Juli 1899).

In Sachen der Genealogie der Familie Schiller ist Ernst Müllers Buch „Schillers Mutter" von Minors Irrtümern abhängig, bezüglich der Vorfahren der Elisabeth Dorothea Kodweiß aber ergänzt es in einigen Punkten die Angaben der „Urkunden" Schwabs. Als das Todesjahr des ältesten bekannten Vorfahren, des Bäckers und Bürgermeisters Johann Kodweiß (vgl. oben S. 23), nennt es das Jahr 1698, als die Ehefrau seines gleichnamigen Sohnes, des im Jahr 1745 gestorbenen Marbacher Bäckers und Bürgermeisters Johann Kodweiß nennt es Anna Elisabeth, geborene Uschalk, als das Todesjahr der letzteren 1740. Mit Recht bemerkt Müller, daß die Familie schon längere Zeit in Marbach ansässig gewesen sein müsse, bevor eines ihrer Glieder die Bürgermeisterwürde erreichen konnte.

Der Vater der Mutter Schillers, Georg Friedrich Kodweiß, ist am 4. Juni 1698 geboren. Von seiner Ehefrau Anna Maria heißt es in allen Biographien, sie sei eine geborene Mautz von Lohrach-Hof gewesen. So schien ja in Kaspar Schillers curriculum vitae, wie es in dem von Emilie von Gleichen-Rußwurm und Alfred von Wolzogen herausgegebenen Buche „Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" zum Abdruck kam, ihr Schwiegersohn selbst geschrieben zu haben. Auch Ernst Müllers Biographie der Mutter Schillers wiederholt diese Angabe und setzt noch hinzu, der Lohrach-Hof sei der Stadt Marbarch „benachbart". Mir schien die Namensform „Lohrach-Hof" nicht ganz geheuer, weßhalb ich im Frühjahr 1899 Haffners Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkte. Haffner schrieb mir zurück, einen Lohrachhof gebe es in Würtemberg nicht, er werde Erhebungen anstellen. Bald nachher erhielt ich von ihm die Auskunft, der richtige Name des Hofes sei Nörachhof (oder Nöhrachhof) und der elterliche Name der Frau sei nicht Mautz, sondern Munz oder Monz; der Nörachhof liege bei Kleinaspach und Rietenau und nach Auskunft des Kleinaspacher Pfarrers stehe im Taufbuch der Gemeinde Rietenau, daß Anna Maria, Tochter des Johannes Monz, Inwohners auf dem Hof Nörach, am 25. Jan. 1698 getauft worden sei, im Ehebuch der gleichen Gemeinde aber, daß Anna Maria, Tochter des Johann Munz, Inwohners auf dem Nörachhof, sich am 3. Nov. 1722 mit Friedrich Kodweiß, Bäcker zu Marbach, verehelicht habe. Ohne Zweifel ist die richtige Namensform Munz, während „Monz" der schwäbisch-nasalen Aussprache des Volksmunds entspricht. Die Herausgeber des Buches „Schillers Beziehungen" aber haben, wie ich mich nachher mit Haffner in Marbach persönlich überzeugte, das Original des „curriculum vitae meum" unrichtig gelesen. —

Eine Stammtafel der Nachkommen Schillers wird im dritten Band dieses Werkes folgen.

Register zum ersten Bande.

Druckfehlerverzeichniß.

S. VI der Vorrede, Z. 7 v. u. lies: die ästhetische Begabung Hoffmeisters — statt: Hoffmeisters ästhetische Begabung.
S. XII der Vorrede, Z. 28 lies: Direktion — statt: Direktorium.
S. 11, Z. 9 ist „und“ zu streichen.
S. 18, Z. 13 v. u. lies: Propst — statt: Probst.
S. 20, Z. 2 v. u. lies nach „und“: Heiratspläne.
S. 20, Z. 2 v. u. ist an Stelle des Strichpunkts ein Doppelpunkt zu setzen.
S. 40, Anm. lies: Neugestaltung — statt: neuen Ausgabe.
S. 42, Z. 9 v. u. ist vor „Baden“ ein Komma zu setzen.
S. 52, Z. 2 v. u. lies: restlos — statt: rastlos.
S. 103, Z. 13 lies: luxuriöse — statt: lukubröse.
S. 116, Z. 17 ist „sich“ nach „gerade“ zu streichen.
S. 140, Z. 10 lies: 1793 — statt: 1794.
S. 175, Z. 7 v. u. lies: 74 — statt: 78.
S. 244, Z. 4 v. u. lies: Lengefeld — statt: Wolzogen.
S. 269, Z. 7 lies: Hookes — statt: Hooks.
S. 285, Z. 23 lies: Freunde — statt: Freude.
S. 294, Z. 13 lies: die auf dem Grabstein der Witwe Mozarts — statt: die auf Mozarts Grabstein.
S. 329, Z. 23 lies: Mandelsloh — statt: Mandelslohe.
S. 344, Z. 2 v. u. lies: 1767 — statt: 1766.
S. 357, Z. 8 v. u. lies: zwar — statt: freilich.
S. 382, Z. 7 lies: Jakob — statt: Jabob.
S. 408, Z. 8 lies: verirrten — statt: verirten.
S. 416, Z. 17 lies: Drittel — statt: Viertel.
S. 423, Z. 9 v. u. lies: wurde sie veröffentlicht — statt: scheint sie veröffentlicht worden zu sein.
S. 428, Z. 22 ist nach „Vischer“ ein Komma zu setzen.
S. 437, Z. 1 v. u. lies: 14 — statt 24.
S. 463, Z. 6 v. u. ist nach „Tritt“ ein Ausrufungszeichen zu setzen.
S. 483, Z. 5 lies: Weissensee — statt: Weisensee.
S. 512, Z. 17 lies: herzoglichen — statt: herzöglichen.
S. 525, Z. 12 v. u. lies: einst — statt: nicht.
S. 548, Z. 18 lies: Scharffenstein — statt: Voigeol.
S. 558, Z. 26 lies: J. B. — statt: J. J.
S. 560, Z. 24 lies: renne — statt: renn.
S. 567, Z. 12 v. u. lies: einen — statt: einem.
S. 568, Z. 7 lies: von — statt: vom.
S. 582, Z. 4 lies: Doktordissertation — statt: Doktorsdissertation.
S. 682, Z. 5 lies: Rosenplüt — statt: Rosenblüt.
S. 780, Z. 25—26 ist „Rubinelli und“ zu streichen.
S. 782, Z. 5 lies: Krimmel — statt: Krimml.
S. 786, Z. 8 ist nach „vom“ einzuschalten: Wesen des.
S. 830, Z. 5 lies: Rehfues — statt: Refues.
S. 836, Z. 12 lies: bittrer — statt: bitterer.
In der Stammtafel lies: Stadtboten — statt: Stadtbote.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

fel I

ren bis hera

ler,
50,
Schul-

hristina,
5. Okt. 1648.
Okt. 1648.

He
geb

Georg (Jörg) Schiller,
Bäcker zu Waiblingen, geb. 30. Juni 1651,
† ?, verheir. am 18. April 1676 zu Waiblingen
mit Anna Margareta, Tochter des Baders
Knaus zu Urbach.

Hans Mic
Schuhmacher
geb. 29. Sept
feld, verh. a
† kinderlos z
16. J

ar Schiller,
11. Jan. 1683 zu Waib-
1740 in Marbach,
rbach mit Maria Dorothea
, Tochter des Marbacher
odocus Müller.

Johannes Schiller,
geb. 9. Mai 1684.

na,
1716,
Georg
tbote
urg.

Joh
Sch
Bäcker
feld, geb
1718 in
† das
3. Ma

nn Friedrich Schiller,
Marbach am 15. Juli
† 31. Juli 1731.

Elisabetha,

Regine,

4 weitere in frühem Alter verstorbene Kinder.

Johan
Sch
geb. Ja
Stammvat
lien Schw
und Sa